iss

ichte

2

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Dr. J. B. Weiß

o. ö. Professor der Geschichte an der k. k. Universität in Gratz.

Sechster Band.

Das achtzehnte Jahrhundert.

2. Hälfte.

Der östreichische Erbfolgekrieg. — Der siebenjährige Krieg. — Nordamerika. — Ostindien.

Wien 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Historische Werke

aus dem Verlage

von W. Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien.

Von demselben Verfasser:

Janko, W. Edler von. Wallenstein. Ein Charakterbild im Sinne neuerer Geschichtsforschung auf Grundlage der angegebenen Quellen. In drei Büchern. gr. 8. 1867. 2 *fl.* — 4 *M.*

— — **Lazarus Freiherr von Schwendi,** oberster Feldhauptmann und Rath Kaiser Maximilian's II. Nach Original-Acten des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives, der Archive der k. k. Ministerien des Innern, der Finanzen und des Krieges. Mit Schwendi's Bildniß. 8. 1871. 2 *fl.* — 4 *M.*

Ipolyi, Arnold, Bischof von Neusohl. **Geschichte der Stadt Neusohl.** Eine culturgeschichtliche Skizze. Aus dem Ungarischen übersetzt von Dr. Adolf Dux. gr. 8. 1875. 1 *fl.* 20 *kr.* — 2 *M.* 40 *Pf.*

Klinkowström, Clemens von, Archivar im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archiv. **Aus der alten Registratur der Staatskanzlei.** Briefe politischen Inhalts von und an Friedrich von Gentz, aus den Jahren 1799 bis 1827. Mit geschichtlichen Anmerkungen. gr. 8. 1870. 2 *fl.* — 4 *M.*

Klopp, Onno. Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 1.—4. Band gr. 8. 1875, 1876. 15 *fl.* 50 *kr.* — 31 *M.*

Kremer, Alfred von, Hof- und Ministerialrath im k. k. Ministerium des Aeußern. **Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen.** 2 Bände. gr. 8. 1875, 1877. 12 *fl.* — 24 *M.*

Kuenzel, Dr. Heinrich, weil. großh. hessischer Hofrath in Darmstadt. **Leben und Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt,** des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar. Ein Beitrag zur Geschichte des spanischen Successionskrieges, zur Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts und zur hessischen Landesgeschichte. Nach den im britischen Museum und den Archiven zu London, Darmstadt, Wien, Paris, Madrid, Lissabon, Venedig und im Haag, von Gibraltar und Barcelona, Stuttgart und im fürstlich öttingen'schen Archive zu Wallerstein befindlichen Originalpapieren. Mit dem Bildniß des Landgrafen Georg und einer Karte von Gibraltar. Neue mit einer Biographie des Verfassers vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1877. 4 *fl.* — 8 *M.*

Lorenz, Dr. O., Professor an der k. k. Universität in Wien. **Josef II. und die belgische Revolution.** Nach den Papieren des General-Gouverneurs Grafen Murray. (1787.) gr. 8. 1862. 60 *kr.* — 1 *M.* 20 *Pf.*

— — **Deutsche Geschichte im XIII. und XIV. Jahrhundert.** 2 Bände in 3 Abtheilungen. gr. 8. 1864—1867. 10 *fl.* — 20 *M.*

— — **Geschichte König Ottokar's II. von Böhmen** und seiner Zeit. gr. 8. 1866. 7 *fl.* — 14 *M.*

Loserth, J. Die Geschichtsquellen von Kremsmünster im XIII. und XIV. Jahrhundert. Mit einem Vorwort von Ottokar Lorenz. gr. 8. 1872. 1 *fl.* 30 *kr.* — 2 *M.* 60 *Pf.*

Mayer, Dr. Franz, Professor an der steierm. l. Oberrealschule in Graz. **Geschichte Oesterreichs,** mit besonderer Rücksicht auf Culturgeschichte. 2 Bände. gr. 8. 1874. 5 *fl.* — 10 *M.* In Leinwand gebunden: 7 *fl.* — 14 *M.*

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Dr. J. B. Weiß

o. ö. Professor der Geschichte an der k. k. Universität in Gratz.

Sechster Band.

Das achtzehnte Jahrhundert.

2. Hälfte.

Der östreichische Erbfolgekrieg. — Der siebenjährige Krieg. — Nordamerika. — Ostindien.

Wien 1877.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

bevor um unserer Sünde willen! Auf Gottesdienst achten wir nicht, leben alle in Uebermuth und Jeder thut, was ihm gelüstet. Wollte Gott, ich wäre in ein Karthäuserkloster gezogen, mir wäre um viel besser. Gott kehre den Jammer dieses armen Landes ab. Mit Gottes Hilfe ist es durch unsere Vorfahren von den Heiden gewonnen. Sehet zu, daß man es durch Gottes Verhängniß, durch Uebermuth nicht wieder verliere. Gott erbarme sich seiner." — Welch' schwer wiegende Worte!

Und doch wählte man trotz der Warnung des edlen Meisters seinen Vetter, Ludwig
aber — welche Neuerung! — gegen eine Wahlcapitulation *). Der künftige von Erlichs-
Meister solle nicht sich allein, sondern dem ganzen Orden huldigen lassen; er hausen.
solle keinem Gebietiger oder Amt von seinen Zinsen oder sonstigem Einkommen Wahl-
Etwas entziehen, auch auf die Gebietiger oder Ordensbrüder keinen Schoß aus- capitulation.
setzen ohne Wissen seines innersten Rathes. Jeder Gebietiger solle künftig seine Amtsleute selbst anstellen. Keinem Ordensbruder solle der Meister sein Geld oder Gut mit Gewalt nehmen dürfen. Gegen Ordensbrüder sollen nur Ordensbrüder, nie weltliche Leute zeugen dürfen! — Was voraus zu sehen war, geschah. Schon bei der Huldigung kam es zu Streitigkeiten. Der Argwohn, daß Ludwig von Erlichshausen (1447—67), von einer feindlichen Partei im Orden getrieben, versteckte Absichten verfolge, brachte das ganze Land in volle Bewegung. Der Meister und die Gebietiger mußten sich bequemen, daß die Stände nur den Eid leisteten, den sie selbst vorzuschreiben kühn genug waren. Sie zeigten sich entschlossen, den Bund unter keinen Umständen aufzugeben, und drohten mit bewaffneter Selbsthilfe. Auch der Ausspruch eines päpstlichen Legaten, daß die Theilnahme am Bund eine Todsünde sei, nützte so wenig, als das Ermahnungsschreiben des römischen Königs, der Bund streite gegen geistliches und weltliches Recht **). Im Kulmerland wurde Jeder für ehrlos erklärt, der aus dem Bunde austreten würde. Bald kamen Nachrichten von bedenklichen Rüstungen aus Polen, und daß der König die Partei des Bundes gegen den Orden ergreifen wolle. Schnell war die Spaltung unheilbar und die Gährung immer wilder, und 1452 ging in der That eine Gesandtschaft nach Krakau, den König von Polen zu bitten, daß er die Bundesverwandten in Preußen in seinen Schutz und Schirm nehme. Sie erhielten bereitwillige Zusage.

König von Polen war nicht mehr Wladislaw III. (VI)., der älteste Sohn Wladislaw III.
Jagellos, welcher seinem Vater 1435 nach stürmischer Wahl folgte und, weil er noch zu jung war, eben so viele Vormünder hatte, als er Provinzen besaß. Seine Regierung war keine glückliche für Polen. Der Oheim Swidrigal fiel ein Mal über das andere in das Land, bis er 1437, von den Polen geschlagen, auch Litthauen verlassen mußte. Wie Wladislaw VI. 1440 als Ladislaus IV. zum König von Ungarn gewählt wurde und wie er, erst 20 Jahre alt, am 10. November 1444 in der Schlacht bei Varna, nachdem er wie ein Held gestritten, gegen Murad den Tod fand, ist schon früher erzählt worden ***). Sein jün-
gerer Bruder, Kasimir (II.) IV., bisher Großfürst von Litthauen, wurde 1445 Kasimir IV.
zum König von Polen gewählt. Er hatte keine Liebe zu Polen, lehnte anfangs die

*) Voigt, VIII. 199 ff.
**) Voigt, VIII. 220 ff.
***) B. III. S. 1007.

Wahl ab, bereute dies aber, als man einen Andern wählen wollte, und ließ sich 1446 zum zweiten Mal wählen und am 14. Juli 1447 zu Krakau krönen. Schwach und leichtfertig, war Kasimir der großen Rolle, die er bei den damaligen Wirren im Osten Europas hätte spielen können, nicht gewachsen. Sein Herz hing an Litthauen, mit den Polen war er die fünfzig Jahre seiner Regierung in stetem Streit. Sein ganzes Streben ging nur dahin, die Erbländer seines Hauses von Polen loszureißen und Litthauen zu vergrößern. Die Polen waren klug genug, Manches zu ertragen, nur damit die Einheit des Reiches nicht zerrissen werde. Begreiflich, daß sie das Angebot der Aufständischen gegen den Orden mit beiden Händen annahmen und nach Kräften die Spaltung zwischen dem Orden und dem Bunde zu erweitern suchten.

Eigentlicher Schiedsrichter zwischen Beiden war der Kaiser, aber die Kaiser Friedrich. Bündischen rühmten sich, Friedrich III. habe ihrem Verfahren die Zustimmung ertheilt. Begreiflicherweise wandte sich der Hochmeister an den Kaiser. Zwei ausgezeichnete Rechtsgelehrte, Peter Ricora, Probst zu Wetzlar, und Gregor Heymburg aus Nürnberg, führten seine Sache am Kaiserhof. Friedrich III. erklärte es als eine Lüge, daß je eine Bestätigung des Bundes von ihm ausgegangen sei. Am 1. December 1453 erfolgte in Wien des Kaisers Spruch gegen den Bund. Nun hieß es aber bei diesem, man werde seine Beschlüsse Hans von Baisen. mit dem Schwert erhalten, und ein abtrünniger Bruder, Hans von Baisen*), ein Abenteurer, der die Sache der Ritter für verloren hielt, im Orden nur der lahme Basilisk oder der lahme Drache genannt, eilte im Namen des Bundes Angebot an Polen. nach Krakau und sprach vor Kasimir IV. und seinen Großen: „Weil Lande und Städte in Preußen von alten langen Jahren her durch mannigfaltiges Unrecht bedrückt worden, so sind alle einträchtlich zu Rath gekommen, solche Gewalt und solches Unrecht von den Kreuzigern ferner nicht zu dulden. Weil aber das Land Preußen von Alters her in die Herrschaft der Kreuziger daselbst aus der Krone Polen ausgegangen ist, und die Kreuziger selbst noch den König für einen Patron erkennen, so hat Keiner billigeres Recht zu dem Lande, als seine königliche Gnade. Deßhalb haben alle Lande und Städte Preußens den König zu ihrem rechten Herrn erkoren und bitten ihn, daß er sie wieder in seine Herrschaft aufnehmen und ihr Herr sein wolle, wie ihm solches mit Recht gebührt." — Als die Großen erklärten, der König habe zum Lande Preußen Annahme. vollkommenes Recht, so versprach Kasimir IV. dem Bundesgesandten, fortan der Bedrängten Schutzherr und König zu sein.

Krieg. Auf diese Antwort hin traf man im Lande überall Anstalten zum Krieg**). Alle Vermittlungsversuche des Hochmeisters schlugen fehl, seine Berufung an den Glauben und die Ehrenhaftigkeit Kasimirs IV. war vergebens. 1454 begann der Krieg mit einem listigen Anschlag auf Thorn: drei Gebietiger, die man als

*) Voigt, VIII. 321 ff.
**) Voigt, VIII. 354 ff.

Friedensunterhändler vom Hochmeister erbeten hatte, wurden treulos gefangen gesetzt und mißhandelt. Am 4. Februar 1454 wurde dem Hochmeister Gehorsam und Huldigungseid aufgekündigt. Die Burg zu Thorn mußte nach muthigem Widerstand, wegen Mangels an Vertheidigern und Lebensmitteln übergeben werden. Ein Feuer auf der Spitze des höchsten Thurmes zeigte an, daß der Anschlag gelungen sei, und alsbald loderten Flammen von Thurm zu Thurm im Land, und in wenig Tagen waren 13 Burgen genommen. Danzig fiel durch Verrath. In Elbing warf der Hauscomthur den Ordensmantel von sich und vereinigte sich mit dem Volk. Die Hauptstraße nach Deutschland wurde gesperrt, von keiner Seite her erhielt der Hochmeister Hilfe. In der Noth verkaufte er dem Kurfürsten von Brandenburg die Neumark für 40.000 fl. rheinisch auf Wiederkauf, aber Unterstützung kam auch von da keine. Die verzweifelte Lage des Ordens meldete der Meister nach Deutschland: „Die Verräther wollen unsern Orden ganz aus dem Lande vertreiben, darum ihr ehrwürdigen edlen Fürsten und Herren sehet an die Beleidigung eurer deutschen Nation und eurer Voreltern Pflanzung, das sind die Brüder unsers Ordens; sehet an die Zertrennung und Verderbniß eures trefflichen Eigenthums und Hospitals, das sind diese Lande, die eure Eltern dem deutschen Adel zu Zucht und Trost, Gott dem Herrn und Maria, der reinen Magd, zu Ehren und dem Christenthum zum Schirm aus der Gewalt des heidnischen Volkes mit so schwerer Arbeit und Blutvergießen gewonnen haben. Lasset es euch leid sein und erbarmt euch solchen Jammers, Gedränges und solcher Noth. Kommet uns eilig mit eurer Macht zu Hilfe!" — Ergreifende Mahnung — doch in welcher Verwirrung war damals das an Männern und Eisen so reiche Deutschland! Hilferuf.

Der König von Polen dagegen erließ am 22. Februar 1454 die Kriegserklärung, worin er allerhand unerhebliche Gründe vorbrachte, um auf den Orden die Schuld des Friedensbruches zu werfen. In einer Urkunde vom 6. März nahm er die Bewohner Preußens als Unterthanen in seine Herrschaft auf: sie sollten an allen Rechten und Freiheiten der Krone Polen, auch an der Wahl und Krönung des Königs Theil haben und nie von der Krone entfrembet werden; alle Aemter und Würden sollten nur an Eingeborne gelangen, und die Wahl der bisher im Lande bestehenden Rechte, des Kulmischen, Magdeburgischen, Preußischen sollte Jedem frei stehen. Im Mai 1454 kam der König mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Heerschaar in's Land. In Elbing empfing er die Huldigung. Er selber nahm die Eroberung von Konitz auf sich, die Danziger die Belagerung von Marienburg, wo kein Tag ohne Gefecht vorüber ging. Stuhm fiel nach längerer Belagerung. Daß aber die alte Tapferkeit noch im Orden lebte, zeigte die Schlacht bei Konitz, September 1454, in der die Polen in solcher Mehrzahl waren, daß sie prahlten, es bedürfe nur des Peitschenknalles ihrer Fuhrleute, um den kleinen feindlichen Haufen auseinander zu sprengen. Am Abend lagen ihrer 3000 erschlagen auf dem Walplatz, darunter 31 Woiwoden und Hauptleute. Viele der Vornehmsten, unter ihnen auch der Kanzler, wurden gefangen. Mit Mühe rettete sich der König auf der Flucht. Die Reichsfahne, alles Geschütz und Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Die erbeuteten Lebensmittel versorgten Konitz auf zwei Jahre. Nun ward auch Marienburg wieder frei. Manche Burgen und Städte gingen wieder zum Orden über, nur die großen Städte, darunter Danzig, blieben dem König treu und baten ihn, er möge nicht verzagen, sie wollten bei ihm bis auf den letzten Mann ausharren mit Leib, Gut und Blut, und sie hatten große Mittel. Der König kam um Martini schon wieder mit einer Streitmacht von 60.000 Mann. Von allen Seiten her verlassen, hatte der Hochmeister sich genöthigt gesehen, an Führer von Söldnerhaufen Schlösser,

Kasimir IV. — Konitz. — Söldner verkaufen das Land.

Lande, Städte und Leute zu verpfänden. Dieses Versprechen wurde verhängnißvoll, denn als die ausbedungene Frist verstrichen war, hatte der Hochmeister noch kein Geld, um die Söldner auszulohnen, sie gaben ihm nur auf vieles Bitten 1455 eine neue Frist bis Georgitag. Er mußte ihnen dagegen das Versprechen ausstellen, daß im Falle der Nichtbezahlung es ihnen gestattet sei, durch Veräußerung des Haupthauses Marienburg und der Lande Preußen sich selbst zu befriedigen, alles dieses nach ihrem Willen zu verpfänden und zu verkaufen, an wen sie wollten, und sie nahmen ihn beim Wort. Im November verhandelten sie wegen Verkaufs des von ihnen besetzten Ordenslandes mit dem König von Polen selber. Am 15. August 1456 wurden eine Reihe von Städten und Schlössern, welche durch deutsche Hauptleute besetzt waren, darunter Allenstein, Friedland, Marienburg um 436.000 fl. an Polen abgetreten *). Der Hochmeister selber war in Marienburg wie ein Gefangener behandelt; die Ordensbrüder wurden, wenn sie in die Kirche gingen, von den Söldnern mißhandelt, oft ihrer Kleider beraubt, ihnen die Bärte ausgerissen. Auf den Hochmeister selber wurde ein Mordanfall gemacht. Jeder Tag war für ihn voll Angst und Qual. Endlich ward er durch „schalkhafte Buben und ehrvergessene Bösewichter" unter Schmach und Mißhandlungen aller Art nach Königsberg gebracht und Marienburg, das 146 Jahre her der Hauptsitz des Ordens gewesen war, wurde jetzt der Aufenthaltsort eines polnischen Statthalters **).

Der Hochmeister.

nach Königsberg.

Elend des Krieges.

Der Krieg zog sich 13 Jahre hin, und die Art, wie ihn der König von Polen führte, zeigt, daß er wenig Befähigung besaß, sonst hätte er, da dem Orden keinerlei Hilfe mehr aus Deutschland zukam, viel schneller zum Ziele kommen müssen. Er hatte viele Krieger, aber wenig Feldherrntalent, noch weniger Thatkraft. Die Ordensritter bewiesen eine heldenmüthige Tapferkeit bis zum letzten Augenblick, aber ihrer wurden immer weniger, und die Söldner, die sie nicht bezahlen konnten, wurden immer trotziger und führten den Krieg wie Räuber. So schien der Orden nicht leben und nicht sterben zu können. Einmal erhob sich die Stadt Marienburg unter ihrem heldenmüthigen Bürgermeister Bluhme gegen das Schloß, welches den Polen gehörte, und wehrte sich lange auch gegen ein Belagerungsheer nach außen, bis die Stadt nach 20 Wochen dem Hunger erlag. Ein Gericht rachgieriger Feinde verurtheilte den Bürgermeister zur Enthauptung***). Bei Zarnowitz fand am 14. September 1463 die letzte größere Schlacht statt. Am Abend lagen 2000 vom Ordensheer todt auf der Walstatt. Jetzt kam es nur noch zu kleineren Kämpfen, in denen aber das Land so verwüstet wurde, daß ein Zeitgenosse sagt: „So weit das Auge zu sehen vermag, ist kein Baum und kein Strauch mehr, an dem man eine Kuh anbinden kann." Ritter und Volk hatten kaum Kleider, ihre Blöße zu decken, und mußten von Kräutern und Wurzeln sich nähren. In manchen Städten starben im Winter täglich 10—20 Menschen den Hungertod. Von 21.000 Dörfern, die man vor dem Kriege im Lande zählte, waren 1466 nur noch 3013 vorhanden, 1019 Kirchen lagen verwüstet da. An fremdem Söldnervolk sollen im ganzen Krieg 90.000 Mann geblieben sein, eben so hoch schätzt man die gefallenen Bürger und Bauern. Der Orden konnte am Anfang des Krieges ein Heer von 71.000 Mann aufstellen, jetzt hatte er deren noch 1700. Als man dem König Kasimir IV. eine Berechnung der Kriegskosten und der Menschenopfer vorlegte, rief er seufzend aus: „Das ganze Land ist fürwahr nicht so viel werth, als es christliches Blut und Geld gekostet hat!" Alle

Marienburg.

Zarnowitz.

*) Voigt, VIII. 480—500.
**) Voigt VIII. 513 ff.
***) Voigt, VIII. 534 ff. 587 ff.

Ordenshäuser waren tief verschuldet. Der Widerstand konnte nicht fortgeführt werden. Einzelne Comthure schlossen nothgedrungen mit den Polen ein Abkommen.

Deutschland schien den Orden vergessen zu haben. Nur Papst Paul II. nahm sich seiner noch an und dem Eifer seines Legaten, Bischofs Rudolf von Lavant, hatten es die Ritter zu verdanken, daß die Bedingungen des Friedens nicht härter waren. Tief von Gram und Sorge gebeugt, im ärmlichen Aufzug erschien der Hochmeister vor dem König in Thorn und schloß hier am 19. Oktober 1466 den Frieden*) dahin ab: der Orden überläßt dem König auf ewige Zeiten Kulmerland, Michelauergebiet mit allen Schlössern und Städten und Pomerellen, einen Theil der frischen Nehrung, einen Theil des frischen Haffs, Schloß und Stadt Marienburg, den großen und kleinen Werder, den Drausensee, Stuhm und Elbing; das gesammte übrige Land Preußen, Samland, das Nieder- und Hinterland mit allen Städten und Schlössern bleibt im ungestörten Besitz des Ordens, aber unter der Oberhoheit Polens. Der König nimmt den Hochmeister als polnischen Reichsfürsten und beständigen Rath und die vornehmern Gebietiger, die der Meister vorschlägt, als polnische Reichsräthe auf mit dem Versprechen, sie in ihrem Besitz zu schirmen. Dagegen muß jeder Hochmeister sechs Monate nach seiner Wahl vor dem König erscheinen und ihm den Treueid schwören und darf außer dem Papste Niemanden als den König von Polen als sein Haupt und seinen Obersten anerkennen. Im Reichsrath hat er seinen Ehrenplatz zur Linken des Königs. Der Orden unterstützt den König im Krieg mit Rath und That. Der Hochmeister und die Gebietiger dürfen mit Niemanden Bündnisse und Verträge und umgekehrt der König nicht ohne Einwilligung des Ordens abschließen. Das Bisthum Kulm steht fortan unter Gnesen. In den Orden sollen künftig auch Unterthanen jeglichen Standes aus dem Königreich Polen und dessen Herrschaften, jedoch nicht mehr, als die Hälfte der Ordensmitglieder, aufgenommen und bei Verleihung der Ordensämter ebenfalls zur Hälfte auf sie Rücksicht genommen werden. Handel und Wandel sind in beiden Landen frei. Friede zu Thorn.

Der Meister unterschrieb mit Thränen. Der König schenkte ihm 300 fl. Reisegeld, Festkleider, Marderpelze und schöne Rosse. Aber dem Manne war das Herz gebrochen, Kummer und Sorgen hatten längst seine Gesundheit erschüttert. Von Schwermuth erdrückt, starb der letzte unabhängige Hochmeister am 4. April 1467.

Heinrich Reuß von Plauen, einer der Gebietiger, der während der letzten Zeit noch am meisten Umsicht und festen Willen gezeigt hatte, wurde als Statthalter des Meisters zur Verwaltung des Landes erkoren. So sehr er die ganze Schwierigkeit der Lage begriff, so gab er doch nicht alle Hoffnung auf, Hilfe aus Deutschland zu erhalten und dem Orden wieder Marienburg zu ge- Heinrich Reuß v. Plauen.

*) Voigt, VIII. 693—704.

winnen. Er wünschte die Wahl zum Hochmeister zu verschieben, um nicht dem Könige von Polen den Lehnseid leisten zu müssen. Seine ganze Sorgfalt richtete sich auf das arme verwüstete Land und die Hebung des Ordens. Wüstes Ackerland ließ er besetzen oder Ausländern anbieten. Mit Gütern, Dörfern, Städten wurden Schuldforderungen des Ordens getilgt, jene namentlich an Söldnerhauptleute und Rottmeister überlassen, welche dabei die Verpflichtung des Anbaues und der Theilnahme an Heerfahrten des Ordens übernahmen. So entstanden eine Menge neuer adeliger Güter. Da der Papst bisher die Bestätigung des Thorner Friedens verweigert hatte, gleichwie die Aufhebung des Bannes gegen die Verbündeten, und da das Gerücht ging, der Orden sinne auf Antrieb des Kaisers und des Königs von Ungarn wieder auf Krieg gegen Polen, so mahnte Kasimir IV. an Beschleunigung der Meisterwahl und der Huldigung, als Heinrich Reuß von Plauen am 15. Oktober 1469 einmüthig zum Hochmeister gewählt war. Heinrich zögerte lange, endlich mußte er nach Petrikau. Hier schwor er knieend den vorgeschriebenen Eid, worauf der König ihn umarmte. Als man ihm aber vorwarf, er habe den Papst heimlich gebeten, den Frieden nicht zu bestätigen, so wies er dies tiefbewegt mit den Worten ab: „Ich habe mich bisher in allen Zeiten als ein aufrichtiger Herr gehalten, ich würde mich sehr entehren, wollte ich mich in meinen letzten Tagen noch vergessen; denn daß ich hier in Eurem Rathe schwöre und dort dagegen sein sollte, stände keinem frommen Manne an." — „Wir geben Euch nicht Schuld," erwiderte der König, „das Erwähnte ist vor zwei Jahren geschehen." Es waren die letzten Worte, die Beide miteinander wechselten. Auf der Rückkehr starb der Hochmeister in Mohrungen, nachdem er 11 Wochen, aber vortrefflich, das Meisteramt verwaltet hatte.

Heinrich von Richtenberg. Heinrich Reffle von Richtenberg *) wurde sein Nachfolger 1470—77, aus fränkischem Geschlecht, der dreißigste in der Reihe der Meister. Er huldigte alsbald dem König in Petrikau und nahm dann seinen Aufenthalt in Königsberg. Die Schwierigkeiten suchte er nach Kräften zu überwinden, die noch im Land liegenden Söldner zu befriedigen und fortzubringen, seine Würde zu wahren, während ihn der König von Polen immer sein abhängiges Verhältniß fühlen lassen wollte. Kasimir kam selbst nach Marienburg und empfing den Hochmeister mit Vorwürfen wegen heimlicher Verhandlungen mit dem König von Ungarn, dieser erklärte jedoch offen, er habe Angebote wegen Friedensbruchs entschieden zurückgewiesen, andere Forderungen lehnte er mit Würde ab. Die Spannung mit dem König wurde aber bald so groß, daß Richtenberg den Frieden verletzt erachtete und ein Bündniß mit Matthias Corvinus abschloß, worin dieser zum Schutzherrn und Vertheidiger aller Rechte und Freiheiten ernannt wurde. Schon war die Urkunde ausgefertigt, als ihr der Tod des Hochmeisters die Giltigkeit benahm. Reffle war unablässig bestrebt, die Zucht im Orden neu zu beleben, die ungeheure Schuldenlast zu tilgen und den Ackerbau und Wohlstand des Landes wieder zu heben.

Martin Truchseß. Martin, Truchseß von Wetzhausen **), aus einem alten Geschlechte Frankens, ein kluger und hochsinniger, dazu kühner Mann, wurde einhellig zum Meister gewählt. Offen erklärte er den Frieden von Seite Polens für gebrochen und weigerte sich, auf dem Reichstag zu Petrikau zur Huldigung zu erscheinen. Es war um so wichtiger, als damals ein päpstlicher Nuntius Kasimir in den Bann that und alle Unterthanen des Ordens von ihren Verpflichtungen gegen den König lossprach. Kasimir hingegen erklärte, er werde Preußen unter keinen

*) Voigt, IX. 29—100.
**) Voigt, IX. 100—169.

Umständen wieder aufgeben, selbst wenn es ihm das Leben koste. 1478 kam ein polnisches Heer und verwüstete das Land. Weder von den Deutschen noch den Ungarn kam Hilfe, Mathias Corvinus lag gegen die Türken zu Feld. Da blieb dem Hochmeister Nichts übrig, als nach Petrikau zu ziehen und zu huldigen, 9. Oktober 1479. Es war der schwerste Tag seines Lebens. Fortan war Martin nur bemüht, Alles zu vermeiden, was ihn in Kriegshändel verwickeln konnte, und eine Reformation im Orden selber vorzunehmen. Dieser widersetzten sich aber am allereifrigsten die Meister von Livland und Deutschland. Es blieb also Nichts übrig, als seine Thätigkeit der inneren Landesverwaltung, der Hebung des Ackerbaues und Handels zuzuwenden. Da forderte Kasimir aber auf einmal, der Orden solle mit ihm gegen die Türken ziehen, und als mit Mühe die Kosten hiefür aufgebracht waren, ließ der König melden, man möge nicht weiter gehen, der Türke eile nicht. Wieder griff der Meister den Gedanken auf, der Zuchtlosigkeit im Orden zu steuern, Gehorsam und Ordnung herzustellen; wieder mußte er jedoch wegen des Widerstandes des Meisters von Deutschland und Livland die Hoffnung aufgeben, seinen Plan zu verwirklichen. Mit dem bittern Gefühl, daß er umsonst gearbeitet habe, stieg Martin 1489 in's Grab.

Johann von Tiefen *) trat an seine Stelle (1489—97), aus einem fränkischen Geschlechte, ein frommer, einfacher, schlichter, freundlicher Greis, der ein reines Leben hinter sich hatte, leutselig, klug, besonnen und gewandt. Durch die Erfahrungen seines Vorgängers belehrt, huldigte er alsbald dem König in Radom und zeigte sich bereit zu einem Zug gegen Türken oder Tataren. Eine Reform des Ordens durchzuführen, betrieb er ein Generalkapitel, dem aber gerade die Gebietiger immer Hindernisse entgegen stellten. Es war nicht mehr zu helfen bei dem ordnungslosen Zustand. Dabei waren auch die finanziellen Verhältnisse sein steter Kummer. Johann v. Tiefen.

Da starb König Kasimir IV. zu Grodno 7. Juni 1492, von den Polen nicht betrauert, während die Ritter von seinem Nachfolger das Beste hofften, denn dieser war dem Orden immer zugethan gewesen. Kasimirs lange Kriege hatten übrigens zur Ausbildung von Reichstagseinrichtungen geführt. Der Adel war immer auf der Reise, bald zu einer Reichsversammlung, bald auf einem Kriegszug. Die Reichstage waren so zahlreich besucht, daß sie nach zwei oder drei Tagen geschlossen werden mußten, weil die Lebensmittel fehlten oder Streit auszubrechen drohte. Auf der anderen Seite mußte Kasimir stets überwacht werden. So kam man von selbst darauf, für die einzelnen Landschaften nur Stellvertreter, Landboten (Nuntii terrarum), zu wählen, meist zwei für eine Woiwodschaft **). 1468 ward die Wahl von Landboten auf dem Reichstag von Neu-Korczin beschlossen und bald war es Grundsatz, daß ohne diese Landboten keine Reichsversammlung für rechtmäßig galt, keine Steuer bewilligt, kein Gesetz gegeben werden konnte. In ihrer Versammlung beruhte die eigentliche Kraft des Staates; Staatsbürger war aber nur der Edelmann, nur ausnahmsweise wurden auch Vertreter der Städte berufen. Die erste Kammer oder den Senat bildeten die höchsten geistlichen und weltlichen

Polen. Reichstag. Landboten.

*) Voigt, IX. 169—232.
**) Cromer 582: Binos e satrapiis.

Beamten, die Bischöfe, die Woiwoden, Castellane. Es blieb aber jedem einzelnen Edelmann dabei unbenommen, auf dem Reichstag zu erscheinen, und bei wichtigen Angelegenheiten, wie z. B. einer Königswahl, kamen sie in Masse und brachten ihre Leidenschaft, die Unerfahrenheit und die Trunkenheit ihrer Macht dahin. Mit derselben Eifersucht, mit welcher der Adel die Macht des Königs beobachtet hatte, sah er nun auf die Macht des Reichstages, den man immer unter dem Schild halten müsse. Es wurden bei den Versammlungen der Woiwodschaften den Landboten genau vorgeschrieben, wie sie in dieser oder jener Frage sich zu verhalten haben, und in einer Versammlung nach dem Reichstag (Postcomitiales) mußten sie strenge Rechenschaft über ihr Benehmen geben. Verhängnißvoll war die Ansicht, daß nur Einstimmigkeit bei einem Beschlusse die Rechte Aller wahren könne. Die Minderzahl bildete jetzt eine Conföderation, wählte einen Marschall, setzte Beschlüsse den Beschlüssen entgegen und Gewalt der Gewalt. So blieb der Bürgerkrieg in Permanenz.

Kasimir IV. hatte aus der Ehe mit Elisabeth, der Tochter Kaiser, Albrechts II., sechs Söhne: einer, Kasimir, starb 1484 im Rufe der Heiligkeit; Wladislaw wurde König von Böhmen und Ungarn *), Johann Albert, Alexander und Sigismund wurden nacheinander Könige in Polen, Friedrich, der jüngste wurde Erzbischof in Gnesen.

Johann Albrecht. Johann Albrecht wurde, nachdem die Wahl länger geschwankt hatte, nicht vom Senat, nicht von den Landboten, sondern von der Masse des Adels zum König gewählt; die Litthauer aber verlangten, angeblich auf Befehl Kasimirs, Litthauen den jüngeren Bruder Alexander zum Großfürsten, mit anderen Worten: sie wollten Trennung von Polen. Die Folge der Uneinigkeit war, daß beide Länder Gebiete verloren *). Deßhalb erhoben 1499 die Litthauer zu Wilna die schon von Jagello festgesetzte Union von Neuem zum Gesetz, der Herrscher solle den Namen tragen: „König von Polen und Großherzog von Litthauen.“ Johann Albrecht ließ sich von seinem ehemaligen Lehrer Philipp Buonacorsi leiten, einem Italiener, der in Nacheiferung des griechischen Dichters sich den Namen Kallimachus gab, aber vor Paul II. als Pyrrhonianer aus Rom hatte fliehen müssen. Buonacorsi rieth dem Könige, die Macht des Adels zu brechen, und seiner verrätherischen Anstiftung schrieb man es zu, daß 1497 in der Bukowina in einem Waldverhau die Blüthe des Adels vom Feinde überrascht und zusammengehauen wurde. Auch der Orden hatte Antheil an diesem Zuge und am Unglück.

Johann v. Tiefen. Der König, früher gegen die Ritter freundlich und wohlwollend, verlangte alsbald die Huldigung und Beschwörung des ewigen Friedens. Der Hochmeister zögerte einige Zeit, da er den Eid schon dem vorigen König geleistet habe, bequemte sich aber endlich doch dazu, wie auch zum Kriegszug gegen die Türken 1497, trotz der Armuth des Landes und der Erschöpfung des Schatzes. Trotz seines Alters zog Johann von Tiefen selber mit: „Der geringste meiner Brüder ist in meinen Augen von größerem Werth, als ich. Wo die Meinen bleiben, da will ich mich ebenfalls nicht ausschließen.“ — Für die Verpflegung der Ritter war von den Polen gar Nichts geschehen, sie litten Mangel. Der Hochmeister,

---

*) Vgl. B. IV. 204–6.
**) Vgl. oben S. 485 ff.
***) Voigt, IX. 232 ff.

der nichts Besseres für sich haben wollte, als die anderen Ritter, starb auf dem Zug zu Lemberg, 10. August 1497 — ein Mann, durch seine rechtschaffene und biedere Gesinnung, seine Pflichttreue, seine Strenge gegen sich selbst besserer Zeiten werth. Es heißt von ihm: kein Unrecht ging über seine Seele. Wie seine Rede kurz und schmucklos, so war sein Leben einfach, wie das eines Privatmannes. Sparsamkeit galt ihm als erste Tugend; nie schlief er in einem Bett. In Entsagung seinen Ordensbrüdern voranzugehen, schien ihm Pflicht. Dabei glaubte er, das Volk durch geistige Bildung heben zu müssen, und sandte junge, talentvolle Männer auf deutsche Universitäten, zog auch gerne gelehrte Leute in's Land *).

Auf die einfache folgte jetzt eine glänzende Hofhaltung. Ueberzeugt, daß der Orden nicht mehr über Polen stark genug sei, kamen die Gebietiger auf den Gedanken, einen Fürsten an ihre Spitze zu stellen und dadurch ein mächtiges Haus für sich zu gewinnen, zumal die Türken, durch den Sieg in der Bukowina ermuthigt, im Anzug gegen Polen waren und auch nach Preußen kommen konnten. Herzog Friedrich von Sachsen wurde gewählt, obschon er noch nicht einmal Ordensritter und erst 23 Jahre alt war. Doch hatte er sich bereits dem geistlichen Stande gewidmet, auch strebsam auf den hohen Schulen zu Siena und Leipzig reiche Kenntnisse sich erworben. Am Tage, da er sich in den Orden aufnehmen ließ, wurde er auch zum Hochmeister gewählt. Friedrich hatte versichert, daß er dem König von Polen nie den Eid leisten werde, und er hielt sein Wort; auch verweigerte er dem König Zuzug gegen die Türken und Tataren **). Friedrich von Sachsen.

König Maximilian hatte ihn ermuthigt, der Orden müsse bei dem heiligen deutschen Reich und deutscher Nation bleiben. Friedrich war unermüdlich thätig in der Landesverwaltung, übte strenge Gerechtigkeit, unterstützte Verunglückte und Arme, schonte das Volk und suchte den Wohlstand des Landes zu heben; die Ordensbeamten hielt er strenge zu Pflicht und Ordnung an; sein Plan aber, den ganzen Orden zu reformiren, scheiterte an der Weigerung des Deutschmeisters, in Preußen zu einem großen Ordenskapitel zu erscheinen. Zum Glück für den Orden war der Großfürst von Litthauen damals im Gedränge durch die Russen und der König von Polen im Kampfe mit den Türken und Tataren. Kaum fühlte Johann Albrecht jedoch den Rücken frei, so verlangte er 1501 in strengem Ton, daß der Großmeister in Petrikau erscheine und huldige. Da traf aber ein Schreiben von Maximilian ein, der Orden habe außer dem römischen Stuhl nie eine andere Obrigkeit über sich erkannt, als das heil. römische Reich, von dem er auch seine Regalien empfangen; auch sei der sogenannte ewige Friede nie vom Papst, noch vom Kaiser Friedrich, noch von ihm selber bestätigt worden. Polen drohte mit Krieg, der Hochmeister erklärte, er sei bereit, in Petrikau zu erscheinen, wenn zuvor drei Punkte im ewigen Frieden beseitigt wären: 1. daß jeder Hochmeister den König allein als seinen Herrn anerkennen solle, was gegen des Meisters Pflicht streite; 2. daß der Meister dem König, so oft es dieser verlange, Heeresfolge leiste; 3. daß die Hälfte der Ordensbrüder aus der polnischen Huldigungsfrage.

*) Voigt IX. 232 ff.
**) Voigt, IX. 238 ff.

Nation genommen werden solle. Johann Albrecht rüstete zum Krieg, erlag aber 1501 in Thorn einem Schlaganfall.

Alexander. Sein Bruder Alexander, bisher Großfürst in Litthauen, wurde zum König von Polen erwählt, nachdem der Senat mit den litthauischen Großen die Vereinbarung getroffen, daß Polen und Litthauen fortan Ein Reich und Ein Volk unter Einem König sein sollen, daß der König in Polen gewählt werde, daß aber die Großen in Litthauen Antheil haben an der Wahl*). Diese Großen sind die Herzoge und Fürsten, nicht der gesammte Adel, denn diesen hielten sie als ihre Vasallen, wie die Bauern als Leibeigene, streng unter dem Daumen. Die neue Vereinigung beider Länder verstärkte keineswegs die Macht des Königs, denn 1505 wurde auf einem Reichstag der Beschluß gefaßt, daß der König in allen Stücken an die Zustimmung des Senats und der Landbotenkammer gebunden sei, daß er namentlich nicht einseitig Domänen verpfänden oder verkaufen dürfe. 1506 erschien das erste allgemeine Gesetzbuch im Druck. Bürger und Bauern konnten jetzt nie mehr aufkommen, Staatsbürger in Polen waren nur die Edelleute und die waren sich alle gleich.

Die Großen Polens waren es jetzt auch, die mit aller Strenge auf die Durchführung des ewigen Friedens drangen. Zum Glück für den Orden beschäftigten die Russen die Streitkräfte Polens und Litthauens einige Zeit und hatte der Orden Ruhe. Kaum aber war die Gefahr beseitigt, so wurde der Hochmeister 1504 aufgefordert, in Petrikau zu erscheinen, um seiner Pflicht gemäß den ewigen Frieden zu vollziehen. Friedrich verweigerte es. Da kam strenger Befehl, in Marienburg zur Huldigung zu erscheinen, bald aber auch die Nachricht, König Alexander sei am 19. August 1506 gestorben.

Sigismund I. Sein jüngerer Bruder Sigismund I., bisher Statthalter in Schlesien und in der Lausitz, wurde am 20. Oktober 1506 in Petrikau zum König erwählt und am 24. Januar 1507 in Krakau gekrönt. Er war ein begabter Mann, körperlich so stark, daß er ein Hufeisen zerbrechen konnte und man ihn Herkules nannte. Er hatte Sinn für Kunst und Wissenschaft, für Bauten, und suchte Bildung unter seinem Volke zu verbreiten. Im Ganzen mehr zum Frieden geneigt, wurde er zuerst durch Glinski, der unter Alexander die Russen geschlagen hatte und jetzt, stolz auf seinen Sieg, Großfürst in Litthauen werden wollte und bei Russen den Schutz suchen mußte, zum Krieg mit diesen fortgerissen und 1509 zum Frieden gezwungen. Der Krieg, wie das Bündniß mit den Tataren beschäftigte seine Kräfte, wie wir oben sahen, längere Zeit, — ein Glück für den Orden, denn der König hatte offen erklärt, er wolle lieber alle ihm von den Russen abgedrungenen Lande an den Großfürsten von Moskau abtreten, als die Oberherrschaft über Preußen aufgeben. Der Hochmeister rüstete. Er wandte sich an den Kaiser und dieser versicherte ihn seines Schutzes in Handhabung seiner Rechte. Im Eifer, der aufsteigenden Gefahr zu begegnen, starb der Hochmeister, erst 37 Jahre alt, 14. Dezember 1510 auf dem Schlosse Rochlitz. Sein Bruder Herzog Georg von Sachsen rühmte ihm mit Wahrheit nach: „Das wissen wir, daß unser Bruder nächst Gott und seiner Seele den heil. ritterlichen Orden

---

*) Cromer, 658.

immerdar vor allen Dingen auf's höchste geliebt und Nichts mehr als dessen Ehre und Nutzen zu fördern auf dieser Erde begehrt hat*)."

Auf einer Berathung zu Heiligenbeil beschlossen die Gebietiger, wieder einen Fürsten zu wählen, nämlich den Sohn einer Schwester des Königs von Polen, zugleich einen nahen Verwandten des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, und zwar den Markgrafen **Albrecht von Brandenburg**, den Sohn Friedrichs von Anspach und Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles: der König würde seinen Schwestersohn nicht mit lästigen Anforderungen bedrängen, der Kurfürst sollte seinen Verwandten unterstützen, sein Vater und sein Bruder seien beim Kaiser wohl angesehen und dadurch käme der Orden wieder in engere Verbindung mit dem Reiche. Albrecht von Brandenburg.

Auch Kaiser Maximilian befürwortete die Wahl: man solle sich nicht irren lassen an der Jugend Albrechts, denn er sei zu solchem Amte geschickt und werde dem Orden nützlich sein. So wurde denn der 21jährige Markgraf am 15. Februar 1511 zum Ritter geschlagen, dann in den Orden eingekleidet und, nachdem er die Regeln beschworen, zum Hochmeister erwählt und mit den Ehrenzeichen dieses Amtes feierlich geschmückt. Die Wahl dieses Fürsten erweckte an den Höfen allerdings neues Interesse für den Orden, von Sigismund kam aber die Erklärung, er werde, obgleich Albrecht ihm blutsverwandt sei, einen solchen Schimpf, wie ihn der verstorbene Meister sich erlaubt, ferner nicht mehr dulden. Unterhandlungen begannen zu Thorn. Da traten die Polen mit einem eigenen Vorschlag hervor, nämlich der König von Polen solle selbst den Orden annehmen und zum Hochmeister erkoren werden; Albrecht solle seinem Amt wieder entsagen, werde dann vom König seinem fürstlichen Stande gemäß versorgt werden, jeder Nachfolger im Reich solle dann im Orden Profeß leisten und, einmal als Hochmeister eingekleidet, sich nie wieder vermählen können, also daß das Königreich und der Orden ein ewig unzertrennlicher Körper werden. Es wurde aber entgegnet, das Alles ziele nur darauf hin, das gesammte Ordensland an die Krone Polen zu bringen. Man setzte die Unterhandlungen fort, um den Krieg hinzuhalten. Ein andermal erbot sich der König, dem Orden ein Stück Land in Podolien oder Roth-Rußland abzutreten und dem Hochmeister jährlich 2000 Goldgulden zu zahlen**), damit die Ritter ihrem Gelübbe genügen und gegen Ungläubige kämpfen könnten, was an der Grenze der Ordensländer nicht mehr möglich sei. Auch wollte der König nachgeben, daß kein Pole mehr in den Orden aufgenommen werde, aber unerbittlich bestand er auf der Huldigung und Heeresfolge. Maximilian rieth Albrecht, mehr als seine Vorgänger im Meisteramt sich zu Kaiser und Reich zu halten, die Reichsstände würden dann auch leichter zu Hilfe und Rath für den Orden zu bewegen sein. Der Hochmeister rechnete denn auch auf das Reich, aber die „Läufe in Deutschland wurden immer wilder und seltsamer." Versprochen wurde Vieles, geleistet fast Nichts. Die Zeit von 1511—19 war reich an Unterhandlungen***), an Hoffnungen und an schmerzlichen Enttäuschungen. Der Orden mußte gerüstet bleiben und das Land verarmte dabei immer mehr. In der Noth erließ Albrecht dem Meister von Unterhandlungen.

*) Voigt, IX. 396.
**) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates. I. 287.
***) Voigt, IX. 475—541.

Livland für 1000 fl. die Huldigungs- und Lehenspflicht für den Hochmeister in Preußen, und so wurde Walter von Plettenberg ein unabhängiger Herr. In der Noth entsagte Albrecht zu Gunsten des Kurfürsten von Brandenburg 1517 dem Wiedereinlösungsrecht der verpfändeten Neumark. 1517 schien es alles Ernstes zum Krieg zu kommen, da verbot Maximilian, welcher Polen und den Orden vereint zur Vertreibung der Türken aus Europa gebrauchen wollte, alle Spann- und Irrungen und mahnte, sie in Güte beizulegen, auf keinen Fall dürfe es zum Kampf kommen, um nicht dadurch dem Christenfeind Vorschub zu leisten.

Plettenberg.

Krieg 1519—21

1519 rückte Sigismund mit 20.000 Mann in Kujavien ein, 1520 in Pomesanien. Die Tatarenhaufen, welche der König mitbrachte, verheerten das Land durch Raub, Mord und Brand auf's Entsetzlichste. Der Bischof von Pomesanien wies das Angebot der Städte und Schlösser in seinem Sprengel, wenn er zum König übergehe, würdig mit der Bemerkung zurück: „Nun das Gut verloren, will man mich auch um die Ehre bringen, solche hat aber für mich mehr Werth, als alles verlorene Gut." — Um Braunsberg, um Marienwerder wurde zunächst gestritten, Natangen wurde überzogen, Eilau niedergebrannt. Die Lage des Ordens wurde mit jedem Tage trauriger, der Hochmeister bewährte weder Feldherrntalent, noch Entschlossenheit, die Söldner zeigten sich trotzig und mißmuthig und wollten ohne Solderhöhung nicht ferner dienen. An Beihilfe von Außen war nicht zu denken. Die Polen konnten, wenn sie auch hin und wieder Verluste erlitten, den Krieg doch länger aushalten, als das verheerte Ordensland. Die Kriegsmacht des Ordens bestand nur aus 7000 Fußknechten, 2000 Reisigen und 16.000 Mann bewaffneten Landvolks. Nur durch die Vermittlung des jungen Kaisers Karl V. wurde 7. April 1521 ein Waffenstillstand auf vier Jahre erlangt.

Waffenstillstand.

Auf den Wiederausbruch des Krieges war sicher zu rechnen, vielleicht schon vor Abfluß der vier Jahre, denn immer und immer erhoben die Polen neue Streitigkeiten. Woher sollte das verheerte Land die Mittel dazu aufbringen? Der Hochmeister selber kämpfte mit den größten Geldverlegenheiten. Die tüchtigsten Männer, die ihm bisher mit Rath beigestanden, erlagen damals Krankheiten. Der Plan, die Fürsten für die Sache des Ordens neu zu erwärmen, durch den Vorschlag, die ganze vereinte Macht desselben gegen die Türken zu verwenden, schlug fehl. In jener tiefbewegten Zeit waren eben gar viele alte Einrichtungen in Frage gestellt, und brach sich so viel Neues allmälig Bahn, während bisher Bestehendes zusammensank. Im Orden selbst war Zwiespalt, der Deutschmeister war erbittert, daß die rückkehrenden Söldner durch die deutschen Ordensgüter befriedigt werden sollten, und strebte die bisherige Stellung und Verwaltungsart des Hochmeisters, dem man eigenmächtiges Verfahren vorwarf, zu beschränken. Ein letzter Versuch, auf dem Reichstag zu Nürnberg Hilfe zu erhalten, mißlang, der Hochmeister war in solcher Verzweiflung, daß er seine Würde dem Herzog von Braunschweig überlassen und in französische Dienste treten wollte. Der Rath einiger polnischen Abgeordneten, sein Amt in die Hände des Königs zu legen, der ihn dafür reichlich mit Land, Leuten und Geld versorgen würde, brachte den Meister auf ganz andere Gedanken*).

Nothlage.

Deutschmeister.

Albrecht wird lutherisch.

Papst Leo X. hatte ihn schon aufgefordert, eine vollständige Reformation des entarteten Ordens vorzunehmen, Hadrian VI. hatte mit scharfem Nachdruck

*) Voigt, IX. 575—634.
**) Voigt, IX. 631—86.

die Forderung erneuert, den Orden in den alten Stand zurückzuführen. In Nürnberg hörte Albrecht den evangelischen Prediger Osiander und wurde mit der Lehre Luthers bekannt. An diesen schickte er heimlich die Statuten des Ordens mit der Bitte, er möge ihm offen seine Meinung über eine vorzunehmende Reformation mittheilen. Luther forderte schon 1523 den Orden auf, das Gelübde der Ehelosigkeit fahren zu lassen. Auf dem Rückweg nach Berlin besprach sich der Hochmeister mit Luther selbst, welcher ihm die Ordensregel als albern und verkehrt bezeichnete und ihm geradezu rieth, eine Frau zu nehmen und Preußen in ein weltliches Fürsten- oder Herzogthum zu verwandeln*). Albrecht lächelte bei diesen Worten, gab aber keine weitere Antwort. Auch Melanchthon rieth ihm dasselbe.

Reformation in Preußen.

Der Entschluß, Preußen in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln, blieb fortan fest in Albrechts Seele. Aber es war große Vorsicht nöthig, denn viele Ordensbrüder, der Deutschmeister insbesondere, lauerten ihm auf. Mit seiner geheimen Unterstützung griff die Reformation jetzt in Preußen um sich. Mönche und Nonnen verließen ihre Klöster, Ritter legten den Ordensmantel nieder und nahmen Frauen. Der Bischof Polenz von Pomesanien trat offen zu Luthers Lehre über, der Bischof von Samland förderte sie nach allen Seiten. In mehreren Städten, Danzig insbesondere, hatten die Lutheraner bald das Uebergewicht. Noch einmal ging der Hochmeister zu Luther nach Wittenberg und ersuchte ihn, tüchtige Prediger zu senden. Die Zuneigung Albrechts zur neuen Kirche wurde ruchbar. Der Papst machte 1524 ihm, „der ein Hauptmann der Kirche zu Schutz und Schirm des christlichen Glaubens sein solle", väterliche Vorwürfe. Der Meister dagegen mahnte seine Vertrauten, sachte vorzugehen, und wenn auch nicht mehr die Ordensmäntel, doch wenigstens die Ordenskreuze zu tragen. An den Papst schickte er ein Vertheidigungsschreiben, daß er nichts Sträfliches, was wider Gott, den päpstlichen Stuhl und den christlichen Glauben sei, unternommen habe**). In Rom hatte man aber über sein Vorgehen schon so ernste Nachrichten, daß man ihn seines Amtes entsetzen wollte. Der Deutschmeister verweigerte ihm jede Unterstützung; Luther dagegen forderte ihn wiederholt auf, zu wagen und als weltlicher Herr von Preußen aufzutreten. In Preußen ging übrigens die Zersetzung rasch vor sich.

Friede zu Krakau.

So ging denn der Hochmeister auf die Anträge der Polen ein, ihren König als Lehensherrn anzuerkennen, das Ordensland von ihm als Lehen anzunehmen; sterbe er ohne männliche Nachkommen, so solle das Lehen auf seine Brüder, die Markgrafen Kasimir, Georg und Johann, oder die nächsten erbberechtigten Fürsten, worüber sich die Brüder vereinigen würden, übergehen, doch also, daß sie jederzeit, ebenso wie der Hochmeister, die Lehenspflicht übernähmen. Am 2. April 1825 zog der Hochmeister, zum letzten Mal mit dem schwarzen Adlerkreuz geschmückt, zum König nach Krakau. Am 8. kam der förmliche Frieden zum Abschluß. Jeder Theil gab die Eroberungen zurück, Albrecht versprach die Huldigung gegen Sigismund als seinen Lehensherrn: nach Aussterben aller seiner männlichen Leibeserben solle das ihm zugewiesene Land an die Krone Polen fallen. Der König versprach dagegen dem Herzog,

*) Voigt, IX. 687—702.
**) Voigt, IX. 737—39.

seinen Erben und allen Einwohnern des Landes, Schutz ihrer Privilegien und Schirm wider ungerechte Gewalt. Der Herzog von Preußen nimmt auf Landtagen und in Rathsversammlungen die erste Stelle im Sitz neben dem König ein; er und seine Nachkommen sollen vom Herzogthum Preußen Nichts verkaufen und, wofern sie die Noth drängt, was sie verkaufen wollen, zuerst dem König anbieten, Verpfändungen von Schlössern und Städten dürfen nur an des Herzogs Lehensleute geschehen. Der Herzog zieht dem König im Krieg mit 100 gerüsteten Reitern zu, ist aber vor der Hand auf 6 Jahre von diesem Kriegslehensdienst befreit, im Fall der König nicht wegen dieses Vertrages angegriffen wird. Der Handel ist frei zwischen den beiderseitigen Unterthanen. Die Abgeordneten der Stände Preußens genehmigten den Friedensvertrag und anerkannten den Herzog Albrecht fortan als rechtmäßigen Erbherrn und Landesfürsten. Am 10. April belehnte der Polenkönig den bisherigen Hochmeister mit dem Herzogthum Preußen, am 9. Mai 1525 hielt dieser seinen feierlichen Einzug in Königsberg.

Herzog von Preußen

So endete der Orden in Preußen 334 Jahre nach der Gründung desselben vor Akkon; Albrecht war unter den Hochmeistern überhaupt der siebenunddreißigste, unter denen, die in Königsberg hausten, der siebente, 16 hatten in Marienburg ihren Wohnsitz. So ging Preußen für Deutschland und für die Kirche verloren, Luther sah ein Wunder darin: in vollem Lauf, mit vollen Segeln eile jetzt das Evangelium nach Preußen. Die meisten Ritter verheirateten sich; Albrecht selbst vermählte sich bald darauf mit der Tochter König Friedrichs II. von Dänemark. Was half es, daß der Orden in Deutschland Verwahrung einlegte und einen neuen Hochmeister, Walther von Kronenberg, mit dem Sitz zu Mergentheim, wählte, den der Kaiser 1527 zum Administrator des Hochmeisterthums Preußen ernannte, daß dieser Albrecht aufforderte, Preußen zu räumen; was half es, daß das Reichskammergericht die Acht gegen den Herzog aussprach und der Kaiser diese Acht 1533 bestätigte. Von Polen geschützt, blieb Albrecht Herzog bis zu seinem Tod. Der Adel und der Herzog blieben bei ihren Rechten und die Folge der veränderten Verhältnisse lagen auf Niemanden schwerer, als auf den unglücklichen Bauern. 1526 verließen die letzten wenigen Bekenner der alten Lehre das Land.

Sigismund II. August.

Sigismund starb 1. April 1548, ihm folgte sein Sohn Sigismund II. mit dem Beinamen August, weil er im gleichnamigen Monat geboren war. Zum Nachfolger seines Vaters war er schon 1530 bestimmt worden. Seine Stellung zum Adel bezeichnet ein Vorgang auf dem Reichstag zu Petrikau. Die Polen fanden seine zweite Ehe mit einer Radziwill unangemessen und verlangten Scheidung, die der König verweigerte. Raphael Lescinski, der jüngste der Senatoren, redete hierauf den König also an: „Haben Sie vergessen, wem Sie zu gebieten die Ehre haben? Wir sind Polen und die Polen sind ebenso stolz darauf, die Könige zu ehren, welche die Gesetze achten, als den Hochmuth derer zu beugen, welche dieselben verachten. Wenn Sie den Eid brechen, so entbinden Sie uns von unserem Eid und wir werden schon dafür sorgen, daß Sie den Gesetzen einer Republik gehorchen, von der Sie nur der erste Bürger sind, was Sie aber nicht zu wissen scheinen." Der König wußte sich vor den Anmaßungen des Adels nur zu schützen, indem er Zwiespalt unter ihm erregte. — Wie Kettler Livland ihm 1561 in die Hände spielte, ist oben angegeben worden. Das Loos des Landes

wurde unter dem neuen Herrn keineswegs besser. Eifersüchtig auf die Vergrößerung Polens suchten Schweden und Rußland Stücke, die ihnen paßten, von Livland mit dem Schwert loszuschneiden. 1563 begann der Krieg wieder mit Rußland, wie wir oben sahen, und der Czar nahm dabei Poloczk weg.

Nach altem Recht waren in Polen von jedem Amte alle die ausgeschlossen, welche nicht zur römisch-katholischen Kirche gehörten. Sigismund jedoch wußte auf dem Reichstag zu Wilna 1563 die Gleichberechtigung der Bekenntnisse zur Anerkennung zu bringen: „Nicht allein die Edlen und Herren des römisch-katholischen Bekenntnisses, sondern im Allgemeinen alle vom Stand der Ritter und Edlen, Litthauer oder Russen, vorausgesetzt, daß sie Christen sind, sollen in Zukunft in gleicher Weise zu allen Ehren und Würden, sei es des Reichstags oder der Krone, und zu allen Stellen Zutritt haben.“ — 1568 auf dem Reichstag zu Grodno ward diese Satzung bestätigt, trotz des Widerspruchs der Katholiken. Um die Vereinigung zwischen Polen und Litthauen für immer unauflöslich zu machen, entsagte Sigismund August auf alle Ansprüche der Jagellonen an Litthauen: das Großfürstenthum solle in Zukunft zur Republik Polen gehören und nicht Eigenthum des Königs sein. Litthauen stimmte aber nur unter der Bedingung zu, daß es ganz gleiche Rechte mit Polen habe. Dies ist die Coaequatio jurium. Alle litthauischen Großen wurden nun in das Verzeichniß der Senatoren eingetragen. Litthauen und Polen sollten zwei verschiedene Regierungen unter Einem Oberhaupt bilden. Sigismund starb 1572. Während sein Vater dem Protestantismus in Polen selber zu steuern suchte, den Studenten den Besuch von Wittenberg und Jedermann den Besitz von Luthers Schriften verbot, war Sigismund II. August weniger entschieden gegen Neuerungen. Böhmische Brüder, Lutheraner, Reformirte kamen nach Polen, auch die Lehre Socins oder der Unitarismus*) fand Anhang. Nach des Königs Tod wußten die Akatholiken den Religionsfrieden von Warschau 1573 durchzusetzen, wornach Katholiken und Dissidenten einen ewigen Frieden halten und gleiche bürgerliche Rechte besitzen sollten. Der katholische Klerus hegte die Ueberzeugung, daß der Protestantismus nur beitrage, das letzte Band der Einheit zu zerreißen und Polen den Untergang zu bereiten**).

Reformation in Polen.

Coaequatio jurium.

War bisher das Königthum halb Erb- und halb Wahlkönigthum, so ist es fortan vollkommenes Wahlkönigthum, denn mit Sigismund starb der Stamm der Jagellonen aus, nach 186jährigem Bestand. Unter den Bewerbern trug Heinrich von Anjou***) den Sieg davon. Am 9. Mai 1573 wurde er gewählt, am 10. September unterschrieb er in Notre-Dame zu Paris vor den polnischen Abgesandten die Pacta Conventa. Katharina von Medici betrieb die Wahl ihres Lieblings. „Die Franzosen,“ schrieb ein Pole jener Zeit, „hätten sich zu Allem verpflichtet; wir hätten fordern dürfen, daß der König eine goldene Brücke über die Weichsel baue.“ — Heinrich ging ungern; am 24. Februar 1574 wurde er in Krakau gekrönt. Früher wurde geschildert, wie beide Theile sich enttäuscht fühlten, die Polen fanden im neuen König den Helden nicht, den sie erwartet hatten, sondern einen Weichling, und Heinrich konnte sich nicht fügen in das rauhe Klima und in die Freiheit und den Stolz des Adels. Wie ein Gefangener aus dem Kerker entfloh Heinrich von Anjou auf die erste Nachricht vom Tode seines Bruders, Karls IX., aus dem Lande.

Heinrich von Anjou.

---

*) Vgl. B. IV., S. 976—77.

**) Krasinski, Historical sketch of the rise, progress and decline of the Reformation in Poland. London 1838. Deutsch von Lindau. Lpz. 1841.

***) Vgl. B. IV., S. 597. 761.

13 Monate warteten die Polen auf seine Rückkehr, erst auf dem Reichstag zu Neminz 15. Juli 1575 erklärten sie den Thron für erledigt und wählten am 13. Dezember 1575 den Großfürsten von Siebenbürgen unter der Bedingung, daß er sich mit Anna, der Schwester Sigismunds August, vermähle. 16 Senatoren sollten immer ihn umgeben. 1576 wurden Stephan und Anna in Krakau gekrönt. Sein glücklicher Krieg gegen Rußland wurde oben erzählt*). Batthory gab sich viele Mühe, die Kosaken an militärische Zucht zu gewöhnen, um sie gegen die Tataren zu verwenden; unter ihm begann sich die Ukraine wieder zu bevölkern, auch wurde ein oberstes Hofgericht gegründet, die Streitigkeiten des Adels von Großpolen sollten in Petrikau, die von Kleinpolen in Lublin, die von Litthauen in halbjährigem Wechsel zu Wilna und Nowogrodek gerichtet werden. Batthory starb in Grodno 13. September 1586.

Stephan Batthory

Die Wasas.

Jetzt kamen die Wasa's, — zuerst Sigismund III. (1587—1632), der Sohn Johanns III., Königs von Schweden, und durch seine Mutter der Enkel Sigismunds I., Königs von Polen. Wie er um den Thron von Schweden betrogen wurde und wie er sich selbst um den Besitz von Rußland und die ihm angebotene Krone der Moskowei brachte, ist oben erzählt worden**). 1632—48 folgte ihm sein Sohn Wladislaw VII. Bei seiner Krönung am 18. Februar 1632 trat ein merkwürdiger Beleg des Liberum Veto ein. Als der Primas Umfrage hielt, ob man Wladislaw zum König haben wolle, sagte nur ein einfacher Edelmann „Nein“ und über eine Stunde stand die Feierlichkeit stille. Auf die Frage, was er dem Fürsten vorzuwerfen habe, sagte er Nichts als: „Ich will ihn nicht zum König“. — Schon schien das ganze Fest vereitelt, als der Edelmann sich dem König zu Füßen warf und ausrief, er habe nur sehen wollen, ob die Nation wirklich frei sei, und da er finde, daß sie frei sei, so anerkenne er gerne Wladislaw als König. Wladislaw VII. führte Krieg gegen die Russen und Türken; welche Niederlage die Polen durch die Kosaken und Tataren zu Korsum erlitten, wurde früher erwähnt***). Er starb ohne einen Sohn zu hinterlassen 1648. Die Polen anerkannten seinen guten Willen erst nach seinem Tod, während seines Lebens traten sie ihm überall entgegen, als wäre er der bösartigste Tyrann.

Sigismund III.

Wladislaw VII.

Johann Kasimir V.

Johann Kasimir, der zweite Sohn Sigismunds III., wurde 1648 gewählt und regierte bis 1668. Sein an Abenteuern reiches Leben wurde früher geschildert†), seine Kriege gegen Kosaken und Tataren, der Trotz des Adels, der Streit mit Schweden und wie Kasimir zuletzt, des Streits mit den Großen des Reiches müde, 1668 die Krone niederlegte, sind früher erzählt worden. Merkwürdig ist der sichere Blick, mit dem der König die Zukunft Polens voraussah: „Ich sehe das Unglück, das mein Vaterland bedroht, sicher voraus. Wollte Gott, ich wäre ein falscher Prophet. Der Moskowite und der Kosak werden sich mit dem Volk vereinen, welches dieselbe Sprache redet, wie sie, und werden Litthauen wegnehmen. Die Grenzen von Großpolen liegen für Brandenburg offen und Preußen wird das Recht der Verträge oder der Waffen anwenden, um uns unser Gebiet zu entreißen. Bei der allgemeinen Zerstückelung des Reiches wird Oesterreich seine Hand auf Krakau legen, jeder von unsern Nachbarn wird mit den Waffen in der Hand ein Stück von Polen wegnehmen.“ — Polens Geschichte von 1669—1704 wurde bei einem andern Anlaß im vorigen Bande ausführlich behandelt††) und gezeigt,

*) S. 508.
**) Vgl. B. V., S. 283—352, 358—62, 365, 370—72, 375.
***) Vgl. B. V., S. 873—74.
†) Vgl. B. V., 540—44, 875.
††) 872—89, 912—27, 929—33, 936—37. 999—1003.

wie auch der Heldenruhm eines Sobieski dem Parteihader kein Ende machen konnte. Der Held von Choczim starb in der Ueberzeugung, daß er die Todtenglocke der Monarchie läuten höre.

Polen war in fortwährendem Sinken, Rußland und Preußen dagegen im Aufsteigen. 1618 fiel Preußen an Brandenburg, 1657—60 wurde Preußen unabhängig von Polen. Preußen.

Der ehemalige Hochmeister hatte als Herzog von Preußen wenig glückliche Tage. Er war ein schwacher Mann, ließ sich von Günstlingen leiten und fiel aus der Hand des einen in die des andern. Von Schulden erdrückt, mußte Albrecht die Steuern erhöhen und machte dadurch Städte und Adel unzufrieden. Die Edelleute meinten, den Herzog leiten zu können, wie einst die Gebietiger den Hochmeister, er hingegen rang mit unsicherer Hand nach unumschränkter Gewalt und erlag. Auf eine Klage der Preußen hin veranstaltete Sigismund August eine Untersuchung, in Folge welcher die Gewalt des Herzogs beschränkt wurde: er durfte ohne Zustimmung gewisser Regimentsräthe Nichts unternehmen, der Kanzler konnte, so oft er es für gut hielt, das fürstliche Siegel versagen. Ob vieler Demüthigungen zog sich die Herzogin vom Hofe ihres Gemahls zurück. Albrecht starb 20. März 1568. Bei der Belehnung seines 15jährigen Sohnes Albrecht Friedrich zu Lublin 19. Juli 1568 erhielt der Kurfürst Joachim von Brandenburg für sich, seinen Sohn Johann Georg und dessen männliche Leibeserben, die Mitbelehnung. — Er hatte sich große Summen dafür in Preußen und Polen kosten lassen, auch fürchteten die preußischen Stände den Verlust ihrer Macht, wenn das Land unmittelbar an Polen fiele*). Herzog Albrecht. Albrecht Friedrich.

Auch Albrechts Sohn, Albrecht Friedrich, war unglücklich. Vom Orden in Deutschland hatte er zwar Nichts mehr zu fürchten, denn Kaiser Maximilian II. hatte 1571 bei der Belehnung des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg ihm die Mitbelehnung ertheilt, und dadurch die Reichsacht stillschweigend zurückgenommen**), — wohl aber von Streitigkeiten im Lande und von seinen Regimentsräthen, welche ihn sehr hart behandelten und ihn selbst durch körperliche Züchtigung zu Allem zwangen, was sie wollten. Weinend rief er oft: „die Räthe haben meinen Vater betrübt und geplagt bis in die Grube, also thun sie mir auch. Gott strafe sie bis ins dritte und vierte Glied." Seine Unzufriedenheit steigerte sich oft bis zur Wuth, sein Eigensinn bis zur Geistesverwirrung. Als der Herzog am bestimmten Tag verweigerte, sich trauen zu lassen, sagte ihm ein Herr von Warnbach: „Wollen Euer Gnaden nicht folgen, so wird man nicht sagen „Gnädiger Herr," sondern „du Lecker" — und über den Tisch gezogen und nun gut abgeprügelt!" Bald wurde eine Regentschaft nöthig. 1618 starb der unglückliche Herzog und Preußen blieb fortan mit dem brandenburgischen Kurhause vereint.

Die Wiege des preußischen Staates ist die im Zeitalter der Ottonen gegründete, später Altmark genannte, Nordmark. Unter Albrecht dem Bären***), aus dem Hause der Ascanier oder Anhaltiner, begann erst recht die Verdeutschung des sonst slavischen Landes. Nordmark.

*) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates. I. S. 341.
**) Stenzel l. c. I. 347. 1133.
***) Vgl. B. III. S. 11, 21—22, 68.

Brandenburg. Seit Erstürmung von Brandenburg, der Hauptveste der Heveller, nannte Albrecht sich Markgraf von Brandenburg (1157). Das germanische Volk, das sich früher ganz nach dem Südwesten gezogen hatte, eroberte jetzt wieder, sich rückwärts wendend, den Nordosten. Die bezwungenen gemeinen Slaven mußten das Christenthum annehmen und Leibeigene werden oder das Land verlassen. Der slavische Adel trat zum Theil zu den Siegern über und erhielt Gleichstellung mit dem deutschen Adel. Aus den Rheingegenden, aus Westfalen, aus Holland zog er fleißige Ansiedler herbei*), die zugleich seine Herrschaft über die Eingebornen sicherten; Städte, Dörfer entstanden, Handel und Gewerbe blühten. Mit ihnen stieg das Ansehen der Markgrafen, die auf den Reichstagen neben den Herzogen standen und die Erzkämmererwürde verwalteten. Die Mark erlangte solches Ansehen, daß man unter Mark schlechtweg Brandenburg verstand. Seit das Wahlrecht auf wenige Fürsten sich zu beschränken begann, hieß der Markgraf auch Kurfürst und sein Land die Kurmark. Das höchste Ansehen erlangte die Mark unter dem letzten Ascanier, unter Waldemar dem Großen. Die Ascanier waren in der Regel tapfere, einsichtsvolle Männer, welche in ihren Unternehmungen Glück hatten. Nur durch die Bildung der Mark war die Gründung des Ordensstaates in Preußen möglich, denn nur durch Brandenburg bezog er immer neue Kräfte aus Deutschland, wie die Mark selber durch den Orden im Rücken immer gedeckt war. So verschieden auch die Mark und Preußen als Ordensland in ihren inneren Einrichtungen waren, sie hatten doch Vieles gemeinsam. Der Adel war Dienstadel, auch Bürger und Bauern mußten Kriegsdienste thun, die Städte waren Festungen. „Man war in einem eroberten Lande, bemerkt ein geistreicher Schriftsteller, noch lange Zeit hindurch von feindlichen Elementen bedroht, so daß wiederholt selbst die ganze neue Gründung in Frage stand. Da mußten sich die Colonisten als Glieder eines Heeres fühlen, es kam ein militärischer Zug in die ganze bürgerliche Entwicklung. Und aus demselben Grunde mußten sie sich auch eng an den Landesherren anschließen, der das Ganze schützte. Alle wurden in gewissem Sinne die Mannschaft des Markgrafen oder des Hochmeisters. Da liegt die Grundlage des militärischen Charakters des preußischen Staates." — Und mit diesem vorzugsweise militärischen Charakter wird sich dann vor Allem die Gewöhnung zu Gehorsam verbinden, zu Ordnung und Pünctlichkeit, wie andererseits eine gewisse Rüstigkeit und Dreistigkeit, die in einem industriellen Zeitalter sich am ehesten noch durch das Militärwesen erhält**).

Die Baiern. Mit dem Todestage (Sept. 1319) des großen Waldemar kamen böse Zeiten über Brandenburg. Der unmündige Neffe, den er als Erben zu sich berufen, Heinrich der Jüngere, starb schon 1320. Eine Menge Fürsten fielen jetzt wie Raubthiere über das verwaiste Land her, bis der Sieg bei Ampfing 1322,

*) Helmodi chronica Slavorum II. 88. Vgl. B. III. S. 68 dieses Werkes.
**) Constantin Frantz. Das neue Deutschland. Lpz. 1871. 155 ff.

Ludwig dem Baiern Muth gab, dasselbe an sein Haus zu bringen. Mit Einwilligung der Reichsfürsten belehnte der König 24. Juni 1324 seinen ältesten Sohn Ludwig mit der Reichskämmererwürde, der Mark Brandenburg und der Lausitz, den Herzogthümern Stettin und Demmin, dem Lande Stargard, der Grafschaft Wernigerode, nebst allen Herrschaften, die Waldemar ehemals besessen*). Dänemark hatte einst der Vergrößerung der Ascanier viele Hindernisse in den Weg gelegt; für den jungen Fürsten ward es jetzt durch die Verlobung mit Margaretha, der Tochter seines Königs Christoph, gewonnen. Tüchtige Vormünder wurden für den achtjährigen Ludwig bestellt, die Städte wurden durch Vermehrung ihrer Freiheiten angelockt. Der junge Markgraf war geschickt und entschlossen. Trotz alledem war seine Lage schwierig: die anhaltischen Vettern grollten unversöhnlich, Kaiser Ludwigs Sachen nahmen eine schlimme Wendung und die Luxemburger waren gefährliche Gegner. Das Land wurde verheert, verpfändet, zerstückelt. Welch ein Gegensatz zu den glänzenden Zeiten Waldemars! Begreiflich, daß ein Abenteurer, der Waldemar ähnlich sah, und mit Geschick ihn darzustellen wußte und behauptete, er sei seit 1321 im heiligen Lande gewesen und jetzt zurückgekehrt, leicht Anklang fand. Die baierische Herrschaft im Lande war von kurzer Dauer. Ludwig der Brandenburger trat 1357 die Marken seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto ab. Klug und tapfer verstand zwar Ludwig der Römer die Ruhe im Lande wieder herzustellen, starb aber schon 1364, nachdem er 1363 mit Karl IV. eine Erbverbrüderung geschlossen, vermöge welcher nach dem Abgang der männlichen Nachkommen der Markgrafen Brandenburg an das Haus Luxemburg fallen sollte. Der leichtsinnige Otto aber trat, von Feinden und Schulden bedrängt, 1373 die Marken mit Vorbehalt der Kur- und Erzkämmererwürde an die Söhne des Kaisers ab, und Brandenburg gehörte jetzt den Luxemburgern. Auf einem Tag zu Tangermünde, 29. Juni 1374, vereinigte Karl IV. die Mark Brandenburg mit Böhmen, daß sie immer dem Könige von Böhmen gehören und nie von diesem Reiche getrennt werden solle.

Ludwig. *Ludwig der Römer.* *Otto.*

Unter Karl IV hatte die Mark gute Tage, während sie unter den baierischen Fürsten einer völligen Zerstückelung entgegengegangen wäre. Der Kaiser stellte wieder Ordnung her und begünstigte den Fleiß des Bürgers und Landmanns. Schlimme Tage kamen aber unter seinen Söhnen, die eben so tief unter ihrem Vater standen, als Ludwig und Otto unter Ludwig dem Baier. Bei der Theilung kam 1377 Brandenburg an Sigismund, Johann bekam die Lausitzen und Neumark. Sigismund kam selten in die Marken, er sah sie als Nebenland an und verpfändete sie in der Noth 1388 an die Markgrafen Jost und Prokop von Mähren und nach dem Tod seines Bruders Johann die Neumark an den Deutschorden. Jost behandelte das Land wie ein Stiefvater, kam selten, und nur um Geld zu erpressen, und ließ es durch Hauptleute verwalten. — Wie der Herr, so die Diener. Kein Recht galt im Lande. Viele Ritter trieben von ihren Burgen Weglagerei, beraubten den Landmann, die Städte mußten zu ihrem Schutze Söldner dingen. Zum Glück starb Jost 1411 und gab Sigmund an Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, die Mark zum Pfand für 100.000 Goldstücke, die ihm jener vorgeschossen hatte.

Die Luxemburger. *Sigismund.* *Jost.*

So kamen die Hohenzollern nach Brandenburg, ein uraltes Geschlecht**), reich an Fürsten, die tapfern mit klugem Sinn vereinen, gute Haushälter sind,

Die Hohenzollern.

---

*) Vgl. B. III. S. 676.

**) Die Sagen bei Cramer, Die Grafschaft Hohenzollern. Stuttg. 1873. S. 8—10.

ihre Macht zu mehren streben in rücksichtsloser Ausführung weitreichender, immer festgehaltener Pläne. Die Mark Brandenburg war der Ausgangspunct, von dem aus sie ein großes Reich schufen. Sie gründeten nicht erst deutsches Leben in den Marken, das haben die Ascanier gethan, aber sie stellten es wieder her, sie erhielten es, als die Mark in sich zu zerfallen und von den aufsteigenden slavischen Großmächten verschlungen zu werden drohte.

Die Burggrafen von Nürnberg*) sind mit den schwäbischen Zollern, Zollorin, Zolra, stammverwandt. 1170 soll ein nachgeborner Sohn, der Hohenzoller Konrad, Burggraf zu Nürnberg geworden sein, er war angesehen beim Kaiser, auf dessen großem Kreuzzug er auch umgekommen ist. Konrad war kaiserlicher Beamter, Die Burggrafen. hatte den Befehl über die Burg und Burgmannschaft zu Nürnberg, die Gerichtsbarkeit über die dazu gehörigen Güter und die Aufsicht über die Amtleute und Pfleger derselben. Die Stadt Nürnberg aber machte sich früh schon von allen Verpflichtungen gegen die Burggrafen los. Von der Burg aus erwarben diese bald durch Kauf, bald durch Pfand und Erbschaft, durch Geschenke der Kaiser, eine Menge zerstreuter Güter, Einkünfte und Gerechtsame. Durch Klugheit wie durch Thatkraft stiegen sie zu Ansehen empor. Ein Burggraf zu Nürnberg war es, Friedrich, der Rudolf von Habsburg**) die Kunde von seiner Ernennung brachte und zwischen ihm und den Wählern vermittelte. Ein Burggraf von Nürnberg spielte eine große Rolle bei der Wahl Adolfs von Nassau und Heinrichs von Luxemburg. Ein Burggraf von Nürnberg griff entscheidend ein in der Schlacht bei Mühldorf***), und wurde vom Sieger, Ludwig dem Baier, dafür reichlich Margaretha. belohnt. Dem Burggrafen Johann II. gab Kaiser Karl IV. 1356 seine Tochter zur Gemahlin, und erhob die Burggrafen zu Reichsfürsten und verlieh ihnen viele Vorrechte für ihre Besitzungen. Aus den ehemaligen Beamten des Reichs waren sie jetzt reiche Fürsten geworden. Seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts gliedert sich ihr Gebiet in die zwei Fürstenthümer Baireuth und Ansbach, oder das Burggrafenthum Nürnberg oberhalb des Gebirgs, und das Burggrafenthum Nürnberg unterhalb des Gebirgs†).

Friedrich VI. Zu den fähigsten Männern dieses Geschlechts gehört Friedrich VI.††), der Baireuth oder das Oberland besaß, während sein Bruder Johann über Ansbach oder das Niederland waltete. Er hatte eine für jene Zeit glänzende Bildung, war der lateinischen, französischen und italienischen Sprache mächtig, auch im bürgerlichen und Kirchenrecht erfahren, und war bei all' seinem Wissen thatkräftig geblieben — als Ritter tüchtig in allen Waffenkünsten, ein Mann von scharfem Blick, schneidig und entschlossen, stets wohl bei Kasse und freigebig, wo es Vortheil brachte. Aus dem Verfall des luxemburgischen Hauses hat der Burggraf, der sich an den fähigsten, aber auch leichtsinnigsten der Luxemburger, an Sigismund, anschloß, großen Vortheil gezogen für die Erhöhung seines Hauses. Er nahm thätigen Antheil an der Absetzung Wenzels, an der Wahl Sigismunds zum römischen König 1411, er lieh dem letztern 100.000 Goldgulden, und in Brandenburg. wurde auf Brandenburg versichert. Am 8. Juli 1411 ernannte ihn der römische König zu einem obersten und gemeinen Verweser und Hauptmann der Mark,

---

*) Lancizolle, Geschichte der Gründung des preußischen Staates. Stenzel I. 163.
**) III. 511.
***) III. 575.
†) Stenzel, l. c. I. 164.
††) Cohn, Stammtafeln, Nr. 744.

und befahl, ihm zu huldigen und zu gehorsamen, bis er ihm die 100.000 Goldgulden zurückbezahlt haben werde, sich selber behielt Sigismund nur die Kurwürde vor. 1412 kam der Burggraf nach Brandenburg als oberster Verweser und Hauptmann. Die Mark war durch die Wirren der letzten Zeit in solche Armuth gebracht, daß sie Niemand gern hat haben wollen. Daher war der Empfang kühl, zwar die Städte huldigten gern, denn der Burggraf galt für einen Fürsten, der auf Ordnung hielt, aber der Adel, an Unbändigkeit und an das Leben aus dem Stegreif gewöhnt, verweigerte störrig „dem Nürnberger Tand" die Huldigung: „wenn es ein ganzes Jahr hindurch Burggrafen regnete, sollte doch keiner im Land aufkommen*)." Der deutsche Adel wurde vom altslavischen, in welchem ohne Zweifel die Erinnerung an die einstige Freiheit fortlebte, in diese Feindschaft mit fortgerissen. Viele vom Adel verschanzten die Burgen, verbanden sich mit Fürsten an der Grenze, um den Burggrafen aus dem Land hinaus zu schrecken. Friedrich zeigte sich anfangs nachsichtig; als aber keine Milde helfen wollte, griff er zu den Waffen und schmetterte mit seinem Geschütz die für unbezwinglich geltenden Burgen nieder, und zwang, auch im Siege sich mäßigend und fern von Grausamkeit, den Adel zur Unterwerfung. Jetzt brach sich das Gefühl Bahn, es sei wieder ein Herr da, der das Gesetz aufrecht zu erhalten wisse. Anfangs hatten ihm die Städte die Huldigung nur „zu seinem Geld" geleistet, d. h. ihm nur zu gehorsamen geschworen, bis Sigismund ihm die 100.000 Goldgulden zurückbezahlt habe. Dazu kam es bei den steten Geldverlegenheiten des Kaisers natürlich niemals. Im Gegentheil, bald entlehnte Sigismund 250.000 weitere ungarische Goldgulden vom Burggrafen, wofür er ihm auf dem Concil zu Constanz 18. April 1417 mit Bewilligung der Kurfürsten die Mark Brandenburg nebst der Kurwürde und aller Landesherrlichkeit übergab, jedoch mit dem Vorbehalt für sich, für seine und König Wenzels männliche Nachkommen, dieselbe mit 400.000 ungarischen Goldgulden wieder auszulösen. Sigismund kam nie dazu, die Summe zurückzuzahlen, und hinterließ so wenig als Wenzel einen Sohn. Friedrich blieb Herr der Mark und Kurfürst und suchte seine Länder und Rechte nach Kräften auszudehnen. Die Neumark verlangte er vom Orden gegen die dargeliehene Pfandsumme zurück, und zog auch schon Polen in den Kreis seiner Berechnung, warb für seinen Sohn Friedrich um Hedwig, die einzige Tochter Jagellos, an deren Hand sich damals der Thron Polens und Litthauens zu knüpfen schien, und brachte seinen achtjährigen Sohn selber nach Krakau, auf daß er die Sprache und Sitten derjenigen kennen lerne, über die er einst zu herrschen berufen sei. Als mit Albrecht III. die Kurlinie des anhaltinischen Hauses in Sachsen erlosch, machte Friedrich Ansprüche an dessen Land und Hauptstadt Wittenberg, weil die erledigten Länder einst zur Mark Brandenburg gehört hätten, und weil sein Sohn Johann mit der einzigen Tochter Albrechts vermählt und wegen deren Mitgabe auf Sachsen versichert sei. Sigismund wollte jedoch nicht zwei Kurhüte auf Ein Haupt kommen lassen, behandelte Sachsen als ein dem Reich anheimgefallenes Lehen, und übertrag es 1423 an Friedrich den Streitbaren, den Markgrafen zu Meissen und Landgrafen zu Thüringen. Der Kurfürst erhielt für seine Ansprüche 10.000 Schock Pragergroschen. Seitdem erkaltete seine Freundschaft zum König, zumal dieser sich 1429 alles Wiederkaufsrechtes der Neumark zu Gunsten des Ordens begab, und diesem also die Neumark für ewige Zeiten überließ. Der Burggraf starb 1440. 1437 hatte er zu Tangermünde die Verordnung bekannt gemacht, daß sein zweiter und vierter Sohn, beide Friedrich genannt, ihm in

Gesetz.

Kurfürst.

Ländertheilung.

*) Stenzel I. 167.

den Marken folgen, der ältere die Kurwürde, die Mittelmark, das Uckerland und Sternberg, der jüngere die Altmark und Priegnitz erhalten sollten. Der älteste Sohn, Johann, und der dritte, Albrecht, erhielten jeder die Hälfte der fränkischen Lande, und erst nach dem Aussterben der beiden fränkischen Linien sollten die märkischen und nach dem Aussterben beider märkischen die fränkischen Linien als Erben eintreten*).

Friedrich II. Unter den 12 hohenzollerischen Kurfürsten regierte der zweite, Friedrich, nahezu 31 Jahre, 1440—70. Er heißt Eisenzahn (ferratis dentibus, dent de fer), wegen seines festen Verfahrens. Zwar die polnische Krone ward ihm nicht zu Theil aus Gründen, die wir schon oben auseinander gesetzt haben, aber Kasimir IV. schloß mit ihm einen Vertrag, der dem Kurfürsten die Nachfolge in Polen zusicherte, wenn der König ohne Hinterlassung männlicher Erben sterben sollte. Mit den Brüdern in Franken schloß der Kurfürst eine Erbeinigung zu gemeinschaftlichem Beistand und hielt im Krieg und Frieden fest mit ihnen zusammen. Wie sein Vater besorgt das Land zu vergrößern, suchte er, als mit dem Pommern Tod des Herzogs Otto von Pommern-Stettin 1464 dieses Haus ausstarb, dieses Land an Brandenburg zu bringen, denn nach einem Vertrage von 1338 hatten die Markgrafen von Brandenburg nach dem Aussterben der Linie Pommern-Stettin Ansprüche an das Land. Eine Partei war schon gewonnen, namentlich der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glinden. Dieser warf bei der Bestattung Schild und Helm der Herzoge von Stettin dem Sarge in das Grab nach, mit den Worten: „Da liegt unsere Herrschaft von Stettin," — um anzuzeigen, daß die Linie nun erloschen sei und die Herrschaft an die Markgrafen komme. Viele dachten aber anders, und ein Ritter Lorenz Eichstätten sprang in das Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und sagte: „Nein, nicht also, wir haben noch erbliche geborne Herrschaft, die Herzoge von Pommern-Wolgast, denen gehört Schild und Helm zu." Darob entspann sich ein Krieg, in welchem Friedrich II. jedoch keinen Erfolg errang. Verdrossen darüber und gebeugt durch Kränklichkeit und den Verlust seines einzigen Sohnes, übergab er 1471 die Mark an seinen Bruder Albrecht und behielt sich nur 6000 Goldgulden jährlich vor.

Albrecht Achilles. Dieser Albrecht, der dritte der zwölf hohenzollerischen Kurfürsten (vom 10. Februar 1471 bis 11. März 1486), der allein das Geschlecht fortpflanzte, ist uns unter dem Namen Achilles nach einer Schilderung des Aeneas Sylvius aus dem Städtekrieg 1449**) schon bekannt. Er war einer der letzten Ritter, glänzte auf allen Turnieren durch Schönheit, Kraft und Kampflust, durch Pracht seines Gefolges. In die Marken kam er selten, ihre Regierung überließ er seinem Sohne Johann. In weitreichenden Plänen stand er hinter seinen Vorgängern nicht zurück, wegen seiner Gewandtheit in Unterhandlungen hieß er auch der deutsche Ulysses. 1473—76 schloß er Erbverträge mit dem böhmischen Königshaus. Damit sein Geschlecht nicht durch stete Theilungen geschwächt werde, verordnete er, es Hausgesetz. sollte, so lang nur Ein männlicher Erbe vorhanden sei, dieser die Marken und Länder in Franken vereinigt besitzen; wären zwei, so sollen die älteren die Marken, die jüngern die fränkischen Fürstenthümer erhalten; wären drei, so sollen die fränkischen Länder getheilt werden, aber es nie mehr als drei regierende Linien geben. Sämmtliche Länder sollten dem ganzen Hause zur gesammten Hand zustehen, Nichts von Land und Leuten, Schlössern und Städten, was Albrecht hinterließ, je verpfändet oder verkauft werden, und die Töchter, welche heirathen, eine Ausstattung und 10.000 rheinische Gulden Heirathsgut erhalten.

---

*) Stenzel, I. 190.
**) Vgl. B. III. S. 1044—45.

Ihm folgte 1486—99 sein ältester Sohn Johann, der Cicero von Deutschland genannt, wegen seiner Fertigkeit im lateinischen Ausdruck, sprach er doch 4 Stunden hintereinander auf einem Reichstag des Kaiser Max in zierlich fließendem Latein. Kaiser Maximilian hatte 1495 auf dem Reichstag zu Worms den Antrag gemacht, es möge jeder Kurfürst in seinem Lande eine eigene Universität errichten. Kurfürst Johann stiftete Frankfurt an der Oder 1498. 1513 wurde sie wegen einer Pest nach Kotbus verlegt. Deßwegen und dann auch, weil der Ruhm Wittenbergs die Jugend dahin zog, konnte die Universität Frankfurt nie recht aufkommen. Johann Cicero.

Johann Ciceros Bruder, Friedrich (1460—1536), ist der Gründer der älteren Culmbacher Linie, der Vater von 8 Söhnen, von denen Kasimir (von Baireuth) im Bauernkrieg 1525 gegen die Aufständischen so große Strenge zeigte; Georg (von Ansbach) von Ladislaus, dem König von Böhmen und Ungarn, Jägerndorf in Schlesien erhielt, und wegen seines Eifers für die Reformation den Beinamen der Fromme und der Bekenner bekam, und Albrecht der letzte Hochmeister und erste Herzog in Preußen wurde. Kasimirs Sohn ist Albrecht Alcibiades, so genannt wegen seiner Wandlungen und des Wechsels seiner Schicksale — er machte sich im Schmalkaldischen Kriege einen Namen, auch bei der Belagerung von Metz durch Karl V., war lange ein Waffenbruder des Moriz von Sachsen, gegen den er aber 1553 auftrat und bei Sievershausen 9. Juli die Schlacht verlor. Culmbacher Linie. Albrecht Alcibiades.

Joachim I., der Sohn Johann Ciceros, der fünfte Kurfürst (1499—1535), wegen seiner guten Rathschläge Nestor geheißen, zeigte sich in der Reformation als eifrigen Anhänger der alten Kirche, daß er 1532 auf dem Reichstag zu Regensburg erklärte, er wollte lieber Land und Leute und selbst das Leben verlieren, als sich mit den Protestanten vertragen, denen er den Bauernaufstand und Anderes vorwarf, was selbst sein Bruder, der kluge Erzbischof Albrecht von Mainz, mißbilligte; daß er noch auf dem Todbette von seinen Söhnen das schriftliche Versprechen sich ausstellen ließ, daß sie mit all ihren Ländern katholisch bleiben wollten. Diese Söhne aber, Joachim II. und Johann, waren durch ihre Mutter, eine Schwester des unglücklichen Christian II. von Dänemark, insgeheim längst für die Lehre Luthers gewonnen, und traten 1539 offen zu derselben über; am 1. November empfing Joachim II. in Spandau durch den Bischof von Brandenburg das Abendmahl unter beiden Gestalten. Doch nahm der Kurfürst keinen Antheil am Bund von Schmalkalden und sprach warm nach der Schlacht bei Mühlberg für das Leben des gefangenen Friedrich von Sachsen und für die Freilassung des Philipp von Hessen. Durch seine zweite Gemahlin Hedwig, eine Tochter König Sigismunds, erlangte er 1569 die Mitbelehnung mit Preußen, also die Anwartschaft auf dies Herzogthum, im Fall die Culmbachische Linie aussterbe. 1537 schloß dieser Kurfürst eine Erbverbrüderung mit dem Herzog von Liegnitz, einem souveränen Fürsten, der von den alten Piasten abstammte. 1546 erklärten aber die böhmischen Stände und Kaiser Ferdinand, daß dieser Vertrag rechtswidrig sei; die Urkunde wurde vernichtet und die Unterthanen des Friedrich von Liegnitz wurden aller darauf Bezug habenden Eide entbunden. Joachim hatte früher in Ungarn gegen die Türken gekämpft, die Chronisten nennen ihn den deutschen Hector, er liebte Kunst und Wissenschaft und hat Berlin durch Bauten verschönert. 1240 hat ein Ascanier es als Burg befestigt und mit Holländern bevölkert. Einige deuten Berlin als Wehrlin = kleine Burg. Kurfürst Friedrich II. Eisenzahn erbaute daselbst ein Schloß, nachdem er den Trotz der Bürger gebrochen, und verlegte dahin seinen Hauptsitz. Die alten Hauptstädte waren Stendal und Brandenburg, in einem Wettstreit der Städte 1521 erhielt Brandenburg noch den Vorzug vor Berlin. Joachim I Nestor. Joachim II. Hector. Lutherisch. Liegnitz. Berlin.

Johann Georg. Der siebente Kurfürst, Johann Georg (1571—98), der Sohn des vorigen, war ein friedliebender Herr, aber doch stets zum Kriege gerüstet, so daß er 1591 Heinrich IV. gegen die Liga und 1594 dem Kaiser gegen die Türken Hilfe zu senden vermochte; er sorgte aufmerksam für die innere Sicherheit, hielt streng das Fehdewesen nieder — Fehder wurden mit dem Schwerte hingerichtet — und war eifrig für Hebung des Ackerbaus, der Gewerbe und des öffentlichen Unterrichts, auch nahm er sich der Bauern an, und mahnte den Adel, nicht so unchristlich mit ihnen umzugehen. Mit Pommern schloß er 1571 eine Erbverbrüderung. Seinen Enkel Johann Sigismund vermählte er mit der ältesten Tochter des Herzogs von Preußen, deren Mutter die älteste Schwester des wahnsinnigen Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, demnach als nächste Erbin dieser wenigen Länder anzusehen war. Da Baireuth und Ansbach an ihn heimfielen, so übertrug er sie auf den zweiten und dritten Sohn unter seinen 23 Kindern, und wurde so der Begründer der neuen Linien Baireuth und Ansbach. Um Streitigkeiten in der Familie und Verringerung ihrer Macht durch Theilungen zu verhüten, Geraer Vertrag. wurde 1598 im Geraer Vertrag das alte, von Kaiser Friedrich III. 1473 genehmigte Familiengesetz des Albrecht Achilles erneuert: die gesammten Marken mit den dazu gehörigen Herrschaften in der Lausitz, dem Herzogthum Krossen und der Anwartschaft auf Pommern und andere benachbarten Länder sollten ungetrennt immer dem Erstgebornen gemäß der goldenen Bulle zufallen; in Franken sollten nie mehr als zwei Fürstenthümer sein (sie kamen an die Markgrafen Christian und Joachim Ernst). Jägerndorf erhielt der Markgraf Johann Georg. Alle nicht aus Land und Leuten oder Pfründen versorgten Prinzen erhalten standesgemäßen Unterhalt, 6000 Thaler jährlich, die Prinzessinen 2000 Gulden Heirathsgut. Veräußerungen von Land und Leuten sind untersagt.

Joachim Friedrich. Joachim Friedrich (1598—1608) war Erzbischof von Magdeburg, als der Vater starb, legte aber sogleich diese Stelle zu Gunsten seines Sohnes Christian Wilhelm nieder. 1605 wurde er Regent in Preußen. 1604 gründete er das Geheimrathscollegium in Berlin, ohne dessen Zuziehung er nichts Wichtiges zu unternehmen versprach. Um sein Land erwarb er sich mannigfaches Verdienst. Hatte sein Vater 1574 das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin gestiftet, so errichtete er die Fürstenschule auf dem Lustschlosse Joachimsthal, und stattete sie mit eingezogenen geistlichen Gütern zum Unterhalt von 120 adeligen und bürgerlichen Schülern aus.

Johann Sigismund. Johann Sigismund folgte seinem Vater 1608—19, ein kräftiger, entschlossener Mann. 1609 erhielt er nach vieler Mühe vom König von Polen die Vormundschaft über den regierungsunfähigen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen. Das Recht der Nachfolge in Preußen erlangte er in Warschau nur unter Bedingungen, welche ihm sehr schwer erschienen: er mußte den Katholiken freie Religionsübung, Bau von Kirchen, Zulassung zu allen Staatsämtern gestatten, er mußte die Annahme des Gregorianischen Kalenders versprechen, und daß er außer den früher festgesetzten Zahlungen an Polen jährlich noch 30.000 polnische Gulden und dann noch jedesmal eben so viel entrichten wolle, wenn eine polnische Reichssteuer ausgeschrieben werde, auch daß er zur Kriegszeit vier Schiffe Belehnung mit Preußen. zum Schutz der Küste ausrüsten wolle; deßgleichen mußte er geloben, alle obersten Staatsämter allein an Eingeborne zu vertheilen, neue Steuern nur mit Bewilligung der Stände aufzulegen, alle Appellationen an den König in Sachen über 500 fl. Werth zu gestatten, und in seiner Abwesenheit nur durch eingeborne und landsäßige Räthe nach den vom König bestätigten Formen Processe führen zu lassen. 16. November 1611 erhielt er dann für sich, seine Brüder und die männlichen

Erben die Belehnung*). So kam Preußen an die Hohenzollern in Brandenburg und ist seitdem in ihren Händen geblieben.

Ein anderes nicht minder wichtiges Erbe wurde 25. März 1609 durch den Tod des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich frei. Wie viele Bewerber mit Ansprüchen auftraten, wie das Erbe zu einem europäischen Kriege zu führen drohte, ist im vorigen Bande gezeigt worden**). Brandenburg und Neuburg wollten sich über die Theilung vergleichen und faßten sogleich Besitz vom Lande, beide schlugen noch im April 1609 ihr Wappen an die Regierungsgebäude in Cleve und Düsseldorf an. 1613 kamen Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm von Pfalzneuburg in Düsseldorf zur Schlichtung des Streites zusammen. Der Letztere verlangte die älteste Tochter des Ersteren, und Cleve-Jülich als Heirathsgut. Der Hohenzoller antwortete im aufwallenden Jähzorn mit einer Ohrfeige***), die wichtige Folgen hatte. Jülich-Cleve war zugleich der Zankapfel zwischen den Religionsparteien in Europa. Wolfgang Wilhelm ging, um die Katholiken für sich zu gewinnen, nach München, und trat hier 10. November 1613 zum Katholicismus über. Um die Holländer und Clevener zu gewinnen, nahm der Kurfürst das reformirte Bekenntniß an, allerdings in einer Form, welche dessen härteste Sätze milderte: so verwarf er die unbedingte Gnadenwahl und erklärte dieselbe von des Menschen freiem Willen in Glauben und Gehorsam abhängig. Aber in Berlin hing man eifrig am Lutherthum und war sehr unzufrieden mit dem Schritte des Kurfürsten. Dieser jedoch erklärte, seine Unterthanen hätten keine Macht, ihm vorzuschreiben, was er glauben solle oder nicht, und ermahnte sie, fleißig in der Bibel zu lesen und sich nicht an das Geschrei erhitzter Priester zu kehren, wo sie dann von der reformirten Religion besser urtheilen würden†).

Jülich Cleve.

Der Kurfürst calvinisch.

Der Streit um Jülich-Cleve währte übrigens fort, keiner kam durch den Religionswechsel zum Ziel, kein Vertrag, kein Erlaß frommte, der Proceß schien sich durch Jahrhunderte fortzuziehen. Da schlug 1815 der Wiener Congreß das strittige Land zu Rheinpreußen.

Der schwächste unter allen 12 Kurfürsten ist Georg Wilhelm (1619—40). In einer stürmischen Zeit verstand er nicht Hammer zu sein und ward darum Ambos. Ohne höhere Einsicht und Festigkeit des Charakters glich er dem schwachen Rohr, das der Sturm hin und herbeugt. Wir sahen dies in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges††). Allerdings war seine Lage in jeder Hinsicht schwierig. Er war der Schwager des Winterkönigs und unterstützte diesen mit einigem Geschütz und Werbungen im Brandenburgischen, als dieser aber nach der Niederlage am weißen Berg Zuflucht in der Kurmark suchte, wurde ihm bedeutet, Butter und Holz seien knapp, und die Berliner frohlockten, daß Gott an den Calvinisten keinen Gefallen habe. Der Zwiespalt in der Religion lähmte alle Maßregeln des Kurfürsten. Die eigene Mutter, eine eifrige Lutheranerin, ließ für seine Bekehrung beten. Um seine schöne Schwester Eleonore warben der Sohn des Polenkönigs Sigismund und Gustav Adolf, den die Mutter begünstigte. Während der Abwesenheit des Kurfürsten 1620 kam der Schwede und verlobte

Georg Wilhelm

*) Stenzel I. 371.
**) B. V. 213.
***) Köhler, Münzbelustigungen. XXI. 341.
†) Stenzel I. 393.
††) B. V. S. 384—85. 388.

sich mit Eleonore, und Georg Wilhelm klagte, daß er als Haupt des Hauses von der ganzen Sache nicht ein Wort erfahren, bis Alles richtig gewesen sei, und mußte sich bei dem Polenkönig entschuldigen, daß er der Neigung seiner Mutter und Schwester keine Gewalt habe anthun können. Die Schwierigkeiten erhöhte der Krieg Schwedens mit Polen. Die Preußen wollten den Kurfürsten vor der Huldigung zwingen, die calvinische Lehre als unverschämt und gotteslästerlich zu verdammen; nur mit Mühe und um vieles Geld, nebstdem daß er allen
Preußen. schweren Verpflichtungen seines Vorgängers sich unterwarf, erhielt Georg Wilhelm 23. September 1621 die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen. Wegen Jülich-Cleve schloß Georg Wilhelm ein Bündniß mit den Holländern, machte sich aber dadurch die Spanier zu Feinden und Brandenburg mußte die Kosten tragen. Der große Krieg wälzte sich nach dem Norden, Mansfeld, dann Wallenstein verheerten das Land. Zur Durchführung des klugen Planes seines Ministers Schwarzenberg, eine dritte Partei zu bilden und den Kämpfenden Halt zu gebieten, hatte der Kurfürst nicht Festigkeit des Charakters genug. Einmal kam er zum Entschluß, zum Kaiser zu halten: „der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit; ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, wenn ich mich an den Kaiser halte*)." — Allerdings — aber doch ließ er nachher Schwarzenberg fallen. Gustav Adolf rechnete auf sein schwankendes Wesen und schreckte ihn durch Drohungen im polnischen Krieg, als sich die Abgeordneten auf die Verträge Preußens mit Polen beriefen: „Verträge hin, Verträge her, man hat jetzt keinen Proceß, denn im Krieg schweigen die Gesetze." — Der Kurfürst meinte: „Sitze ich still und sehe ich meinem Unglück zu, was wird man von mir sagen. Hingegen da ich mich noch wehre und thue, was ich kann, so habe ich doch nicht solchen Schimpf und glaube nicht, daß der Kaiser es werde mit mir ärger machen können als Gustav. Er hat bis jetzt Nichts gegen mich gethan, so darf ich denn Gnade und Gutes hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage." — So geschah es auch. Als Wallenstein nach dem Norden kam, wurde Brandenburg von seinen Wildlingen fast ausgesogen. Als die Schweden in Deutschland festen Fuß gefaßt hatten, ließ sich der Kurfürst zwingen, zu ihnen zu halten. Seine Minister kamen während der heiklichen Berathung immer auf den Satz zurück**): „was können wir thun, sie haben Kanonen." Von seiner Hilfe hatte Brandenburg keinen Dank, denn nach dem Tod des Schwedenkönigs verlangte Oxenstjerna von den Fürsten zu Frankfurt am Main, das Reich solle Schweden zur Entschädigung für die aufgewandten Unkosten Pommern nach dem Absterben seines letzten Herzogs abtreten, und vergebens ward, als Bogislaw XIV. 10. März 1637 mit Tod abging, das Herzogthum von Brandenburg angesprochen***). Die Schweden hielten es fest in ihren Händen. Empört über den Stolz der Schweden, eifersüchtig auf ihre Macht, schloß der Kurfürst 1635 mit Ferdinand II. den Prager Frieden ab†). Der Kaiser versprach dem Kurfürsten, ihn bei seinen Gerechtsamen auf Pommern zu schützen und die Kirchengüter, die er besitze, nicht mehr zurückzuforderen; auch genehmigte er den Erbverbrüderungsvertrag zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen. Von Jägerndorf, welches dessen Herzog Johann Georg durch Theilnahme am Aufstand des Winterkönigs verwirkt hatte††), war

*) Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828. S. 50.
**) Que faire? ils ont des canons. Fréderic II. Mémoires de Brandenbourg.
***) II. 464.
†) Vgl. V. 451.
††) Köhler, Reichshistorie. S. 508.

in diesem Vertrage keine Rede. Dafür standen bald die Schweden unter Baner und Wrangel in Brandenburg. Der königliche Geschichtschreiber klagt: „So wurde das unglückliche Kurfürstenthum der Raub des ersten besten, der da kam, und von den erklärten Feinden aufs unmäßigste gebrandschätzt, geplündert, gesengt, verwüstet. In beständiger Ungewißheit, ohne Stärke und Macht, wendete sich Georg Wilhelm stets freiwillig oder gezwungen auf die Seite des Stärksten. Und das Glück, das sich beständig von den Kaiserlichen zu den Schweden und von den Schweden zu den Kaiserlichen drehte, fand Behagen daran, diesen Fürsten*) zum Opfer seiner Unbeständigkeit zu machen." — Als Georg Wilhelm am 21. September 1640 starb, waren die Städte verheert, die Bevölkerung auf dem Land zur Verzweiflung getrieben. Um Tangermünde z. B. verzehrten die Leute Menschenfleisch!

Georg Wilhelms Sohn, Friedrich Wilhelm, geboren den 6. Februar 1620, Kurfürst vom 21. November 1640 bis zu seinem Tode am 28. April 1688, ist der Neubegründer der Macht seines Hauses, und hat nicht mit Unrecht den Namen des großen Kurfürsten. Er war ein scharfblickender Mann, unermüdlich thätig, biegsam wie die Weide und hart wie der Stahl, je nachdem es galt sein Ziel zu erreichen, gewandt in Unterhandlungen, schnell und vernichtend wie der Blitz, wo es galt zu schlagen. Seine Unterhandlungen, wie seine Kriegsthaten wurden im vorigen Bande eingehend besprochen**). Nicht mit Unrecht preist ihn der königliche Geschichtschreiber, er habe alle Eigenschaften besessen, die den großen Mann machen, und die Vorsehung habe ihm alle Gelegenheit gegeben, sie zu entwickeln; er habe sich klug bewährt in einem Alter, in dem die Jugend nur Spuren der Verirrungen zeige***). „Er war vorsichtig und weise, und das machte ihn zum großem Staatsmann; er war arbeitsam und menschlich — und das machte ihn zum klugen Fürsten; er war unempfindlich gegen gefährliche Verführungen und hatte keine andere Leidenschaft, als für seine Gemahlin. Liebte er gleich Wein und Gesellschaft, so hielt er dennoch in beiden Maß. Sein lebhaftes und reizbares Temperament machte ihn oft aufbrausen; doch war er nicht Herr der ersten Bewegung, so war er es stets der zweiten, denn sein Herz vergütete mit Wucher die Fehler, die ihn sein leicht aufbrausendes Blut hatte begehen lassen. Seine Seele war der Sitz der Tugend; das Glück hat selbige nie aufschwellen, noch das Unglück sie zu Boden drücken können. Er war hochherzig, milde, freigebig, menschlich, handelte nie seinem Charakter entgegen; war der Wiederhersteller und Vertheidiger seines Vaterlandes, der Gründer der Brandenburgischen Macht, der Schiedsrichter von Seinesgleichen, die Ehre seiner Nation. Sein Leben ist seine Lobrede." Der große Kurfürst.

Das Erste, was Friedrich Wilhelm that, war, den Staatshaushalt in Ordnung zu bringen, und seine Ausgaben mit seinen Einnahmen ins Gleichgewicht zu

---

*) Mémoires de Brandenbourg.
**) Vgl. B. V. 476, 541—43, 546—47, 754—55, 765—68, 778—80.
***) Mémoires de Brandenbourg.

setzen. Unfolgsamen Unterthanen ließ er ohne Gnade den Kopf vor die Füße legen. 1642 erhielt er die Belehnung mit Preußen, gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs von 120.000 Goldgulden. 1643 zahlte er 140.000 Thaler an die Schweden, daß sie sein Land räumten. Im westfälischen Frieden mußte er das diesseitige Pommern, die Insel Rügen und Wollin, die Städte Stettin, Garz und Golnow und die drei Mündungen der Oder den Schweden abtreten — mit dem Beifügen, wenn der Mannsstamm der kurfürstlichen Linie aussterbe, solle Pommern und Neumark an Schweden zurückfallen; bis dahin aber solle es beiden Häusern gestattet sein, das Wappen dieser Provinzen zu führen*). Zum Ersatz dafür machte man zu Gunsten des Kurfürsten die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin weltlich, setzte ihn sowohl in deren Besitz als in den der Grafschaften Hohenstein und Reichenstein ein, und gab ihm die Anwartschaft auf Magdeburg, dessen Administrator damals August von Sachsen war. — Neue Verlegenheit brachte ihm der Ehrgeiz Karl Gustavs und dessen Krieg mit Polen**). Aus all' den Wirren ging aber Friedrich Wilhelm doch frei von der polnischen Lehensbarkeit und als unbeschränkter Beherrscher von Preußen hervor. 1660 empfing er in Königsberg die Huldigung der Preußen. Einige Jahre der Ruhe, die jetzt folgten, benützte er, um zerstörte Städte wieder aufzubauen, Wüsteneien in Saatfelder zu verwandeln, Dörfer in Heiden und Forsten zu gründen, Kanäle zu ziehen, wie den, welcher die Spree mit der Oder verbindet, Gewerbe und Handel zu heben. In den Kriegen, die der Ehrgeiz Ludwigs XIV. hervorrief, hat Friedrich Wilhelm gleichviel raschen Ueberblick der Lage und Verhältnisse als Schlagfertigkeit bewiesen. Der Friede zu St. Germain machte seinen kriegerischen Thaten ein Ende. Seine letzten Jahre verfloßen in friedlicher Thätigkeit und in eifrigem Bemühen, den Wohlstand des Landes zu heben. Tapferkeit, sagt Friedrich der Große, macht große Helden, Menschlichkeit macht Fürsten. Nach dem Edict von Nantes schickte er sein Silbergeschirr in die Münze, um französische Auswanderer zu unterstützen und in sein entvölkertes Land zu ziehen, 20.000 ließen sich in Brandenburg nieder, und Friedrich II. bemerkt mit Wohlgefallen: „Diese Colonie hat sich immer in Wohlstand befunden und hat ihren Wohlthäter für seinen Schutz reichlich belohnt. Das Kurfürstenthum zog in der Folge eine unendliche Menge Waaren aus seinem eigenen Schooß, die es zuvor den Ausländern hatte abkaufen müssen." — Als der Kurfürst starb, war das Land um ein Drittheil, nämlich von 1370 auf 1900 □Meilen, die Bevölkerung um eben so viel, nämlich bis zu 1,500.000 Einwohner, die Einkünfte um das Vierfache, von 4—500.000 Thaler auf 2,500.000 Thaler, das Heer um das Sechsfache gestiegen***); im Schatz lagen 600.000 Thaler. Aber dieser Machtzuwachs, die Richtung zu absoluter Herrschaft, welche in der ganzen Zeit lag, der überlegene herrische Geist des Kurfürsten, seine Siege bahnten auch den Weg zu unbeschränkter Herrschaft. Von der ersten Gemahlin, der Prinzessin Louise von Nassau-Oranien, einer Tante König Wilhelms III., rühren die Ansprüche an die oranischen Erbschaften, für welche das Kurhaus 1707 das kleine schweizerische Fürstenthum Neuenburg erhielt. Von ihr bekam auch das königliche Lustschloß, wo sie sich am liebsten aufhielt, den Namen Oranienburg. Es war eine Heirath aus Liebe, der Kurfürst seiner reichbegabten Gemahlin innig zugethan: so herrisch er war, so fragte er sie doch bei jeder wichtigen Angelegen-

Louise von Nassau.

*) Vgl. V. 524—37. Meiern IV. 262, 267, 309.

**) V. 541—47, 765—68.

***) Stenzel II. 474. Pufendorf, De rebus gestis Friderici Wilhelmi magni electoris Brandenburgensis comm. 1733. Franz Horn, Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen. Berl. 1814.

heit um Rath. Ein Jahr nach ihrem Tod (1667) vermählte er sich zum zweiten Mal mit Dorothea, einer Tochter des Herzogs von Holstein-Glücksburg.

Aus der ersten Ehe stammt Friedrich III. als Kurfürst und Friedrich I. als König von Preußen. Seine Politik, und wie er den königlichen Rang sich erwarb, wurde früher beschrieben*). Hier haben wir noch einige Züge zu seiner Charakterschilderung nachzutragen. Wir folgen, um jeden Vorwurf der Parteilichkeit abzuwehren, der Darstellung, die sein Enkel, König Friedrich II., von ihm entwarf**). „Er war klein, mißgestaltet, seine Miene stolz, seine Gesichtsbildung gewöhnlich, seine Seele wie ein Spiegel, der die auf ihn fallenden Gegenstände zurückwirft, jedwedem Eindrucke nachgiebig. Wer einmal eine gewisse Obergewalt über ihn erlangt hatte, wußte seine Seele, die aus Eigensinn ungestüm und aus Sorglosigkeit sanft war, aufzuregen, oder zu beruhigen. Er verwechselte das Glänzende mit dem echt Großen. Ihn fesselte mehr der blendende Schein, als das Gründliche und Nützliche; er opferte 30.000 Unterthanen in verschiedenen Kriegen dem Kaiser und den Verbündeten auf, um sich die Königswürde zu verschaffen, und es drängte ihn nach dieser nur darum so sehr, um seine Freude am Prunk zu befriedigen und seine Vorliebe zu eitlem Aufwand zu rechtfertigen. Er war prachtliebend und großmüthig, allein um was für einen Preis hat er nicht das Vergnügen erkauft, seine Leidenschaften zu befriedigen! Er verhandelte das Blut seiner Völker an die Engländer und Holländer, wie die herumziehenden Tataren ihre Heerden den podolischen Metzgern zur Schlachtbank. Als er nach Holland kam, die Erbschaft des Königs Wilhelm anzutreten, so stand er auf dem Punct, seine Truppen aus Flandern zu ziehen. Man gab ihm einen großen Brillanten aus dieser Hinterlassenschaft und 15.000 Menschen mußten sich im Dienste der Verbündeten todtschlagen lassen. Die Pracht, die er liebte, war die eines eitlen Fürsten, der verschwendet. Sein Hof war einer der prunkreichsten in Europa, seine Gesandtschaften waren so prächtig, als die portugiesischen. Er trat die Armen zu Boden, um die Reichen zu mästen, seine Günstlinge bekamen starke Gehalte, indessen seine Völker im Elend verschmachteten. — Seine Gebäude und Lustbarkeiten waren prächtig, seine Küche, Kellereien und Ställe trugen mehr asiatisches Gepränge als europäische Würde. Ein geiziger Fürst ist für seine Unterthanen wie ein Arzt, der seine Kranken in ihrem Blut ersticken läßt, der verschwenderische aber wie einer, der durch zu reiches Aderlassen sie tödtet. — Seine Freigebigkeit schien mehr ein Werk des Zufalls als bedachter Wahl. Er war nie beständig in seiner Zuneigung, entweder weil ihn seine schlechte Wahl reute, oder weil er mit menschlichen Schwachheiten keine Nachsicht hatte. Sein schwacher und abergläubischer Geist hatte eine besondere Anhänglichkeit für die calvinische Lehre, zu der er gern alle übrigen Religionsverwandten gebracht hätte. Er wäre leicht

Der 12 Kurfürst.

*) Band V. 1014–1017. Ueber seine Gemahlin Sophie. B. VI. S. 407—9.
**) Mémoires de la Maison de Brandenbourg.

ein Verfolger geworden, wenn ihn die Geistlichen dazu ermuthigt hätten. Er verfertigte ein Gebetbuch, das zu seiner Ehre nie gedruckt worden ist. Ist Friedrich I. lobenswürdig, so ist er es deßhalb, weil er stets seinen Staaten den Frieden erhalten hat, indeß daß die Reiche seiner Nachbarn durch Feinde verheert wurden, weil sein Herz von Natur gut war, und weil er, wenn man will, nie die eheliche Pflicht verletzt hat. Kurz, er war groß in kleinen Dingen, und klein in großen, und es war sein Unglück, daß er in der Geschichte zwischen einem Vater und Sohn zu stehen gekommen ist, deren überlegene Talente ihn gänzlich verdunkeln." — Friedrich starb nach 25jähriger Regierung 25. Febr. 1713.

Die Regierung des ersten Preußenkönigs war glänzend nach außen, verlor aber ihre Kraft nach innen. Der gutmüthige, prachtliebende Friedrich I. wurde der Spielball seiner Schmeichler, die Bande des Staates lockerten sich, das Vermögen wurde verschleudert, während harte Steuern das Volk drückten. Das Recht wurde käuflich, der Geschäftsgang war schleppend, der Staat am Rande des Bankerottes. Es war ein Glück für Preußen, daß der Sohn

Friedrich Wilhelm I. anders dachte als der Vater. Friedrich Wilhelm I. galt schon als Kronprinz für gewaltsam, eigenwillig, beschränkt; er hatte die Ueberzeugung, daß nur durch Sparsamkeit und Strenge der Staat gerettet werden könne; er war ein grimmer Feind aller Verschwendung, alles Prunkes, aller Zuchtlosigkeit und „Durchstecherei;" von Jugend auf leidenschaftlicher Soldat, verlangte er militärischen Gehorsam auch außer der Armee. Der neue König war hart, gewaltsam, in Manchem beschränkt und roh, aber unermüdlich thätig; als er starb, war ein Heer von 80.000 Mann auf den Beinen, das bestgedrillte in Europa, der Schatz gefüllt, war Thätigkeit und Gehorsam in allen Kreisen verbreitet. Friedrich Wilhelm I. hat dem preußischen Wesen das scharfe, harte, kecke Gepräge verliehen, aber auch die Bedeutung und Machtstellung in Europa erhöht. Die Hand war rauh, aber ihr Werk hatte Kraft*).

Von der Leiche des Vaters weg, eilte der junge König in sein Zimmer und strich sogleich die meisten Posten des Hofstaates, dessen Kosten er von

Sparsamkeit. 276.000 Thalern auf 55.000 herabsetzte. Lautes Weheklagen erscholl von den Beamten, die ohne Ruhegehalt entlassen waren. Nach dem Leichenbegängniß wurden die Kammerherren, Laufer, Junker, Pagen, aber auch die Künstler und Gelehrten entlassen. Alles wurde militärisch, einfach, statt der Hoffeste sah man jetzt nur Wachtparaden, statt der leisen Tritte der schleichenden Hofleute hörte man jetzt nur Sporengeklirr und festen Soldatenschritt, die kostbaren Weine aus dem Schloßkeller, die Luxuspferde aus dem Marstall wurden versteigert, das kunstvolle Silberservice in die Münze geschickt und eingeschmolzen. Der König hält nur 4 Kammerherren, welche zugleich Generale sind, mit einem Gehalt von 2000 Thalern, 4 Kammerjunker mit je 1000 Thalern, 5 Kammerdiener mit je 400 Thalern. Für den Stall darf monatlich nicht mehr als 1000 Thaler, für den Keller 1000 Thaler, für Besoldung und Kleidung der Hofleute gleich viel, für

*) Droysen, Geschichte der preußischen Politik. IV., I. Abschnitt.

die königliche Tafel gleichfalls nur 1000 Thaler ausgegeben werden, also $33^1/_3$ Thaler für den Tag. Der König lebt einfach wie ein Landedelmann, bedient sich eines hölzernen Stuhles, durchgeht genau jeden Tag die Küchenrechnung und rügt es, wenn ihm auch nur ein Pfennig zu viel angesetzt erscheint. Ein Zeitgenosse schreibt 1717: „Ich sehe hier einen königlichen Hof, der nichts Glänzendes, nichts Prächtiges als seine Soldaten hat; es ist also möglich, daß man ein großer König sein kann, ohne die Majestät in einem äußerlichen Pomp und in einem langen Schweif buntfarbiger, mit Gold nnd Silber beschlagener Creaturen zu suchen*)." Summen, welche unter der vorigen Regierung unterschlagen waren, wurden jetzt unerbittlich beigetrieben. Eine Generalrechenkammer ward eingerichtet, um das ganze Finanzwesen zu beaufsichtigen. Amtleute, Pächter und Zöllner wurden zu genauen Einzahlungen angehalten. Diebe wurden unerbittlich verfolgt. Die Besoldung der Beamten war knapp, wurde aber pünctlich ausbezahlt, dafür waren sie jedoch zu strenger Arbeit angehalten; der Minister der nur eine Stunde zu spät in seine Arbeitsstube kam, zahlte 100 Dukaten Strafe, für Versäummung einer Sitzung verlor er 6 Monate seines Gehaltes, im Wiederholungsfall verlor er seine Stelle, — „Denn wir sie bezahlen, daß sie arbeiten sollen."

Der König regierte unumschränkt: „Ich bin König und Herr und kann machen, was ich will" und verlangte blinden Gehorsam. Er war sein eigener Feldmarschall und Minister. Widerspruch, Steifen auf herkömmliches Recht ertrug er nicht. Als die ostpreußischen Stände gegen die Einführung des Hufenschosses Einsprache erhoben, schrieb er ihnen die berüchtigte Antwort: „Was Tout le pays sera ruiné? Nihil credo, sondern das credo, daß der Junkers ihre Autorität, welche da heißt: Nie pos walam (das liberum Veto der Polen), wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souveränität wie ein Rocher von Bronce." — Friedrich Wilhelm I. betrachtete die Unterthanen, als ob sie seinetwegen da wären. Selten übte er das Recht der Begnadigung, dagegen verschärfte er oft die Strafen, welche die Richter verhängten, wenn sie ihm nicht hoch genug erschienen. Absolutismus.

Er ordnet Todesurtheile an ohne vorhergehende gerichtliche Verhandlung, wobei ihn allerdings die Vorstellung leitet, daß er das Rechte wolle und Gott verantwortlich sei. Er befiehlt, Kindesmörderinen in Säcke einzunähen und zu ertränken, und es geschieht; er ordnet an, alle Zigeuner unter 18 Jahren, die in seinem Gebiete betroffen werden, in Waisenhäuser zu stecken, alle über 18 Jahren kurzweg zu henken, und es wird vollzogen ohne Widerspruch. Urtheile, die Stäupung, Brandmarkung, Karrenschieben, Landesverweisung anordnen, strömen aus seinem Mund. Der König prügelt eigenhändig seine Minister. Der Staat ist für ihn da, aber der König hat auch das brennende Gefühl, daß er für den Staat da sei. Er ist unermüdlich thätig, die Maschine, wie er den Staat nennt, zu leiten und, wo es nöthig ist, zu reinigen. Früh 6 Uhr schon, nachdem er seine Morgenandacht gehalten, hörte er die Vorträge seiner Minister. Dann gab der König kurzen Bescheid und empfing die Officiere oder wer sonst ein Anliegen hatte. Um 10 Uhr war Wachtparade, bei welcher vornehme Fremde, Ge- Tagesordnung.

*) Droysen, Preußische Politik. IV. 2. S. 18.

sandte vorgestellt wurden; dann wurde der Stall besucht, in's Schloß zurückgekehrt und wurden Bittschriften angenommen, wenn der König bei guter Laune war. Um 12 Uhr war Mittagstafel, vier Gerichte, Hausmannskost, kräftige Speisen; er lebte mehr als Edelmann, denn als König, sagt die eigene Tochter; sein Tisch war frugal, der König selbst hatte nur das Nöthigste*). Dann machte der König ein kurzes Mittagsschläfchen, aber auf einem einfachen, hölzernen Lehnstuhl; von einem Pagen oder Bedienten begleitet, ritt oder fuhr er dann aus, einfach und ungezwungen in Kleidung und Haltung; man sah Nichts von Gepräng und Förmlichkeiten, Staatsperrücken mit steifen Köpfen und gespreizten Manieren; Alles hatte einen militärischen Anstrich. Seine Erholung fand Friedrich Tabagie. Wilhelm I. Abends in der Tabagie, einem Zimmer im königlichen Schloß, wohin der König seine Generale, Minister, auch auswärtige Gesandte einlud. Wer geladen war, mußte rauchen, oder wenigstens eine Pfeife in den Mund stecken und thun, als ob er rauche. Die Unterhaltung war ungezwungen: man erzählte, scherzte, lachte. Der König, der sonst von Natur zurückhaltend war, schüttete hier gerne sein Herz aus über Staats- und Familienangelegenheiten, und was er von Andern hörte, merkte er sich wohl. Scherzend konnte man ihm hier in Kürze Etwas beibringen, wozu man sonst viele Umwege gebraucht hätte und aus Aeußerungen schließen, was bevorstand. Darum besuchten die Diplomaten gern diese Gesellschaft. Die Aufwartung war einfach, wie bei einem Landedelmann: holländischer Tabak, Brot, Butter, Braten, Schinken und Duckfteiner-Bier. Diese Abendunterhaltung war dem König Ersatz für Theater und Concert, für welche er wenig Sinn hatte.

Der Vater hatte das Königsgepräng geliebt, Friedrich Wilhelm I. wollte Alles einfach, überall Thätigkeit, stets das Nützliche dem Glänzenden vorgezogen, überall Zucht und Ordnung. Der König liebte die unumschränkte Gewalt, Alles für, Nichts durch das Volk — war die Losung. Das Königreich war unter ihm eine große Arbeitsanstalt und eine große Kaserne. Die Stände hatten da natürlich keine Bedeutung, obschon Friedrich Wilhelm versichert hatte, daß er ihre Rechte, wie im Allgemeinen die ganze Landesverfassung, aufrecht erhalten werde. Bei der Huldigung in Preußen erhielten die Stände ausdrücklich den Befehl, sich aller Beschwerden zu enthalten, und die Bedürfnisse des Landes nur als Wünsche an ihn gelangen zu lassen. Die Stände erklärten, daß man ja dem allmächtigen Gott seine Verheißungen vorhalten könne, der demungeachtet allmächtig bleibe, und baten den König, es nicht ungnädig zu nehmen, wenn sie ihm auch ihre Freiheiten und die Verheißungen seiner Vorfahren dabei vorhielten. — Es half nicht. Der König fuhr durch, wie er es für gut hielt, unbekümmert um das Herkommen. Trotz des Widerspruchs des Adels erklärte er die Ritterlehen für freies Eigenthum, aber nur um Steuer davon erheben zu können. Zum nämlichen Zweck wurden die Schulzen- und Bauernlehen für Allodial- und Erbgüter erklärt. Die Berufung des Adels an den Reichshofrath erklärte der König für ein gottloses und frevelhaftes Beginnen wider den angeborenen Landesherrn, und wußte trotz

*) Memoiren von Sophie Friederike Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth. Uebersetzt von Hell. Braunschweig 1843. 1—14.

alles Widerstrebens unter der Gunst der Umstände seinen Willen durchzusetzen. Ueberhaupt nahm Friedrich Wilhelm I. auf den Geburtsadel wenig Rücksicht*), er sah nur auf Tüchtigkeit nach seiner Art und Weise und wählte Männer jeden Standes zu Beamten; diese mußten aber vollkommen Werkzeuge seines Willens sein. Alle wichtigen Berichte las der König selber durch und schrieb an den Rand kurzen, bestimmten, oft derben Bescheid, hin und wieder bei Ablehnungen nur das Wort „Narrenpossen", was dann der Cabinetsrath in den Bescheid umwandelte: „Seine königliche Majestät findet die Sache bedenklich." Das Verständniß der auswärtigen Politik war die schwache Seite des Königs, — hier folgte er meist seinem Minister Grumbkow. Bei seiner Heftigkeit und seinem Mangel an Selbstbeherrschung wurde Friedrich Wilhelm oft der Spielball der Parteien, auf den Staatshaushalt und auf das Heerwesen aber verstand er sich vortrefflich. Aus der Geschichte seiner Vorfahren hatte er sich eines vor Allem gemerkt, daß ein gefüllter Schatz und ein stehendes Heer einem Fürsten Selbständigkeit und Ansehen gebe. Adel.

Wie er aber Alles stark wollte, was er wollte, so artete seine Sparsamkeit oft in Geiz aus, und wurde ihm Schatz und Heer nicht blos Mittel zum Zweck, sondern Selbst-Zweck. Man durfte kein Geld von ihm verlangen, wenn man ihn bei guter Laune erhalten wollte; dagegen war er unablässig bemüht, die Kräfte des Landes zu steigern, um Geld damit zu gewinnen und es baar niederzulegen. Wie der König an sich sparte, so verlangte er Ersparung in seinem Haushalt und Sparsamkeit im Staatshaushalt. Wie die eigenen Kinder ihn für einen Knicker hielten, erzählt seine Tochter, die Markgräfin von Baireuth, zum Jahre 1729 in ihren Denkwürdigkeiten**): „Darauf fragte er meine Schwester, ob ihr ihre Verlobung Freude mache, und wie sie ihre Wirthschaft einrichten werde, wenn sie verheirathet sei. Meine Schwester hatte sich auf den Fuß gesetzt, ihm Alles zu sagen, was sie dachte, selbst Wahrheiten, ohne daß er deßhalb böse ward. Sie antwortete ihm also mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit, daß sie einen guten geschmackvoll versehenen Tisch haben würde, und setzte hinzu, der besser sein soll als Ihrer, und wenn ich Kinder habe, werde ich sie nicht mißhandeln, wie Sie thun, und sie nicht zwingen zu essen, was ihnen widersteht." — „Was verstehst Du darunter", antwortete der König, „was fehlt denn meinem Tische?" „Es fehlt," sagte sie, „daß man sich daran nicht satt essen kann, und daß das Wenige, was darauf ist, nur aus schweren Gemüsen besteht, die wir nicht vertragen können." — Der König hatte schon angefangen, sich über ihre erste Antwort zu erzürnen, diese letztere aber setzte ihn vollends in Wuth. Sein ganzer Zorn entlud sich aber auf meinen Bruder und mich. Zuerst warf er meinem Bruder einen Teller an den Kopf, dem dieser aber auswich, und dann einen zweiten mir, wobei ich dasselbe that. Ein Hagel von Schimpfreden folgte diesen ersten Feindseligkeiten. Er war auch auf die Königin böse, warf ihr die schlechte Erziehung vor, die sie ihren Kindern gebe." Sparsamkeit.

Weh dem Beamten, der auf einer Veruntreuung betroffen wurde***), er kam unerbittlich an den Galgen. Als ein Obersteuereinnehmer beschuldigt wurde, 4000 Thlr. Strenge.

*) Stenzel. III. 321 ff.
**) l. c. 135.
***) Stenzel III. 328 ff.

königlicher Einkünfte unterschlagen zu haben, und das Criminalgericht nur auf vier Jahre Zuchthaus antrug, schrieb der König an den Rand des Urtheils: „Ein Dieb, der 10 Thaler stiehlt, muß hangen. Der Angeklagte hatte 4000 Thaler gestohlen, also muß er hangen.“ — Als ein Steuerrath angeklagt wurde, beim Rekrutenhandel Geld auf die Seite gebracht zu haben, die Gerichte aber, weil die Anklage nicht vollkommen bewiesen werden konnte, nur auf einige Jahre Festung antrugen, entschied der König eigenhändig also: „Obwohlen ich berechtigt wäre, den Schweinehund hängen zu lassen, so will ich doch, aus angestammter Huld, Gnade vor Recht ergehen lassen, jedoch soll er noch heute um 9 Uhr das erste Mal vor der Hausvogtei, das zweite Mal vor dem Grumbkow'schen Hause, das dritte Mal vor dem Schandauer Thor von dem Schinder zu Staupen geschlagen und nachher auf Zeitlebens in das infame Loch nach Spandau gebracht werden.“ — Seinen Beamten drohte er, bei jeder Schelmerei wie ein Donner drein zu schlagen, er werde hinter Alles kommen; er wolle keine Schmeicheleien haben, sondern nur die reine Wahrheit. Ihre Aufgabe war den Beamten genau vorgezeichnet und sie war schwer; doch der König meinte, die Herren werden sagen, es sei nicht möglich, aber sie sollen die Köpfe daran stecken, und befehlen wir ihnen hiemit ernstlich, es sonder Räsonniren möglich zu machen*). — Friedrich II. schreibt von seinem Vater: „er hatte eine arbeitsame Seele in einem dauerhaften Körper. Nie war ein Mensch mit einem Geist begabt worden, der alle Umstände bei einer Sache so genau zu untersuchen und so guten Vortheil daraus zu ziehen vermögend war. Ließ er sich zu kleinen Dingen herab, so geschah es aus der Ueberzeugung, daß aus vielen Kleinigkeiten wichtige Dinge entstehen. Er führte sein ganzes Werk so, daß Alles zu dem allgemeinen Entwurf seiner Politik beitrug**), und eifrig bemüht den Theilen den äußern Grad der Vollkommenheit zu geben, suchte er dadurch das Ganze zu vervollkommnen.“

Armee. Neben dem Staatshaushalt war die Armee, ihre Vermehrung und Vervollkommnung, der Gegenstand seiner eifrigsten Fürsorge. Friedrich II. erzählt: „Mein Vater machte in seiner Jugend die Feldzüge in Flandern mit, und da er der Belagerung von Dornik beiwohnte, fand er zwei englische Generale in einem lebhaften Streit. Der eine behauptete, daß es dem Könige von Preußen schwer fallen würde, 15.000 Mann ohne Hülfsgelder zu besorgen, der andere behauptete dagegen, er könne 20.000 Mann unterhalten. Der junge Prinz sagte ihnen in vollem Feuer: der König von Preußen kann 30.000 Mann halten, sobald er nur will. — Die Engländer hielten das für den Einfall eines ehrgeizigen jungen Mannes, der die Vorzüge seines Vaterlandes zu sehr erhebe. Doch zum Throne gelangt, that Friedrich Wilhelm mehr, als er gesagt hatte, und brachte es durch seine gute Finanzverwaltung dahin, daß er bereits im ersten Jahre seiner Regierung 30.000 Mann unterhielt, ohne daß irgend eine Macht ihm Hülfsgelder zahlte.“ — In der That bestand 1725 das preußische Heer schon aus 64.000 und beim Tode des Königs sogar aus 83.000 Mann. Das Heer war seine Vorliebe***). Seine Soldaten nannte er nur seine lieben blauen Kinder. Der König kleidete sich stets als Soldat in der Uniform seines Leibregiments. Immer waren zwei Adjutanten um ihn zur Vollziehung seiner Befehle. Mit den Officieren bis zum Hauptmann herab ging er wie ein Kamerad um, mit den Subalternen wie ein Vater. Jeder Soldat hatte freien Zutritt

*) Stenzel III., 327—40.
**) Denkwürdigkeiten zum Behuf der Brandenburg. Geschichte. Letztes Capitel.
***) Stenzel III. 343 ff.

zum König. Der Staat war ihm vollkommen nur Kriegsstaat. Der König, sagt ein Zeitgenosse, würde sich selbst auf die Wache geschickt haben, wenn er sich in einem Kleidungsstücke betroffen hätte, das nicht montirungsgemäß war. Jährlich bemusterte er die einzelnen Regimenter aufs genaueste in ihren Quartieren. Auffällig war er besorgt, daß die Soldaten regelmäßig ihren Sold und ihre Montirungsstücke pünktlich erhielten. Unbrauchbare oder alt gewordene Soldaten wurden nicht vergessen. Für die hinterlassenen Kinder baute er das große Potsdamische Waisenhaus*), empfahl dessen Erhaltung all' seinen Nachkommen, und wenn sein Stamm aussterben sollte, denen, welche dann regierten, und drohte ihnen anderenfalls mit seinem Fluch und Gottes schweren Strafgerichten.

Die Lust des Königs an unumschränkter Herrschaft zeigte sich namentlich in der Art und Weise, wie er das Heer ergänzte und vermehrte. Es geschah durch gewaltsame Wegnahme der jungen dienstfähigen Mannschaft**). Die natürliche Folge davon war, daß viele junge Leute in das Ausland flohen. Da verordnete der König 1713, daß wenn die Flüchtlinge nicht binnen drei Monaten zurückkehrten, sie als Ausreißer nach den Kriegsgesetzen bestraft werden, und ihre Obrigkeiten, Eltern und Verwandten für sie haften sollen. Weil die Verordnung nicht wirkte, so erschien 1714 eine andere, wonach vom 1. Juni an alle gewaltsame Wegnahme aufhören und Niemand zum Kriegsdienst gezwungen werden solle, nur liederliche Bürger, Bauern und Dienstboten sollen fortan zwangsweise unter die Soldaten gesteckt, Officiere aber bei Strafe der Dienstentlassung angehalten, nur Freiwillige gegen Handgeld angenommen werden. 1718 wurde nochmals eine Frist von zwei Monaten für die Rückkehr bewilligt. Es wirkte wieder nicht, man traute nicht und der König fürchtete Entvölkerung in Folge der Fahnenflucht. Darum erging die Verordnung, welche die Wollarbeiter für frei von der Rekrutirung erklärte, und eine weitere Verordnung, daß jedes Regiment aus einer Provinz sich ergänze und diejenigen, welche es nicht sogleich einstellen könne, nachdem sie zur Fahne geschworen, vorläufig wieder in ihre Heimath zu entlassen seien. Diese Burschen hießen der Zuwachs, und mußten zum Abzeichen rothe Halsbinden tragen. 1733 wurde das Kantonsystem eingeführt, wobei das ganze Land nach Bezirken unter die einzelnen Regimenter und die Feuerstellen unter die Hauptmannschaften vertheilt wurden***). Jeder Bürger und Bauer war nun kantons- d. h. kriegsdienstpflichtig, ausgenommen einzige Söhne, Söhne der Geistlichen und königlichen Beamten, die erste Generation der Einwanderer; ferner derjenige Sohn, welcher des Vaters Wirthschaft und Nahrung übernehmen wollte. Die Officiere erlaubten sich aber bei der Aushebung die größten Eigenmächtigkeiten und Erpressungen. Trotz dieser Anordnungen herrschte aber das Werbsystem fort, oder das Wort ist zu gering, — vielmehr Menschenverlockung, Menschenfang und Menschenraub. —

Vermehrung des Heeres.

Kantonsystem.

Werbsystem.

Friedrich Wilhelm hatte eine eigene Leidenschaft für hochgewachsene Soldaten. Ein Mann von 6 Fuß und höher konnte ihn alle Pflichten der Gerechtigkeit vergessen lassen. Daß nicht hochgewachsene, sondern Leute von kurzem gedrungenem Bau am besten Märsche und Anstrengungen aller Art aushalten können, wurde ganz außer Acht gelassen. Auch sah der sonst so sparsame und geizige König auf keine Kosten, wenn es galt, irgendwoher einen Riesen für sein Leibregiment oder einen Flügelmann für irgend ein Bataillon zu bekommen. Als ihm Ludwig XV. einen mit Brillanten besetzten Degen für sein Verhalten gegen Stanislaus Les-

Leidenschaft für Riesen.

*) Stenzel III. 380.
**) Stenzel III. 348 ff.
***) Stenzel III. 354 ff.

cinski geben wollte, lehnte dies der König ab, mit der Bemerkung, ein Dutzend langer Kerle würden ihm viel lieber sein. An Peter den Großen verschenkte er das kostbare von seinem Vater gesammelte Bernsteinkabinet und eine schöne Yacht dafür, daß ihm dieser jährlich 100 lange Kerle zu schicken versprach. Welche Freude, als ihm Peter 150 statt 100 sandte! Der König schickte ihm dafür Klingenschmiede, Klingenpolirer und dergleichen. Wollte ein auswärtiger Fürst bei Friedrich Wilhelm Etwas durchsetzen, so mußte er ihm „einige schöne lange Kerle" schenken. „Gegen das Jahr 1730", so schreibt sein eigener Sohn, „steigerte sich diese Neigung zu einer unbegreiflichen Leidenschaft." — Preußen brachte nicht so viele große Männer hervor, und das Ausland schenkte nicht so viele, als der König haben mochte. Im eigenen Land war eine wahre Jagd nach langen Leuten, in den Nachbarländern wurden die abgefeimtesten Kniffe und frechsten Verführungen von Werbern angewendet, um große Leute zu bekommen. In allen Reichsstädten spannten preußische Werber ihre Netze aus, lange Jünglinge und Männer wurden mit größter Verletzung des Völkerrechts entführt, geknebelt und nach Potsdam gebracht*), Studenten, Künstler, Kaufdiener, Fabrikarbeiter, lange Reisende wurden auf den Straßen aufgegriffen. — Für einzelne Riesen wurden ungeheure Summen bezahlt, und gingen sie nicht freiwillig, so brauchte man Gewalt. Ein Geistlicher aus Bamberg wurde überfallen, geknebelt und fortgeschleppt, selbst aus Rom ein Geistlicher entführt. War aber einer einmal in dem Leibregiment zu Potsdam, so war es trotz aller Verwendung fremder Gesandten kaum mehr möglich, ihn loszubekommen. Selbst von der Universität Halle wurden lange Studenten gestohlen, und sie kam dadurch so sehr in Verruf, daß die Zahl der Besucher auf 200 heruntersank. Einen besonders langen Irländer miethete der preußische Gesandte als Laquaien, brachte ihn so auf ein Schiff und lieferte ihn nach Potsdam. In den kaiserlichen Erbstaaten waren 300 preußische Werbofficiere, die auf lange Leute fahndeten. Fremde Truppen wurden zu Meineid und Fahnenflucht verleitet. Diese Leidenschaft nach Riesen führte zu ernstem Streit mit benachbarten Staaten**). Ein preußischer Werbofficier wurde in Sachsen zum Tod verurtheilt. Friedrich Wilhelm drohte, wenn man das Urtheil vollziehe, dafür den sächsischen Gesandten henken zu lassen. Suhm floh in Eile aus Berlin und es kostete Mühe, den Streit beizulegen. Die Holländer aber machten Ernst, nachdem sie sich lange vergeblich beschwert hatten. Ein preußischer Werbofficier, welcher schon Mehrere von der holländischen Garde in Mastricht zur Desertion verleitet hatte, wurde erschossen.

In der ersten Hitze wollte der König vier holländische Officiere und zwanzig Soldaten, die sich auf preußischem Gebiet befanden, erschießen lassen. Nur die Vermittlung des Kaisers verhinderte den Ausbruch eines Krieges. Der König meinte ein besonderes Recht an lange Leute zu haben, weil er sie besser als irgend Jemand zu schätzen wisse. Als der berühmte Jurist Heineccius einen Ruf an die Universität Leyden erhielt, verweigerte ihm der König den Abschied, denn die Holländer hätten sich nie bereitwillig finden lassen, ihm einige große Flügelmänner zu verwilligen, welche vielleicht einige große Gelehrte hätten aufwiegen können. Als die Hamburger den Probst Reinbeck haben wollten, antwortete der König: „platt abgeschlagen. Die Hamburger wollen mir meinen besten Prediger aus dem Land holen, und wenn ich irgend wo einen Lumpenkerl anwerben lasse, wird ein Lärm darüber gemacht***)." — Diese Leidenschaft nahm nicht ab bis zum

*) Faßmann I. 740.
**) Faßmann I. 766.
***) Büsching's Beiträge. I. 177

Tode des Königs. 12,000,000 Thaler sollen für Werbungen in's Ausland gegangen sein.

Es ist leicht begreiflich, daß in einem Heere, wo so viele gewaltsam Geworbene sich befanden, die Ausreißerei sehr stark war. Alles geschah, um den Flüchtling wieder einzufangen. Niemand durfte ohne Paß durchgelassen werden, entkam ein Deserteur, so hielt der König die Einwohner der Gegend, durch die er entflohen war, zum Schadenersatz an. Wurde eine Desertion angezeigt, so wurde die Sturmglocke geläutet und Bürger und Bauern mußten aufsitzen, um den Flüchtling einzufangen. Hilfe zu einem Fluchtversuch wurde mit dem Tode bestraft. Desertion.

Begreiflich, daß es Scenen der Verzweiflung gab. Die härtesten Strafen, 36mal Gassenlaufen, Aufschlitzen der Nase, Tod durch Pulver und Blei, waren auf Auflehnung gesetzt. Manche wurden erschossen, Manche, „die den glückseligen Zustand, in dem sie lebten, nicht recht bedachten," entkamen, den Eigenwillen der Mehrzahl brach die eiserne Zucht, aus Menschen wurden Maschinen, sie hatten nur officielle Stimmungen, sie gingen dem Tod mit einer Ruhe ohne Gleichen entgegen, sie sahen im Kriegsgesetz das eiserne Schicksal. Der Meister der eisernen Kriegszucht war Leopold von Dessau, unter dem Namen „der alte Dessauer" bekannt, derselbe, der zu Höchstädt, bei Cassano, in den Linien von Turin sich durch bullbeißerische Hartnäckigkeit im Kampfe hervorthat und Lorbeeren errang*), derselbe, welcher die Tochter des Apothekers Fos aus Dessau liebte und 1698 in seinem 22. Jahre heirathete und behandelte, als wenn sie eine geborene Fürstin wäre, ein ungestümer Mann von herrischem Geist, Generalfeldmarschall der preußischen Armee und Begründer ihrer Taktik, der Erfinder der eisernen Ladstöcke, der durch sein Drillsystem die preußische Infanterie zur vollendetsten in Europa umschuf. Seine Mutter war die Schwester der edlen Luise, der ersten Gemahlin des großen Kurfürsten, daher seine nahen Beziehungen zum Königshause. Doch sprechen sich Friedrich II. und Wilhelmine nicht günstig über seinen Charakter aus. Letztere kennzeichnet ihn**): „Mit vollendeter Erfahrung in den Waffen verbindet er einen für Geschäfte sehr geeigneten Geist; seine unfreundliche Miene flößt Furcht ein, und seine Züge entsprechen seinem Charakter; sein Ergeiz ist grenzenlos. Er ist ein treuer Freund, aber auch ein unversöhnlicher und rachsüchtiger Feind, grausam und versteckt, sein Geist ist gebildet, und in der Unterhaltung, wenn er will, sehr angenehm." — Seine Ausdrücke bezogen sich in der Regel auf das Kriegswesen. Luthers Lied „Eine feste Burg ist unser Gott" nannte er unseres Herrgottes Dragonermarsch. — Nicht Einheit aus Begeisterung, sondern blinder Gehorsam, erwirkt durch die strengsten Strafen und stete Uebung — war seine Losung. Das preußische Heer bewegte sich mit der Regelmäßigkeit einer Maschine auf den Druck des Commandos, schoß dreimal schneller, als jedes andere Heer, that es allen an Gleichtritt, an der Genauigkeit aller Bewegungen zuvor. Aber wie viel Verzweiflung bei Einzelnen vorausging, bis sie allen Eigenwillen aufgegeben hatten und vollständige Maschinen waren, läßt uns eine Verordnung***) über den Transport der Recruten ahnen, die im Jahre 1805 in Berlin gedruckt ist, ihrem Geiste nach aber aus den Tagen des alten Dessauers stammt. Kriegszucht. Der alte Dessauer.

---

*) Varnhagen van Ense, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, in den biographischen Denkmalen.

**) Memoiren. S. 4.

***) Vgl. Memoiren des k. preußischen Generals der Infanterie Ludwig von Reiche, herausgegeben von seinem Neffen Louis von Weltzien. 2 Theile, von 1755 bis 1855. Leipzig 1857. Friedrich Kapp, der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 1775 bis 1783. Berlin 1864.

„Der Unterofficier muß außer einem guten Seitengewehr auf dem Transporte stets ein Terzerol bei sich führen; er muß den Rekruten nie hinter, sondern immer vor sich gehen lassen, ihn nie nahe auf den Leib lassen, und ihm bedeuten, daß der erste falsche Tritt, den er thut, ihm das Leben koste. Er muß beim Transport das Gebiet des Landes vermeiden, wo der Rekrute gedient hat, oder auch manchmal und unter gewissen Umständen sogar das, aus dem er gebürtig ist. Er muß das Transportiren durch große Städte und lebhafte Ortschaften womöglich vermeiden. Des Nachts muß er solche Wirthshäuser wählen, wo er und andere Werber seiner Macht gewöhnlich einkehren, und wo der Wirth auf seiner Seite ist. In dem Nachtquartier selbst muß er die möglichste Vorsicht zur Erhaltung des Rekruten anwenden, demselben sich ganz auszuziehen und niederzulegen befehlen, dessen sowie seine eigenen Kleider dem Wirth zur Verwahrung übergeben, und sich neben ihn, vorne nach der Thüre zu, hinlegen. Beim Transport muß er nicht erlauben, daß der Rekrut sich sehr umsehe, stehen bleibe, noch weniger sich mit Reisenden, und besonders gar nicht in einer fremden Sprache unterhalte. Er muß den Rekruten auf dem Transport so lenken, wie man mit dem Zügel ein Gespann lenkt; die Worte: Halt, Marsch, Langsam, Geschwinde, Rechts, Links, Geradeaus, müssen von dem Rekruten auf dem Fleck befolgt werden, sonst ist dies schon ein übles Omen, und des Unterofficiers Autorität ist verletzt. Nie muß der Unterofficier da einkehren, wo es dem Rekruten etwa zu frühstücken beliebt, sondern da, wo er zu diesem Behuf ein für allemal einkehrt. In solchen Wirthshäusern, wo der Transport zu Nacht bleibt, muß eine eigene für die Werber und Rekruten bestimmte Gaststube sein, die womöglich in einem Oberstock ist, und deren Fenster mit eisernen Gittern versehen sind. Nachts muß kein Rekrute aus der Stube zu gehen genöthigt sein, sondern ein Nachtgeschirr zu beiderlei Bedürfnissen sich im Zimmer befinden. Die ganze Nacht muß eine Lampe im Zimmer brennen, und neben selbiger ein unangezündetes Licht stehen. Der Unterofficier muß Abends seine Waffen dem Wirth übergeben, damit nicht der Rekrute gegen ihn in der Nacht davon Gebrauch mache. Morgens muß er sie sich wiedergeben lassen, sie nachsehen, frisch laden oder wenigstens frisch Pulver aufschütten, sich anziehen, reisefertig machen, und dann erst den Rekruten aufstehen heißen, und ihm seine Kleider zum Anziehen wieder geben. Beim Hineingehen in ein Wirthshaus und Stube muß der Rekrut der erste, beim Hinausgehen der letzte sein; im Wirthshause selbst muß der Werber vor, der Rekrute hinter dem Tische sitzen. Hat der Rekrute eine Frau mit, so muß der Werber seine Aufmerksamkeit verdoppeln, die Frau muß auf dem Marsche vor dem Manne, niemals aber hinter demselben, oder gar hinter dem Werber gehen. Daß ein transportirter Rekrut während seines Transportes keine Feder anrühren, keine Briefe schreiben, keine Schreibtafel sich halten, selbst keine Bleifeder bekommen darf, ist natürlich, so wie, daß man dem Rekruten und seiner Frau vor dem Antritt des Transportes alle gefährlichen Waffen, Terzerols und große Messer u. s. w. abnehmen muß, und während dem Transporte nicht erlauben darf, daß der Rekrute, so wenig wie seine Frau, einen Stock, Knittel oder Stab tragen darf. Ist der Rekrute nur irgend zweideutig, so muß er sich auf Befehl des Unterofficiers, die Hosenriemen entzwei, die Hosenknöpfe abschneiden und die Hosen in der Hand tragen. Hat er vollends einen Versuch gemacht zu entfliehen, so muß er ohne Gnade geschlossen oder ihm die Daumenschrauben angelegt werden. Es ist schon übel, wenn es der Unterofficier dahin kommen läßt, von seinem Gewehr Gebrauch zu machen und den Rekruten blessiren oder tödten zu müssen. Bei sehr schönen, scheinbar resoluten, den Unterofficier an Kräften überwiegenden Rekruten wird der Officier gewiß so vorsichtig und billig sein, und zu dessen Transport zwei

Unterofficiere geben. Ueberhaupt ist es, wenn es nur irgend angeht, immer besser, wenn einige Rekruten zusammen transportirt werden, damit mit Recht bald ein paar Unterofficiere mit auf den Transport können gegeben werden. Allein, daß ein Unterofficier zwei Rekruten transportirt, muß nie der Fall sein. Macht die größte Noth diesen Fall unvermeidlich, so ist dies schon traurig, und für den Officier sowohl wie den armen Corporal ohne Grenzen gefährlich. Es ist besser auf Vorsichtsmaßregeln einige Ausgaben zu verwenden, als die Rekruten einzubüßen, und das Leben des Unterofficiers unvermeidlicher Gefahr auszusetzen. So wie dem Officier, umsomehr noch dem Unterofficier ist ein tüchtiger Hund äußerst nützlich, nur muß derselbe gehörig abgerichtet sein, keinen Stock in der Hand eines Rekruten leiden, so wie sich derselbe in der Nacht rührt, oder aufsteht, anschlagen und seinen Herrn wecken, auf dem Marsche den Rekruten, wenn er aus dem Weg herausgeht, wieder in den Weg treiben, fängt der Rekrute an zu springen, denselben packen und nur auf seines Herren Wort wieder loslassen, nicht leidend, daß der Rekrute etwas von der Erde aufhebe, und lauter Künste können, die auf das bessere Transportiren des Rekruten abzwecken und dem Unterofficier den Dienst erleichtern. Mancher Rekrute — heißt es am Schlusse nach Aufzählung verschiedener Befreiungsversuche — sucht dadurch seine Befreiung zu erlangen, daß er an einem Orte, wo viele Menschen versammelt sind, oder beim Durchgange durch eine Stadt über Gewalt und unrechte Anwerbung schreit. Hie muß der Unterofficier den Schutz der Obrigkeit erheischen, und wird selbigen auch nach Vorweisung seines Werbepasses und der von Zeugen unterschriebenen Capitulation des Soldaten gewiß erhalten. Besonders muß dies geschehen, wenn der Unterofficier in die traurige Nothwendigkeit versetzt ward, den Rekruten zu schießen, mag er ihn nun blessirt oder getödtet haben. Der Fall, daß ein Rekrute dem Unterofficier entkomme oder entwische, wird gar nicht als denkbar, also auch nicht zu attestiren angenommen."

So viel Vorliebe hatte der König für die Armee, Kunst und Wissenschaft aber empfanden seine entschiedene Abneigung. Der König selber hatte nur militärische Bildung. Seine Umgebung, namentlich Leopold von Dessau, verachteten Kenntnisse: wenn ein Soldat nur seinen Namen richtig schreiben könne, und nannten die Gelehrten nur Tintenklexer, Schmierer und Pedanten. Nur für das unmittelbar Nützliche hatte der König Sinn: ein accurater Rechenmeister thue ihm sicherer Dienste, als alle Schreibmeister (Schriftsteller). Von Staatswissenschaften wollte er Nichts wissen, seine Unterthanen sollten sich gar nicht mit Politik befassen, deßhalb verbot er den Druck der Zeitungen und 1713—14 erschien auch keine mehr in Berlin. Erst 1715 begannen sie wieder, weil er wünschte, daß die Thaten seines Heeres unter das Volk kämen. Die von seinem Vater gestiftete Ritterakademie ließ er eingehen. Die Akademie der Wissenschaften, den Stolz seiner Mutter, hielt er für überflüssig; nur die Vorstellung, daß man geschickte Wundärzte brauche, und daß sie dazu ein gutes anatomisches Theater habe, war Schuld, daß er sie nicht vollständig aufhob, aber ihr Dasein war kläglich unter seiner Regierung. In seinem Eifer zu sparen sprach ihr der König die meisten Einkünfte ab. Auch der Präsident Leibnitz erhielt den ihm von Friedrich I. ausgesetzten Gehalt nicht mehr. Noch ärger aber war, daß der König nach dem Tode des großen Philosophen 1716 seinen Hofnarren Johann Paul Gundling zum Vorstand der Akademie ernannte. Dies war Hohn gegen alle echte Wissenschaft. Nicht minder Spott lag in der Aufgabe, die der König bei der Ernennung des Vicepräsidenten, eines Grafen von Stein, der Akademie stellte: „Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dennoch dem

Kunst und Wissenschaft. Akademie. Gundling.

Vicepräsidenten, Grafen von Stein, zur Genüge bekannt, wie es an Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und andern dergleichen Satansgesellschaften nicht mangele, sondern daß deren eine große Anzahl in den Seen, Pfuhlen, Moräften, Haiden, Gruben und Höhlen, auch hohlen Bäumen verborgen liegen; wird also der Graf nicht ermangeln, sein Aeußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er todt oder lebendig liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden. — Auch soll der Graf von Stein vermittelst Wünschelruthe und Segensprechen ausfindig machen, wo verborgene Schätze vergraben liegen, und soll ihm von den gefundenen der vierte Theil zur Belohnung seiner treuen Dienste überwiesen werden." — In der Tabagie war die Akademie nur der Gegenstand des Hohns, von da kam ihr eines Tags die Aufgabe, zu erklären, warum der Champagner brause! Sie beantwortete Spott mit Spott, indem sie sich zu den nöthigen Versuchen 50 Flaschen ausbat. Gundling*) wurde wie ein Hofnarr behandelt. Er war der Sohn eines Geistlichen bei Nürnberg, hatte verschiedene Universitäten besucht, mit einem Engländer eine Reise durch Europa gemacht, viele Kenntnisse, namentlich in der Geschichte, sich erworben, auch im Ganzen 21 Schriften über antiquarische Gegenstände herausgegeben. Er war eine lebendige Encyklopädie, wußte sehr viel, es fehlte aber der verarbeitende höhere Geist und der Charakter. Dabei war Gundling auf sein Wissen aufgeblasen, ein Pedant, aber nicht bösartig — er hat nie Jemanden verläumdet. Unter Friedrich I. war er Professor an der Ritterakademie und königlicher Historiograph geworden. Als Friedrich Wilhelm I. diese Schule aufhob, verlor Gundling seine Besoldung und kam in große Noth, so daß er sich dazu hergab, beim Schänkwirth Beisel durch Anekdoten und Spässe die Gäste zu unterhalten, wofür ihn diese mitessen und trinken ließen. Im Tabakscollegium wurde viel über Politik gesprochen; auch hätte der König gerne das Wichtigste aus den französischen und holländischen Zeitungen gewußt, und war also Jemand nöthig, der sie zu lesen und dem König darüber Bericht zu erstatten verstand. Grumbkow schlug hiefür Paul Gundling vor, der dadurch das Amt eines Hofrathes und Zeitungsreferenten und freie Tafel am königlichen Hofe erhielt. Gundling war nun täglich in der Gesellschaft des Königs, der für seinen ausgebreiteten Kenntnissen eine gewisse Achtung faßte, und ihn rasch nach einander zum Kammer-, Kriegs-, Geheimen- und Oberappellationsrath ernannte, mit der Freiheit, allen Sitzungen dieser Collegien beizuwohnen, seine Meinung zu sagen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Natürlich fehlte Gundling auch nie Abends in der Tabaksgesellschaft, wo er aber durch den Stolz auf seine Kenntnisse die unwissenden Officiere verletzte, und durch seine Neigung zum Trunk sich Blößen gab, und in einer Umgebung, die Freude an Spässen und Verhöhnungen gegen die Gelehrsamkeit hatte, die Zielscheibe des Spottes wurde. Als Spott ist es zu betrachten, daß ihn der König 1717 zum Oberceremonienmeister ernannte, ihm einen scharlachrothen Rock mit goldenen Knopflöchern, schwarzsammetnen Aufschlägen, eine ungeheuere Perrücke von weißem Ziegenhaar, einen Hut mit rother Feder und Schuhe mit rothen Absätzen verlieh. Dem Betrunkenen, bei Nacht in der Gosse Liegenden schnitten zwei Hauptleute den Kammerherrenschlüssel ab und gaben ihn dem König, der in der nächsten Abendgesellschaft unter dem Hohnlachen der Anwesenden fragte, wo das Abzeichen seiner Würde hingekommen sei. Alle weideten sich an der Verlegenheit des armen Mannes:

---

*) Es gibt ein eigenes Werk „Leben und Thaten des Freiherrn Paul von Gundling." Berlin 1795

wenn ein Soldat seine Flinte verliere, werde er erschossen. Nach längerer Berathung wurde bestimmt, es solle Gnade für Recht ergehen, jedoch zur Warnung müsse der Kammerherr einen vergoldeten hölzernen Schlüssel, ungefähr eine Elle lang, öffentlich als Buße um den Hals tragen. Als Gundling endlich seinen goldenen Schlüssel wieder erhielt, war das Erste, daß er zu einem Schmied ging und sich denselben mit Draht an seinem Rock festmachen ließ. Ein andermal, als er trunken nach Haus taumelte, fand er seine Thüre zugemauert, und kam im Tappen nach seiner Wohnung in den Bärenzwinger. Begreiflich, daß ihm die Abendgesellschaft zuwider wurde. Als er aber sich in seine Wohnung einschloß, brachen die Spötter ein Brett aus der Thüre, beschossen seine Zimmer mit Raketen und übelriechenden Dingen. Hohn auf die Gelehrsamkeit und Spott auf den Adel zugleich war es, daß Gundling am 23. September 1724 „wegen seines überschwenglichen Geistes und Verdienstes" in den Freiherrnstand erhoben wurde, während, wie es im Diplom heißt, er es schon längst verdient hätte, mit dem Grafenstand beehrt zu werden. Ein Wappenschild ward angegeben, welches er und seine Nachkommen in allen Ritterrennen, Schlachten, Gefechten, Lagerhaltungen, Siegelungen und Versiegelungen gebrauchen könnten. Und doch gebrach es Gundling so ganz und gar an allem Kampfmuth! Als ein Literat Faßmann 1726 nach Berlin gekommen war, um in irgend einer Weise sein Brod zu verdienen, wurde er gleichfalls in die Tabagie eingeführt, und der große F a ß m a n n gegen den großen Gundling, wie eine Bulldogge gegen die andere, zum Kampfe gereizt. Gundling wurde so erbittert, daß er dem Faßmann ein Gefäß mit brennender Torfkohle an den Kopf warf, worauf ihn dieser am Kragen packte, herumzerrte und schlug. Welch' reicher Stoff für die Spottsucht der Tabaksgesellschaft, die unter Hohnlachen erklärte, dieses Benehmen sei so großer Männer nicht würdig, sie müßten sich duelliren. Es kam zum Zweikampf. Gundling, der den ersten Schuß hatte, warf zitternd seine Pistole weg mit der Erklärung, er wolle Niemand erschießen und sich von Niemanden erschießen lassen. Faßmann schoß, aber die Secundanten hatten dafür gesorgt, daß keine Kugel in der Pistole war. Uebrigens brannte darüber Gundlings Perrücke und stürzte dieser schreiend zur Erde. Man schüttete einen Eimer Wasser über ihn, um ihn aus der Betäubung zu wecken. Solche Dinge waren doch Gundling zu arg, und er ging nach Halle durch zu seinem Bruder, der als tüchtiger Geschichtschreiber dort an der Universität lehrte. Nur auf vieles Bitten und Mahnen hin kehrte Gundling zurück, und die Neckereien dauerten fort bis zu seinem Tod, 11. April 1731. Trotz des Widerspruchs der Geistlichkeit wurde er auf Befehl des Königs in einem schwarz angestrichenen, mit einem weißen Kreuz bezeichneten Fasse begraben.

Faßmann.

Wie es der Akademie erging, so den Universitäten. Männer ohne die nöthigen Kenntnisse und Charakterbildung erhielten Lehrkanzeln, dagegen wurde berühmten Professoren bei schwerer Ahndung verboten, eine fremde Berufung anzunehmen. Heben wir nur ein Beispiel hervor, die Behandlung der Universität Frankfurt. Ein gewisser Arnold ward zum Hofrath und Professor ernannt, mußte aber erst noch das Gymnasium beziehen, um den nöthigen Schulunterricht zu erlangen. Ein Magister Morgenstern hatte in Halle bei einem Glas Wasser und einer Pfeife Tabak Vorlesungen über Geographie und Geschichte gehalten, und für ein „Staatsrecht des russischen Reiches" einen Ruf nach Rußland bekommen. Auf der Durchreise in Potsdam gab er sich als Magister legens an. Dies und sein komisches Aeußere erregte Aufmerksamkeit und er wurde vor den König berufen. Faßmann, der unwürdigen Stellung sich schämend, war entflohen. Der Vicepräsident der Akademie, Graf Stein, war fast immer betrunken. Da kam Morgenstern wie gerufen, der König erklärte, er könne ihm auch so viel geben,

Universitäten.

als die Kaiserin von Rußland, und ernannte ihn zum Hofrath mit 500 Thalern Gehalt und freier Wohnung, endlich zum Vicekanzler der Universität Frankfurt. Hier mußte er in Gegenwart des Königs „vernünftige Gedanken von den Narren und der Narrheit" vertheidigen. Friedrich Wilhelm forderte die Studenten auf zu beweisen, daß Morgenstern ein Narr sei, und rief beschwichtigend: „was ist's denn! Jeder Mensch hat seinen Narren, ich habe den Soldatennarren, hier da der Moser (der berühmte Jurist) hat den geistlichen Hochmuthsnarren, ein anderer einen andern — es ist ja nur ein erlaubter Spaß." — Morgenstern hatte bei der Disputation statt des Degens einen Fuchsschwanz an der Seite, und statt der Federn auf dem Hut Hasenhaare, und der König meinte, wenn man einen Hasen haben wolle, müsse man ihn von den Universitäten holen. Wir hören hier wohl die Stimmung der militärischen Umgebung des Königs heraus, die ihn beständig gegen die Gelehrten reizte und die Meinung verfocht, Studiren mache feig. Ganz militärisch ist, daß der König den Professoren befahl, wöchentlich 4 Stunden öffentliche Vorlesungen zu halten, wenn auch nur 1 Zuhörer sich einfinde, und an der Besoldung Abzüge zu machen, wenn auch nur 1 Stunde ausgesetzt würde. Nur durch theologische Aufsätze konnte man die Gunst des Königs erwerben. Wie die Wissenschaften, so sank die Kunst. Nur auf Gemälde hielt der König noch Etwas: er malte selber und strafte Schmeichler, die den Werth seiner Bilder hoch anschlugen, dadurch, daß er sie ihnen um die angegebene Summe überließ. Am liebsten ließ der König sich, seine Generale und die langen Grenadiere seines Garderegiments malen. Bei ihm war nur Sinn für's Nützliche und Schickliche. Er haßte, wie er sagte, allen blauen Dunst.

Die Jugendjahre Friedrichs II.

So war Friedrich Wilhelm I. Ihm in vielen Dingen ganz ungleich war sein Sohn Friedrich II., der in Deutschlands Schicksale so tief eingreifen sollte.

Er wurde geboren 24. Januar 1712 in Berlin*). In der Taufe am 31. Januar erhielt er den Namen Karl Friedrich, Prinz von Preußen und von Oranien, den Namen Karl nach seinem Taufpathen Kaiser Karl VI.; mit dem Namen Prinz von Oranien sollten die Erbrechte an die oranische Herrschaft bezeichnet werden. Zur Erziehung ward der Prinz einer aus Frankreich geflüchteten Hugenottin, die auch Friedrich Wilhelms I. Erzieherin gewesen war, der Frau von Rocoulles übergeben, und in französischen Lauten lernte er zuerst sein Fühlen und Denken ausprägen, und hugenottisch waren die ersten religiösen Anschauungen; daher die Vorliebe für die französische Sprache, welche sich später durch die Kenntniß ihrer Literatur nur steigerte, — die deutsche Sprache hielt er für eine barbarische und sprach und schrieb sie unrichtig, den deutschen Schriftstellern traute er keinen Geist zu; die deutsche Literatur stieg ohne königlichen Schutz zu ihrem eigenen Glück, weil sie durch Schmeichelei nicht verdarb, zur Vollendung empor, — daher die Vorliebe für die Lehre Calvins von der unbedingten Vorherbestimmung. Friedrich war ein sehr schöner Knabe, mit ungemein seelenvollem Auge. Seine um 3 Jahre ältere Schwester, Friederike Sophie Wilhelmine, bemerkt jedoch**): „Mein Bruder besaß Verstand, seine Gemüthsstimmung

Geburt.

Erzieher.

*) Preuß, Friedrich der Große. I. 1—11.
**) Memoiren, Jahr 1726. Deutsche Ausgabe S. 20.

war aber düster. — Lange dachte er nach, ehe er antwortete. Dafür antwortete er aber richtig. Er lernte nur sehr schwer und man erwartete, daß er künftig mehr gesunden Verstand als Geist besitzen werde. Ich im Gegentheil war sehr lebhaft, schnell mit einer Antwort fertig und von außerordentlichem Gedächtniß. Der König liebte mich leidenschaftlich. Er hat nie so viel Aufmerksamkeit für andere Kinder gehabt als für mich. Dagegen war ihm mein Bruder verhaßt und dieser erschien nie vor ihm, ohne mißhandelt zu werden, was ihm eine unbesiegbare Furcht vor seinem Vater einflößte, die er auch selbst bis in die Jahre der Vernunft behalten hat*)."

Von seinem siebenten Jahre an wurde der Kronprinz dem General Finkenstein, einem 60jährigen, wackern Mann, der sich namentlich bei Malplaquet ausgezeichnet hatte, übergeben. Unterhofmeister war Oberst von Kalkstein. Lehrer war wieder ein flüchtiger Hugenotte, Duhan de Jandun, der seinen Zögling nach und nach in die französische Literatur einführte und ihm ein anderes Fürstenbild, als das eines bloß kriegerischen Königs, vorhielt: Titus und die Antonine waren sein Ideal. Friedrich Wilhelm aber wollte seinen Sohn spartanisch erziehen, tapfer und fromm machen. Die Bestallung für den OberstIhofmeister charakterisirt den Vater, der im Sohn keinen französischen Flatterkopf, wie er sagte, sondern einen einfachen tüchtigen Soldaten heranbilden wollte**): „Insonderheit muß meinem Sohn eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, recht beigebracht, hingegen alle verderblichen und zu argen Irrungen hinführenden Secten, als Atheist-Arian-Socinianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, einnehmen und beflecken kann, aufs Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen Ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug mit unter denenselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimiren, hingegen aber Ihn zur wahren christlichen Religion, welche führnehmlich darin bestehet, daß Christus for alle Menschen gestorben ist, als den einzigen Trost in unserm Leben, zu leiten und zu führen, und muß er von der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informiret werden, daß Ihm alle Zeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohne, denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten." — Latein sollte Friedrich gar nicht lernen. Der Sinn des Königs für das unmittelbar Nützliche spricht aus dieser Verordnung. Wozu, meinte er, Zeit und Mühe auf die Kenntniß der Sprache eines Volks verschwenden, das vor 2000 Jahren gewesen ist! Dagegen solle er das Französische und Deutsche lernen, so daß er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhne. — „Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie und Oekonomie muß er aus dem Fundament erlernen; die alte Historie kann ihm nur überhin, diejenige aber von unsern Zeiten und von 150 Jahren her muß ihm aufs Genaueste beigebracht werden, wie auch Natur- und Völkerrecht, Geographie und was in jedem Lande merkwürdig, die Geschichte Preußens und der benachbarten Länder. Absonderlich haben sich beide (Hofmeister) äußerst angelegen sein

Hofmeister.

Duhan.

Instruction.

*) Memoiren. Deutsche Ausgabe. 21.

**) Die Urkunde abgedruckt bei Preuß, Friedrich der Große. I. 10—12, auch bei Förster, Die Jugendjahre Friedrichs II. Cramer, Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrich II. 1829. Nr. 1. Ueber eine merkwürdige eigenhändige Instruction berichtet Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte. I. S. 250.

zu lassen, meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, und ihm zu imprimiren, daß Nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und daß er vor aller Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in ihm suchte." — Eine Anweisung vom Jahr 1721 befiehlt, daß der Kronprinz früh aufstehen, auf den Knieen sodann sein Morgengebet laut verrichten solle; sobald er angezogen sei, solle er mit seiner Umgebung auf den Knieen das große Gebet abhalten und, nachdem ein Capitel aus der Bibel vorgelesen, ein oder das andere gute Lied singen. Abends um $1/_2$11 müsse er zu Bett sein, nachdem er wieder laut sein Nachtgebet verrichtet hatte. Im An- und Ausziehen müsse er hurtig sein. Er solle nicht zu viel schlafen, denn das mache dumm. Beschäftigungen wie Erholungen waren für jeden Tag genau vorgeschrieben. Thätigkeit, Einfachheit sollte der Faulheit, der Verzärtelung, der Verschwendung entgegenarbeiten. Die Hofmeister sollten mit ihren Köpfen dafür haften, daß der Kronprinz vor sinnlichen Ausschweifungen behütet werde.

Zwiespalt zwischen Vater und Sohn. Der Gesichtskreis des Königs war eng, aber er wollte das Beste seines Sohnes. Dieser schien ganz ein Abbild des Vaters zu werden, doch bald kam Friedrich Wilhelm zur Ueberzeugung, daß der Sohn, in dem er einen frommen Christen heranbilden wollte, ein Religionsspötter sei, daß er, statt zur Sparsamkeit, zur Verschwendung geneigt sei, daß er keine Freude am Soldatenstand habe, daß er dagegen Literatur und Schöngeisterei treibe. Der Schatz, den ich gesammelt, meinte Friedrich Wilhelm, wird verschwendet, das schöne Heer, das ich gegründet, aufgelöst; Preußen wird sinken von der Höhe, die es mit so vieler Mühe erklommen; meine Arbeit ist vergebens, und mein Sohn ist ohnedies für die Ewigkeit verloren. Daher die Erbitterung, mit welcher der König auf den Sohn sah, die Vorwürfe, die er ihm machte, die Schläge, mit denen er ihn mißhandelte. Beide waren willensstarke Menschen, harte, aber ganz von einander abweichende Köpfe. Der Vater meinte, biegen oder brechen; der Sohn fühlte sich dem Vater geistig überlegen. Bei der leidenschaftlichen Art des Königs mußte es zu hartem Zusammenstoße kommen. Große Gegensätze standen sich da gegenüber, zwei harte Steine rieben sich da an einander.

Schon im Jahre 1728 in einem noch vorhandenen Schreiben klagt der Kronprinz vor dem Vater über den grausamen Haß gegen ihn, den er aus all seinem Thun wahrnehme*), bittet um seine Gnade und verspricht, daß er nie mit Willen fehlen würde. Friedrich Wilhelms Antwort möge zur Bezeichnung des Streites und der originellen Schreibweise des Königs hier folgen: „Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet, und ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern

*) Mitgetheilt von Cramer l. c. S. 34.

hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit populär und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopfe folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm."

Der Kronprinz hat viel gefehlt und es ist viel an ihm gefehlt worden, und die politischen Verhältnisse, der Kampf der englischen und österreichischen Partei am Berliner Hof trugen nur bei, den Zwiespalt in der königlichen Familie zu vergrößern. Wie wir bisher sahen, war der König ein schnell erregbarer, leicht in Besorgniß zu versetzender Hypochonder. In seiner ersten Hitze, sagt seine Tochter, kannte er gar kein Maß, und handelte nie nach den Vorschriften der Politik. Ein Schwindler Clement hatte ihm von einer Verschwörung gegen sein Leben Etwas beizubringen gewußt, und Friedrich Wilhelm wurde von da an so argwöhnisch, daß er sich alle Briefe, die nach Berlin kamen und abgingen, vorlegen ließ, und sich nie zu Bett begab, ohne einen Degen und ein Paar geladene Pistolen zu sich zu legen. In welch' seltsamen Stimmungen sich Friedrich Wilhelm I. oft bewegte, schildert uns seine Tochter in ihren Denkwürdigkeiten zum Jahre 1726: „Er fing an zu kränkeln. Die Hypochondrie, mit der er sehr geplagt war, machte ihn schwermüthig. Herr Francke, ein berühmter Frömmler und Begründer des Waisenhauses auf der Universität Halle, trug nicht wenig dazu bei, dies zu vermehren. Dieser Geistliche fand ein Vergnügen daran, Gewissensscrupel bei den unschuldigsten Dingen zu erregen. Er verbot alle Vergnügungen, die er verdammlich fand, selbst Jagd und Musik. Man durfte von Nichts anderm reden, als von der Bibel, jedes andere Gespräch war untersagt. Er selbst war der größte Redner an der Tafel, wo er das Amt eines Lectors, wie in den Refectorien, übernahm. Der König hielt uns alle Nachmittage eine Predigt, sein Kammerdiener intonirte einen Gesang, in den wir alle einstimmten. Man mußte dieser Predigt mit eben so vieler Aufmerksamkeit anhören, als ob es die eines Apostels gewesen wäre. Meinem Bruder und mir kam oft die Lust zu lachen an, und nicht selten brach sie aus. Sogleich belegte man uns mit allen Anathemen der Kirche, die wir mit zerknirschter und trauriger Miene, welche uns sehr schwer ward, anhören mußten. Mit einem Worte, dieser abscheuliche Francke verschaffte uns ein Leben, wie das der Mönche von la Trappe. Dieses Uebermaß von Frömmigkeit gab dem Vater wieder andere sonderbare Gedanken: er beschloß, die Krone zu Gunsten meines Bruders niederzulegen. Er wollte, wie er sagte, sich blos 10.000 Thaler jährlich vorbehalten und mit der Königin und seinen Töchtern nach Wusterhausen sich zurückziehen. „Da," setzte er hinzu, „da werde ich zu Gott beten und mich auf die Landwirthschaft legen, während meine Frau und Töchter den Haushalt besorgen. „Du bist geschickt," sagte er zu mir, dir will ich die Aufsicht über die Wäsche geben, die du nähen und reinigen lassen wirst. Friederike, die geizig ist, solle alle Vorräthe unter sich haben. Charlotte wird auf den Markt gehen und Lebensmittel einkaufen, und meine Frau für meine kleinen Kinder und die Küche Sorge tragen." — Er fing sogar an, eine Instruction für meinen Bruder auszuarbeiten und mehrere Schritte zu thun, welche Grumbkow und Seckendorf ernstlich beunruhigten *)."

Aus dieser Stelle sehen wir, daß der fromme Vater auch bemüht war, seine Kinder fromm zu erziehen, wie er aber gerade dadurch sie zu Religionsspöttern

*) Memoiren I. 92—93.

Religions-Unterricht. machte. Das Glaubensbekenntniß, welches Wilhelmine nach dreistündiger öffentlicher Prüfung ablegte, ist gedruckt 18 Bogen stark, und nur mit verknöchertem Dogmatismus und wunderlicher Theologie erfüllt. In ähnlicher Weise mußte Friedrich, bevor er am 14. April 1727 zum Abendmahl zugelassen wurde, sich öffentlich prüfen lassen und das Glaubensbekenntniß ablegen. Aus der Klage seiner Religionslehrer, daß der Prinz Nichts lernen wolle — an Fähigkeiten und schneller Auffassungsgabe fehlte es ihm ja nicht — sehen wir seinen Widerwillen gegen die damalige Art des Religionsunterrichts. Zur Strafe ließ ihn der Vater Psalmen und den Katechismus auswendig lernen. Unwillkürlich denkt man an die Jugend Kaiser Julians, der durch Zwang zu allzu langen religiösen Uebungen gerade ein Feind der christlichen Religion geworden ist. Beide sind sich gleich in der Begabung mit scharfem Verstand und Witz, nur hat Julian noch speculatives Talent; nebenbei kamen letzterem insgeheim die Schriften der Heiden in die Hände und Friedrich die der französischen Religionsspötter. Das Festhalten des Sohnes an der Lehre der unbedingten Vorherbestimmung steigerte nur die Abneigung des Vaters gegen den Sohn.

Sophia Dorothea. Im Widerstand gegen den Vater wurden Friedrich und Wilhelmine von der Mutter bestärkt und das war ein großer Fehler von Seite der letztern. Daß die Ehe mit diesem leidenschaftlichen, argwöhnischen Hypochonder keine glückliche war, ist leicht zu ermessen. Wilhelmine erzählt*), wie man dem König einmal gegen die fleckenlose Treue seiner Gemahlin einen falschen Verdacht beibrachte, wie er sogleich Feuer fing, in ihr Gemach eilte, ohne ihr ein Wort zu sagen, und auf ihre zärtliche Anrede nur mit Beleidigungen und Vorwürfen wegen ihrer vermeinten Untreue antwortete, und wie er ihr Benehmen untersuchen ließ, wie aber Alle, über die Ungerechtigkeit dieses Verdachtes empört, sich der Königin annahmen, wie der König endlich wieder zu sich kam und seine Gemahlin unter vielen Thränen um Verzeihung bat. Sophia Dorothea von Hannover war die Tochter König Georgs I. und Schwester König Georgs II. von England, und hatte den berechtigten Stolz auf ihre Herkunft. Wilhelmine erzählt aber**): „Obgleich der König seine Gemahlin leidenschaftlich liebte, konnte er sich doch nicht enthalten, sie zu mißhandeln und ließ sie nicht im mindesten an den Geschäften Theil nehmen. Er that dies, weil, wie er sagte, man die Weiber unter der Ruthe halten müßte, sonst tanzten sie ihren Männern auf den Köpfen herum. — Die edle und majestätische Gestalt der Königin flößt allen, die sie sehen, Ehrfurcht ein. Große Weltkenntniß und glänzender Verstand scheinen mehr Festigkeit zu versprechen, als sie besitzt. Sie hat ein gutes, edles und wohlthätiges Herz und liebt die schönen Künste und Wissenschaften, ohne sich sehr darauf gelegt zu haben. Wie jeder Mensch hat sie auch ihre Fehler. Ihr Ehrgeiz kennt keine Schranken, ihre Eifersucht kein Maß."

Englische Hochzeit. Die Vermählung des Kronprinzen und Wilhelminens war die Frage, an der sich nach jeder Versöhnung in der königlichen Familie immer wieder

---

*) Memoiren, Deutsche Ausgabe S. 77.
**) S. 11.

der Streit entspann. Die Königin wünschte Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales und mit dessen Schwester Amalia ihren Sohn vermählt zu sehen. Wilhelmine sagt, man habe der Königin versichert, daß der König nicht lange leben könne, und sie hätte auf die Vormundschaft gerechnet und in der englischen Verbindung einen Schutz gegen die Verfolgungen des Fürsten von Anhalt gesucht. Die beiden Paare wünschten die Verbindung. Auch Friedrich Wilhelm war der Doppelheirath anfangs nicht abgeneigt, allein das lange Hinhalten des englischen Hofes verletzte den König. Bald kamen noch andere Ursachen hinzu, diese Doppelheirath, die mehrmals der Abschließung nahe schien*), unmöglich zu machen.

Insbesondere die Gewaltthätigkeit der preußischen Werber in Hannover. Georg I. hatte von Zeit zu Zeit lange Kerle nach Potsdam geschickt, aber die Gier nach großen Rekruten war so stark, daß preußische Werber seit 1724 hin und wieder lange Kerle aus dem hannöverischen Gebiet entführten, und schöne Soldaten zum Entweichen in die preußischen Lande beredeten. Darob Spannung zwischen den beiden Höfen, zuletzt Haß; dazu kamen Wendungen in der Politik: 1729 schien es zum Krieg zwischen Hannover und Preußen zu kommen**). 44.000 Preußen unter dem Dessauer waren schon im Marsch, auch Georg II. ließ marschiren. Dänische und hessische Hilfstruppen verstärkten sein Heer. Braunschweig und Gotha vermittelten, wenigstens äußerlich, den Frieden, im Herzen aber blieben sich die beiden Könige von da an feind. Georg II. nannte Friedrich Wilhelm nur seinen lieben Bruder den Unterofficier und des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer, und Friedrich Wilhelm nannte Georg II. nur: „mein Bruder der Komödiant." Welch' ein Schmerz für die Königin! Sie sträubte sich gegen jeden andern Plan, Wilhelmine zu vermählen; sie nahm ihren Kindern das Wort ab, fest zu sein. Die Kinder hielten mit der Mutter. Ueber diesen Widerstand empört, nannte der König Wilhelmine nur die englische Canaille und ihren Bruder nur den Schurken Fritz, den er lieber werde Steigriemen laufen lassen, als ihn verheirathen: „Die Qualen des Fegfeuers können nicht schlimmer sein, als die, welche wir zu erdulden hatten. Der ganze Tag ging nur in Schimpfreden gegen mich und meinen Bruder hin***)." Einmal war der Prinz von Wales insgeheim daran nach Berlin zu kommen und sich mit Wilhelmine trauen zu lassen. In der Freude darüber wußte die Königin nicht zu schweigen, und so scheiterte der Plan. Seit 1725 trug sich der Kronprinz mit dem Plane, nach England zu entfliehen. Wilhelmine gesteht†), und das bezeichnet am schreiendsten den Gegensatz in der königlichen Familie: „Die Königin hörte nicht auf, mir die Gnade, die der König hin und wieder für mich hatte, vorzuwerfen. Ich wagte nur zitternd und voll Furcht, mit Härte dafür bestraft zu werden, ihn zu liebkosen. Eben so war es mit meinem Bruder. Es genügte, daß der König ihm Etwas befahl, um ein Verbot von der Königin zu erhalten. Wir wußten manchmal nicht, zu welchem Heiligen wir beten sollten, da wir so zwischen Thür und Angel standen. Weil wir nun aber beiderseits die Königin sehr lieb hatten, so richteten

---

*) Die ausführliche Geschichte dieses Heirathsplanes und aller sich kreuzenden Pläne, Ränke und Fragen der Politik im ersten Band der Markgräfin von Baireuth.

**) Vgl. oben S. 127 ff.

***) Memoiren 133.

†) Ebenda 84.

wir uns ganz nach ihrem Willen." — „Dem Vater," sagt sie*), „wurden täglich falsche Nachrichten gegen mich und meinen Bruder beigebracht. Man schilderte ihm meinen Bruder als einen ehrsüchtigen und intriguanten Prinzen, der ihm den Tod wünsche, um bald selbst zum Thron zu gelangen. Man versicherte ihm, er liebe das Militär nicht und sage laut, daß, wenn er einmal Herr sei, er die Truppen verabschieden werde. Man gab ihn für verschwenderisch aus, und mich für unausstehlich hochmüthig, ränkeschmiedend und herrschsüchtig, auch gebrauchte ich unehrerbietige Reden gegen ihn." Letzteres ist nur zu wahr. Wilhelmine hat ein scharfes Auge und eine böse Zunge. In ihren Denkwürdigkeiten spricht sie von Friedrich Wilhelm I., wie nie eine Tochter vom Vater reden sollte. Sie gesteht selber, daß sie eine böse Zunge habe, und daß sie und ihr gleichwitziger Bruder in Briefen an einander den ganzen Hof verhöhnten. Darum aber kann der Werth ihrer Denkwürdigkeiten selber nicht bestritten werden**). Sie datirt hin und wieder unrichtig, weil sie sich auf das bloße Gedächtniß verläßt. Sie kennt die Verwicklungen der Diplomatie nicht hinlänglich, welche ihr doch so viele Schmerzen bereitet und ihr Lebensglück getrübt haben. Aber im Großen und Ganzen sind doch die Figuren richtig gezeichnet. Die Verschwendung, die man dem Kronprinzen vorwarf, muß nach den Sparbegriffen Friedrich Wilhelms gemessen werden. — Seit 1718 bezog der Kronprinz nur 360 Thlr. für seine Ausgaben, für welche aber die genaueste Rechnung bis auf Heller und Pfennig geliefert werden mußte. Der König sah sie durch, machte eigenhändig seine Bemerkungen, z. B. über kleine Trinkgelder: „aber zukünftig, wenn meine Laquaien, Kutscher, Reitknechte Fritz aufwarten, sollen sie Nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich sind einerlei, sonsten bin mit allem zufrieden vor die guhte Haußhaltung." Von 1729 an erhielt der Kronprinz 600 Thlr. jährlich, viel zu wenig für seine Neigung zu Großmuth und zu Wohlleben. Als er dem kaiserlichen Gesandten Seckendorf über seine Geldnoth klagte, betrieb dieser, um ihm aufzuhelfen, beim König seine Ernennung zum Obersten und der Kaiser sandte seinem Taufkind insgeheim 1000 Dukaten jährlich. Seine eigentlichen Auslagen durfte Friedrich nicht dem König in der Rechnung angeben — für französische Kleidung, Bücher, Musikalien, einen brocatenen Schlafrock. Wider des Königs Verbot bediente sich der Kronprinz bei Tische silberner, statt eiserner Gabeln. Wenn Friedrich den Vormittag auf dem Uebungsmarsch zugebracht hatte, wollte er Nachmittags frei unter heitern Freunden sich bewegen. Die verhaßte Uniform wurde abgeworfen, Flöte gespielt, in der es Friedrich II. bis zur Virtuosität brachte. Weh', wenn man den Vater kommen hörte. Der Schlafrock ward heruntergeschleudert, die Musikalien verborgen, aber die Bücher waren noch da. Der Vater zerschlug Alles, was seinen Zorn erregte. Der Sohn kam ihm als ein Entarteter vor: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich Nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben." — Als der König hörte, daß der Kronprinz 7000 Thlr. Schulden habe, schlug er ihn halb todt und verbot in einem Erlaß, an Minderjährige, selbst an den Kronprinzen, Geld auszuleihen; Zuwiderhandelnde müßten mit Leib und Leben dafür büßen.

Wilhelminens Memoiren.

Noch bitterer wurde die Stimmung des Vaters, als man ihm zutrug, der

---

*) Memoiren 90.

**) Droysen, Geschichte der Preußischen Politik. IV. Theil. 4. B. S. 33—96 hat ihn wegen historischer Irrthümer in Frage gestellt. Aber diplomatische Genauigkeit ist nicht Sache der Frauen. Da ist Carlyle besser im Recht, wenn er das Buch ein wahrhaftiges nennt, mit Herz, Aug und Verständniß verfaßt, von einer Wahrhaftigkeit, die tiefer ist als jene oberflächliche.

Sohn sei ausschweifend. Eine Reise an das Dresdener Hoflager 1728 wurde verhängnißvoll für Friedrich. August näherte sich damals dem König von Preußen, dessen Hülfe er zur Erhebung seines Sohnes auf den polnischen Thron nöthig hatte. Eine Einladung zum Carneval erfolgte. Fest folgte auf Fest, es ward Alles aufgeboten, um den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Kennzeichnend sind die Bemerkungen des Königs: für die Kunstwerke, welche die feinfühligen sächsischen Fürsten angesammelt hatten, besaß er keinen Sinn. Er gestand auch gerne zu, daß die Fasanerien und Pomeranzengärten glänzend seien. Friedrich Wilhelm I. faßte nur die Kriegsanstalten ins Auge, und da fand er, daß das Zeughaus in Berlin tausendmal besser sei, als das in Dresden; daß die Festung Königsstein allein eine Reise 100 Stunden weit werth sei; ihn befremdete aber, daß am sächsischen Hof die Officiere mit den Laien paradiren. Der Kronprinz sah zum erstenmal die große Welt mit all' ihren Reizen und erlag der Verführung*), und gewöhnte sich seitdem an Ausschweifungen. Es nützte Nichts, daß der König den Hofmeistern befahl, strenger als je über die Aufführung des Kronprinzen zu wachen. Wilhelmine erzählt**): „Der Prinz hatte nicht die geringste Erholung mehr. Musik, Lectüre, Wissenschaft und Künste waren ihm als Verbrechen verboten. Niemand wagte mit ihm zu sprechen, kaum er selbst es die Königin zu besuchen, und er führte das traurigste Leben von der Welt. Ohnerachtet des Verbots des Königs legte er sich auf die Wissenschaften, und machte darin große Fortschritte. Die Verlassenheit, in der er lebte, war Schuld, daß er sich der Lüderlichkeit ergab. — Seine Hofmeister wagten nicht ihm zu folgen, und er überließ sich ihr also ganz. Einer der Pagen des Königs Namens Keith ward der Gehilfe seiner Ausschweifungen. Dieser junge Mann hatte sich so sehr bei ihm einzuschmeicheln gewußt, daß er ihn leidenschaftlich liebte und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Auf meine Vorwürfe entgegnete mein Bruder stets: dieser junge Mensch sei sein Zuträger, er müsse ihn schonen, weil er durch die Nachrichten, welche er durch ihn erhalte, sich vielen Verbruß erspare." — Im gleichen Jahre wurden aber die Hofmeister verabschiedet und dem Kronprinzen zwei Officiere, Oberst Rochow und Major Kaiserlingk, an die Seite gegeben. Ein Liebling von ihm war aber der Hauptmann Katte: „er besaß Geist, Lectüre und Welt, und wußte sich in der Gesellschaft zu bewegen. Ein paar schwarze Augenbrauen hingen ihm fast über die Augen. Sein Blick hatte etwas Unheimliches. Eine dunkle durch Blattern zerrissene Hautfarbe vermehrte seine Häßlichkeit. Er spielte den Starkgeist und trieb die Lüderlichkeit bis zum Uebermaß. Viel Ehrgeiz und Keckheit begleiteten dieses Laster***)." Es ist gewiß, daß der Vater Alles erfuhr. Seine Abneigung gegen den Kronprinzen steigerte sich zur Wuth. Ein Brief Friedrichs an seine Mutter vom Jahr 1729 besagt: „Ich bin in der größten Verzweiflung! Was ich immer befürchtete, ist mir endlich begegnet. Der König hat gänzlich vergessen, daß ich sein Sohn bin, und mich wie den niedrigsten Menschen behandelt. Ich trat diesen Morgen wie gewöhnlich in sein Zimmer. Sobald er mich sah, ergriff er mich und schlug mich mit seinem Stocke auf die grausamste Art der Welt. Vergebens suchte ich mich zu vertheidigen, er war in einer so furchtbaren Aufregung, daß er sich nicht mehr kannte, und nur aus Ermüdung wieder aufhörte. Ich bin auf's Aeußerste gebracht, habe zu viel Ehrgefühl, um solche Behandlung zu ertragen, und bin entschlossen, auf eine oder die andere Art ein Ende zu machen."

Besuch in Dresden.

Verirrungen Friedrichs

Mißhandlung.

*) Das Nähere, was hier nicht gesagt werden kann, in den Denkwürdigkeiten Wilhelminens. B. I. 95—98.

**) S. 121.

***) Denkwürdigkeiten. S. 147.

Die Erbitterung des Königs vermehrte die Verlegenheit, in welche ihn die Frage wegen der Doppelheirath stürzte. Er sandte 1730 drei seiner Vertrauten an die Königin, um ihr feierlich zu erklären, der Ungehorsam seiner Familie sei ein gefährliches Beispiel für seine Unterthanen; wenn man ferner seinem Willen widerstrebe, so werde er sich von der Königin trennen und sie auf ihren Wittwensitz verweisen, Wilhelmine in eine Festung einsperren und den Kronprinzen enterben. Friedrich Wilhelm wollte nämlich damals Wilhelmine mit dem Markgrafen von Schwedt oder mit dem Herzog von Weißenfels vermählen. Die Königin aber erklärte fest, sie werde nie in das Unglück ihrer Tochter einwilligen und, so lang sie einen Athem habe, nicht dulden, daß sie die eine oder die andere dieser Partieen, welche unter ihrem Range seien, annehme; sie suchte vor allem Zeit zu gewinnen, und wandte sich in ihrer Verzweiflung nach England. Dort war jetzt nicht bloß der Hof, sondern auch das Parlament und Volk eifrig für die Doppelheirath, denn sie war eine Angelegenheit der Politik. England war damals der erbitterte Feind des Kaisers wegen des Vertrags von Sevilla: es hoffte, durch die Doppelheirath Preußen auf seine Seite zum Angriff gegen den Kaiser zu ziehen. In Wien hatte man anfänglich Nichts gegen die Doppelheirath; man hoffte sogar, dadurch eine Wiederaussöhnung von Habsburg und Hannover zu vermitteln. Allein die beharrliche Feindseligkeit des Königs von England zerstörte diesen Plan und so konnte Oesterreich diese Heirath nicht wünschen. Verbindungen von fürstlichen Häusern waren damals eine öffentliche Angelegenheit: so hatte Friedrich Wilhelm vor kurzem selber erklärt, er wolle eher Land und Leute verlieren, als zugeben, daß Karl VI. seine älteste Tochter Maria Theresia dem Infanten Don Carlos vermähle*). Am 4. April 1730 kam im Namen Englands Ritter **Hotham** als außerordentlicher Bevollmächtiger und warb förmlich um die Hand Wilhelminens für den Prinzen von Wales, verlangte aber auch, am Tag der Vermählung solle die Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzessin Amalia stattfinden. Für Wilhelmine wurde keine Mitgift verlangt, dagegen der Prinzessin Amalia 100.000 Pfund Sterling zugesichert; auch sei König Georg bereit, dem Kronprinzen Friedrich als seinem Schwiegersohn die Statthalterschaft in Hannover zu übergeben. Nur wurde die Bedingung gestellt, Friedrich Wilhelm solle seine Gesandten Reichenbach aus London abberufen, und seinen Minister Grumbkow, der ein beharrlicher Feind Englands und ein Verräther an seinem Herrn sei, entlassen. Friedrich Wilhelm erklärte sich bereit dazu, nur verlangte er vorher die Beweise der Verrätherei. Der Engländer versprach sie zu liefern. Indeß war aber wieder die Königin nicht verschwiegen genug, und Grumbkow und Seckendorf wußten den König geschickt zu behandeln, und dieser hatte ohnehin seine eigenen Bedenken gegen den Engländer: durch die Statthalterschaft in Hannover würde der Kronprinz seinem eigenen Lande entfrembet, die Beweise der Verrätherei würden jedenfalls nur durch Unterschlagung von Briefen gewonnen; dann was werde der Kaiser zur Verbindung sagen; man wolle Grumbkow nur entfernen, weil er ein treuer Diener seines Herren sei; der König werde eine eitle und ruhmsüchtige Schwiegertochter bekommen, für deren Ausgaben die Einkünfte eines künftigen Königreiches nicht hinreichen; England wolle Preußen nur als Werkzeug gebrauchen. Friedrich Wilhelm gerieth in Zwiespalt mit sich selber und dann wieder in Wuth über den Kronprinzen. Im sächsischen Lustlager zu Mühlberg, welches er im Juni 1730 besuchte, mißhandelte er ihn wegen eines geringen Versehens vor den Anwesenden mit Stockschlägen und mit dem Vorwurf: „Wäre ich von meinem Vater so behandelt worden, ich hätte mich todt geschossen, aber er läßt sich Alles gefallen,

Die Doppelheirath.

Sophia Dorothea.

Hotham in Berlin.

Bedenken des Königs.

Friedrich in Mühlberg.

*) Arneth, Prinz Eugen. III. 257.

denn er hat keine Ehr im Leib und ist ein Feigling." — Friedrich bat damals den sächsischen Minister Hoym insgeheim um Pässe und Pferde, der sie ihm aber verweigerte, und so mußte Friedrich mit seinem Vater nach Berlin zurückkehren.

Indeß hatte der englische Gesandte die fraglichen Briefe, welche den Verrath Grumbkows und Reichenbachs beweisen sollten, aus England erhalten, und übergab sie dem König mit den Worten, er werde Grumbkow, sobald er sie gelesen habe, entlassen. Friedrich Wilhelm aber nahm die Briefe mit wüthender Miene in die Hand, warf sie auf den Boden, hob den Fuß auf, als wolle er ihm einen Tritt versetzen*), doch besann er sich noch, eilte aus dem Zimmer und schlug die Thüre hinter sich zu. Im Hochgefühl seiner Würde als Vertreter der englischen Nation sagte Hotham nachher zu den andern Gesandten: in seinem König seien alle gekrönten Häupter beleidigt, mit der Unterhandlung sei es zu Ende; wenn der König noch einen Augenblick länger geblieben wäre, so würde er sich selber Genugthuung verschafft haben. Trotz aller Versuche, Hotham zu versöhnen, reiste dieser ab. Hotham.

Mit der Doppelheirath war es aus. Auf der andern Seite war der Kronprinz fester denn je entschlossen zu fliehen. Gern wäre er nach England gegangen; der englische Gesandte versicherte ihm aber, dies würde das Zerwürfniß zwischen beiden Königen nur steigern und vielleicht zu einem Kriege führen; seine Schulden wolle übrigens England gerne bezahlen. Friedrich wollte jetzt in Frankreich unter fremdem Namen Kriegsdienste thun; Katte sollte ihm auf die Nachricht hin, daß die Flucht gelungen sei, seine Papiere und Werthsachen, die in einer Cassette eingeschlossen waren, nachbringen. Sein Liebling Keith, der als Officier in Wesel stand, sollte in Holland anfragen, wie der Kronprinz aufgenommen werde. Ein jüngerer Bruder desselben, Page Keith, sollte die Pferde zur Flucht verschaffen, und diese bewerkstelligt werden auf einer Reise nach Süddeutschland, die Friedrich mit seinem Vater im Juli 1730 unternehmen sollte. Gerüchte vom Fluchtplan waren aber dem Vater schon zu Ohren gebracht, denn der unbesonnene Katte hatte, um sich wichtig zu machen, über seine Vertrautheit mit dem Kronprinzen geplaudert. Friedrich Wilhelm nahm zwar den Sohn mit, aber drei höhere Officiere, die mit ihm in demselben Wagen fuhren, hatten geheimen Auftrag, ihn ja nicht aus den Augen zu lassen. Fluchtplan.

Am 15. Juli begann die Reise**) über Leipzig, Bamberg, Ansbach, Ludwigsburg nach dem Rhein. Der König wollte mehrere deutsche Höfe für den Kaiser gewinnen. In Ansbach ersuchte der Kronprinz den jungen Markgrafen in der Stille, er möge ihm ein Paar Reitpferde leihen und Nichts davon sagen, der aber merkte Unrath und lehnte es ab. Durch Verwechslung eines Briefes kamen weitere Anzeichen von Fluchtplänen in die Hände der Begleiter des Kronprinzen. In Ludwigsburg ließ sich Friedrich insgeheim einen rothen Oberrock machen, den er statt der Uniform auf der Flucht tragen wollte. In Steinfurt bei Sinsheim, wo man übernachtete, früh 3 Uhr wollte der Kronprinz fliehen. Er glaubte Alles im Schlaf und schlich in seinem neuen Gewand aus der Scheune hinaus, in der man übernachtete. Keith brachte die Pferde. Aber der Kammerdiener hatte Alles belauert. Oberstlieutenant Rochow kam herbei: die Pferde müßten zurück in den Stall, der König reise erst um 5 Uhr ab. Die Flucht schien nur verzögert, in Wahrheit war sie schon unmöglich. Friedrich hatte nach Straßburg entkommen wollen, wurde aber jetzt noch viel sorgfältiger beobachtet. Der Page Reise nach Süddeutschland. Fluchtversuch, scheitert.

*) So Wilhelmine. Hotham sagt Nichts vom beabsichtigten Fußtritt in seiner Depesche.
**) Vgl. oben S. 128.

Keith hatte Angst, warf sich in Mannheim dem König zu Füßen, gestand ihm Alles und bat unter Thränen um Verzeihung. Der König ließ noch Nichts merken, weil er noch deutlichere Beweise haben wollte, sagte aber in Darmstadt zum Kronprinzen, er wundere sich ihn hier zu sehen, er glaubte, er wäre schon in Paris; worauf dieser erwiederte, wenn er gewollt hätte, könnte er schon dort sein. Den drei Begleitern des Prinzen bedeutete der König, daß sie mit ihrem Kopf dafür stehen, diesen sicher auf preußisches Gebiet zu bringen. Frankfurt durfte der Kronprinz nicht betreten, er mußte sogleich eine königliche Yacht besteigen. In dieser Stadt bekam der König einen Brief zu Gesicht, den sein Sohn aus Ansbach an Katte geschrieben hatte: er werde von Sinsheim aus fliehen und Katte werde ihn unter dem Namen eines Grafen Alberville im Haag treffen. Wuth des Königs. Kaum hatte der König die Yacht bestiegen, so brach seine Wuth los: er faßte den Sohn bei den Haaren, stieß ihm mit dem Stock das Gesicht blutig, und würde ihn erwürgt haben, hätte sich nicht General Waldow dazwischen geworfen. „Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten," rief Friedrich entrüstet aus. Der Degen ward ihm abgenommen und er auf ein anderes Schiff gebracht, um nicht den Zorn des Königs von neuem zu reizen. In Wesel sprang der Kronprinz aus dem Wagen, fing aus allen Kräften an zu laufen, um zu entkommen, eine Schildwache aber hielt ihn auf und brachte ihn auf das Stadthaus. Der König fragte ihn drohend, warum er habe desertiren wollen: „weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben," — antwortete dieser entschlossen. „Ihr seid also Nichts als ein feiger Ausreisser ohne Ehre!" „Ich habe so viel Ehre als Sie, ich habe nur das gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun." Durch diese schneidige Antwort zur Wuth fortgerissen, zog der König den Degen und wollte seinen Sohn durchbohren. „Durchbohren Sie mich, Sire, aber schonen Sie Ihren Sohn!" rief Oberst Mosel, und stellte ihm vor, er sei stets Herr von dessen Person, er dürfe ihn aber nicht verurtheilen, ohne ihn gehört zu haben, er würde eine unverzeihliche Sünde begehen, wenn er selbst dessen Mörder würde; weil der König nicht genug Herr seiner selber sei, so möge er seinen Sohn durch sichere und treue Männer vernehmen lassen. Friedrich Seckendorf. Wilhelm I. willigte ein. Zu Seckendorf, der ein Reisegefährte war, sagte der Kronprinz offen: wenn der Vater fortfahre, ihn, einen 18jährigen Prinzen, mit Schlägen so zu mißhandeln, so werde er seinen Entschluß dennoch ausführen, koste es, was es wolle; an seinem Leben liege ihm wenig; er bedaure nur seine Freunde, die er in sein Unglück fortgerissen; wenn der König diese begnadige, so wolle er Alles entdecken; wenn nicht, so möge man ihm den Kopf abschlagen, er werde Niemanden verrathen. Seckendorf verwendete sich beim König und stellte das Geschehene als einen verzeihlichen Jugendstreich dar. Friedrich Wilhelm wollte Keith. Gnade für Recht ergehen lassen, wenn der Kronprinz Alles ohne Falsch entdecke, fiel aber wieder in seine Erbitterung zurück, als er hörte, Keith sei aus Wesel entflohen. Katte hatte fliehen wollen, sich aber zulange aufgehalten, und ward verhaftet.

Katte. Also Fahnenflucht unter den Officieren und an der Spitze der eigene Sohn, während die Armee der Stolz des Königs war! Die Erbitterung des Königs Strenge des Königs. erreichte den höchsten Grad. Keith ließ er im Bilde aufhängen, Katte wie seinen Sohn beschloß er als Ausreisser nach der ganzen Strenge des Kriegsgesetzes zu behandeln. Seiner Gemahlin ließ er befehlen, ihr Lustschloß zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Schonungslos schrieb er ihr: „Ich habe den Schurken, den Fritz, festnehmen lassen und werde ihn behandeln, wie es seine Verbrechen und seine Feigheit verdienen. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben."

Welche Scene gab es erst im Schloß, als der König am 27. August eintraf! So wie er die Königin von weitem sah, rief er ihr: „Dein ungerathener Sohn lebt nicht mehr, er ist todt." — „Was, rief die Königin, Du hast die Grausamkeit gehabt, ihn zu tödten!" „Ja, sage ich, aber her mit der Cassette (in der gefährliche Briefe enthalten waren, die aber Wilhelminens Schlauheit schon aus derselben entfernt und derweilen andere eingeschoben hatte). Schwarz vor Zorn und mit von Wuth funkelnden Augen schrie diese der König an: „Infame Canaille, wie Du wagst es noch, dich vor mir zu zeigen! Geh, und leiste Deinem Schurken von Bruder Gesellschaft!" — und gab ihr Faustschläge ins Gesicht, daß sie ohnmächtig zusammenstürzte. Ihre Brüder und Schwestern umklammerten seine Kniee und suchten ihn durch Thränen zu erweichen. Die Königin rang verzweiflungsvoll die Hände und rief unaufhörlich: „Mein Gott, mein Sohn." — Gleich darauf wurde Katte gefangen über den Platz geführt. „Jetzt werd' ich den Schurken Fritz und die Canaille Wilhelmine überführen können, rief der König, und ich werde hinreichende Gründe finden, um ihm den Kopf vor die Füsse zu legen." — „So schonen Sie wenigstens die Königin, die an Allem unschuldig ist, rief ihm eine Hofdame zu. Frau von Kamecke sprach aus einem andern Tone mit ihm: „Sie haben sich bis jetzt bestrebt, ein gerechter Fürst zu heißen, billig denkend und Gott fürchtend. Dieses erhabene Wesen hat es Ihnen auch vergolten, indem es Sie mit Segnungen überhäuft hat; zittern Sie aber davor, von seinen weisen Befehlen abzuweichen, und fürchten Sie die Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit! Sie hat zwei Fürsten zu bestrafen gewußt, welche, so wie Sie es thun zu wollen, sich vermessen das Blut ihrer eigenen Söhne zu vergießen wagten. Philipp II. und Peter der Große sind gestorben ohne männliche Nachkommen. Ihre Staaten sind fremden und einheimischen Kriegern zur Beute, und diese beiden Monarchen, so groß sie auch waren, doch zum Abscheu für das menschliche Geschlecht geworden. Kehren Sie in sich selbst zurück, Sire; der erste Augenblick Ihres Zornes verdient noch Verzeihung, aber strafbar wird er, wenn Sie sich nicht bemühen, ihn zu besiegen." Der König unterbrach sie nicht, sondern sah sie nur eine Zeit lang an. Als sie geendet, brach er endlich das Schweigen: „Sie sind sehr kühn, mir so Etwas zu sagen, aber ich bin nicht böse darüber, denn Ihre Absicht ist gut. Sie sprechen freimüthig mit mir, das vermehrt meine Achtung für Sie. Gehen Sie und beruhigen Sie meine Frau*)."

Die Königin. — Frau v. Kamecke.

Als Katte vor den König gebracht wurde, loderte dessen Zorn von neuem auf, er gab ihm Fußstöße, Stockhiebe, Ohrfeigen, daß ihm das Blut übers Gesicht strömte. Grumbkow beschwor den König, sich zu mäßigen und zu gestatten, daß man Katte ruhig befrage. Dieser gestand auf den Knieen, was er wußte: ihr Vorsatz sei nur gewesen, sich dem Zorn des Königs zu entziehen, nach England zu flüchten und sich unter den Schutz dieser Krone zu stellen, nie hätten sie aber auch nur den geringsten Plan, weder gegen die Person des Königs, noch gegen den Staat gehegt. Diesen Verdacht hatte nämlich Friedrich Wilhelm. „Mich gedachten sie vermuthlich zu vergiften, sagte er vertraulich zu Seckendorf. Hätte mir Fritz in Wesel ehrlich Alles gestanden, so hätte ich es in der Stille mit ihm abgethan, aber nun muß die Sache ihren Lauf nehmen, und die Welt soll richten zwischen uns." So der König. Die Sache erregte allgemeines Aufsehen, nicht nur in Berlin, wo die Wache ausrücken mußte, um die Leute vor dem königlichen Schloß zu vertreiben, sondern auch im Ausland, wo man mit ängstlicher Spannung dem Verlauf der Tragödie im Königshaus folgte. Zunächst traf des Königs Zorn

Katte vor d. König.

*) Wilhelminens Memoiren. S. 227—28.

Wilhelmine und die Freunde des Kronprinzen. Sein Lehrer Duhan, von dem der König meinte, er habe ihm das Gift des französischen Geistes und des Unglaubens beigebracht, wurde nach Memel verbannt, Andere aus den Regimentern gestoßen, sogar ihre Väter traf des Königs Zorn. Das 16jährige Töchterlein des Cantors in Potsdam, das im Verdacht vertrauteren Umgangs mit dem Kronprinzen stand, wurde durch die Straßen der Stadt ausgepeitscht und auf ewig in das Spinnhaus nach Spandau gethan. Der Minister Knyphausen, der im Verdacht stand, dem Kronprinzen Geld geliehen zu haben, mußte Berlin binnen 24 Stunden verlassen. Wilhelmine bekam Zimmerarrest. Den Berlinern wurde bei Strafe des Ausschneidens der Zunge verboten, von der ganzen Angelegenheit zu reden. Ueber England war der König so entrüstet, daß er auf dessen Untergang trank und die Königin zwingen wollte mit anzustoßen. Sie fürchtete das Aergste für ihren Sohn. Dieser wurde zuerst nach Mittenwalde gebracht, unweit Berlin. Rechtsgelehrte kamen, um ihn zu verhören, darunter der Minister Grumbkow. Einer derselben trug einen rothen Mantel, Friedrich hielt ihn für den Scharfrichter und war auf Alles gefaßt. Sein Geständniß war ähnlich dem des Katte. Grumbkow wollte mehr wissen und drohte mit Anwendung der Folter. Friedrich erklärte stolz, er habe Alles gestanden und es reue ihn fast, denn es sei unter seiner Würde, einem Schurken Rede zu stehen, übrigens finde er es begreiflich, daß ein Henker gern von seinem Werkzeug rede. Dann ward er nach Küstrin gebracht und als Staatsgefangener in strenger Haft gehalten. Seine Kleidung bestand aus dem schlechten blauen Tuch der Sträflinge. Das Essen Mittags für 6, Abends für 4 Groschen, wurde aus der Garküche geholt, alles klein geschnitten, da er wie die, welche der Hinrichtung entgegensahen, nicht Messer und Gabel haben sollte. Tinte, Feder, Flöte waren ihm versagt, man gab ihm nur die Bibel und einige Andachtsbücher. Niemand sollte mit ihm reden. Er ward nur als Oberst Fritz behandelt und seine Schwester nur als Demoiselle Wilhelmine. — Abends 7 Uhr mußte das Licht gelöscht werden. Einsamkeit, die Schrecken des Gefängnisses und die Schauer des Todes sollten auf ihn wirken.

(Margin: Friedrich im Verhör, im Gefängniß.)

Nicht minder bewegt war während dieser Zeit der König. Der holländische Gesandte schreibt: blutige Dinge ständen bevor, wenn er des gleichen Sinnes bliebe, er rede nur in Flüchen und Verwünschungen, sein Blick sei verwirrt, sein Mund schäume, wie ein Besessener gehe er Nachts ruhelos von einem Zimmer in das andere. Das Gefühl des Vaters stritt in dieser ungestümen Natur mit dem, was er als König und als Feldhauptmann für seine Pflicht hielt. Der ganze Staat beruhte auf strenger Zucht und auf Gehorsam — wie, wenn der Kronprinz selber das Beispiel der Auflehnung gab! Nicht bloß der englische, auch der französische Hof hatte die Hände im Spiel. Lange schien der König entschlossen zu sein, nach dem Beispiel Peters I. seinen Sohn hinrichten zu lassen. Darum der Befehl, diesen als Ausreisser nach dem Kriegsgesetze zu behandeln. Der König, sagt Wilhelmine*), hätte ihn enthaupten lassen, wenn

(Margin: Der König.)

*) Memoiren I. 253. Wie von gewissen Geschichtschreibern bemerkt wird, Seckendorf habe das Schreiben des Kaisers erst übergeben, als er der Begnadigung des Prinzen sicher war, so ist damit Wilhelminens Urtheil nicht umgestoßen. Seckendorf hat zuvor Alles gethan für des Kronprinzen Begnadigung, und ein Kaiser darf nicht vergebens bitten, darum übergab er Karls VI Schreiben erst, als er wußte, daß es keine Fehlbitte enthalte.

nicht alle fremden Mächte, vorzüglich aber der Kaiser, sich für ihn verwendet hätten. Karl VI. bat dringend um Gnade für sein Pathenkind: „Vielleicht ist Fürbitte Karls VI. der Kronprinz von meiner Neigung und Liebe gegen ihn nicht hinlänglich überzeugt. Ich hoffe, daß er durch diese meine Fürbitte, die aus der aufrichtigsten und liebreichsten Neigung hervorgeht, erkennen werde, wie wahr und ernstlich wohl ich es mit ihm meine.“ — Der König las den Brief und sagte dann zu Seckendorf: „Sie wissen nicht, was Sie erbitten, Sie werden einmal sehen, was Sie an ihm haben. Wenn dem Prinzen die verdiente Strafe nachgelassen wird, so hat er dies einzig dem Kaiser zu verdanken.“ — „Seckendorf, so fährt Wilhelmine fort, gab sich die größte Mühe, er sagte dem König, daß der Prinz allerdings sein Sohn sei, aber auch dem Reiche angehöre, und seine Majestät kein Recht über ihn habe. Er hatte viele Mühe, dessen Begnadigung zu erlangen. Seine Bitten milderten aber nach und nach die blutdürstigen Absichten des Königs.“

Er wollte auch Katte retten, aber hier blieb der König unerbittlich. Ein Katte. Kriegsgericht hatte Katte zur Ausstoßung aus der Armee und lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Der König war unzufrieden mit dem Urtheil und verschärfte die Strafe: Katte sei vereideter Soldat und zwar von der Leibwache und habe nichts destoweniger mit der künftigen Sonne tramirt, habe mit auswärtigen Höfen sich eingelassen und complottirt als Helfershelfer und sei darum schuldig des Verbrechens beleidigter Majestät, und verdiene mit glühenden Zangen gerissen und gehängt zu werden. Aus Rücksicht auf die Familie wolle ihn der König zum Tod mit dem Schwert begnadigen; bei Eröffnung des Urtheils solle man ihm sagen, es thue dem König leid, aber es sei besser, er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Katte nahm das Urtheil mit den Worten auf: „Ich bin ein großer Sünder, mein allzu heftiger Ehrgeiz hat mich viele Fehler begehen lassen, die ich jetzt von Herzen bereue. Ich habe mich auf mein Glück verlassen, das Wohlwollen des Kronprinzen hat mich so sehr verblendet, daß ich mich selbst verkannt habe. Jetzt erkenne ich, daß Alles Eitelkeit ist. Ich fühle tiefe Reue, ich wünsche den Tod, als den einzigen Weg, der mich zu einem beständigen und ewigen Glück führen kann.“

Kattes Ende sollte aber auf den Kronprinzen erschütternd wirken, darum Friedrich in Verzweiflung ward er zur Hinrichtung nach Küstrin gebracht, und das Schaffot, nahe dem Gefängniß, wo Friedrich war, aufgeschlagen. Wilhelmine erzählt*): „Indem er auf das Schaffot stieg, mußte mein unglücklicher Bruder an das Fenster treten. Er wollte sich hinausstürzen, aber man hielt ihn zurück. „Ich beschwöre Sie, im Namen des Himmels,“ sagte er zu denen, die ihn umgaben, „verzögern Sie die Hinrichtung, ich will an den König schreiben, daß ich bereit bin, auf alle meine Rechte, die ich auf die Krone habe, zu verzichten, wenn er Katte verzeihen will.“ Herr von Münchow verschloß ihm den Mund durch ein Tuch. Als er Katte erblickte, rief er ihm zu: „Wie unglücklich bin ich, lieber Katte! Ich bin Schuld an Ihrem Tode! Wollte Gott, ich wäre an Ihrer Stelle!“ — „Ach, Hoheit,“ entgegnete dieser, „wenn ich tausend Leben hätte, würde ich sie gern für Sie hingeben.“ In demselben Augenblicke kniete er nieder. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden, er gab es aber nicht zu. Dann erhob er seine Seele

---

*) L. c. I. S. 258.

zu Gott und rief: „Mein Gott, ich befehle meine Seele in Deine Hände.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sein Haupt mit einem Streich vom Körper getrennt zu seinen Füßen rollte. Noch im Fallen streckte er seine Arme nach dem Fenster aus, wo mein Bruder gestanden hatte*). Er war nicht mehr dort. Eine heftige Ohnmacht, die ihn befallen, hatte die Herren genöthigt, ihn auf sein Bett zu tragen. Dort blieb er einige Stunden ohne Bewußtsein. Sobald er seiner Sinne wieder mächtig, war der erste Gegenstand, der sich seinen Blicken wieder darbot, der blutige Leichnam des armen Katte, den man so gelegt hatte, daß er es nicht vermeiden konnte ihn zu sehen. Dieser Gegenstand zog ihm eine zweite Ohnmacht zu, aus der er nur erwachte, um in ein heftiges Fieber zu fallen. Herr von Münchow ließ trotz des Befehls des Königs die Vorhänge am Fenster schließen und Aerzte holen, die ihn in großer Gefahr fanden. Er wollte Nichts von dem nehmen, was sie ihm gaben. Er war ganz außer sich und in so heftiger Erregung, daß er sich getödtet haben würde, hätte man ihn nicht daran gehindert. Man hoffte ihn durch die Religion zu beruhigen, und ließ einen Geistlichen holen, um ihn zu trösten, aber Alles war nutzlos und seine heftigen Bewegungen wurden nicht eher ruhig, als bis seine physischen Kräfte erschöpft waren. Thränen folgten auf diese schrecklichen Anfälle. Nur mit der größten Mühe überredete man ihn, Arzneien zu nehmen. Man erlangte dies nur durch die Vorstellung, daß er noch Schuld an der Königin und meinem Tode sein würde, wenn er darauf beharre sterben zu wollen. Lange Zeit behielt er eine tiefe Schwermuth und war drei Mal vierundzwanzig Stunden lang in großer Gefahr**).“

Religiöse Tröstung. Prediger Müller, der Katte zum Tode geführt, brachte dem Kronprinzen die letzten Betheuerungen des Unglücklichen, daß er ihm keine Schuld wegen seines Todes beimesse, doch bitte er ihn in sich zu gehen, Gottes Hand und Vorsehung zu erkennen, sich seinem Vater zu unterwerfen und diesem gehorsam zu sein, auch denen nicht zu folgen, die seinen Leidenschaften schmeichelten, sondern denen, welche sich ihnen widersetzten. Friedrich erklärte, er sehe sein Unrecht ein; beim Verhör sei er nur trotzig gewesen, weil ihm Niemand beweglich zugeredet. Auch schien er nachzugeben in der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl. Der Prediger berichtete hierüber dem König und bat ihn, barmherzig zu sein, sonst werde sein Sohn rettungslos in eine schwere Gemüthskrankheit verfallen. Friedrich Wilhelm I. wurde weich, doch traute er noch nicht ganz: — wenn der Sohn seine Sünden von Herzen bereue und seinen Vater um Verzeihung bitte, so solle er aus der strengen Haft entlassen werden, und nur noch Stadtarrest haben, doch müsse er vom Morgen bis zum Abend in der Kriegs- und Domänenkammer arbeiten, vorher aber noch einen deutlichen Eidschwur ablegen, daß er des Königs Befehl und Willen genau wie ein treuer Sohn, Unterthan und König nachleben wolle. — Wenn er den Eid aber breche, soll er Krone und Kur, nach Umständen selbst das Leben, verlieren. „Gott gebe seinen Segen und der Heiland helfe,“ schrieb der König, „daß

(Begnadigung.)

*) So Wilhelmine. Dagegen sucht Divisionsprediger Hoffmann in den Jahresberichten des historischen Vereins zu Frankfurt 1867 nachzuweisen, daß der Kronprinz die Enthauptung Kattes nicht habe sehen können.

**) Wilhelminens Memoiren I. 257—59.

dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen gerissen werde." — Am 19. November 1730 beschwor der Kronprinz vor einer Commission die vom König aufgesetzte Eidesformel, unterwarf sich der Gnade des Vaters, bat um Verzeihung und wurde darauf als Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin angestellt, jedoch mit der Weisung, er solle nicht blos unterschreiben, sondern selbst arbeiten. In dieser tüchtigen Schule erwarb sich Friedrich die für einen König nöthigen Kenntnisse der wichtigsten Verwaltungszweige. Doch ward es ihm in diesem Kreis bald zu eng, obschon von manchen Seiten her Alles geschah, um ihn zu erheitern, und er auch wieder zu seiner Flöte greifen durfte. Er verstieg sich gleich in die hohe Politik, setzte seinem Freunde Natzmer auseinander, Preußen müsse sich, um sich aus dem Staub zu erheben, zunächst Westpreußen erobern, dann Schwedisch-Pommern, Jülich und Berg, und sich dann an die Spitze des Protestantismus in Deutschland stellen. Ein andermal erklärte er Grumbkow, er verzichte auf jede Heirath gegen seines Vaters Willen, und wolle ganz auf dessen Absichten eingehen, und sogar des Kaisers Tochter, Maria Theresia, heirathen, ohne aber seine Religion zu ändern, und er wolle auf die preußischen Staaten zu Gunsten seines jüngeren Bruders verzichten. Prinz Eugen kam zur Kenntniß dieser Entwürfe und meinte, der junge Herr habe sehr weit gehende Pläne und dürfte mit der Zeit seinen Nachbarn sehr gefährlich werden. Auf den Vater war doch nicht so leicht zu wirken mit derartigen Plänen, der neue Ulysses kam nicht so schnell aus der Höhle des Polyphem: „Gott gebe, daß euer falsches Herz durch euern Arrest möge vollkommen gebessert sein!" Der König traute also nicht. Der Bekanntschaft des Sohnes mit französischer Literatur schrieb er namentlich dessen Verirrungen zu; jetzt habe er aber die Probe gemacht, daß man durch die weltlichen Bücher nicht klug und weise werde, daß all' diese Klugheit und Weisheit Nichts und nur Quark sei. Der König meinte, Friedrich solle nur arbeiten, ein Fürst, der nichts von Administration und Oekonomie verstehe, gerathe in die Hände von Günstlingen und werde verrathen. Friedrich möge durch Arbeit nur erfahren, wie viel Mühe es einem Bauern koste, so viele Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen. Und in der That gewann Friedrich dadurch, daß er zur strengen Arbeit angehalten wurde, Verständniß für die Schwierigkeiten der Verwaltung, und für den Ernst der Arbeit, nachdem er früher blos Sinn für Vergnügen und literarisch Geistreiches an den Tag gelegt hatte. Seinem Vater gegenüber zeigte er die Unterwürfigkeit eines Sklaven. Aber so gänzlich umgestaltet, wie der Vater erwartete, war Friedrich doch nicht. „Viel zu energisch und von Natur eigenthümlich geartet war dieser Geist, als daß er sich jemals einem anderen hätte völlig unterwerfen können *)."

Friedrich Assessor.

*) Ranke l. c. I. 324. — Förster III. 10—11.

Doppelheirath scheitert.

Indeß kam die Heirathsfrage zum Abschlusse. Auf eine barsche Anfrage wegen des Prinzen von Wales gab Georg II. eine noch stolzere Antwort: wenn nicht Doppelheirath, so werde er seinen Sohn noch vor Ende des Jahres vermählen. Darauf entgegnete Friedrich Wilhelm mit umgehender Post, er vermähle seine Tochter vor Ablauf von zwei Monaten, und ließ Wilhelminen vorstellen, wenn sie den Erbprinzen von Baireuth heirathe, so werde er alles Vergangene vergessen, ihr und der Königin gut begegnen, und den Kronprinzen bei ihrer Vermählung in Freiheit setzen. Wilhelmine brachte ihre Neigung zum Opfer, wofür der Vater sich sehr zärtlich gegen sie bezeugte, die Mutter aber, die noch immer am alten Plan festhielt, sie nicht mehr als ihre Tochter anerkennen wollte. Der Schmerz der Königin war um so größer, als am Tage der Verlobung die Anzeige aus England eintraf, daß Georg II. auch ohne die Vermählung Friedrichs mit seiner Tochter Amalia in die Heirath des Prinzen von Wales mit Wilhelmine einwillige. Friedrich selber zeigte sich verletzt durch den englischen Stolz und verzichtete, wenigstens seinem Vater gegenüber, gerne auf Amalia. Diese vermählte sich nie, und bei ihrem Tod fand man ein Medaillon mit Friedrichs Bild auf ihrem Herzen.

Der König in Küstrin.

Indeß durfte am 15. August 1731 der Kronprinz zum ersten Mal wieder in die Nähe seines Vaters kommen: er stürzte ihm zu Füßen, mußte aber wieder aufstehen und erhielt barsche Vorwürfe: „Ihr habt gemeint, mit eurem Eigensinn durchzukommen, aber höre mein Kerl, wenn Du auch 60 oder 70 Jahre alt wärest, so solltest Du mir Nichts vorschreiben, da ich mich bis dato gegen Jedermann soutenirt, so wird es mir nicht an Mitteln fehlen, auch Dich zur Raison zu bringen," — namentlich hielt der König seinem Sohne vor, daß er ihm von seinen geheimen Schulden nicht so viel Hunderte genannt habe, als es Tausende gewesen, während er, der Vater, doch bereit gewesen wäre, Alles zu bezahlen; dann stellte er ihm vor, mit welchen Gefahren die Flucht nach England verbunden, da er entschlossen gewesen wäre, Land und Leute zu wagen. Knieend bat der Prinz um Verzeihung, und gelobte Alles zu thun, um des Vaters Zufriedenheit wieder zu erhalten. Auf die Frage des Königs, ob er Katte oder dieser ihn verführt, antwortete Friedrich offen: „Ich habe ihn verführt," worauf der König erklärte: „Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit sagt." — Hinsichtlich der Gnadenwahl erklärte Friedrich, daß er der Ansicht seines Vaters folge. Als dieser in den Wagen stieg, küßte der Prinz die Füsse des Vaters, worauf dieser ihn umarmte: er glaube, die Reue sei jetzt aufrichtig*). Am 21. August erklärte der König, er wolle ihm seine väterliche und landesherrliche Gnade wieder in Etwas angedeihen lassen, verbot ihm aber streng französische, auch deutsche weltliche Bücher, Musik, Spiel und Tanz, und verordnete, daß die Betstunden Morgens und Abends mit Singen und Beten andächtig sollten fortgesetzt werden; wies ihm Sitz und Stimme in der Domänenkammer zur linken Hand des Präsidenten an, sandte ihm Pferde und Wagen, daß er die 7 benachbarten Domänenämter in Begleitung eines Kammerrathes bereisen, daß er auch zum Vergnügen jagen, reiten und fahren könne, doch solle er nie außerhalb Küstrins schlafen, nie allein sein, nie allein mit einem Frauenzimmer sprechen. Man sieht, auch die Nachkur war hart. Doch Friedrich war entschlossen, die Gunst seines Vaters um jeden Preis zu gewinnen. Und es gelang ihm auch. Am 23. November 1731 durfte er zum ersten Mal wieder nach Berlin, um dem Fest der Vermählung Wilhelminens beizuwohnen. Man fand das Aussehen des Kronprinzen verändert: 21 Jahre war Friedrich erst alt, aber das Unglück hatte ihn zum Manne gereift. Am

Harte Nachkur.

---

*) Grumbkows Bericht bei Förster, III. 50.

andern Tage baten die Oberofficiere unter Anführung des Dessauers um Wiederaufnahme des Kronprinzen in das Heer, was der König genehmigte; auch wies er seinem Sohn einen Gehalt von 300 Thlr. monatlich an. Der Kaiser sandte ihm aber heimlich 2500 Dukaten.

4. Februar 1732 meldete der König, er habe ihm die älteste Prinzessin von Bevern zur Frau gewählt, da er sie wohl aufgezogen und modest gefunden, wie Frauen sein müssen; sie sei nicht häßlich und nicht schön, aber ein gottesfürchtig Mensch. — Friedrich schrieb an den König, daß er sich ganz in dessen Willen füge: „Sie mag sein, wie sie will, so werde ich jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle erfüllen, und daß mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeugen." Der König vergoß Thränen der Freude und sagte zu Grumbkow: „es ist der glückseligste Tag meines Lebens." Ganz anders aber schrieb der Prinz an Grumbkow über den abscheulichen Gegenstand seiner Wünsche, wie er die Braut benannte: „Um Gotteswillen, enttäusche man den König! Möge er bedenken, daß ich mich nicht verheirathe für ihn, sondern für mich. Sie können dem Herzog auf irgend eine Weise zu wissen thun, was auch davon komme, ich will sie nicht! Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen, und ich glaube, daß es mein Schicksal ist, es zu bleiben, man muß sich gedulden und die Zeit nehmen, wie sie ist. Ich habe schon genug gelitten für ein Verbrechen, das man übertrieben hat. Doch noch habe ich Hilfsquellen: ein Pistolenschuß befreit mich von meinem Kummer und meinem Leben, und der allgütige Gott wird mich dafür nicht verdammen." — Grumbkow antwortete mit Recht: „wie, während Sie selbst vor dem König in Alles einwilligen, reden Sie zu mir in Verzweiflung und verlangen, daß ich mich auf meine Gefahr in diese Angelegenheit mischen soll." — Schließlich fügte sich der Prinz in diese Heirath, weil sie ihn selbständig im eigenen Haus mache. Uebrigens sagte er: „die Prinzeß mag thun, was ihr gefällt, und ich thue, was mir beliebt. Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will davon nur den Genuß und dann verachte ich es." — Onno Klopp macht zu diesem leichtfertigen Wort die wahre Bemerkung: „Friedrich fehlt die Grundlage des sittlichen Sinnes des Mannes; er hat Frauenehre und Frauenliebe nie gekannt, noch gewürdigt. Kein heiterer, milder Sonnenglanz der Zuneigung einer ehrenhaften Weiblichkeit ist erwärmend und belebend in das Leben dieses Mannes gefallen — es war und blieb öde und liebeleer. Die Schuld lag an seinem Willen, denn auch da, wo ein solcher warmer Blick die Eisesriegel zu sprengen suchte, die ihn trennten von jedem wahren und menschlichen Gefühl, da schob er neue rasch und eilig vor." (Eine Braut für Friedrich.)

Am 16. März 1732 fand die Verlobung statt. Elisabeth von Braunschweig war einfach, verständig, gutherzig und reich gebildet! „Ich habe keinen Widerwillen gegen sie, sagte Friedrich. Sie ist ein gutes Herz, ich wünsche ihr nichts Uebles, aber ich werde sie nie lieben können." — Und doch verlobte er sich mit diesem armen Opfer der Politik! Friedrich hoffte, daß der Kaiser diese Ehe noch rückgängig machen werde, und da Georg II. sich damals Oesterreich wieder näherte, so mußte Seckendorf beim König die Ehe mit Amalia noch einmal zum Vorschlag bringen. Der König bewies sich ehrenhaft*): „Nein, ich kann es nicht mehr aushalten, es frißt mir's Herz ab, mich zur Begehung einer Niederträchtigkeit bringen wollen; nie und nimmermehr." Am 12. Juni 1733 fand die Vermählung statt. Das Schicksal der Kronprinzessin war nicht beneidenswerth, der Gemahl (Elisabeth v. Braunschweig.)

---

*) Onno Klopp, Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik. 2. A. S. 74.

ließ durchschimmern, daß er zur Ehe gezwungen sei. Die Königin zeigte sich der Schwiegertochter abgeneigt, weil durch diese unschuldiger Weise ihre Hoffnung auf die englische Heirath vereitelt war. Friedrich liebte seine Gattin nicht, aber er mußte sie achten; „sie ist sehr sanft, rühmte er einem Freund vertraulich, höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht."

Friedrich in Rheinsberg. Dem jungen Paar wurde das Schloß Rheinsberg in der Nähe von Berlin zum Aufenthalt angewiesen. Der König bestimmte 50000 Thlr., um das alte Landschloß, das an einem See lag und von hohen Buchen- und Lindenalleen umgeben war, umzubauen und zu erweitern. Es geschah mit Geschmack. Die Jahre in Rheinsberg waren die glücklichsten im Leben Friedrichs II. Er arbeitete am Morgen im Sinne seines Vaters, um ihn zufrieden zu stellen, und verwandte den Nachmittag und Abend in seinem Sinne. „Ich studiere, schreibt er an Suhm, aus allen Kräften, und thue alles Mögliche, um die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche meines Amtes werden können. Kurz ich arbeite, um mich besser zu machen, und um mir den Geist zu erfüllen mit allem dem, was das Alterthum und die neuere Zeit uns an kräftigen Musterbildern darreicht." — Ein andermal schreibt Friedrich an Duhan *): „Wir sind unserer ein Mandel Freunde, welche zurückgezogen die Annehmlichkeit der Freundschaft und die Süßigkeit der Ruhe genießen." Bielefeld bemerkt: „Ein königliches Mahl, Götterwein, himmlische Musik, Lustwandelungen in Gärten und Wäldern, Wasserfahrten, Uebung der Künste und Wissenschaften, eine geistreiche und heitere Unterhaltung — sind die Genüsse." — Der Kronprinz selbst war ein Künstler auf der Flöte. Die beiden Graun, Quanz, Bach

Bayardorden. waren oft in Rheinsberg. Für den Freundeskreis wurde ein eigener Bayardorden gestiftet, mit der Losung „ohne Furcht und Tadel" (Sans peur et sans reproche). Von den 12 Rittern hatte jeder einen besondern Bundesnamen: Friedrich hieß der Standhafte (le constant). Die Brüder schrieben sich in alt-französischem Ritterstyl. Ordenszeichen war ein in Schwertesgestalt gebogener Ring, mit der Umschrift: Es lebe, wer sich nie ergibt (Vive le sans-quartier). Auch sonst hatten die Vertrauten des Kronprinzen andere Namen: Kaiserlingk hieß Cäsarion,

Algarotti. Suhm hieß Diaphan, Algarotti, ein geistreicher Italiener, ein Schöngeist, der Verse und Newtons System für Damen herausgegeben hatte, hieß der Schwan von Padua, d'Alembert hieß Anaxagoras. Jordan führte die Aufsicht über die Bibliothek.

Ein Vertrauter war der Hugenotte Beausobre, der Verfasser einer Geschichte der Manichäer. Auf die Frage, was er in jüngster Zeit gelesen, entgegnete Beausobre: „Ich bin soeben vom Lesen des erhabensten Schriftstücks, was

Beausobre. es gibt, aufgestanden." — „Was ist das?" fragte Friedrich. „Der Eingang des Evangeliums Johannes: Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort." -- Der Kronprinz war verblüfft. Einem anderen Prediger, Achard, gestand er bald, daß sein Glaube schwach sei. Seinem Vater gegenüber äußerte sich Friedrich allerdings anders; auch las er, so lange dieser lebte, der Garnison in Ruppin am Sonntag eine Predigt vor. Doch war seine Richtung anfänglich nicht frivol. Er beschäftigte sich, von Suhm

*) Brief vom 13. März 1737.

angeregt, anfangs mit der Wolfischen Philosophie, las die Schriften dieses Denkers, jedoch nicht in der Ursprache, sondern in der französischen Uebersetzung, die Suhm ihm nach und nach lieferte. Anfangs war er entzückt darüber, 1739 schrieb er an Suhm: „Das Neueste ist, daß der König selber 3 Stunden des Tages Wolfs Philosophie liest. Dafür sei Gott gepriesen. Endlich erleben wir den Triumph der Vernunft und ich hoffe, die Frömmler werden mit ihren dunklen Ränken den gesunden Menschenverstand nicht mehr unterdrücken können." — An Wolf selber schrieb der Kronprinz am 23. Mai 1740: „Schon längst lese und studiere ich Ihre Schriften und bin überzeugt, daß, wer sie gelesen hat, den Verfasser nothwendig hoch schätzen muß. Jeder wahre Bürger des Staates muß Ihr Naturrecht als einen Schatz betrachten, den Ihr Scharfsinn entdeckt hat, und den Ihre Freigebigkeit der Welt schenkt. Die Philosophen müssen die Vorgesetzten der Könige sein, mithin ist ihre Pflicht zu denken, die unserige aber, ihren Vorschriften gemäß zu handeln; sie müssen sie erfinden, wir sie ausüben." Bald aber gerieth der Kronprinz in einen anderen Ideenkreis, der seiner skeptischen Natur mehr entsprach. Er schreibt an Suhm, nachdem er sich lange mit der Metaphysik beschäftigt: „Wolf hat ohne Wiederrede schöne und gute Sachen, aber man kann ihn doch bekämpfen, und wenn wir auf die ersten Gründe zurückgehen, so bleibt uns Nichts übrig, als unsere Unwissenheit zu gestehen." — In der Geschichte seiner Zeit*) sagt er: „Wolf wiederkäuete nur Leibnitzens System und leierte weitschweifig her, was jener mit Feuer geschrieben." — Voltaire und Bayle siegten schnell bei ihm über die deutsche Philosophie und ihre Begeisterung für Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Zu Voltaire zog ihn Bewunderung und Berechnung: er sah in ihm den größten Schriftsteller seiner Zeit und aller Jahrhunderte und ein Lob Voltaires gab Ruhm in der ganzen Welt, und Friedrich war es in Rheinsberg zu eng — Drang nach Thaten und nach schriftstellerischem Ruhm glühten in seiner Brust, nachdem andere Leidenschaften ausgebrannt waren. Später, als er als großer Feldherr dastand, scheint er weniger Freude an einem Sieg gehabt zu haben, den er eben mit vielem Blut errungen, als an einem Gedicht, in dem er von den Anstrengungen der Schlacht sich erholte. Zum Feldherrn und Herrscher hatte ihn die Natur geschaffen, aber sein Herz war vom Drang verzehrt, als Meister französischer Rede und Dichtung zu gelten. Doch hatte ihm die Natur hier das Höchste versagt. Seine Gedichte sind mittelmäßig, besser sind seine prosaischen Werke. Gedrängt, verständig, einfach sind seine Schilderungen der Kriege, die er durchgemacht hat; er spricht wie ein Feldherr und Staatsmann. Er schrieb französisch, aber immer, wie ein Fremder es schreibt, und hatte immer einige Literaten aus Paris nöthig, die ihn auf Sprachfehler und falsche Reime aufmerksam machen mußten. „So viel wir uns entsinnen, stammt jedes schöne, dichterische Werk ohne Ausnahme von Männern, welche in einer Sprache schrieben, die sie gelernt

Friedrich u. Wolf.

Voltaire.

Friedrichs Schriften.

*) Histoire de mon temps zum Jahre 1743.

haben, ohne sich auf das Wann oder Wie besinnen zu können, und diese mit vollkommener Leichtigkeit gesprochen haben, ehe sie im Stand gewesen wären, ihren Bau zu untersuchen*)." Friedrich II. hatte keine Ahnung vom Aufschwung der deutschen Literatur, der damals begann; er sprach und schrieb seine Muttersprache immer fehlerhaft. Das Latein kannte er wenig, ebenso las er nur schwer das Italienische. Die spanische und englische Literatur kannte er gar nicht. So wird seine Schwärmerei für die französische begreiflich und der Ton der Anbetung, mit dem er an Voltaire schrieb.

Im ersten Briefe**) bedauert er, ihn nicht persönlich zu kennen, und preist die Schätze, die den Leser, so oft er in Voltaires Schriften blickt, jedesmal neue Dinge entdecken lassen, und betheuert, Voltaire mache dem Zeitalter und der menschlichen Natur Ehre; in ihm übertreffe die neue Zeit das gesammte Alterthum, nie habe zuvor ein Dichter Metaphysik in rythmischeren Wohlklang gegossen. Der Besitz seiner Werke sei mehr werth, als alle vorübergehenden Glücksgüter. Einem Mann, wie Voltaire, gegenüber habe der Qualm irdischer Größe gar keinen Werth. In einem zweiten Schreiben***) versteigt sich Friedrich zur Behauptung, daß die Menschheit Voltaire viel mehr verdanke, als die Griechen ihrem Solon und Lykurg: „Sie veröffentlichen Ihre Stimmungen, die Schönheit derselben, der Zauber der Beredtsamkeit, mit einem Wort, die höchste Vollendung, welche das Feuer des Geistes und die Kraft der Sprache hervorbringt, ergreift die Leser — sie werden dadurch gerührt und durch Ihre heilbringende Anregung athmet eine ganze Welt eine edle Liebe zum Menschengeschlecht. Sie bilden gute Bürger und treue Freunde und Unterthanen, die voll Abscheu gegen die Empörung und voll Eifer für das Gemeinwohl sind. Was verdankt man Ihnen nicht Alles? Wenn ganz Europa diese Wahrheit nicht erkennt, so seien Sie doch meiner Dankbarkeit versichert betrachten Sie meine Thaten in Zukunft als die Frucht Ihrer Lehren †). Ich habe sie vernommen. Mein Herz ist bewegt davon und ich habe mir zum unumstößlichen Gebot gemacht, mein ganzes Leben hindurch Ihren Lehren zu folgen." — Bald versteigt sich Friedrich im Lob Voltaires zur Behauptung, ein Vers in der Henriade sei mehr werth als die ganze Iliade und Odyssee! „Sie haben keinen Fehler, als daß Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind††). Ich glaube, es gibt nur Einen Gott und Einen Voltaire in der Welt. Gott hat eines Voltaire bedurft, um dieses Jahrhundert liebenswürdig zu machen†††)." Auch die Marquise du Chatelet, mit der Voltaire im Ehebruch lebte, wurde, um Voltaire zu schmeicheln, mit Lob angeräuchert, Friedrich nannte sie „die göttliche Emilie," „Newton-Venus," und stellte sie mit Cartesius und Leibnitz in eine Reihe. Zarte Geschenke, Ungarweine, Bernsteinsachen, ein goldenes Schreibzeug, ein goldener Stockknopf, in Form eines Sokrateskopfes, erhöhten den Werth dieses Lobes. —

Wer war für Schmeichelei empfänglicher als der eitle Voltaire, aber wer wußte auch Complimente in besserer Weise zurückzugeben! „Der Zucker von

---

*) Macaulay im Essay über Friedrich.

**) Berlin 8. August 1736. I. Theil der Correspondenz.

***) Rheinsberg, am 4. November 1736. I. B. der Correspondenz.

†) Regardez mes actions désormais comme le fruit de vos leçons.

††) Brief vom 1. Februar 1737.

††) Brief vom 1. Dezember 1738.

Voltaires Hand gereicht, sagt Macaulay *), machte den Essenden nie unwohl." — Voltaires Herz, „welches nur für die ganze Menschheit schlägt," ist entzückt **) über die Entdeckung, daß es einen Prinzen in dieser Welt gibt, der als Mensch denkt, einen philosophischen Fürsten, der die Menschen glücklich machen wird. Die ganze Menschheit sei Friedrich verpflichtet für die Mühe, die er sich gebe, seine zum Herrschen geborene Seele zu bilden. Es habe nie wahrhaft gute Könige gegeben außer solchen, die damit angefangen hätten sich zu unterrichten, das Gute zu lieben, Verfolgung und Aberglauben zu verabscheuen. Ein solcher Fürst bringe seinen Landen das goldene Zeitalter. Man reise nach Rom, um schöne Gemälde zu sehen; ein Prinz wie Friedrich sei jedoch ein seltenerer Gegenstand, und einer längern Reise werth. In Voltaires Sinn ist auch die erste größere Abhandlung Friedrichs „Betrachtungen über den politischen Zustand Europas ***)" geschrieben. Hier sagt Friedrich: „Möchten doch die Fürsten einmal erkennen, daß ihre falschen Grundsätze die giftige Quelle alles Unglücks in Europa sind. Sie glauben, daß Gott durch eine besondere Sorgfalt für ihre Größe, ihr Glück und ihren Hochmuth die Menschenmenge, deren Heil ihnen anvertraut ist, nur für sie geschaffen hat, und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer Leidenschaften bestimmt sind. Sowie der Grundsatz, von dem man ausgeht, falsch ist, können all' die Folgen, die davon herkommen, nur verderblich sein. Daher diese unstatthafte Liebe zu einem falschen Ruhm, daher die Sucht, Alles zu erobern, daher der Druck der Steuern, der auf den armen Völkern lastet, daher die Faulheit der Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannei und all' jene Laster, welche den Menschen entwürdigen. Wenn doch diese Fürsten einmal bedenken würden, daß die Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich nicht zu den Sklaven eines einzigen Menschen gemacht haben, um diesen einen furchtbarer und mächtiger zu machen, daß sie sich nicht einem Mitbürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Spielzeuge seiner Einfälle zu werden, sondern daß sie einen unter sich gewählt haben, weil sie glaubten, er sei am meisten gemacht, um sie zu regieren, er sei der beste, um ihnen als Vater zu dienen, der menschlichste, um Mitgefühl mit ihrem Unglück zu haben und sie zu trösten, der stärkste, um sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, der weiseste, um sie nicht ohne Noth in zerstörende Kriege zu verwickeln, der geeignetste, um das Volk zu vertreten, kurz ein solcher, dem die höchste Gewalt nur Stütze ist für Gesetz und Recht, nicht Mittel, um ungestraft Verbrechen zu begehen und Gewaltherrschaft auszuüben." Der Fürst ist der Diener des Staates, (le serviteur de l'état) — war der Grundsatz, den Friedrich fortan aussprach.

Voltaire war es auch, der 1740 Friedrichs Antimachiavell in Holland, in Druck brachte †). Das Buch erschien ohne den Namen des eigentlichen Autors, Voltaire sorgte aber schon dafür, daß unter der Hand mitgetheilt wurde, von welchem Fürsten dieses Programm einer neuen Regierungsweise stammte. Die Frage, wie der Fürst des berühmten Florentiners zu verstehen sei, erörtert Friedrich gar nicht; er nimmt ihn wörtlich und sagt in der Vorrede, er wolle Antimachiavell.

*) Im Essay über Friedrich.

**) Im Brief vom 26. August 1736 aus Cirey. I. B. der Correspondenz.

***) Considerations sur l'état présent du Corps politique de l'Europe.

†) Zuerst erschien diese Widerlegung des Fürsten von Machiavelli bei van Duren im Haag, wie Voltaire den Aufsatz verbessert hatte, dann gab aber van Duren das Original ohne Voltaires Verbesserungen und Kürzungen heraus. Schließlich erschien Original und Verbesserung, Friedrichs und Voltaires Text, mit einander verglichen.

die Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer vertheidigen, das dieselbe ausrotten wolle; er wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen der Bosheit entgegenzustellen; das Buch Machiavells sei eines der gefährlichsten, die je der Welt bekannt geworden, — es sei geeignet, junge Fürsten und Staatsmänner zu verführen. Dagegen stellt Friedrich den Grundsatz auf, es sei klar, daß der Fürst, weit entfernt der uneingeschränkte Herr der Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, Nichts als der erste Diener derselben sei*) (le premier domestique). Der Engländer Macaulay nennt das Buch: „eine erbauliche Predigt gegen Raubsucht, Treulosigkeit, Willkürherrschaft und ungerechte Kriege, kurz gegen fast Alles, wegen dessen der Verfasser im Andenken der Menschen fortlebt**)."

Der alte König hörte nicht ohne Widerwillen hie und da von dem Treiben in Rheinsberg. Friedrich war immer in Geldverlegenheit, und Suhm war beflissen, da und dort für ihn Anleihen zu machen. Zum Glück wußte der Vater Nichts davon. Der Sohn sandte ihm, um seine Huld und Gnade zu erhalten, öfter Geschenke, fette Kälber, frühen Spargel, namentlich Recruten von seltener Größe und Schönheit. Der Vater nahm ihn dafür zu den jährlichen Revuen mit in die Provinzen, nahm ihn 1734 ins Lager Eugens zum Feldzug an den Rhein mit***). Friedrich sah dort die Gebrechen, die bereits am österreichischen Heer hafteten, und in Seckensdorfs Lebensbeschreibung findet sich die richtige Bemerkung †): „Vielleicht wäre die Schlacht bei Mollwitz nie geschlagen, wenigstens nicht von den Brandenburgern gewonnen worden, wenn Friedrich seinen Vater damals nicht begleitet hätte." — 1738 nahm der König den Kronprinzen nach dem Schloß Loo mit, zum Besuch bei dem Prinzen von Oranien.

Am Rhein.

In Loo.

An der Tafel war von der Freimaurerei die Rede. Der König sprach sich sehr entschieden dagegen aus, ein Graf von der Lippe-Bückeburg aber eben so eifrig dafür. Friedrich sprach nachher dem Grafen vertraulich seinen Wunsch aus, in den Orden in aller Stille aufgenommen zu werden. Die Aufnahme geschah, sorgfältig vor dem Vater verborgen, in der Nacht vom 14. auf 15. August in Braunschweig. Nach der Aufnahme reisten die Brüder eilig ab, wie Bielefeld, der Sohn eines Hamburger Kaufmanns und später in vielfacher Beziehung zu Friedrich, sagt: „Es ist ein gekröntes Haupt zu viel da, das von der Aufnahme seines Sohnes Nachricht bekommen und in einer hitzigen Minute die Achtung gegen unsere ehrwürdigen Brüder leicht aus den Augen setzen könnte." — Allerdings wäre ein gefährliches Donnerwetter ausgebrochen, wenn der alte König davon gehört hätte, daß sein Sohn Freimaurer geworden sei. So lange Friedrich Wilhelm I. lebte, wurden Logenversammlungen in Berlin ganz verborgen gehalten. Nach seinem Tode jedoch wurde die Loge zu

Friedrich, Freimaurer.

*) Vgl. B. IV. dieses Werkes.
**) Im Essay über Friedrich.
***) Siehe oben S. 143.
†) Preuß, Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte, I. 104.

den drei Weltkugeln eröffnet, und erklärte sich Friedrich II. als Landesherr zum Großmeister dieser Loge.

Das Leben Friedrich Wilhelms I. ging übrigens zur Neige*), — er kränkelte seit November 1739. Die Tabaksgesellschaft wurde im Krankenzimmer gehalten. Am 27. April 1740 verließ der König die Hauptstadt mit den Worten: „Leb wohl, Berlin, in Potsdam will ich sterben.“ Er bereitete sich ernstlich auf den Tod vor und verzieh sogar seinem Schwager, dem König von England, der ihm alles gebrannte Herzleid angethan. Seine Sünden erzählte er so ausführlich her, daß der Propst Roloff bat, es zu unterlassen, dagegen auf Sinnesänderung drang, wogegen der König meinte, er habe doch nie fremdes Gut weggenommen, sei seiner Gattin immer treu gewesen, habe an die Bibel geglaubt, die Prediger geehrt und die Kirche fleißig besucht. Roloff hatte den Muth, vom erzwungenen Häuserbau in Berlin, von Schärfung der Todesurtheile und von Verfügung ungerechter Hinrichtungen zu sprechen — hätte nur früher einer der Geistlichen den Muth gehabt, dieses zu sagen! Nur langsam war der König zu überzeugen. Endlich aber sagte er doch zum Propst: „Er schont meiner nicht, er spricht als ein guter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin.“ — Nach seiner Art ordnete der König seine Leichenbestattung, auch in den kleinsten Einzelnheiten an: man solle ihn in seiner Uniform begraben, die Grenadiere sollen dreimal feuern, aber nicht plackern, — einen einfachen eichenen Sarg hatte er schon längst sich machen lassen, — die Pfeifer sollen die Melodie spielen des schönen Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden.“ Friedrich zeigte tiefe Theilnahme an den Leiden des Vaters. Dieser hatte noch längere vertrauliche Besprechungen mit ihm über Geheimnisse des Staates, und er muß mit seinen Ansichten sehr zufrieden gewesen sein, dies zeigen die Worte des alten Königs: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe.“ An seinem Todestag ließ sich Friedrich Wilhelm I. früh 4 Uhr in das Schlafzimmer der Königin fahren und sagte: „Steh auf Fiechen, ich kann nur noch wenige Stunden leben.“ — Am Morgen mußten die höhern Officiere und Minister zu ihm kommen; er nahm Abschied von ihnen, ließ sich ans Fenster bringen, von dem aus er den Marstall übersehen konnte, ließ Pferde herausführen, um sie dem Dessauer und Andern als Andenken zu vermachen. Als ein Pferd falsch gesattelt war, ärgerte er sich und rief: „Ach wenn ich nur gesund wäre, ich wollte die Stallknechte derb abprügeln“ und befahl seinem Adjutanten: „Gehen Sie doch hinunter und prügeln Sie die Schurken.“ — Der Tod nahte sichtbar. Es wurden Gebete gehalten und fromme Lieder gesungen. Als in dem Lied: „Warum soll ich mich denn grämen“ der Vers vorkam „Nackend werde ich auch hinziehn,“ sagte der Sterbende: „Es ist nicht wahr, ich werde in der Uniform begraben.“ Um 11 Uhr ließ er sich einen Spiegel geben, besah sich und sagte: „So weit bin ich schon todt!“ Unter dem Ruf: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und Sterben“ endete dieser derbe Mann, 31. Mai 1740. Am gleichen Tag ward sein Sohn als König Friedrich II. in Berlin ausgerufen.

Friedrich Wilhelm †.

Welch ein Gang der Dinge. Friedrich Wilhelms I. ganzes Leben ging im Bestreben auf, einen Schatz zu sammeln, sein Volk arbeitsam zu machen, eine große

*) Ausführlich über die letzten Tage ist namentlich Pöllnitz, der Saint-Simon des Hauses Hohenzollern. Ueber seinen Werth vgl. die Rede Droysens in der Berliner Akademie 1867, abgedruckt in der Geschichte der Preußischen Politik. IV. 4. 97—129.

Armee zu schaffen. Das Heer betrug bei seinem Tod 83.000 Mann und war das bestgeübte in Europa. Friedrich Wilhelm selber zögerte stets diese Riesenwaffe zu gebrauchen. Nun kam aber in seinem Sohne der Riese, der dieses Schwert zu schwingen wußte — ein geborner Feldherr und Staatsmann, kühn, zäh und listig wie Ulysses, dürstend nach Thaten, nach Ruhm, nach Vergrößerung, nicht heikel in der Wahl der Mittel. Die Ruhe des Welttheils war jetzt auf lange hin bedroht. Alles erwartete große Veränderungen von dem Fürsten, der jetzt im 28. Jahre den Thron bestieg. Je mehr Friedrich selbst unter dem Druck seines Vaters gelitten hatte, um so mehr hofften Viele, daß jetzt die Zügel der Regierung viel lockerer würden. Diejenigen, welche vom Antimacchiavell wußten, rechneten auf einen Philosophen auf dem Throne, auf die Milde eines Titus. Die Vertrauten seiner Jugendstreiche, die seine Neigung zum üppigen Leben, seine Vorliebe für gute Küche und Weine, für Musik und Theater kannten, erwarteten eine verschwenderische heitere Regierung, wie die des ersten Königs von Preußen gewesen war. Alle wurden in ihren Hoffnungen getäuscht. Friedrich zeigte sich auf einmal als König vom Wirbel bis zur Sohle im Hochgefühl seiner Würde; er war sparsam, er sah nur auf Brauchbarkeit, er nahm alle Gewalt in seine Hände, er liebte das Militär — wie sein Vater, nur war er mit unendlich mehr Geist begabt, kriegslustig wie kriegstüchtig und vom Glück begünstigt.

Enttäuschung

Der Dessauer.

Der erste, der enttäuscht wurde, war der alte Dessauer*), als er vor dem jungen König die Erwartung aussprach, daß ihm und seinen Söhnen ihre Stellung verbleibe, aber ihm selber die Autorität, die er unter dem vorigen König gehabt, gab Friedrich die schneidige Antwort: „Nachdem ich König geworden bin, gedenke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige in meinem Lande zu sein, der Autorität besitzt." Verwirrt zog sich der alte Fürst zurück. Wie der Markgraf von Schwedt als alter Kamerad vertraulich thun wollte, trat Friedrich einen Schritt zurück, und sagte in ernstem Tone: „Mein Herr! jetzt bin ich König**)." — „Die Narrheiten sind vorbei," war die Weisung, welche Friedrich seinen Vertrauten gab, — und einer, der früher seine Ausschweifungen unterstützt hatte, war von getäuschter Erwartung und herrischer Begegnung so erschüttert, daß er sich erhenkte. Pöllnitz und Fredersdorf hatten einen neuen Ausgabenanschlag entworfen, und den König gegen den bisherigen Finanzminister Boden eingenommen. Boden aber ließ sich nicht entmuthigen und setzte dem König kurz und bündig auseinander, daß für den neuen Finanzplan entweder die Auflagen erhöht, oder die Zahl der Truppen vermindert werden müsse. „Keines von beiden," entgegnete Friedrich, der sogleich einsah, daß Boden vollkommen Recht habe; „meine Unterthanen dürfen keinen Heller mehr geben, ich weiß zu gut, wie sehr sie schon gedrückt sind. Das Heer aber soll noch verstärkt werden. Die großen Kerle aber, die meinem Vater so viel Geld gekostet haben, will ich abschaffen und mir eine andere Garde errichten." Boden blieb Minister und Sparsamkeit an der Tagesordnung***).

Boden.

*) Ranke II. 45.
**) Preuß, Friedrichs Jugend 331.
***) Stenzel, IV. 42--43.

Das Regiment Grenadiere, das bisher über 200.000 Thlr. jährlich gekostet hatte, wurde aufgelöst.

Die Truppen aber wurden in der That schon in den ersten 8 Monaten seiner Regierung um 20.000 Mann vermehrt. Ihre Fahnen bekamen die Inschrift: „Pro Deo et Gloria.“ Nur letztere war im Sinn des Königs, Frömmigkeit war seine starke Seite nicht. Man sah ihn fast nie in einem Gottesdienst. Duldung aller Bekenntnisse war jetzt Losung. Einer der ersten Erlasse besagte: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, der Fiskal muß nur darauf sehen, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß Jeder nach seiner Façon selig werden.“ — „Meine Pflicht ist mein höchster Gott,“ schrieb Friedrich an Voltaire. Von einer Krönung wollte er Nichts wissen: sie kostete zu viel Geld, er war allem Symbolischen abgeneigt, einfache Huldigung genügte. In Königsberg gefiel ihm dabei die Huldigungspredigt, besonders wegen des Textes 1 Chronik XIII. 18: „Dein sind wir David, mit Dir halten wirs, Du Sohn des Isai; Friede, Friede sei mit Dir, Friede mit Deinem Helfer, denn Gott hilft Dir,“ — worauf der Prediger das Angesicht gegen den König wendete und begeistert ausrief: „Dein sind wir, o Friedrich, mit Dir wollen wirs halten, Du Sohn Friedrich Wilhelms *).“ Armee. Duldung. Keine Krönung.

„Alles für, Nichts durch das Volk“ — war das Programm der neuen Regierung. In einem Erlaß an die Kammern, worin der Regierungsantritt gemeldet wird, heißt es: „Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden unserer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, daß ihr euch bestreben sollt, uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß ihr sowohl den Vortheil des Landes, als unser besonderes Interesse genau zu eurem Augenmerke nehmet, inmaßen wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen.“ Den Ministern wurde noch besonders gesagt: „des Landes Vortheil muß den Vorzug vor unserm eigenem besondern haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen.“ — Da eine Hungersnoth drohte, ließ er aus den Magazinen Korn zu ermäßigten Preisen unter die Dürftigen vertheilen, das Wild in den königlichen Forsten in Masse abschießen, um die Fleischpreise herabzudrücken. Den Generalen sagte er am ersten Tag seiner Regierung. „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen wegen Härte, Habsucht und Uebermuth vor. Stellen Sie diese ab. Ein guter Soldat muß eben sowohl menschlich und vernünftig, als herzhaft und brav sein.“ — Am dritten Tag seiner Regierung wurde die Folter zur Erzwingung von Geständnissen abgeschafft. Den Officieren wurde strenge untersagt, sich in Justizsachen zu mischen. Die Rechtspflege sollte unbeschränkt gehandhabt werden. Der König that Alles, um den Reichthum zu heben. Es sollte so wenig Geld als möglich ins Ausland gehen und so viel als möglich aus demselben bezogen werden. Geeignete Männer wurden eingeladen, sich in Berlin niederzulassen, um Industrie und Handel zu heben und Vorschläge zur Verbesserung der Landwirthschaft zu machen. Programm. Sorgen fürs Volk. Rechtspflege.

---

*) Stenzel IV. 25.

Arbeitseifer. Der König selber war unermüdlich thätig, selbst in kalten Winternächten ließ er um vier Uhr sich wecken und war bis zehn Uhr in seinem Cabinet beschäftigt, die eingegangenen Berichte zu lesen und zu ordnen. Er selber entschied Alles. Die ganze Last der Regierung nahm er auf sich, er war Feldherr, Minister, Oberrichter. „Die drei Stände sitzen unter seinem dreieckigen Hut," sagt ein Engländer witzig. Es war eine einsichtsvolle, verschwiegene, thatkräftige, blitzschnelle Regierung.

Der dänische Gesandte berichtete schon am 2. Oktober aus Berlin*): „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut und daß, ausgenommen der Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemeinen, ja noch größern Eingang findet, als unter der vorigen Regierung, — Se. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leidet, so daß der Herr von Podewils, jetzt der einzige arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, Nichts zu thun hat, als die ihm aus dem Cabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über Etwas befragt würde, und eben so werden die andern Minister behandelt. Ich habe viele Resolutionen und Antworten vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewunderungswürdigen Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen." — Der König schreibt selber an Voltaire: „Ich stehe um vier Uhr auf und trinke bis acht Uhr Pyrmonter Brunnen, schreibe bis zehn Uhr, sehe die Truppen bis Mittag, schreibe bis fünf Uhr und erhole mich Abends in guter Gesellschaft." — Einfluß hatte Niemand. Der Mutter begegnete er ehrerbietig, sie hieß Königin-Mutter, er ließ ihr einen Palast unter den Linden bauen, gestattete ihr aber keinerlei Einwirkung auf die Staatsgeschäfte. Noch weniger Einfluß hatte die Gemahlin. Das Verhältniß zu ihr wurde mit jedem Jahr kälter. Bald lebte der König getrennt von ihr und sah sie höchst selten.

Aufklärung. Die neue Regierung war eine Regierung der Aufklärung. Geistiges Leben sollte nach jeder Richtung hin geweckt und verbreitet werden, darum die Preßfreiheit. Weisung, den Zeitungsschreibern unbeschränkte Freiheit zu gestatten: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, müßten nicht genirt, rücksichtlich der fremden Mächte solle mit guter Behutsamkeit verfahren werden." Begreiflicherweise ist mit einer absoluten Regierung Freiheit der Presse auf die Dauer unvereinbar. Wichtiger war die Hebung der **Akademie** der Wissenschaften. Aber nicht Wolf wurde Präsident, wie er gehofft hatte, obschon er als Vicekanzler der Universität und geheimer Rath mit 3000 Thlr. Gehalt im Triumph nach Halle zurückkehrte, sondern ein Franzose, Maupertuis.

Maupertuis. Geboren zu Saint-Malo 1698, hatte Pierre Louis Moreau de **Maupertuis****) anfangs eine militärische und dann erst eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen und that sich bald durch Arbeiten im Gebiet der höhern Ma-

*) Stenzel IV. 64.
**) Biographie générale. B. 34.

thematik hervor, nachdem er 1729 in Basel die Vorlesungen Bernouilli's besucht hatte. 1736 machte er eine Reise nach dem Norden zum Zweck der Gradmessung und fand, daß die Erde an den Polen abgeplattet sei. Das Buch darüber machte ihn zum wissenschaftlichen Löwen des Tages. Friedrich schrieb ihm 1740: „Mein Herz und meine Neigung erweckten in mir das Verlangen, Sie zu besitzen und der Akademie in Berlin die Gestalt zu geben, die nur Sie ihr verleihen können. Kommen Sie daher und propfen Sie auf das wilde Holz das blühende Reis der Wissenschaften*). Sie haben der Menschheit die Gestalt der Erde gezeigt, zeigen Sie auch einem König, wie süß es sei, einen Mann wie Sie zu besitzen." — Dieser liebenswürdigen Einladung vermochte Maupertuis nicht zu widerstehen. Eine andere Größe, der berühmte Algebraist Euler, wurde mit Euler. 1700 Thaler Gehalt 1741 von Petersburg nach Berlin berufen. Als er der Königin-Mutter sich vorstellte, blieb er bei ihrer herzlichen Begrüßung fast stumm. Da sie ihr Befremden hierüber ausdrückte, sagte er: „Madame, ich komme aus einem Land, wo man verloren ist, sobald man spricht." Euler war ein wahrer Gewinn, ein großer und dabei bescheidener Mann, der über Zahlen und Figuren nicht den Glauben an Gott verloren hatte, und auf der Höhe seines Ruhmes und seiner riesigen Leistungen es nicht unter seiner Würde hielt, jeden Abend seinen Kindern eine Stelle aus der Bibel vorzulesen, und erbauliche Betrachtungen daran zu knüpfen. Geboren 1707 zu Riechen im Badischen, der Sohn eines Pfarrers, bildete sich Leonhard Euler in Basel unter Daniel Bernouilli zum Mathematiker aus und kam mit dessen Söhnen nach Rußland, wo man ihn jetzt nicht gern ziehen ließ und ihm trotz seines Abganges den Gehalt fortbezahlte**).

Begreiflicherweise wurde Voltaire nicht vergessen. Am 6. Juni schrieb der Voltaire. König: „Trotz meiner unzähligen Geschäfte habe ich noch immer Zeit genug, Ihre Werke zu bewundern und bei Ihnen Belehrung und Erholung zu suchen." Bald darauf: „Entziehen Sie sich nicht länger dem Drang, den ich habe, Sie zu sehen. Ende August gehe ich nach Wesel, versprechen Sie dahin zu kommen. Ich arbeite mit beiden Händen einerseits an dem Heer, anderseits an dem Volk und den schönen Wissenschaften." — In der That machte der König im August einen Ausflug in das Clevische. Incognito sah er zwei Tage Straßburg und wohnte einer Revue bei, um endlich die Soldaten zu sehen, deren Ruhm Voltaire besungen, deren Geschichte Amor schreiben sollte, wie sich Friedrich in einer poetischen Reisebeschreibung***) ausdrückt. Mit beiden Händen ergriff Voltaire die Einladung, aber die göttliche Emilie wollte auch dabei sein, während Friedrich von Newton-Venus nicht sehr erbaut war. „Ich würde zu sehr geblendet werden. So viel Glanz auf einmal wäre mir zu viel. Ich würde Mosis Schleier bedürfen, um die Strahlen Eurer Erster Besuch. beiden Gottheiten zu mildern." — Voltaire kam also zum König in's Schloß Moyland 11. September und blieb bis zum 14. Maupertuis und Algarotti waren dabei. Man sprach beim Abendessen über Unsterblichkeit der Seele, über Freiheit, Schicksal und Fragen aus Plato. — Der König und der Dichter schrieben über einander wie Liebende nach der ersten Begegnung. Voltaire schrieb an Cideville in Rouen†): „Ich sah einen der liebenswürdigsten Menschen von der Welt, einen, der, wäre er nicht König, die Zierde der Gesellschaft und allenthalben gesucht sein würde; er ist ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmuth, Gefälligkeit, Güte, der, wenn er mit seinen Freunden ist, nicht daran denkt, daß er König ist, ja es so

*) Venez donc enter sur la plante sauvage la greffe des sciences et des fleurs.
**) Biographie générale. B. 16.
***) Wieder abgedruckt bei Carlyle.
†) Brief vom 18. Oktober 1740.

völlig vergißt, daß er auch mich es fast vergessen ließ, und daß es einer Gedächtnißanstrengung bedurfte, um mich zu erinnern, daß ich zu Füßen meines Bettes einen Fürsten sitzen sah, der eine Armee von 100.000 Mann besitzt.“ Friedrich dagegen meldet an Jordan: „Ich habe Voltaire gesehen, den kennen zu lernen ich so begierig war. Er besitzt die Beredtsamkeit des Cicero, die Sanftmuth des Plinius, die Weisheit des Agrippa; kurz er vereinigt in sich, was an Tugenden und Talenten von den drei größten Männern des Alterthums zu sammeln ist. Sein Geist arbeitet unaufhörlich. Jeder Tropfen Tinte wird zu einem geistreichen Zug aus seiner Feder. Er declamirte uns seinen Mohammed. Ich konnte nur bewundern und schweigen *).“

Heristaler Handel. Daß aber mit der Liebe zur Poesie auch Thatkraft verbunden sei, und unter den Blüthen Stahl liege, zeigte zu gleicher Zeit das Auftreten des Königs gegen den Bischof von Lüttich. Aus dem oranischen Erbe war dem König Friedrich Wilhelm I. die Herrschaft Herstal an der Maaß in der Gegend von Spaa mit etwa 1000 Bauernhöfen zugefallen. Wegen der Gewaltthätigkeit der preußischen Werbeofficiere durfte sich kein preußischer Soldat hier blicken lassen. Die Herstaler verweigerten lange den Huldigungseid. Die preußischen Beamten waren ohne alles Ansehen, zumal der Bischof von Lüttich die Lehensherrlichkeit in Anspruch nahm, während Friedrich Wilhelm die Reichsunmittelbarkeit behauptete. Am liebsten hätte der alte König die ganze Herrschaft um eine ansehnliche Summe losgeschlagen. Aber der Bischof gab auf das Angebot, sie ihm für 100.000 Thaler zu überlassen, keine bestimmte Antwort. Darüber starb Friedrich Wilhelm I. Nun verweigerten die Herstaler, auf den Schutz des Bischofs vertrauend, Friedrich II. die Huldigung, bis er vom Bischof belehnt sei. Friedrich sandte an den Bischof einen Obersten, um zu unterhandeln, der aber gar nicht vorgelassen wurde. Sofort schickte Friedrich von Wesel am 4. November 1740 drohende Aufforderung an den Bischof, entschieden binnen 48 Stunden zu erklären, ob er noch gewillt sei, seine angemaßte Souverainität über Heristal zu behaupten und rebellische Unterthanen in ihrem Unfug zu unterstützen. Zugleich rückten 2000 Mann mit dem nöthigen Geschütz in das Gebiet, da der Bischof nur Ausreden gebrauchte. Starke Contribution wurde erhoben. Der General verlangte täglich 50 Louisd'ors, für den Gemeinen wurden täglich 8 Groschen gefordert. Die Sache machte Aufsehen, als Reichsfürst klagte der Bischof beim Kaiser und beim Reichstag. — Karl VI. erließ
Karl VI. am 4. Oktober ein Abmahnungsschreiben an Friedrich II., dem Reichstag meldete er, der König habe, von hitzigen und der Reichssatzung unkundigen Rathgebern geleitet, Mäßigung und Billigkeit bei Seite gesetzt. Friedrich gab grobe Antwort, wie ein Reichsfürst dem Kaiser nicht geben soll, allein die Souverainität der Krone Preußen hatte die Hohenzollern längst ihre Stellung als Reichsfürsten vergessen lassen. Der Bischof fügte sich schließlich in einen

---

*) Brief vom 24. September 1740.

Vergleich und kaufte Friedrich die ganze Herrschaft Heristal um 40.000 Gulden ab. Dem Abgeordneten des Kaisers gestattete Friedrich lange kein Gehör und bedeutete ihm dann, er wisse jetzt, was er von der Freundschaft des Wiener Hofes in größern Dingen zu erwarten habe. — Zu gleicher Zeit ließ er, um sein Recht auf Berg bei dem bald zu erwartenden Tod des 80jährigen Pfalzgrafen zu sichern, ohne Rücksicht auf Kaiser und Reich, bei Büderich, Wesel gegenüber, Feldverschanzungen anlegen. Da kam aber, statt der Nachricht vom Tode des Pfalzgrafen, die vom Tode des Kaisers und gab seinen kriegerischen Gelüsten eine andere Richtung.

Oesterreichischer Erbfolgekrieg (1740—48).

1. Regierungsantritt Maria Theresia's. Erster schlesischer Krieg.

Mit Kaiser Karl VI. starb am 20. Oktober 1740 der Mannsstamm der Habsburger aus, aber mit der Frau, die als Königin von Ungarn und Böhmen ihm nachfolgte, sollte jetzt der Ruhm dieses durch große Schicksale ausgezeichneten Geschlechtes sich verjüngen, und in ihr schienen sich die glänzenden Eigenschaften vieler Träger dieses Namens zu erneuern, die Klugheit, Klarheit und Festigkeit des ersten Rudolf, die Schönheit seines Enkels Friedrich, die Gabe, die Herzen zu bezaubern, welche der erste Maximilian besessen, die tiefe Religiösität, welche so viele schwere Schicksale mit Ruhe ertragen und Karl V. einer Weltherrschaft entsagen ließ, um Frieden in Gott zu finden. Der venetianische Gesandte Foscarini *) schrieb über sie an seine Regierung: „Man würde sie als Erbin des Hauses Oesterreich berufen, wenn unter allen Frauen der Welt die Wahl frei stünde. — Der Hauptvorzug dieser Fürstin ist jedoch die Erhabenheit des Geistes, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit der Seele." — Geboren den 13. Mai 1717 war die neue Herrscherin, welche jetzt noch gebeugt vom Schmerz über den Tod des Vaters unter Thränen und Schluchzen die Huldigungen der Minister und der Spitzen der Behörden empfing, 23 Jahre alt. Sie war für ihren Beruf erzogen worden und besaß für jene Zeit eine glänzende Bildung: sie sprach neben ihrer Muttersprache das Latein, Französische, Italienische, Spanische mit voller Gewandtheit, der Lernbegierigen war Geschichte eine Lieblingsbeschäftigung, — sie sang und musicirte mit Meisterschaft, tanzte mit Anmuth. Ihre Jugend war heiter und rein, sie war kein Opfer der Politik, sie durfte ihr Herz frei wählen lassen, und gab es dem Herzog Franz von Lothringen, wurde mit ihm am 12. Februar 1736 vermählt und hing an ihrem Gemahl mit der ganzen Innigkeit einer treuen Seele. Bisher der Liebling und der Trost ihres Vaters, die Hoffnung ihrer Völker, brachte sie die frische Begeisterung für die Höhe ihres Berufes und für das Wohl ihrer Unterthanen auf den Thron. Von ihr ging Ermuthigung aus auf die Minister ihres Vaters, welche

Maria Theresia. — Charakter. — Bildung.

---

*) Relation des Marco Foscarini 1736 bei Arneth, Die Relationen der Botschafter Venedigs über Oesterreich. S. 131. Wien 1863.

mit bangen Ahnungen der Zukunft entgegensahen. Am 21. Oktober war die erste Versammlung des Ministerrathes*). Von Geist und Schönheit strahlend saß die Herzengewinnerin unter den abgelebten Greisen wie der Frühling inmitten des Herbstes. Einige der dringendsten Mißstände wurden abgeschafft, Verschleuderungen öffentlicher Gelder abgestellt, Männer, die für mißhandelt galten, wie Seckendorf, Wallis und Neipperg, in ihre Ehren und Aemter wieder eingesetzt; weil ein Nothjahr war, wurden die Kornboden geöffnet, wurde das Getreide um billigen Preis verkauft, und das Wild in großen Massen abgeschossen. Ihren Gemahl ernannte Maria Theresia zum Mitregenten, ihren Schwager Karl von Lothringen zum Feldmarschall. Das erste Auftreten der jungen Herrscherin gefiel, die Stände der verschiedenen Kronländer, Ungarn ausgenommen, huldigten; das Ausland anerkannte Maria Theresia, Sardinien zuerst, dann Venedig und der Papst, die Generalstaaten, England, Polen, Preußen, Rußland, Frankreich — sie alle hatten ja die pragmatische Sanction garantirt. Eine Zukunft voll Frieden und Glück schien bevorzustehen und auf der hochherzigen Herrscherin keine andere Sorge zu lasten, als wie sie die vielen Völker ihres großen Reiches, die ihr entgegenjubelten, jedes in seiner Art glücklich machen solle. Regierungsantritt.

Doch es kam anders. Nicht arkadische Ruhe und segensreicher Friede und milder Sonnenschein des Glückes war ihr beschieden, sondern in Stürmen und Wettern sollte sie die Stahlkraft ihrer Seele, sollten ihre Völker ihre zähe Kraft und glänzende Treue bis zum Tode bewähren.

Das erste Wölkchen, das auf anderes Wetter deutete, stieg von Baiern her auf. Kurfürst **Karl Albert**, geb. 1697, der Sohn des Max Emanuel, hatte zwar bei seiner Vermählung mit Maria Amalia, der zweiten Tochter Kaiser Josephs I., auf alle Ansprüche verzichtet, die er durch seine Gemahlin an Oesterreich machen könnte, hatte aber 1731 mit dem Kurfürsten von Sachsen, der gleichfalls mit einer Tochter Josephs I. vermählt war, gegen die pragmatische Sanction Verwahrung eingelegt. Jetzt gab sein Gesandter in Wien, Graf Perusa, die Anzeige von der Thronbesteigung Maria Theresias mit der Bemerkung zurück, daß sein Herr die Erzherzogin als Königin von Ungarn und Böhmen nicht anerkennen könne, denn er habe allein das Recht der Nachfolge in sämmtlichen Ländern des Hauses Oesterreich; zu gleicher Zeit forderte Perusa die Präsidenten der Hofstellen auf, von Niemanden Befehle anzunehmen als vom einzigberechtigten Erben, dem Kurfürsten von Baiern, und mahnte die anwesenden Gesandten der fremden Mächte, mit Maria Theresia in keinerlei Verbindung zu treten. Diese Ansprüche stützte der Gesandte auf ein Testament Ferdinands I. vom Jahr 1543, in welchem dieser den Nachkommen seiner Tochter Anna und des Herzogs Albrecht von Baiern in einem gewissen Falle die Erbfolge zusicherte. In München behauptete man, das bairische Haus sei erbberechtigt, wenn der habsburgische Mannsstamm aussterbe, in Wien aber, wenn kein ehlicher Leibeserbe mehr vorhanden sei. Das Original des Testamentes war noch vorhanden, Maria Theresia ließ es am 3. November 1740 allen Gesandten vorlesen und dann von jedem be- Baierns Einsprache. Perusa.

*) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. I. 86—100.

sichtigen. Es hieß darin nicht, daß Baiern erbberechtigt sei, wenn keine männlichen, sondern wenn keine ehlichen Leibeserben mehr vorhanden seien. Perusa sah vergebens mehrmals beim Fenster die Urkunde an, sie enthielt nicht, was er suchte, er zog sich dann beschämt zurück und verließ am 20. November 1740 Wien, da ihm die Bevölkerung ihren Zorn über sein Benehmen allzudeutlich kund gab. Kur-Köln u. Pfalz. Wie Karl Albert, so behandelten auch sein Bruder, der Erzbischof von Köln, und sein Vetter, der Kurfürst von der Pfalz, Maria Theresia nicht als Königin, sondern nur als Erzherzogin. Doch dieser Widerstand allein hatte wenig zu bedeuten.

Friedrich II. Eine viel ernstere Gefahr stieg von Preußen auf. Friedrich II., welcher noch am 5. November 1740 in einem Schreiben an den Großherzog Franz Stephan seine freundschaftliche Gesinnung für Maria Theresia betheuerte und sich zu bewaffneter Hilfe gegen diejenigen bereit erklärte, welche etwa ihr Thronfolgerecht anfechten möchten, war längst entschlossen, der jungen Königin Schlesien wegzunehmen. Mit großer Offenheit spricht er sich hierüber in der Geschichte seiner will Krieg. Zeit aus*): zum Krieg habe ihn getrieben sein zu jeder Unternehmung gerüstetes Kriegsheer, ein gefüllter Schatz und die Begier, sich einen Namen zu machen. Er habe anfangs erwogen, ob er nicht das Herzogthum Berg erobern solle; der Gedanke aber, daß er sich dadurch in einen Krieg mit Frankreich verwickle, warum? welches nur schwache Nachbarn wolle, habe ihn davon abgehalten. Doch müßte der König von Preußen beim Antritt seiner Regierung durch Beweise von Stärke und Entschlossenheit seiner Nation (!) Achtung in Europa verschaffen, denn aus der Mäßigung Friedrich Wilhelms I. hätten die Nachbarn nur geschlossen, daß man ihn ungestraft beleidigen könne, daß er statt einer wirklichen Macht nur eine Scheinmacht habe, statt einsichtsvoller Officiere nur Fechtmeister, statt braver Soldaten nur Miethlinge, die dem Staate nicht von Herzen zugethan wären, daß er endlich, was ihn selbst betreffe, stets den Hahn spanne, nie aber losdrücke. — Ein Regent müsse seine Person und vorzüglich seine Nation in Achtung setzen; Mäßigung sei eine Tugend, welche, wegen der Verderbniß der Zeiten, Staatsmänner nicht immer strenge ausführen können, und daß bei dieser Veränderung der Zeiten es nöthiger sei Proben, der Entschlossenheit als der Sanftmuth zu geben. „Dazu," fährt der königliche Sophist fort, „muß man noch erwägen, daß Friedrich I., als er Preußen zum Königreiche erhob, durch diese eitle Größe einen Keim zum Ehrgeiz für seine Nachkommenschaft ausstreute, welcher früher oder später Früchte tragen mußte. Die Monarchie, welche er seinen Nachkommen hinterließ, war eine Art Zwitter, welche noch mehr von der Natur des Kurfürstenthums als des Königreichs an sich hatte . . .**)" Diese Betrachtungen machten denn, daß der König seine Blicke gegen das Haus Oesterreich wandte. Der Wiener Hof befand sich in der mißlichsten Lage. Die Finanzen waren in Unordnung, das Kriegsheer zerfallen und zugleich

---

*) Histoire de mon temps Chap. II.
**) Histoire de mon temps. Chap II.

muthlos wegen der erlittenen Unfälle gegen die Türken und das Staatsministerium uneins. Dazu denke man sich an der Spitze der Regierung eine junge Fürstin ohne Erfahrung, die eine streitige Erbschaft vertheidigen soll, und es erhellt leicht, daß die Regierung nicht als furchtbar erscheinen konnte. Ferner war es unmöglich, daß dem Könige Bundesgenossen fehlen sollten. Die Eifersucht, die zwischen Frankreich und England bestand, versicherte dem König nothwendig eine der beiden Mächte, und außerdem mußten Alle, welche Ansprüche auf die Erbschaft des Hauses Oesterreich hatten, sich mit Preußen verbinden. — Das war also der Grund zu diesem folgenschweren Krieg, Ehrgeiz und das Gefühl, Preußen sei zu klein. — Oesterreich soll angegriffen werden, weil es im Augenblick in Verlegenheit ist. Um bestehende Verträge hat sich ein Eroberer nicht zu kümmern.

Wie ganz anders spricht derselbe Friedrich im Antimacchiavell, welcher in demselben Jahre erschien: „Ich frage, was kann einen Menschen dahin bringen, seine Macht vergrößern zu wollen*). Was für Ansprüche hat er, kraft deren re seine Macht bauen will auf das Elend und die Zerstörung anderer Menschen? Wie kann er glauben, daß er sich berühmt machen wird, indem er nur Unglück über seine Mitmenschen bringt? Die neuen Eroberungen eines Fürsten machen die Staaten, die er schon besaß, nicht reicher, nicht wohlhabender. Seine Völker haben davon keinen Nutzen. Wenn er glaubt, daß er selbst dadurch glücklicher werde, so täuscht er sich sehr; denn nicht die Größe des Landes, welches ein Fürst beherrscht, verschafft ihm wahren Ruhm, nicht einige Quadratmeilen Landes mehr dienen zu seiner Herrlichkeit*)." Antimacchiavell.

Das gehoffte Ereigniß war eingetreten. Kaiser Karl VI. war todt. Die Nachricht traf den König am 26. October in Rheinsberg; er lag gerade am Fieber darnieder und die Aerzte wollten ihm nicht den Gebrauch von Chinin gestatten, er nahm es wider ihren Rath: „denn er hatte wichtigere Dinge zu thun als sein Fieber abzuwarten. Augenblicklich entschloß er sich, die Fürstenthümer Schlesiens, auf welche sein Haus unbestreitbare Rechte besaß, zurückzuforderu, und zugleich setzte er sich in den Stand, diese Ansprüche, wenn es sein mußte, mit den Waffen zu unterstützen. Dieser Plan erfüllte all seine politischen Absichten; es war das Mittel, sich Ruhm zu erwerben, die Stärke des Staates zu vergrößern und auch jene streitige Successionsfrage wegen des Großherzogthums Berg zu beendigen**)." — Der König legte seinen Plan dem Feldmarschall Schwerin und dem Minister Podewils (dem Schwiegersohn des 1739 verstorbenen Grumbkow) vor. Sie riethen ab. Rechte an Schlesien hatte der König keine; wenn je solche bestanden, so hob sie der Vertrag von 1728 auf, Friedrich Wilhelm I. hat ihrer nie gedacht, sie waren verjährt. Der englische Staatsmann Macaulay***) sagt mit Recht: „Ist es nicht völlig klar, daß die Welt nie einen Tag lang Frieden haben wird, wenn es gestattet ist, veraltete Ansprüche gegen neuere Verträge und langen Besitz geltend zu machen? Die Gesetze aller Völker haben die weise Einrichtung einer Verjährungszeit getroffen, so daß Besitztitel, wie unrechtmäßig sie auch begonnen haben mögen, nach einer gewissen Frist nicht mehr angetastet

---

*) Antimacchiavell, chap. III.
**) Histoire de mon temps. Chap. II.
***) In seinem Essay über Friedrich.

werden dürfen. Die Gesammtheit der Bürger darf fordern, daß es für jeden Streit ein Ende gibt." — Friedrich war aber entschlossen, die Räthe sollten nur um das Was, nicht um das Wie sich kümmern. „Wenn man im Vortheil

Berathung.

ist, sagte Friedrich, soll man das benützen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen und mit Allem bereit. Wenn ich das nicht benütze, so habe ich in meiner Hand ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen weiß; wenn ich es gebrauche, wird man sagen, daß ich gewandt genug bin, mein Uebergewicht über meine Nachbarn geltend zu machen*)." Am 8. November erhielten die Regimenter Befehl, sich marschfertig zu halten. Wem die Rüstungen galten, blieb noch Geheimniß. Nur an Vertraute kamen Andeutungen. An Algarotti schrieb Friedrich am 28. October: „Ich werde

Andeutungen.

nicht nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt es sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopf bewegt habe." — Zur selben Zeit bestellte der König bei Voltaire eine französische Schauspielerbande, die dieser für ihn zusammenbringen sollte, wieder mit den Worten ab: „Ich glaube, im Monat Januar wird es mehr auf Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen, als auf Schauspielerinen und Ballete. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von vielerlei Metallen rollt und dasselbe zermalmen wird**)."

In Wien bekam man Andeutungen von der Gefahr und daß das Gewitter wahrscheinlich gegen Schlesien losbrechen werde. Der Staatsrath antwortete dem Gesandten: „Wir können und wollen Eurem Berichte nicht glauben." — Indeß

Botta in Berlin.

sandte er doch den feinen Marquis von Botta nach Berlin, um dem König zu seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen und nach dem Zwecke der Rüstungen zu fragen. Botta fand die Heerstraßen mit Truppen bedeckt und ließ sich durch die preußischen Versicherungen der Freundschaft für Maria Theresia nicht täuschen***). Friedrich sprach von der Gefahr, in die Oesterreich durch einen Bund zwischen Frankreich, Spanien, Baiern und Sachsen gebracht werde; Baiern wolle die Kaiserkrone und das Land Oesterreich ob der Enns, Sachsen wolle Böhmen; auch die Pforte wolle man hineinziehen, und von Rußland sei keine Hilfe zu erwarten, er hingegen sei gegen einen oerhältnißmäßigen Lohn bereit, Oesterreich zu helfen. In Wahrheit ging aber die Gefahr für Oesterreich allein von Friedrich aus: er versicherte in Frankreich, Maria Theresia sei mit den Seemächten einig geworden; er ließ in England, Holland und Rußland andeuten, Maria Theresia habe sich mit Frankreich verständigt. Botta sollte von Berlin nach Petersburg, um an die vertragsmäßige Hilfe für Oesterreich zu mahnen. Friedrich sandte Winterfeld nach Rußland, um Botta entgegenzuarbeiten, und er brachte ein Vertheidigungsbündniß zwischen Rußland und Preußen zu Stand, und der König drückt seine Freude aus über den pommerschen gesunden Menschenverstand †), der über die Spitzfindigkeit des Italieners gesiegt habe. Dieser Sieg bestand aber darin, daß Winterfeld die Tochter des damals bei der Großfürstin Anna allmächtigen Münnich zur Frau nahm, der überdies den Oesterreichern grollte, weil ihr schneller Friedensabschluß mit den Türken seine Siegeslaufbahn unterbrochen hatte, daß Friedrich der Gattin Münnichs einen Diamantring im Werth von 6000 Rubel sandte und dem Sohne des Feldmarschalls 15,000 Reichsthaler

*) Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte II. 126 ff.
**) Daniel II. 31—45.
***) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. I. 111.
†) Histoire de mon temps. Chap. II.

baar und das mittelmärkische Amt Biegen schenkte*). Bei der Abschiedsaudienz Botta's am 9. December in Berlin kam es zu scharfen Worten; als der König von seiner Absicht zu helfen sprach, meinte Botta, es sei eine eigenthümliche Art zu helfen, wenn man Jemanden angreife; Friedrich möge nur ruhig bleiben und zusehen, wie leicht sich die Königin der Angriffe Sachsens und Baierns, wenn diese je beabsichtigt würden, erwehre**). Friedrich entgegnete, er müsse Schlesien besetzen, und zwar als Freund der Königin, um sich nicht nur derjenigen Gebietstheile zu versichern, auf die er Ansprüche habe, sondern um auch die Macht der Königin zu vermehren, der er all' seine Streitkräfte zur Verfügung stelle. Botta ließ sich nicht täuschen: „Sire, Sie werden das Haus Oesterreich zu Grunde richten und stürzen sich zugleich selbst in den Abgrund. — Ihre Truppen sind schön, die unseren haben diesen Anschein nicht, aber sie sind vor dem Schuß gestanden. — Sire, ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie thun wollen." — „Sie finden, daß meine Truppen schön sind, Sie sollen finden, daß sie auch gut sind."

Am 13. November früh, nachdem er die Nacht heiter einem Hofballe beigewohnt, reiste Friedrich zum Heere ab, das 30,000 Mann stark schon an der schlesischen Grenze stand. Zum französischen Gesandten sagte er: „Ich bin, glaube ich, im Begriff, Ihr Spiel zu spielen. Wenn ich die As erhalte, wollen wir theilen*)." Unwürdiges Wort im Munde eines deutschen Fürsten — Theilung mit dem Erbfeind! Verhängnißvoller Krieg von Deutschen gegen Deutsche, die Quelle immer neuer Kriege und eines Jahrhunderts der Demüthigung für unser Vaterland.** Einfall in Schlesien.

Friedrich II. hatte im Antimacchiavell gefordert, der Fürst müsse der Diener seines Volkes sein, also nur Kriege nach dem Wunsche seines Volkes führen. Aber wer verlangte diesen Krieg? Niemand. Mit Bangen sah man dem Vorgehen des Königs zu und fragte, wie dieser Angriff mit seinem Königsprogramm sich vertrage. Friedrichs Freund Achard predigte gegen die Eroberungssucht. Der erste Feldherr, der alte Dessauer, nannte das Unterfangen des Königs eine politische Ruchlosigkeit und warnte ihn. Friedrich verwendete ihn auch nicht auf diesem Zuge, schrieb ihm vielmehr: „Es ist eine Bagatelle, vielmehr nur eine Besitzergreifung zu nennen. Die jetzige Unternehmung behalte ich mir vor, daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen gehe mit einem Hofmeister ins Feld." — Seinen Officieren sprach der König vom Ruhm und der Belohnung tapferer Soldaten: „Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Ruhme standen. Obgleich der Prinz nicht mehr ist, wird doch der Ruhm, tapfere Soldaten zu besiegen, um so größer sein." Diese Tapfern hatten aber unter dem herrlichen Eugen für Deutschland gegen Franzosen und Türken geblutet! Welch' ein Ruhm, diese Blutzeugen niederzuwerfen! Stimmen darüber.

Am 16. betraten die Preußen mit fliegenden Fahnen den Boden Schlesiens. Ein Patent†) mahnte die Bewohner, Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr Jeder, wessen Standes und welcher Religion er sei, solle sich aller seiner Rechte

---

*) Manstein, Nachrichten von Rußland. Lpz. 1803. S. 377. Preuß l. c. I. 172

**) Arneth l. c. I. 115.

***) Je vais, je crois, jouer votre jeu; si les as me viennent, nous partagerons. Voltaire, Siècle de Louis XV. Chap. 6.

†) Kundmann, Heimsuchungen Gottes über das Herzogthum Schlesien. Lpz. 1742.

und königlichen Schutzes erfreuen. Der König rücke in das Land, bloß um es zu beschützen, in Sorge, es möchten diejenigen, welche Ansprüche an die Herrschaft machten, Schlesien, die Vormauer seiner Staaten, gewaltsam in Besitz nehmen. Friedrich wolle die Königin von Ungarn nicht beleidigen. Die Bewohner wußten nicht, was sie vom Marsche denken sollten, und verhielten sich ruhig. Der Bürgermeister von Grünberg, von dem die Officiere die Thorschlüssel unter Drohungen verlangten, sagte: „Hier auf dem Rathstische liegen sie; ich werde sie nicht übergeben, aber auch nicht hindern, daß sie genommen werden." Uebrigens bezahlten die Preußen Alles baar, der König hielt streng auf Ordnung.

Gotter in Wien. Indeß kam Graf Gotter als Bevollmächtigter des Königs nach Wien und eröffnete dem Gemahl Maria Theresias am 8. December*), er komme, dem Hause Oesterreich in der einen Hand Schutz, in der andern dem Großherzog Franz die Kaiserkrone zu bringen; Truppen und Schätze ständen zur Verfügung, wenn die Königin für diesen Liebesdienst Schlesien abtrete; wenn nicht, so werde sich der König den Feinden anschließen. Die Antwort war höflich und fest: man lege sehr großen Werth auf die Freundschaft des Königs, die Königin habe aber weder das Recht, noch die Macht, auch nur den kleinsten Theil jener Erbschaft hintanzugeben, welche sie als unzertrennlich verbunden übernommen habe. Gotter drohte abzureisen. — „Gut, hieß es, gehen Sie zu Ihrem Herrn und sagen Sie ihm, daß wir, so lange Er auch nur Einen Mann in Schlesien stehen hat, eher zu Grund gehen wollen, als mit ihm unterhandeln." — Friedrich selber gesteht, Gotter habe eine Sprache geführt, die jeden anderen Hof eingeschüchtert hätte**). Die Höflinge hätten geäußert: einem Fürsten, dessen Amt als Reichserzkämmerer sei, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, komme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben. — Uebrigens war das Staunen über des Königs Unterfangen allgemein. Der englische Gesandte in Wien behauptete, der König verdiene geächtet zu werden; Ludwig XV. sagte: Friedrich ist verrückt; Fleury meinte, er ist ein Spitzbube.

Doch der Erfolg ändert die Gesinnungen der Menschen und dieser war für Friedrich II. Das österreichische Kriegswesen lag im Argen, in der ganzen Monarchie waren kaum 80.000 Mann unter den Waffen, in Schlesien standen nur 7000, in verschiedene Plätze zerstreut, die Festungen waren verfallen. Zum Glück war Graf Browne an der Spitze der wenigen Regimenter, sonst wäre ganz Schlesien im ersten Anlaufe von den Preußen genommen worden, es wurde doch einiger entschlossene Widerstand gegen die Uebermacht geleistet. Browne zog sich hinter die Neisse zurück, nachdem er die Besatzungen in den kleinen Festungen verstärkt hatte. In Glogau standen 1000 Mann, Friedrich ließ es einschließen. Liegnitz ward am 28. December von Schwerin überrumpelt. Breslau und Neisse waren haltbar, wenn von einer starken Macht vertheidigt. Vor Breslau standen die Preußen 1. Januar 1741, es war wie eine freie Reichsstadt und hatte keine Besatzung. Daß der Besitz dieser Stadt über Schlesien entschied und daß die Bürgerschaft sie gegen die Preußen nicht vertheidigen konnte, lag auf der Hand. Darum hätte der Statthalter Truppen einrücken lassen sollen. Doch man nahm zu viel Rücksicht auf bestehende Rechte, aber eigentlich mehr gegen die Oesterreicher, als gegen die Preußen. Ein preußischer Agent, Schuhmacher Döblin, war für den König unter der Bürgerschaft thätig. Der König ließ sagen, er komme als Freund und nicht als Feind, er werde die Freiheiten der Stadt schützen, kein preußischer Soldat solle mit Obergewehr hineinkommen außer 30 Mann Wache für den König, nur

Oesterreichs Kriegswesen. Browne. Breslau.

*) Arneth l. c. I. 120.
**) Histoire de mon temps. II.

die Vorstädte müsse er besetzen und ein Magazin, von tausend Mann bewacht, anlegen Lebensmittel verlange er nur gegen baare Bezahlung. Und die Stadt schloß ab, am 3. Januar sicherte ihr der König Neutralität und ihre Rechte zu, am 4. zog er ein. Die österreichischen Behörden mußten die Stadt verlassen, die Universität, die von Jesuiten geleitet war, wurde geschlossen. Die österreichischen Kassen wurden mit Beschlag belegt. Protestantische Agitation förderte den König: zwei Drittheile der Bevölkerung Schlesiens seien Protestanten und die hätten ihn wie einen vom Himmel gesendeten Retter aufgenommen*). Schlesien hatte sich in der Reformation dem Winterkönig angeschlossen; als Ferdinand siegte, machte er in den Gebieten, welche unmittelbar unter ihm standen, von seinem Rechte als Landesherr Gebrauch; in den Fürstenthümern, welche nur mittelbar unter der Krone standen, ließ er das Lutherthum fortbestehen — daher der Gegensatz. Von Preußen, welches sich an die Spitze des Protestantismus gestellt hatte, wurde die lutherische Bewegung immer wach gehalten, und jetzt verhalf ihm diese zur leichtern Erwerbung Schlesiens. — Uebrigens war die österreichische Regierung milde gewesen und hatte die Rechte der Stände geachtet. Die Honigwochen der Verbindung mit Preußen waren begreiflich kurz. Am 18. Januar wurde die Huldigung geboten, bald darauf der Betrag von 194.000 Thalern monatlich gefordert, nahezu das Dreifache, was die Schlesier bisher an die österreichische Regierung erlegt hatten. Das Ständewesen schlief ein.

Dazu der Krieg im Land. Am 6. Januar ergab sich Ohlau gegen freien Abzug der kleinen Garnison. In Ottmachau leisteten 256 Grenadiere 4 Tage hindurch den muthigsten Widerstand. Namslau erlag dem schweren Geschütz. Neisse wurde vom Obersten Roth entschlossen vertheidigt, und von den Preußen mit glühenden Bomben beschossen, zuletzt bloß blokirt, ebenso wurde Brieg eingeschlossen. Nach einem heißen Scharmützel bei Grätz zog sich Browne nach Mähren zurück. In der Nacht des 8. März erstürmten die Preußen Glogau. Krieg.

Da kam Neipperg mit 15,000 Mann aus Mähren heran und bei Mollwitz kam es 10. April zur hartnäckigen Schlacht. Die österreichische Mollwitz. Cavallerie zersprengte die preußische, die in wilder Flucht das Weite suchte. Friedrich hielt Alles für verloren und ritt nach Oppeln, zumal Schwerin ihm erklärte, die Schlacht sei allem Anschein nach verloren. Der König floh jedoch vor seinem eigenen Siege, denn seine Infanterie hielt Stand und war an Schnellfeuer, an Zahl und an Geschütz — die Preußen führten 60, die Oesterreicher nur 18 Kanonen in die Schlacht — den Gegnern überlegen. Die österreichische Linie löste sich nach und nach in regellose Klumpen von 20—40 Mann Tiefe auf, unter denen die feindliche Artillerie furchtbar aufräumte. Schwerin zog seine Linie am Abend zu einem letzten Angriff zusammen und Neipperg trat den Rückzug an. Die Preußen hatten 4613 Todte und Verwundete, die Oesterreicher 4410, letztere hatten 9 Kanonen verloren**).

So klein die Zahl der Streitenden, so groß waren dennoch die Folgen Folgen. der Schlacht von Mollwitz. Friedrichs Sieg gab den Gegnern Maria Theresias Muth und aus dem kleinen schlesischen Streit entwickelte sich ein Weltkampf.

*) Histoire de mon temps. chap. II.

**) Oesterreichische militärische Zeitschrift. Jahrg. 1827. Histoire de mon temps. chap. III. Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte II. 237—48. Arneth l. c. I. 162—71.

Der Engländer Macaulay*) sagt darum nicht ohne Grund: „Die europäischen Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit der höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, die heiligsten sein müssen, zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, zur Achtung und Vertheidigung der Rechte der Erzherzogin verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigenschaften der letztern waren derart, daß sich erwarten ließ, in der Seele eines jeden Mannes müßten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle regen. Es ließ sich mit Grund annehmen, daß alle Potentaten der Christenheit nach einem kurzen Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Kaisers ehren würden. Aber die selbstsüchtige Raubgier des Königs von Preußen gab seinen Nachbarn das Signal. Sein Beispiel stumpfte ihr Schamgefühl ab. Sein Erfolg verleitete sie, die Schwierigkeiten einer Zerstückelung der österreichischen Monarchie zu unterschätzen. Die ganze Welt stürzte zu den Waffen. Auf Friedrichs Haupt lastet all das Blut, das in einem Krieg, der viele Jahre lang und in jedem Welttheile gewüthet hat, vergossen worden ist, das Blut der Angriffscolonnen von Fontenay, das Blut der Schottländer, die bei Culloden geschlachtet wurden. — Die Uebel, die seine Verkehrtheit hervorrief, wurden in Ländern gefühlt, wo der preußische Name unbekannt war, und damit er einen Nachbar, dem er seine Hilfe versprochen hatte, berauben könne, fochten die Schwarzen an der Küste von Koromandel und scalpirten sich die rothen Krieger an den großen Seen in Amerika."

Der große europäische Bund gegen Oesterreich.

Frankreich. Zunächst erhielten in Frankreich die Kriegslustigen das Uebergewicht über diejenigen, welche den Frieden wollten, zumal das Jahr 1740 ein Nothjahr war und viele Menschen Hunger starben. An der Spitze der Kriegspartei standen zwei Enkel des ehmahligen Generalintendanten Fouquet, Karl Ludwig August und Ludwig Karl Armand Fouquet, jener wurde Graf, später Herzog Belleisle. und Marschall von Frankreich, dieser brachte es nur zum Ritter. Ohne daß er je große Thaten vollbracht hatte, galt der Erstere für eine militärische Größe, für einen glänzenden Geist von verwegenem Muth, doch hatte er weniger Geist als Leidenschaft, er machte in einemfort Entwürfe, sein Bruder brachte sie zu Papier, jenen nannte man die Einbildung (maréchal imagination), diesen den gesunden Menschenverstand (le bon sens). Die Entwürfe hörten sich gut an, prüfte man aber näher ihre Grundlage, so war dieß Unwissenheit, Leichtsinn und Anmaßung**). Flassan sagt von ihm: „Er war hinreißend, von rastlosem Ehrgeiz, findig, immer wollte er die Zukunft bestimmen und sah doch nicht klar in der Gegenwart. Der eitle Ruhm, der durch Zerstören zu

*) In seinem Essay über Friedrich.
**) Saint-Simon, Mém. XVII. 258—69.

haben ist, schien ihm mehr zu schmeicheln, als der, den man durch Frieden und Aufrechthaltung der Ordnung erwirbt. Mit der kältesten Miene und der ruhigsten Haltung konnte er von der Zerstörung ganzer Reiche und der Erschütterung mächtiger Staaten sprechen." Belleisle überreichte dem Könige eine Denkschrift über die Lage Europas und die Stellung, welche Frankreich zu ihr einnehmen solle: jetzt oder nie sei die Zeit gekommen, die Macht des Hauses Habsburg im Keim zu ersticken; man dürfe nur die Gelegenheit erfassen. Fürs Erste dürfe man nie und nimmer gestatten, daß der Gemahl Maria Theresias zum Kaiser gewählt werde, denn dann würde er nur versuchen, Lothringen zu erobern und die Bourbonen aus Neapel zu vertreiben; leite er doch sein Geschlecht von Karl dem Großen her und mache er Ansprüche auf die Provence und Bretagne. Das Kaiserthum müsse an ein anderes Haus übergehen und zwar an Baiern, an den Sohn des treuen und unglücklichen Bundesgenossen Ludwigs XIV. Baiern habe wegen seiner Verbindung mit Frankreich Vieles erduldet, man müsse es einmal für seine Opfer entschädigen und das Wort halten, das 1701 der große König verpfändete*). Franz Stephan sei gefährlich, auch wenn er nicht Kaiser werde, deßhalb müsse man Oesterreich zertrümmern. Dazu brauche man nur mit Spanien, Baiern, Preußen, Sachsen, Schweden und Sardinien einen Bund zu schließen, dann könne man Maria Theresia auf Ungarn und Niederösterreich beschränken und den ganzen Rest ihrer Staaten unter die Sieger vertheilen: Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Vorarlberg an Baiern, die Niederlande sammt Luxemburg an Frankreich, Schlesien an Preußen, Mailand, Parma und Toscana an Don Philipp und an Sardinien geben. Rußland werde zwar Oesterreich helfen wollen, allein man brauche Schweden bloß zu einem Kriege gegen dasselbe zu reizen, so sei Rußlands Macht gebunden. Dann sei Oesterreich ohnmächtig und vermöge das bisher mit ihm verbundene England und Holland auch Nichts mehr, und Frankreich sei für alle Zukunft der Schiedsrichter und Herr Europas**).

Neue Karte Europas.

Wird aber, da Frankreich sich noch vor wenigen Jahren verbindlich machte, für die pragmatische Sanction mit aller Macht einzutreten, wird der allmächtige Minister Fleury einen so schreienden Vertragsbruch sich auf das Gewissen laden? Seine Briefe an die Königin strömten ja von Versicherungen der Ergebenheit und Betheuerungen über, an den Verträgen festzuhalten; er meinte ja, das Recht Maria Theresias sei so sonnenklar, daß selbst die Engel helfen müßten es zu vertheidigen! Fleury war jedoch damals nicht mehr allmächtig, sondern die hochbegabte, ehrgeizige, mit Voltaire in Verbindung stehende de Nesle beherrschte den schwankenden König und sie wollte, um die Schmach ihres Verhältnisses zu decken, Ludwig XV. zu Krieg und Sieg treiben und dadurch die Franzosen für sich gewinnen. Fleury mußte der Kriegspartei nachgeben

Fleury.

Nesle.

*) Flassan, Hist. de la diplomatie française. V. 241.
**) Mémoires de d'Argenson, p. 302—31.

oder abdanken. Hätte er das Letztere gethan, so hätte er mit Ehren geendet. Allein er war 87 Jahre alt und schwach und liebte die Macht, an die er sich gewöhnt hatte: er lag meist zu Bett und wollte doch Frankreich beherrschen und war um so eifersüchtiger auf seine Macht, je weniger er im Stand war, sie auszuüben. Er wollte den Krieg nicht, hatte aber die Kraft nicht mehr, der Kriegspartei zu widerstehen. Belleisles Zuversicht machte Eindruck auf ihn und so ward dieser als Kaisermacher und zum Abschluß eines Bündnisses nach Deutschland gesendet und ihm 8,000.000 zur Verfügung gestellt*).

Belleisle in Mollwitz. Belleisle zog Anfangs März über Köln, Trier, Mainz, Dresden in das Lager von Mollwitz, wo Friedrich nach der Schlacht zwei Monate stand, um seine Reiterei der österreichischen gegenüber widerstandsfähig zu machen. Aeußerlich ehrte der König den französischen Marschall hoch, veranstaltete er doch ihm zu Ehren eine achttägige Beschießung von Brieg, in Folge deren am 4. Mai die Festung sich ergeben mußte — in der Geschichte seiner Zeit behandelt er ihn aber als politischen Windbeutel: „Der Marschall von Belleisle überließ sich gar zu oft seiner Einbildungskraft; wenn man ihn hörte, hätte man glauben mögen, alle Länder der Königin ständen in einer Versteigerung feil. Eines Tages, wie er beim Könige war, hatte er eine nachdenkendere und angestrengtere Miene als gewöhnlich. Dieser Fürst fragte ihn, ob er eine unangenehme Nachricht erhalten habe. Keineswegs, antwortete der Marschall; ich bin nur verlegen, Sire, weil ich nicht weiß, was wir mit der Markgrafschaft Mähren da anfangen sollen. Der König schlug ihm vor, sie an Sachsen zu geben, um durch diesen Bissen den König von Polen in das große Bündniß zu ziehen. Der Marschall fand diese Idee ganz vortrefflich und führte sie in der Folge aus**)." — Belleisle bot ein Bündniß an, wornach der Kurfürst von Baiern zum Kaiser gewählt, die Länder

Vertrag. der Königin von Ungarn vertheilt, dem Preußen Niederschlesien von Seite Frankreichs gewährleistet werden, wogegen Friedrich seinen Ansprüchen auf Jülich und Berg entsagen sollte. Friedrich verlangte dagegen, Frankreich solle zwei Armeen nach Deutschland schicken, die eine dem Kurfürsten von Baiern zu Hilfe, die andere um in Westfalen festen Fuß zu fassen, und zugleich die Hannoveraner und Sachsen in Achtung zu erhalten; endlich solle Frankreich vor allen Dingen Schweden zum Krieg gegen Rußland reizen, um dieses Reich an seinen eigenen Grenzen ernstlich zu beschäftigen. Der Vertrag ward verabredet, aber von Friedrich II. nicht unterzeichnet, denn er wollte die Hände frei haben.

Sachsen. Von Mollwitz zog Belleisle nach Dresden. Der König-Kurfürst hatte zuerst gemeinsam mit Baiern Einspruch gegen die pragmatische Sanction erhoben, 1735 aber sie gut geheißen. Die Königin war für Oesterreich, der Minister Graf Brühl, so oft die Zielscheibe von Friedrichs scharfer Zunge, war gegen Preußen, in Petersburg unterstützte er die Politik Oesterreichs. Als aber Friedrich die Schlacht bei Mollwitz gewann, hielt man in Dresden Maria Theresia für verloren. Da diese das Angebot zurückwies, zu helfen und bei der Kaiserwahl für Franz Stephan zu stimmen, wenn Oesterreich in 18 Jahren 12,000.000 Thaler zahle, einen Landstrich in Nordböhmen 2 Meilen breit abtrete, auf dem der König von der Lausitz nach Polen auf eigenem Gebiet gelangen könne, und wenn der

---

*) Ueber Geschichte und Charakter der de Nesle und das damalige Treiben am Hof vgl. Michelet, Histoire de France au XVIII. siècle. Louis XV. 1724—57. p. 174—83.
**) Histoire de mon temps. chap. 3.

neue Kaiser, im Fall er keinen Sohn bekomme, den sächsischen Kurprinzen zum römischen Könige ernenne — so verletzte diese Weigerung in Dresden und man beschloß aus dem österreichischen Schiffbruch Etwas zu erhaschen.

Von Sachsen ging Belleisle nach Baiern, wo er mit königlichen Ehren empfangen wurde und im Schosse Nymphenburg Wohnung erhielt. Hier soll am 22. Mai der schmachvolle Nymphenburger Vertrag*) unterzeichnet worden sein, worin Frankreich versprach, dem Kurfürsten auf sein Verlangen 16.000 Mann und $1^1/_4$ Jahr hindurch monatlich 2 Millionen zur Aufrechthaltung seiner gerechten Ansprüche an das österreichische Erbe zu senden; verlange er weitere 20.000 Mann, monatlich 3 Millionen zu ihrer Erhaltung; ein drittes Heer von 60.000 Mann werde Frankreich im Fall der Erhebung Karl Alberts zur Kaiserwürde an den Niederrhein senden. — Dagegen soll der Kurfürst versprochen haben, sobald er Kaiser sei, nie die vom französischen Heere besetzten Städte und Provinzen zurückzufordern, sondern Frankreich im Besitz derselben zu bewahren. Frankreich hatte es auf Belgien und Luxemburg abgesehen und für seine Hilfe hatte ihm also der Baier diese Provinzen, also die Vorposten des Reiches, angeboten. Schändlich war jedenfalls der Vertrag, der am 28. Mai im gleichen Schlosse Nymphenburg zu Stande kam. Spanien zahlte an Karl Albert die nöthigen Summen, um 12.000 Mann anzuwerben; er dagegen versprach, die Hälfte davon nach Süden zur Eroberung Lombardiens für Don Philipp zu entsenden. Elisabeth hatte für Don Philipp anfangs Tyrol, später Trient, Friaul und Krain verlangt.

Baiern.

Nymphenburger Vertrag.

Die wichtigsten Puncte waren in geheimen Verträgen ausbedungen, dennoch wußte Wasner, der österreichische Gesandte in Paris, das Wesentliche herauszubringen**), Fleury warf er offen seinen Wortbruch vor. Kanzler Unertel in München, welcher des Unglücks, das Max Emanuels Verfahren im spanischen Erbfolgekrieg über Baiern gebracht, gar wohl sich erinnerte, rieth seinem Herrn vom Bund mit Frankreich gegen Oesterreich ab***): zum Abschluß des Vertrags in Nymphenburg ward er darum nicht beigezogen. Er ahnte Unheil; er wollte in den Saal der Berathung, fand ihn aber geschlossen. Da stieg er auf einer Leiter an das Fenster hinauf, drückte mit seinem Hut die Scheibe ein, steckte den Kopf durch die Oeffnung und schrie aus Leibeskräften: „Um Gottes Willen, gnädiger Heer, keinen Krieg mit Oesterreich, keinen Bund mit Frankreich, denken Sie doch an Ihren ruhmvollen Vater." — Graf Törring aber zog den Degen und schrie: „Krieg, Krieg." — Und der schwache Kurfürst unterschrieb, zu seinem und Baierns Unglück.

---

*) Der Vertrag, bald in einem Flugblatt gedruckt, von Frankreich und Karl Albert jedoch als gefälscht bezeichnet, existirt nicht mehr im Original. Schlosser aber will ihn im Archiv des Ministeriums des Aeußeren in Paris gesehen haben und nahm Abschrift davon. In seinem Nachlaß fand sie sich nicht. Heigel stellt (Augsb. Allgem. Zeitung 1878. Beilage Nr. 248—249) mit gewichtigen Gründen denselben in Frage.

**) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts. II. S. 24.

***) Arneth, l. c. I. 193.

Sachsen. Schwierig war es für Frankreich, Sachsens und Baierns Ansprüche in Einklang zu bringen. Beide Kurfürsten waren mit Töchtern des Kaisers Josephs I. vermählt. Der Sachse verlangte außer Mähren auch Nordböhmen mit Prag, um auf seinem Gebiet nach Polen zu gelangen. Der Baier wollte nur Mähren zugestehen. Endlich im September bestimmte Fleury, daß der Sachse außer Mähren einen schmalen Streifen des nördlichen Böhmen haben sollte. Dafür versprach Sachsen, 20,000 Mann zum bairisch-französischen Heere stoßen zu lassen, das in Böhmen eindringen sollte. Friedrich schloß den mit Belleisle früher im Lager von Mollwitz verabredeten Vertrag am 5. Juni ab, mit der Bedingung, daß die Franzosen ihre Unternehmungen vor Ende August beginnen sollten, und daß dieser Vertrag geheim bleibe, bis seine Veröffentlichung dem preußischen Staatsinteresse nicht mehr nachtheilig sein könnte. — Durch ganz Europa wurde jetzt eifrigst gerüstet*).

England und Rußland.

Aber wo waren damals die Verbündeten Oesterreichs, England und Rußland, welche beide die pragmatische Sanction mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten durch Verträge verpflichtet waren; England, welches über 80 große und 150 kleine Kriegsschiffe, über 30,000 Mann Landtruppen verfügte, zu denen Dänemark für eine Jahresrente von 150,000 Thlr. 6000 Mann stellte, Hessen gegen Hilfsgelder gleichfalls 6000 Mann und Hannover 22,000 Mann; Rußland, das über 170,000 Mann, 12 große und 26 geringere Kriegsschiffe und 40 Galeren verfügte! Beide Mächte waren durch eigenthümliche innere Verhältnisse wie gebunden. Zudem wurde England in einen Krieg mit Spanien, Rußland in einen Krieg mit Schweden verwickelt.

Walpole. Englands König, Georg II., haben wir oben geschildert. Als Minister behauptete für England ungewöhnlich lang, nämlich von 1721—1742, Robert Walpole die Gewalt — ein Mann des Friedens, der im innigsten Verkehr mit Fleury durch seinen Bruder Horace, den englischen Gesandten in Paris, stand und dadurch die europäische Ruhe zu erhalten suchte, daß er mit Frankreich Hand in Hand ging. Walpole hatte aber immer eine starke Opposition im Parlament gegen sich, und zwar von Whigs. Die Tories hatten keinen befähigten Führer und die Jakobiten waren entmuthigt. Männer der eigenen Partei waren also seine Gegner und nicht ohne seine eigene Schuld. Statt den fähigen und aufstrebenden Kräften seiner Richtung Theil an der Regierung zu gestatten, war sein Ehrgeiz so groß, daß er einen Nebenbuhler fürchtete, daß er auch mit ehemaligen Freunden nicht lange zusammengehen konnte, und bald unversöhnlich mit ihnen zerfiel, oder, wie Hume sagt, maßvoll in Ausübung der Gewalt und unbillig im Aneignen derselben war**). So kam es, daß die fähigsten der Gesinnungsgenossen im Bunde jeden Vorwand ergriffen, um Walpole in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und von der Gewalt zu vertreiben. Er wollte

*) Arneth l. c. I. 210 ff. Ranke II. 274.

**) Mahon, l. c. B. III. Chap. 26 Anfang. Tauchnitz ed. III. S. 1—10.

Frieden, sie drängten zum Krieg und warfen ihm vor, zu Hause sei er gebieterisch, gegen das Ausland aber unterthänig und kriechend, für England sei er ein Kettenhund, für Spanien ein Schooßhund, und zwar wollten sie einen Krieg mit Spanien, von dem die neuern englischen Geschichtschreiber nahezu einstimmig sagen, er sei nicht zu rechtfertigen gewesen, indem die Klage über Bedrückungen des Handels nach Südamerika eigentlich nur die Beschwerde sei, daß den englischen Kaufleuten nicht gestattet wurde, ungestraft zu schmuggeln.

Nach einem Handelsvertrag von 1667 hatten Spanien wie England das Recht, geschmuggelte Waaren wegzunehmen und die in der Nähe von ihren Häfen oder in ihren Meeren segelnden Schiffe zu durchsuchen; englische Schiffe sollten nach dem Vertrag von 1670 den Küsten der spanischen Colonien nicht nahe kommen dürfen, ausgenommen sie müßten gegen einen Sturm Schutz suchen oder besäßen eine besondere Erlaubniß zum Handel. Eine solche besondere Erlaubniß gewährte der Asiento-Vertrag. Allein die Engländer wandten jede List an, um die enggezogenen Grenzen zu überschreiten und die spanischen Zollgesetze zu hintergehen. Das Eine Schiff, welches die Südseegesellschaft alljährig abschicken durfte, schien unerschöpflich, denn in der Nacht kamen immer wieder andere Schiffe, die es mit frischen Waaren versahen. Ganze Geschwader liefen häufig in spanische Häfen ein, angeblich um Ausbesserungen vorzunehmen und ihrer Mannschaft Erholung zu verschaffen, in Wahrheit aber um englische Waaren zu verkaufen. So kam es, daß die englischen Waaren in den Colonien raschen Absatz fanden, daß dagegen die Einnahmen Spaniens sich schnell verminderten *). Natürlich, daß von Madrid der Befehl erging, dem Schmuggel zu steuern, daß gegen einzelne Engländer, die man auf der That ertappte, Strenge angewendet wurde, und daß die englischen Kaufleute nach Krieg gegen Spanien schrieen. Walpole suchte bei der spanischen Regierung zu vermitteln, denn Frankreich war durch den Familienvertrag von 1733 zu Schutz und Trutz mit Spanien verbunden und ein Krieg mit Spanien war daher für England zugleich ein Krieg mit Frankreich, aus dem leicht ein Weltkrieg sich entwickeln konnte. Streit mit Spanien.

Aber gerade weil der Minister den Frieden so eifrig zu wahren suchte, drängten die Gegner auf Krieg, und es ist ein Zeichen für den Charakter der Opposition, daß die Mehrzahl ihrer begabten Vertreter von der Falschheit ihrer Vorwände überzeugt waren. Abschaffung des Durchsuchungsrechtes oder Krieg mit Spanien — war die Losung. Der Capitain einer Handelsschaluppe, die offenbar Schmuggel getrieben hatte, Jenkins, hatte, von den Spaniern angehalten, mit der Rache der britischen Majestät gedroht. Die Spanier aber rissen ihm im Streit eines seiner Ohren ab und warfen es ihm mit den Worten ins Gesicht: „Da bring das deinem König.“ Jenkins hob das Ohr auf, wickelte es in Baumwolle, trug es immer bei sich und schlug Gewinn aus der Mißhandlung. Jenkins Ohr (Jenkins's ears **) wurde Feldgeschrei und warb der Opposition Freiwillige. Sieben Jahre nach der vorgeblichen Jenkins.

*) Mahon, Chapt. 20. Tauchnitz edit. B. II. S. 275—81.
**) Mahon, Tauchnitz ed. II. 281 ff.

Mißhandlung, 1738, wurde Jenkins vor dem Parlament verhört. Als ihn ein Mitglied fragte, was er empfunden habe, als er in den Händen der Barbaren war, antwortete Jenkins gewandt: „Ich empfahl meine Seele Gott und meine Angelegenheiten meinem Vaterland.“ — Diese Worte flogen durch das Land, sie goßen Oel in das Feuer. Vergebens erwirkte der Minister von Spanien das Versprechen einer Entschädigung. Von allen Seiten drängte man zum Krieg. Walpole mußte sich dazu entschließen oder abtreten. Er hielt den Krieg für ungerecht, für ein Unglück, aber wie Fleury schied auch er nicht gern von der Gewalt und hoffte die Gegner zu beschwichtigen dadurch, daß er sich zu ihrem Werkzeug hergab. Vom König von Spanien forderte er die unbedingte Aufhebung des Untersuchungsrechtes, die unverzügliche Entrichtung der Entschädigung — und als die Antwort „nein“ lautete, so wurde in London am 19. Oktober 1739 die Kriegserklärung erlassen. Das englische Volk nahm sie mit Jubel auf. Von allen Kirchen Londons läuteten die Glocken. „Jetzt schlagen die Glocken zusammen, murmelte Walpole, bald werden sie die Hände zusammenschlagen.“ — Zum Unglück für seinen Ruhm blieb er aber doch Minister, auch entdeckte er bald, daß er durch seine Nachgiebigkeit seine Lage nicht verbessert habe*).

Unter den Männern der Opposition machte sich damals zuerst William Pitt. **Pitt** bemerkbar. Er ist geboren zu Chatham 1708, der jüngere Sohn aus einer alten Familie, die über einen Burgflecken verfügte. Seine Studien machte er in Eton und Oxford. Ein ererbtes Gichtleiden zwang ihn die Hochschule zu verlassen, ehe er einen Grad erlangt hatte. Pitt suchte Heilung im Ausland und bereiste Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr bekam er eine Fähnrichstelle, und trat 1735 für Oldsarum ins Parlament. Seine erste Rede war sehr geziert, voll Wortschwall, deßungeachtet machte der Redner einen tiefen Eindruck durch seine edle und schlanke Gestalt, durch sein feuriges Auge, durch den Umfang seiner Stimme, „welche silberne Reinheit mit der Majestät der schwellenden Klänge der Orgel verband**).“ Niemand konnte eindringlicher sprechen, als der ältere Pitt, und nie sprach er besser, als wenn er nicht vorbereitet war. Macaulay sagt mit Recht von ihm, er sei der Sklave und nicht der Herr seiner eigenen Reden gewesen. Seine vorbereiteten Reden waren geziert, wenn er aber unvorbereitet in Erregung kam, so ergoß sich der Reichthum seiner Gedanken in den lebendigsten Bildern, in den glücklichsten Anspielungen, in den leidenschaftlichsten Berufungen, wie ein Strom, der seine Dämme durchbrochen hat. Sein Sarkasmus war furchtbar, er zermalmte seine Gegner. Nie war ein Redner gefürchteter als Pitt. Sein stetes Studium waren Demosthenes und Bolingbroke. Franklin erklärt, er habe im Verlauf seines Lebens zuweilen Beredtsamkeit ohne Weisheit, oft aber auch Weisheit ohne Beredtsamkeit gehört, bei Lord Chatham aber hätten sich beide vereinigt. Pitt liebte gleich sehr die Macht und den Ruhm. — Von Bestechlichkeit, wie sie damals in England so verbreitet war, hielt er sich frei. Das Volk, dessen Sache er führte, nannte ihn deshalb bald den großen Commoner und wurde seine Stütze. Festigkeit des Willens war seine Stärke. Oberst Gray sagte von ihm im Unterhause: „er besaß das glückliche Talent, allen denen, welchen er einen Antheil an der Ausführung seiner Pläne einräumen wollte, seinen eigenen Eifer in die Seele zu gießen, und es ist vielen hier im Haus anwesenden Beamten wohlbekannt, daß nie Jemand das Cabinet des Grafen betreten hat, ohne sich bei

*) Mahon II. 291—99.

**) Mahon III. 11—21. Macaulay, Critical and historical essays. Tauchnitz ed. II. Thackerays History of the Earl of Chatham. S. 225 ff.

seinem Scheiden aus demselben als einen bravern Mann zu erkennen, als er da war, wie er über die Schwelle schritt."

So war der junge Mann, der jetzt in die Reihe der begabten Gegner Walpoles eintrat und bald für das Haupt derselben galt. Der Minister wollte an ihm ein Exempel statuiren und entließ Pitt aus dem Dienst. Dieser verlor übrigens Nichts dadurch, denn der Prinz von Wales, welcher sich der Patriotenpartei angeschlossen hatte, machte ihn zu seinem Kammerherrn. Walpole dagegen bekam bittere Dinge zu hören. Er verlor immer mehr Boden und hatte keine Aussicht ihn wieder zu gewinnen. Die Jakobiten faßten wieder Hoffnung beim Ausbruch des Krieges. 1740 bildete sich in Schottland ein geheimer Bund von mächtigen Edelleuten zu Gunsten der verbannten Familie. Fleury begann ihnen ein günstiges Ohr zu leihen, sobald er überzeugt war, daß Frankreich in den Krieg zwischen England und Spanien werde hineingezogen werden. Jakobiten.

Indeß begann der Krieg zur See. England sendete zwei Geschwader aus: das eine unter Commodore Anson sollte Cap Horn umschiffen und die Küsten von Peru plündern; das andere unter Admiral Vernon sollte Portobello und die Ostküste angreifen. Die Fahrt Ansons ist durch die schöne Beschreibung, welche sein Schiffsgeistlicher Walter davon entwarf, weltberühmt geworden*). Georg Anson, geb. 1697 in Staffordshire, widmete sich von Jugend an dem Seewesen und zog durch Klugheit und Unerschrockenheit in der Gefahr die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, so daß er schon im 30. Jahre Befehlshaber eines Schiffes und jetzt 1739, wo England die unbedingte Herrschaft zur See erringen wollte, Commodore eines Geschwaders von 6 Schiffen wurde, mit ungefähr 1400 Mann Bedeckung. Am 18. September 1740 lichtete er die Anker. So wenig hatte Walpole bisher für das Seewesen gethan, daß man Mühe hatte, die Flotte mit Matrosen zu bemannen. Diese Zögerung war Schuld an vielem Unglück. Anson kam in der stürmischen Zeit an das Cap Horn. Das Meer thürmte sich zu Bergen empor. Die ältesten Matrosen gestanden, was sie bisher für Sturm gehalten, seien sanfte Lüfte gewesen. Dazu kam Kälte, Hände und Füße erfroren. Beim geringsten Ruck brachen die Taue. Als Viele glaubten, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, fanden sie auf einmal, daß sie zurückgetrieben waren. Die Stürme wütheten von neuem. Die Schiffe verloren einander. Zum Glück hatte Ansons Vorsicht für einen solchen Fall die Insel Juan Fernandez zum Sammelpunkte bestimmt. Am 10. Juni 1741 warf der Centurio Anker an der damals unbewohnten Insel im Augenblick, wo die Noth am höchsten war. Nicht bloß den Stürmen waren Viele erlegen, sondern 200 Mann von einem Schiff waren durch den Scorbut zu Grunde gegangen. Die wenigen Ueberlebenden erholten sich übrigens bald auf der Insel, die durch ihre duftenden Wälder, reinen Quellen, vortrefflichen Kräuter eben so berühmt ist, als durch die Schicksale des Alexander Selkirk, eines schottischen Matrosen, der von seinen Kameraden zurückgelassen, hier Jahre lang in der Einsamkeit zubrachte, und dessen Erzählung Defoe die Anregung gab zu seinem berühmten Roman Robinson Crusoe. Nach und nach trafen drei andere Schiffe ein, alle im kläglichsten Zustand. Von der Mannschaft war kaum ein Drittheil gerettet. Das Schiff „die Wette" war gescheitert, 30 seiner Matrosen hatten sich auf einem Boot bis zum Rio grande in Brasilien gerettet. Ein Midshipman hat später ihre Leiden und Abenteuer beschrieben, Byron, der Großvater des berühmten Dichters. Doch das Unwetter hatte nicht

Angriff der span. Colonien.

Anson.

Juan Fernandez.

*) Voyage round the World in the years 1740—1745, by Georges Lord Anson; compiled from his papers by Richard Walter.

allein die englische Flotte geschädigt, auch ein spanisches Geschwader, das gegen sie ausgerüstet war, wurde von den Stürmen am Cap Horn so umher gestoßen, daß zwei Schiffe versanken. Noch mehr als am Scorbut litten aber die Spanier durch Mangel an Lebensmitteln, so daß der Admiral Don Josef Pizarro umkehrte und in Rio de la Plata Erholung suchte. Anson aber machte auf der Insel Fernandez drei Schiffe wieder segeltüchtig, obschon er nur 365 Mann noch besaß, und brach auf zur Verfolgung der Feinde, und vollbrachte, wie ein echter Seekönig, Heldenthaten in Normannenart, nahm Schiffe weg mit großer Ladung, erstürmte die reiche Stadt Paita und wollte dann in der Nähe von Panama landen, um sich von dort über die Landenge von Darien mit dem Admiral Vernon in Verbindung zu setzen. Als er aber das Unglück vor Carthagena erfuhr, beschloß er die große Manilla-Gallione zu erjagen, welche im Juli jedes Jahres von Manilla absegelte und im December vor Acapulco ankam. Bald begann er die Fahrt über das weite stille Meer. Scorbut und Stürme schädigten seine Schiffe, so daß er eines derselben zerstören und die Mannschaft an Bord nehmen mußte; blos mit einem Schiff, worauf nur mehr 71 Mann diensttauglich waren, erreichte er eine der Ladronen. Während hier Alles geschah, um das Schiff zu kalfatern, und Anson mit dem größern Theil der Mannschaft deßhalb am Land sich befand, trieb ein Aequinoctialsturm das Schiff weit in die See hinaus. Nach unsäglichen Anstrengungen kam Anson wieder in den Besitz desselben und steuerte jetzt nach Macao, wo aber der finesische Statthalter ihm keine Lebensmittel verabreichen wollte. Nur die Drohung, daß er die Stadt und die Schiffe im Hafen in Brand stecken und daß im Nothfall seine ausgehungerten Engländer an den wohlgefütterten Sinesen sich erholen würden, machte den Mandarin nachgiebig. Im Jahre 1743 trieb Anson eine der spanischen Gallionen auf, welche ihre stolze Flagge senkte, nachdem sie im heftigen Kampf 51 Todte und Verwundete zählte. 1744 landete Anson in Spithead, nach einer Seereise von 3 Jahren und 3 Monaten. Die Beute im Werth von 10 Millionen wurde auf 32 Wagen unter dem Schall von Trommeln und Drommeten durch die Straßen von London geführt. Ansons Name war auf aller Lippen, er hatte eine Fahrt um die Welt gemacht; dennoch sagte man von ihm, er sei nie in der Welt gewesen — so gutmüthig und unvorsichtig benahm er sich in der Gesellschaft*).

Vernon. Das zweite Geschwader unter Vernon segelte im Juli 1739 von England ab und erschien am 20. November vor Portobello. Da die Stadt auf einen Angriff nicht gerüstet war, so war die Eroberung leicht — die Engländer verloren nur 7 Mann — doch wurde sie von den Gegnern des Ministers als eine große Heldenthat gepriesen, weil Vernon zur Patriotenpartei gehörte und in Angriffen gegen Walpole bisher der maßloseste gewesen. Es regnete Ehren auf den Sieger. Dies machte ihn aber eitel und anmaßend. Trotz Warnungen wollte er doch Carthagena wegnehmen, das aber von den Spaniern heldenmüthig vertheidigt wurde. Der Angriff scheiterte unter großen Verlusten (März 1741). Die Mannschaft schwand von 6600 auf 3200 Mann herunter. Auch ein Angriff auf Cuba mißlang. Eine aufgefangene Depesche des französischen Kriegsministers zeigte den Engländern, daß sie im Fall des Sieges einen Angriff von der französischen Flotte zu fürchten gehabt hätten**).

[Margin: Portobello. — Carthagena.]

Man war also jetzt schon auf sehr gespanntem Fuß mit Frankreich. Im November 1740 trat das Parlament wieder zusammen. Die Opposition stellte einen Antrag auf Entlassung Walpoles für immer aus dem Rath und der Gegen-

[Margin: Anklage Walpoles]

---

*) Mahon, l. c. B. III. S. 35—59.

**) Mahon, l. c B. III. S. 59—69.

wart des Königs, denn er habe sich die alleinige Leitung der Geschäfte angemaßt, die Verfügung über alle Aemter, Gnadengehalte, Titel und Orden, wie über alle bürgerlichen, militärischen und kirchlichen Beförderungen an sich gerissen; er fordere bei den Wahlen im Parlament blinde Unterwürfigkeit. Der Angeklagte vertheidigte in glänzender Weise seine Haltung im Innern und seine ganze äußere Politik und siegte im Unterhaus mit 290 gegen 106, im Oberhaus mit 118 gegen 59 Stimmen.

Eine der brennendsten Fragen war jetzt das Verhalten zur österreichischen Verwicklung. Ehre und Politik trieben, Maria Theresia zu unterstützen. Walpole beantragte, ihr mit 300,000 Pfund zu Hülfe zu kommen und für sie die vertragsmäßige Truppenmacht von 12,000 Mann zu stellen. Auch bisherige Gegner unterstützten ihn hierin, nur hatte der Minister das Ziel, den Bund gegen Maria Theresia dadurch aufzulösen, daß er den König von Preußen von ihm trenne, und in einen Verbündeten verwandle. Hierin handelte Walpole ganz nach dem Herzen König Georgs II., der bange für sein Stammland Hannover das Schwert erst ziehen wollte, wenn Hannover von Seite Preußens gesichert sei. Darum kam ein englischer Gesandter 7. Mai 1741 zu Friedrich II. mit dem Antrag eines Waffenstillstands. Friedrich solle Niederschlesien mit Breslau erhalten, dafür 300,000 fl. erlegen und mit seiner gesammten Macht für die pragmatische Sanction eintreten und seine Stimme bei der Kaiserwahl für Franz Stephan geben. Friedrich II. besorgte aber, die Engländer wollten ihn nur hinhalten, bis sie gerüstet wären, und schloß rasch den Bundesvertrag mit Frankreich ab.

Eifer für Oesterreich.

Antrag bei Friedrich II.

Auf die Mahnung des Engländers, er möge hochherzig Deutschland den Frieden geben, antwortete Friedrich II.: „Reden Sie mir Nichts von Seelengröße. Ein Fürst muß zu allererst auf seinen Vortheil denken; ich muß die vier Herzogthümer haben und ich werde sie bekommen." — Nicht weniger hatte der englische Gesandte Robinson in Wien Mühe, Maria Theresia zur Nachgiebigkeit zu stimmen, sie wollte von irgend einer Abtretung in Schlesien Nichts wissen: „Staatsklugheit, Ehre und Gewissen verbieten es mir. Kaum hätte ich einen Feind zufrieden gestellt, so würde ein anderer aufstehen, den ich wieder befriedigen müßte." Noch dringender schilderte der Engländer auf der einen Seite die Gefahr der Königin und auf der anderen den Vortheil, wenn sie Preußen gewinne. Endlich rief sie: „Was gäb' ich nicht statt Schlesien! Mag der König von Preußen Alles nehmen, was wir in Geldern haben!" — Robinson reiste zu Friedrich, den er am 7. August in Strehlen traf, und bot ihm Geldern an. „Was haben wir in Geldern verloren? entgegnete Friedrich II., wer verbürgt mir es? Ich bin an der Spitze eines unüberwindlichen Heeres und Herr eines Landes, das ich haben will. Ich kann die Protestanten in Schlesien nicht der Tyrannei ihrer Verfolger überliefern. Meine Ahnen würden aus den Gräbern aufstehen und mir zurufen: Du gehörst nicht zu unserm Blut!" — Am 10. besetzten die Preußen in der That Breslau, am 12. nahm Friedrich die Huldigung an. Die Unterhandlung hatte sich also zerschlagen. Niemand war froher darüber als Maria Theresia, die nur aus Rücksicht auf England nachgegeben hatte: „Breslau ist genommen, unsere Vorschläge sind verworfen, sagte sie, unsere Antwort ist gegeben, Alles ist zu Ende." — Von Neuem drang England auf Nach-

bei Maria Theresia,

abgelehnt

Breslau.

giebigkeit, ihre eigenen Räthe stimmten den gleichen Ton an. Lange sträubte sich die starkmüthige Königin: „Soll das Haus Oesterreich zu Grund gehen, so ist es gleichgiltig, ob es durch Baiern oder Preußen geschieht.“ Endlich gab sie nach: Friedrich möge Niederschlesien mit Breslau und einem guten Theil Oberschlesiens haben, wenn er sich mit ihr gegen Frankreich verbinde: „Placet, da kein anderes Mittel zu helfen, obwohl mit größtem Herzeleid.“ — Robinson eilte mit dem Angebot zu Friedrich, der aber antwortete: „Es ist zu spät! Die Königin von Ungarn soll sich der ganzen Schwere des Schicksals fügen!“

Neutralitäts-Vertrag. Und in der That schienen die eisernen Würfel gegen Oesterreich zu rollen. Die Franzosen drangen so rasch gegen den Niederrhein vor, daß König Georg II., welcher in Hannover ein Heer sammelte, für seine kurfürstlichen Besitzungen zitterte und 16. September 1741 einen für Hannover auf ein Jahr gültigen Neutralitätsvertrag abschloß. So hatte denn Maria Theresia von Georg II. zunächst keine Hülfe zu erwarten.

Rußland. Aber auch nicht von Rußland, wo in diesem Jahre wichtige Dinge vor sich gingen. Früher wurde gezeigt*), wie Anna, die Mutter Iwans III., zur Gewalt gelangte, 20. November 1740. Sie wußte sich jedoch nur kurz zu behaupten, denn sie verstand nicht die Russen zu gewinnen. Die Großen fühlten sich zurückgestoßen.

Großfürstin Anna. Der englische Gesandte Finch schrieb an seine Regierung am 21. Juni 1741**): „Die Zukunft ist unsicher. Die Regentin scheint Kopf, durchdringenden Verstand, ein gutes Herz und menschliches Gefühl zu haben, aber ihr Charakter ist zu verschlossen, sie liebt zu sehr die Zurückgezogenheit. Sie leidet, wenn sie öffentlich auftreten muß, und sie bringt den größten Theil ihrer Zeit bei ihrer Hofdame Fräulein Mengden zu, und hängt ihr an mit einer Zärtlichkeit, wie sie nur ein Liebhaber gegen seine Geliebte hegen kann.“ Fräulein Mengden verlobte sich mit dem schönen sächsischen Grafen Lynar, dem frühern Geliebten der Regentin, der 1735 Rußland hatte verlassen müssen und jetzt wieder gekommen war. Ein anderer Gesandter meldet, daß die wichtigsten Papiere Wochen lang zur Unterschrift liegen bleiben, daß die Regentin Tage lang in einem sehr einfachen Negligé, die Haare mit einem Schnupftuch umwunden, das ihr statt einer Nachthaube diene, in ihren Gemächern eingeschlossen bleibe, ohne irgend Jemanden als die Vertrautesten zu sehen***). Von der Mengden bemerkt der englische Gesandte†): „Sie hat weder Witz, noch Bosheit;“ vom Gemahl Annas, dem Prinzen von Braunschweig, es mangele ihm die Würde in seinem Benehmen, er habe keine Erfahrung in den Geschäften, Ostermann müsse ihn erst einführen, übrigens sei die Regentin so eifersüchtig auf ihre Gewalt, daß sie ihrem Mann auch nicht den geringsten Theil derselben einräume. — Alles würde besser gehen, wenn die Regentin öfters öffentlich auftreten würde und gesprächiger wäre, woran die Russen durch die letzten Regierungen gewöhnt wären. Mit andern Worten: die Regentin blieb ohne Fühlung mit dem Münnich. Geist ihres Volkes. Ihre Stütze war Münnich: er hatte sie zur Regentin

---

*) S. 218—19.

**) La Cour de Russie il-y-a cent ans 1725—1783. Extraits des dépêches des Ambassadeurs anglais-français. p. 85.

***) Herrmann, Geschichte des russischen Staates. IV., 661.

†) La Cour de Russie, 86.

gemacht, aber er fühlte dies auch. Er war ein hochfahrender, alter Soldat. Finch schreibt am 7. März*): „Die Regentin sagte mir: Münnich habe den Herzog von Kurland mehr aus Ehrgeiz, als aus Anhänglichkeit für sie gestürzt, und obschon sie in Folge davon die Frucht des Verraths gepflückt habe, so könne sie doch den Verräther nicht achten. Ueberdies sei seine Anmaßung auf die Dauer unerträglich; um ihre wiederholten und bestimmtesten Befehle kümmere er sich gar nicht, wage es in einem fort ihrem Gemahl zu widersprechen; er habe zu viel Ehrgeiz und einen zu unruhigen Charakter, als daß man sich auf ihn verlassen könne! Es wäre ihr lieb, wenn er auf seine Güter in der Ukraine gehen und da seine Tage beschließen würde." — In der That machte Münnich, was er wollte. Die Regentin wollte Maria Theresia helfen, Münnich aber schloß einen Allianzvertrag mit Preußen und sagte zum Marquis Botta, welcher Hilfe für Oesterreich begehrte: man habe sich ja in Wien beim letzten Türkenkriege Nichts weniger als beeilt, um Rußland die vertragsmäßige Hilfe zu leisten; er wundere sich, daß man sich in Oesterreich schon in solchen Nöthen befinde, da ihnen der König von Preußen doch nur mit 20.000 Mann zusetze; wenn sie sich auf einen solchen Angriff nicht besser gefaßt gehalten hätten, so werden ihnen auch 30.000 Russen Nichts helfen und es sei schwer ein Land zurückzuerobern, wo die Unterthanen selbst nach einem andern Herrn seufzen**). — Es war also in der Regierung selber Zwiespalt. Der Oberhofmarschall Löwenwolde und der Minister des Aeußern, Ostermann, arbeiteten nach Kräften gegen Münnich, dessen Geschäftskreis nach und nach beschränkt wurde. Voll Verdruß darüber forderte Münnich zweimal seine Entlassung. Am 3. März 1641 ward sie ihm zu Theil, aber unter Bezeugung der höchsten Ungnade. Unter Trommelschlag wurde die Entlassung des Feldmarschalls in Petersburg verkündet, einige seiner Vertrauten unter den höheren Beamten warden gefangen gesetzt. Man fürchtete, wenn man ihm die Macht nur einige Stunden noch lasse, könne er einen Staatsstreich wagen. Münnich schien die Sache mit Ruhe hinzunehmen, wurde aber sorgfältig überwacht. Finch erzählt***), es sei Befehl gegeben worden, ihn lebendig oder todt zu packen, wenn er bei Nacht die Wohnung der Prinzessin Elisabeth besuche. Der Fall Münnichs hatte übrigens für Oesterreich keinen Nutzen. Ostermann, der an seine Stelle trat, war ein geborner Unterthan Preußens und verläugnete seine Vorliebe für seine Heimath durchaus nicht. Münnichs Sturz.

Die Prinzessin Elisabeth war in der That die wahre Gefahr für Anna: sie war eine Tochter Peters I. und Katharinas und bisher ihr Recht an die Thronfolge nur wegen ihres anstößigen Lebens nicht berücksichtigt worden. Sie hatte Liebesverhältnisse mit gemeinen Soldaten, trank gern Branntwein, liebte den Putz, besuchte aber auch fleißig die Kirche, war sehr abergläubisch, freundlich gegen Jedermann und gesprächig, verschwenderisch, — ihre gemeinen Neigungen machten sie gerade beim Volke beliebt. Sie schien ganz harmlos nur dem Genuß zu leben und ohne allen Ehrgeiz zu sein, wenn sie nur immer Geld genug zu verschwenden hatte und man ihren Vergnügungen nicht in den Weg trat. Aber es gab schon Leute, die ihren Ehrgeiz stachelten und sie an ihr Recht erinnerten, und zwar war dies la Chetardie, der französische Gesandte,

*) La Cour de Russie, 81.
**) Bericht Pezolds bei Herrmann, IV. S. 667.
***) La Cour de Russie l. c.

im Bund mit dem schwedischen: sie fürchteten, die Regentin werde Maria Theresia doch noch Hilfe schicken, und darum sollte Anna gestürzt und Elisabeth auf den Thron erhoben werden.

Lestocq. Den Vermittler bildete der Leibarzt der Elisabeth — Lestocq aus Hannover, ein geborner Franzose, und ein Musiker Schwarz. La Chetardie besuchte oft in der Nacht die Wohnung der Elisabeth. Aber man hatte Mühe, sie nach und nach zu einem Unternehmen fortzureißen. Man stellte ihr vor, der Hof wolle sie in ein Kloster stecken, während sie doch keinen Zoll Nonnenfleisch an sich habe. Anna trug sich hinwieder einige Zeit mit dem Gedanken, sie mit dem Bruder ihres Gemahls zu vermählen und diesen zum Herzog von Kurland wählen zu lassen. Elisabeth hingegen, an Ungebundenheit gewöhnt, wollte Nichts von einer Heirath hören, doch zeigte sie sich verletzt, als man den persischen Gesandten, der Nadir-Schah. für Nadir-Schah um ihre Hand werben wollte, nicht zu ihr ließ.

Der Schah schickte nämlich nach seinen Eroberungen in Indien eine glänzende Gesandtschaft an den Kaiserhof mit einem Gefolge von 3000 Mann und 14 Elephanten, wovon 9 für den Kaiser, 1 für die Großfürstin, 1 für Elisabeth und 1 für Ostermann bestimmt war. Glänzende Geschenke, Armspangen, Ringe mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, kostbare Stoffe wurden überreicht: der Schah habe die dem Großmogul abgenommene Beute mit einem so guten Bundesgenossen, wie der russische Kaiser, theilen wollen. Für Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth versprach der Schah, die christliche Religion in seinen Staaten einzuführen. Wahrscheinlich hatte es Nadir auf eine Vereinigung Rußlands mit Persien abgesehen. Daß sie dem persischen Gesandten gar keine Audienz ertheilen durfte, ärgerte Elisabeth, sie ließ Ostermann sagen*): „er bilde sich zwar ein, mit seiner Scheinheiligkeit die ganze Welt zu blenden; sie wisse aber sehr wohl, daß nur er bei dieser wie bei jeder anderen Gelegenheit sie zu demüthigen suche; daß auf seinen Rath wider sie Anordnungen getroffen würden, an welche die Großfürstin in ihrer Herzensgüte für sich zu denken nicht vermögend sei; er vergesse, wer die Prinzessin und wer er selbst sei und daß es ihr Vater gewesen, dem er es zu danken habe, daß er aus einem Schreiber das geworden, was er jetzt sei; sie hingegen werde nie vergessen, was ihr von Gott und ihrer Geburt zukomme; er könne versichert sein, daß sie sich hierin Nichts vergeben werde."

Schweden. Während so auf Betrieb des französischen Gesandten der Ehrgeiz Elisabeths rege gehalten wurde, und ihr Lestocq unaufhörlich von ihren Rechten auf den Thron sprach und von der allgemeinen Anhänglichkeit des Volkes an sie, zündete Frankreich eine andere Mine gegen Anna und gegen Maria Theresia in Schweden an. Hier war seit dem Tode Karls XII. die Anarchie am Ruder. Alle Gewalt war beim Adel, das Königthum war ein Schatten. Der Adel aber theilte sich in zwei Parteien, die der Hüte und die der Mützen. Die Hüte gingen am französischen, die Mützen am russischen Leitseil. An der Spitze der Hüte stand Gillenborg, Horn dagegen leitete die Partei, welche mit Rußland in gutem Einvernehmen bleiben wollte. Das französische Gold war aber mächtiger, als die Einsicht derer, welche bei einem Krieg mit Rußland nur Verluste voraus-

*) Sieh Pezolds Bericht vom 21. Oktober 1741 bei Herrmann, IV. S. 671.

sagten; es hieß: über Rußland herrsche ein Kind, jetzt oder nie könne man die seit 1721 verlornen Ostseeprovinzen wiedergewinnen, Wiborg, Petersburg, Schlüsselburg, Kronstadt wegnehmen. Am 4. August wurde der Krieg erklärt. Unter den Ursachen war Verletzung des Nystädter Friedens, Einmischung in schwedische Angelegenheiten angeführt; zugleich wolle man das russische Volk von dem grausamen Joch befreien, das Fremdlinge ihm aufgelegt hätten. Damit war klar auf Elisabeth als rechtmäßige Herrscherin hingewiesen.

Die Schweden hatten gehofft, die Russen zu überraschen. Diese waren aber längst von Allem unterrichtet, was in Stockholm am Reichstag vorging. Hätten die Schweden zur See angegriffen, so wäre die Gefahr für Rußland größer gewesen, denn durch Birons Sorglosigkeit befand sich die Flotte im kläglichsten Zustand. Zu Land waren die Russen wohlgerüstet. Keith zog ihnen entgegen. Am 7. September kam es bei Wilmannstrand zu einem Treffen, in welchem die Schweden nach tapferem Widerstand geschlagen und ihr General Wrangel gefangen wurde. Der andere schwedische General Löwenhaupt zog sich, ein ähnliches Schicksal befürchtend, rasch zurück und die Russen bezogen Winterquartiere *). Wilmannstrand.

Indeß drängten die Ereignisse in Petersburg zur Entscheidung. Anna genas am 26. Juli 1741 eines Töchterleins, das den Namen Katharina erhielt. Ihre Anhänger riethen ihr, bei dem zarten Lebensalter des Kaisers sich zur Kaiserin ausrufen zu lassen. Am 18. December sollte dieser Plan ausgeführt werden. Die Verschworenen mußten darum eilen: Lestocq und Schwarz gewannen Grenadiere unter den Garden, der französische Gesandte lieferte das Geld. Man hatte Anzeigen am Hof, denn Lestocq und Schwarz waren nicht verschwiegen und noch unbesonnener war Elisabeth. Sie theilte das Geheimniß Jemanden mit, der sie dann fußfällig bat, den Plan aufzugeben. Lestocq drohte ihr, von der ganzen Sache seine Hand abzuziehen. Die Prinzessin warf sich aber ihm zu Füssen und gelobte eidlich, fürder nicht das Mindeste zu thun, was er nicht für gut befunden. Am 4. December 1741 war großer Hoftag. Anna nahm Elisabeth in ein besonderes Zimmer, theilte ihr mit, daß ihre schlimmen Anschläge angezeigt seien und daß sie Lestocq werde verhaften lassen. Elisabeth weinte, schwur hoch und theuer, es sei Alles nicht wahr; Anna wurde gerührt und gab ihr Mißtrauen auf. Elisabeth theilte Lestocq nach ihrer Rückkunft das Geschehene mit und dieser drang um so mehr zur Eile, als die Garden den Befehl erhalten hatten, zum Marsch gegen Schweden sich fertig zu halten. Am anderen Morgen zeigte Lestocq der Prinzessin eine Zeichnung, auf deren einer Seite sie mit der Kaiserkrone, auf der anderen als Gefangene in einem Kloster dargestellt war, umgeben von den Leichen ihrer Diener. Sie entschloß sich, in der Nacht noch ihr Vorhaben auszuführen (6. December 1741). Verschwörung.

Um ein Uhr in der Frühe verließ Elisabeth **), nachdem sie noch ihr Gebet verrichtet, und ein Panzerhemd über ihre Kleidung geworfen hatte, in Begleitung Lestocqs, Woronzows und Schwarzens ihre Wohnung. Grenadiere warteten auf Staatsstreich.

*) Herrmann l. c. IV. S. 672.
**) Herrmann l. c. IV 676—84.

sie und führten sie zur Kaserne der preobrashenskischen Garde. Elisabeth sagte der Mannschaft, daß sie die rechtmäßige Kaiserin sei; wer sie lieb habe, solle ihr folgen und sie vertheidigen. Ungefähr 300 Mann folgten ihr nach dem Winterpalais. Die Wache leistete nicht den geringsten Widerstand. Die Grenadiere drangen in das Schlafzimmer der Großfürstin, ihres Gemahls, des Fräuleins Mengden, und brachten diese wie den jungen Kaiser in das Palais der Elisabeth. Diese hob den jungen Kaiser selbst aus seinem Bett, nahm ihn in die Arme, küßte ihn und sagte: „Du, armes Kind, hast Nichts gethan, aber deine Eltern sind Schuld." — In der gleichen Nacht wurden Ostermann und Münnich verhaftet. Alles ging ruhig und still vor sich, noch um 8 Uhr Morgens wußten die wenigsten Menschen, was in der Nacht vorgegangen sei. Nachmittags um 4 Uhr hielt Elisabeth unter dem Jubel des Volkes, unter dem Donner der Kanonen, als Kaiserin ihren Einzug in das Winterpalais. Im ganzen Reich, wie in der Hauptstadt, wurde Elisabeth bereitwillig als Kaiserin anerkannt. — Die Altrussen begrüßten den Staatsstreich mit Jubel. Finch schreibt*): „Es ist nicht einer unter ihnen, der nicht Petersburg in's Meer versenkt wünscht, und daß der Teufel alle neu erworbenen Provinzen hole. — Sie wünschen alle nach Moskau zurückzukehren, wo sie mit größerem Glanz und billiger leben können. Mit Europa wollen sie gar Nichts zu thun haben, sie hassen alle Fremden und wollen sie höchstens im Krieg verwenden, um sich aber baldigst ihrer zu entledigen. Gleich stark verabscheuen sie die Seereisen und würden lieber in die wildeste Gegend Sibiriens als an Bord eines Schiffes gehen."

(Kaiserin Elisabeth.) (Die Altrussen.)

(Deutschenhaß.) Hauptvertreter dieser stockrussischen Partei war der General-Staatsprokurator Trubetzkoi. Die Verdrängung der Deutschen, Beschränkung der Monarchie, Rückkehr nach Moskau war Losung in den höhern Kreisen der altrussischen Partei, Mord der Deutschen und Raub war Stimmung in den niederen. Der Sachse Pezold schreibt am 9. December 1741 **): „Wir Ausländer sind unausgesetzt in steter Besorgniß des Aergsten, indem man aus dem Munde der immer frecher werdenden Soldaten Nichts als Drohungen hört, und wir müssen es dem besonderen Schutze der Vorsehung zuschreiben, daß ihr böser Wille noch zu keinem Ausbruche gekommen ist." — Eine wahre Prätorianerherrschaft begann. Die Grenadiere, welche den Staatsstreich gemacht hatten, blieben im Palast und wurden nicht nüchtern, man hatte Mühe sie wieder zu entfernen. Das Gefühl, daß sie über den Kaiserthron entschieden, war nur zu lebendig in ihnen. Sie gingen in die vornehmen Häuser und nahmen, was sie wollten, und man mußte ihnen geben, was sie begehrten: „Jetzt gibt es keine großen Herren mehr, als wir selbst, die übrigen sind es nicht länger mehr, als es uns beliebt."

(Lohn der Verschwornen.) (La Chétardie.) Auf die Häupter des Staatsstreiches regnete es Belohnungen. Der Musiker Schwarz bekam den Rang eines Obersten. Woronzow, den später der Kurfürst von Sachsen in den Grafenstand erhob, trat ins Ministerium. La Chétardie war anfangs allmächtig: als er 1742 abberufen wurde, hing ihm die Kaiserin den Andreasorden in Brillanten um, deren Werth auf 35,000 Rubel geschätzt wurden, schenkte ihm eine goldene Tabatière mit ihrem Bild, einen Ring mit kostbaren

*) La Cour de Russie, 86.
**) Herrmann IV. 676.

Steinen, kurz man schätzte, daß er in Geschenken eine Million Franken mitnahm. Lestocq erhielt den Titel eines geheimen Rathes mit 7000 Rubel Gehalt: er blieb Leibarzt der Kaiserin und bekam noch die Aufsicht über das gesammte Medicinalwesen. Elisabeth schenkte ihm ferner ihr Bild umgeben von Edelsteinen im Werth von 20.000 fl., das er am blauen Band um den Hals tragen durfte. Lestocq bat um die Erlaubniß, in die Heimath zurückzukehren, weil er den Neid der russischen Großen fürchte, doch die Kaiserin sagte ihm: „Du hast mir so große Dienste geleistet, daß ich dich mit Geld nicht belohnen kann; bleib' bei mir, ich kann auf den Genuß nicht verzichten, dich angesehen und glücklich zu sehen." Lestocq blieb — zu seinem Unglück. Er bekam Geschmack an der hohen Politik und mischte sich ein und vertrat am Hof namentlich die Sache Frankreichs und Preußens. Jeden Tag kam er als Arzt zur Kaiserin, entriß der oft Widerstrebenden Befehle und ihre Unterschrift, und Bestuschew klagte oft, daß der Leibarzt in einer Stunde das umstürze, woran er, der Minister des Aeußern, Monate lang gearbeitet*). Am 13. November 1748 wurde er plötzlich verhaftet, nachdem ihn eben noch die Kaiserin ihrer Gnade versichert hatte. Trotz aller Mühe konnte ihm im Hochverrathsproceß Nichts bewiesen werden; deßungeachtet wurde er mit seiner Gattin in ein Städtchen bei Archangel verbannt. Nach Elisabeths Tod durfte er zurückkehren, fand aber von seinem großen Vermögen nur noch 11.000 Gulden übrig, alles andere hatten die Gerichtskosten verzehrt, waren doch blos für Tinte und Papier 8000 Rubel aufgerechnet. Katharina II. schenkte ihm ein Landgut in Livland, dort starb er 1767. Glänzend wurden auch die 300 Grenadiere belohnt, welche sich Elisabeth angeschlossen und für sie die andern Soldaten gewonnen hatten. Die Gemeinen erhielten Lieutenantsrang, die Corporale und Sergeanten Majorsrang, die Sechs, welche am meisten gethan hatten, Oberstenrang. Die Kaiserin bildete eine eigene Compagnie aus ihnen und übernahm ihre Führung, denn sie zeigte sich gern in Mannskleidern. Lestocq.

Groß, wie die Belohnung der Anhänger, war aber auch die Strafe der gestürzten Gegner, Ostermanns, Münnichs. Hauptverbrechen war, daß sie nach dem Tod Peters II. nicht die Großfürstin Elisabeth, sondern die Herzogin von Kurland auf den Thron erhoben hatten. Münnich wurde insbesondere noch vorgeworfen, daß er nach dem Tode der Kaiserin Anna die Garden getäuscht, welche Elisabeth zur Kaiserin ausrufen wollten. Ostermann antwortete mit Ruhe und Würde, Münnich mit Trotz: „Schreibt nieder, was ihr möget, ich sehe doch, daß ihr mich schuldig finden wollt." Alle Art von List wurde aufgeboten, um sie zu verwickeln. Rachgier und Raubsucht waren bei den Richtern gleich wirksam. Der englische Gesandte stößt in seiner Depesche vom 3. Januar 1742 ein Schrei des Unmuths über die Richter aus**): „Ich sehe, in diesem Lande ist kein einziger Mann auch nur von gewöhnlicher Ehrenhaftigkeit." Das Gericht verurtheilte Ostermann lebendig gerädert, Münnich geviertheilt zu werden. Am 18. Februar sollte die Vollstreckung des Urtheils stattfinden. Ostermann, Münnich, Golowkin, Mengden, Löwenwolde und der Sekretär Jakoblitz wurden von Grenadieren zum Schaffot geführt. Münnich scherzte mit den Grenadieren: „Ich habe an Eurer Spitze in der Schlacht den Tod nicht gefürchtet, ihr werdet auch jetzt sehen, daß ich Muth habe." Zuerst wurde Ostermann auf einem schlechten hölzernen Stuhl auf das Schaffot getragen, denn er war schon lange wegen Schwäche seiner Füße nicht mehr mächtig, und ihm das Urtheil verlesen, das er mit Festigkeit anhörte und wobei er nur seinen Blick gegen Himmel richtete. Indem er sich

Strafe der Gegner. Münnich. Ostermann. Urtheil.

*) La Cour de Russie, S. 96—97.
**) La Cour de Russie, S. 93.

entkleidete, wurde ihm weiter verlesen, die Kaiserin erlasse ihm in Gnaden die Räderung, er solle bloß enthauptet werden. Die Soldaten zogen ihn nun an den Pflock, auf den er das Haupt legte, und der Henker schlug ihm das Hemd zurück und nahte mit dem Beil, während ein Anderer den Kopf hielt. Jetzt las aber der Staatssekretär ein anderes Dekret: „Gott und die Kaiserin schenken Dir das Leben." Ruhig setzte Ostermann seine Perrücke wieder auf den Kopf und knöpfte sein Hemd zu. Auch den Andern wurde dann verkündet, daß die Kaiserin ihnen das Leben schenke und sich mit Verbannung begnüge. Ihr Vermögen wurde eingezogen und unter die neuen Machthaber vertheilt. Sie wurden sogleich auf Schlitten gebracht und nach Sibirien geführt, Ostermann nach Beresow, wo er 1747 starb, wo auch Menschikow gestorben war, Münnich nach Pelym, wo er dasselbe Haus bezog, welches er für seinen Gegner Biron hatte bauen lassen, und wo er unablässig thätig an Plänen zur Verbesserung der russischen Provinzen arbeitete und junge Leute in der Mathematik unterrichtete*). Die Großfürstin
Anna. Anna und ihr Gemahl bekamen Anfangs Erlaubniß, sich mit ihren Kindern und ihren Dienern nach Deutschland zurückzuziehen, in Riga aber wurden sie von neuem gepackt, der junge Kaiser in elende Haft in die Festung Schlüsselburg gebracht, Anna und ihr Gemahl nach Kolmogoni auf einer Insel des Dwinaflusses verbannt, wo sie ärmlich lebten. Anna starb 1746, Anton Ulrich 1766,
Iwan III. der unglückliche Iwan wurde 1764 auf Befehl Katharinas II. heimlich ermordet. Das Bewußtsein des Unrechts, das sie gethan, und das Gefühl, wie leicht eine Thronumwälzung in Rußland zu bewerkstelligen sei, machten Elisabeth hart gegen die unglückliche Familie: man durfte den Namen Iwans nicht nennen, man durfte keine Münze haben, die mit seinem Namen geschlagen war; seine Anhänger hatten jeden Augenblick das Aergste zu fürchten. Auf der andern Seite hatte Elisabeth stets Angst vor Attentaten, sie schlief nicht zwei Nächte im gleichen Bett.

Die Fremden. Die altrussische Partei hatte ihre Thronbesteigung mit Jubel begrüßt. Die Deutschen wurden alle vertrieben oder so gehudelt, daß sie freiwillig gingen. Das Schicksal Münnichs und Ostermanns schreckte. Keith ging in die Dienste Friedrichs, Lascy wurde Heerführer unter Maria Theresia. Löwenwolde ging nach Frankreich, selbst der friedfertige Mathematiker Euler fühlte sich nicht sicher und ging nach Berlin. Nur der alte Feldmarschall Lascy blieb von den ausgezeichneten Fremden und General Fermor. Bloß Russen waren in hohen Aemtern
Bestuschew. thätig, Bestuschew Riumin als Minister des Aeußern, geschäftskundig, aber unsäglich falsch und rachsüchtig; dann der alte Tscherkaßky, von dem man sagte: er werde nie fertig, er habe eine Menge Häuser angefangen zu bauen und kein einziges vollendet, er habe seine Tochter 30 Jahre alt werden lassen und habe ihr unter den vielen Freiern nie einen Mann gegeben und er sei trotz seines Vermögens nie dazu gekommen, die Schulden seines Vaters, geschweige seine eigenen, zu bezahlen. Und was war die Folge dieses Handelns: Zügellosigkeit und Verfall auf allen Seiten! Der holländische Gesandte Swart schreibt 1767
Verfall. an seine Regierung**): „Rußland bietet gegenwärtig ein schauerliches Bild der Unordnung, der Zügellosigkeit und der Auflösung aller Bande der Gesellschaft dar. Die Kaiserin kümmert sich um Nichts und hat buchstäblich das Reich der Plünderung überlassen. Nie war Rußland mehr außer Rand und Band und sein Zustand beweinenswerther und gefährlicher. Nicht die geringste Spur ist noch übrig von Ehre, von Vertrauen, von Scham und Gerechtigkeit."

---

*) La Cour de Russie, 94.
**) La Cour de Russie, 103.

Elisabeth hatte zwar anfangs ihrer Regierung erklärt, die Liebe des gemeinen Volkes solle ihre festeste Stütze und ihr bester Wall sein, keine öffentliche Hinrichtung solle stattfinden. Sie rief die Verbannten aus Sibirien zurück und bei 20,000 kehrten wieder heim. Aber es fehlte doch nicht an geheimen Hinrichtungen und im Ganzen war ihre Regierung ein Walten der Laune, ein Spiel des Zufalls und schmutziger Hofkabale. Der englische Gesandte Wich berichtet 1743 an seine Regierung*): „Nie wurde die Thronbesteigung einer Fürstin mit größern Hoffnungen begrüßt und die Vorsehung hat sie auch hinlänglich mit allen Eigenschaften und nöthigen Gaben ausgestattet, um sich Liebe und Achtung in ihrer Heimath und bei anderen Völkern zu erwerben. Aber ihr Hang zum Vergnügen verdirbt wieder Alles und wird mit unheilbarem Unglück enden." — Ihre neue Stellung gab ihr keine höhere Weihe. Elisabeth blieb, was sie bisher war, abergläubisch, putzsüchtig, ausschweifend, arbeitsscheu. Wenn eine Biene um ihre Feder summte, war sie nicht zu bewegen, Etwas zu unterschreiben. Der Spiegel blieb nach wie vor ihr liebstes Geräth. Mit Lieblingen wechselte sie. Ein Alexis Rasumowsky stieg plötzlich zu hoher Gunst empor, ein armer Knabe aus der Ukraine, der wegen seiner schönen Stimme beim Chor im russischen Gottesdienst verwendet wurde. Ein Oberst brachte ihn nach Petersburg und der Hofmarschall Löwenwolde verschaffte ihm einen Platz in der Hofkapelle. Stimme und Gestalt gefiel der Prinzessin, die sich den schönen Leibeigenen von Löwenwolde schenken ließ und zu ihrem Geliebten erhob. Nach ihrer Thronbesteigung ernannte sie ihn zum Grafen, sogar zum Feldmarschall, und überschüttete ihn mit Reichthümern. Im Palast lebten sie zusammen wie Mann und Frau. Auf Andringen der Geistlichkeit soll sich Elisabeth mit ihm zur linken Hand haben trauen lassen. Seit 1750 aber hatte ein Iwan Schuwalow den ersten Platz im Herzen der Kaiserin, und merkwürdiger Weise herrschte zwischen den beiden Männern, die mit ihr im Palast lebten, keine Eifersucht. Schuwalow war der Abkömmling einer alten, aber verarmten Familie und besaß Bildung, war aber wie Rasumowsky ohne Ehrgeiz, sich in Staatsangelegenheiten zu mengen. Dagegen hatte er einen Begriff davon, daß das Lob der französischen Schöngeister politischen Werth haben könne, und trieb Voltaire an, eine Lobrede auf Peter den Großen zu schreiben. Bisher war die deutsche die Hofsprache, jetzt wurde es die französische. Französische Tracht und Sitte kamen jetzt am Hof auf. Auch entstand ein französisches Theater in Petersburg**).

Rasumowsky.

Schuwalow.

Trotz der schlechten Regierung nahm Rußland zu — es war ein Riese, der im Schlafe wuchs. Der schwedische Krieg***) endete mit Ländergewinn Rußlands und tiefster Demüthigung Schwedens. Das nordische Königreich bietet in dieser Zeit das Schauspiel der tiefsten Entartung. Ein verarmter und doch übermüthiger käuflicher Adel, welcher der Spielball des Auslands ist, der Bauernstand ohne Theilnahme am Reichsrath, König Friedrich, der Gemahl der Ulrike Eleonore, der Schwester Karls XII. (sie starb 23. November 1741), ohne Einsicht und Kraft des Willens; Freiheit und Vaterland stets auf den Lippen, während überall Verrath geübt wurde. Parteiungen am Hof, in der Hauptstadt, an allen Orten, in jedem Bataillon der Armee, selbst bei den Frauen, überall stritt

Schweden.

*) La Cour de Russie, 103.
**) La Cour de Russie, 102.
***) Herrmann V. 24—65.

man und überall trank man für oder wider Frankreich. Dieses hetzte zum Krieg gegen Rußland, und sein Gesandter Saint Saphorin erklärte, sein König verlange zu wissen, ob Schweden von der vortheilhaften Lage der Umstände Gebrauch machen wolle, d. h. er drohte mit Entziehung der Hilfsgelder, wenn Schweden nicht den Krieg gegen Rußland erkläre. Es fanden geheime Verhandlungen mit der Prinzessin Elisabeth statt zum Sturz der Großfürstin Anna, und offenbar muß Elisabeth auf die Erwerbungen durch den Nystädter Frieden Verzicht versprochen haben, wenn durch eine militärische Aufstellung Schwedens Anna gestürzt werde. Als aber noch unter Anna die Russen bei Wilmanstrand einen glänzenden Sieg errangen, so waren die Schweden verblüfft. Elisabeth schloß sogleich nach ihrer Thronbesteigung einen Waffenstillstand: der Krieg sei unnöthig, das Ziel sei erreicht. Die Schweden machten maßlose Friedensbedingungen*), sie verlangten Livland, Esthland, Ingermannland sammt dem ganzen Land vom Ladoga und Onega bis zum Hvitahafen. Da erklärte aber Elisabeth, sie dürfe keinen Zoll russisches Gebiet abtreten, bot übrigens eine Geldentschädigung an, welche jedoch das Stockholmer Cabinet verwarf. Nun kündigten die Russen am 12. Februar 1742 den Stillstand, was im schwedischen Hauptquartier solche Bestürzung erregte, daß man Friedrichshamm räumte, die Schiffe im Hafen verbrannte und rasch hinter den Kymenefluß sich zurückzog. Muthlosigkeit und Zwiespalt nahmen bei den Schweden überhand und die Russen drangen rasch nach. Stellungen wurden von den Schweden ohne Widerstand geräumt, wo 2000 muthige Männer eine ganze Armee hätten aufhalten können. Der Rückzug war eben so eilig, als der Vormarsch der Russen, und am 27. August streckte bei Helsingsfors die ganze schwedische Armee die Waffen. Von 25.000 Mann, die wohlgerüstet ausgezogen, waren noch 3000 in dienstbarem Zustand. La Chétardie, der die Schweden mit eitlen Hoffnungen irre geführt hatte, that jetzt Nichts für sie in Petersburg, es lag dem französischen Cabinet nur daran, Elisabeth zum Krieg gegen Maria Theresia zu reizen. Ein adeliger Demagog, Oberst Lagerkrantz**) betrieb, nur um Elisabeth für Schweden günstig zu stimmen, daß man ihren nahen Verwandten, Herzog Peter von Holstein, zum Thronfolger wähle, dieser war aber von Elisabeth schon zum Thronfolger von Rußland ernannt und wies das Angebot kalt zurück. Botta sagte nicht mit Unrecht zum Großfürsten: „Ich wünsche, daß es meiner Königin so leicht wird, ihre Königreiche zu behaupten, als es Euer Hoheit leicht wird, Königreiche auszuschlagen.“ Der Unmuth regte sich unter den Bauern. Lagerkrantz betrieb es, die Generale der Unzufriedenheit des Volkes zu opfern, und Schaden, Löwenhaupt und Buddenbrock wurden auch in der That zum Tod verurtheilt und hingerichtet, Wrangel lebenslänglich eingesperrt. Jetzt regten sich die Bauern: „wir wollen einen König haben und nicht so viele. Jetzt wollen

Geheimer Zusammenhang.

---

*) Herrmann l. c. V. 42.
**) Herrmann l. c. V. 53 ff.

jedoch Alle rathen und regieren, die Perücken tragen.“ Die Bauern wollten Friedrich, den Sohn König Christians II. von Dänemark, zu ihrem König, denn er sei ein Herr, der das Reich vertheidigen könne, und habe in seinen Adern altschwedisches Königsblut. Es wäre ein großes skandinavisches Reich entstanden, mit der Adelswirthschaft wäre es aber auch zu Ende gewesen. Wenn der König von Dänemark die Bauern, die anfingen loszuschlagen, unterstützte, so wurde sein Sohn Herr der drei Königreiche. Gerade deßhalb schlossen aber die schwedischen Parteihäupter rasch Frieden mit Elisabeth. Die Kaiserin bewilligte am 20. Juni 1743 den Frieden und die Rückgabe von Finnland bis zum Kymenefluß, unter der Bedingung, daß die Schweden die Königskrone dem nächsten Verwandten Peter Ulrichs, des nunmehrigen russischen Thronfolgers, nämlich Adolf Friedrich, Titularbischof von Lübeck, Administrator von Holstein, mit dessen Bruder Elisabeth bei Lebzeiten ihrer Mutter verlobt gewesen, übertragen. Am 4. Juli wurden die Wahlakte unterzeichnet, am 7. August 1743 fand zu Abo die Ratification des Friedens statt. Rußland gewann die Festungen Friedrichshamm, Wilmanstrand, Nyschlott mit der Provinz Kymenegard, im Ganzen 109 Quadratmeilen. Im Uebrigen sollten die Abmachungen des Nystädter Friedens gelten, mit der Nebenbestimmung jedoch, daß an die Stelle der Wahlmonarchie die Erbmonarchie in der männlichen Nachkommenschaft Adolf Friedrichs trete. Um die Aufrechthaltung des Friedens gegen die unzufriedenen Bauern zu behaupten, wurden 11.000 Russen auf 30 Schiffen nach Stockholm gesendet und der geldbedürftigen schwedischen Regierung 400.000 Rubel Subsidien gewährt. Welche tiefe Demüthigung für die Sieger von Narwa *).

Friede zu Abo.

Adolf Friedrich.

Bei einer so kindisch launischen Politik der Herrscherin, bei diesem Wirrwarr im Reich war von Seite Rußlands, trotz aller Verträge, keine Hülfe zu erwarten. Die Nachricht vom Tod der Kaiserin Anna gab Friedrich den Muth zum Einfall in Schlesien **), denn Rußland werde bei der Minderjährigkeit des Kaisers genug zu thun haben, um die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten, und gar nicht an die Vertheidigung der pragmatischen Sanction denken können. Von den Russen jener Zeit urtheilt der König sehr absprechend ***:) „Der Geist der Nation ist ein Gemisch von Mißtrauen und List. Faul und mißtrauisch, sind sie aber geschickt genug nachzuahmen, doch ohne Talent zum Erfinden. Die

Weiberregiment.

*) Der wohlunterrichtete venetianische Gesandte in Wien Pietro Andrea Capello bemerkt in seiner Relation an die Signoria 1744, daß Elisabeth anfangs gerne die Wahl Peter Ulrichs zum König von Schweden sah, weil sie dadurch Schweden mit Rußland zu vereinigen hoffte, daß sie aber von dem Plan abging, als man ihr die Schwierigkeit aus dem abweichenden religiösen Bekenntnisse beider Länder hervorhob. Unter dem Titularbischof von Lübeck kam Schweden wenigstens unter die gleiche Familie wie Rußland, und war Aussicht vorhanden, daß es im Fahrwasser der russischen Politik bleibe. Vergl. Fontes rerum Austriacarum. XXII. B. Die Relationen der Botschafter Venedigs über Oesterreich im achzehnten Jahrhundert. Nach den Originalen herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Wien 1863.

**) Histoire de mon temps. chap. II.

***) Histoire de mon temps. chap. I.

Großen sind zu Unruhen geneigt, die Garde ist den Regenten furchtbar; das Volk ist dumm, trunkliebend, abergläubisch und unglücklich. Sie sind die Schiedsrichter des Nordens und äußerst furchtbar. Man kann Nichts dabei gewinnen, wenn man sie angreift, weil man eine Art von Wüstenei durchschreitet, um zu ihnen zu gelangen, und es ist Alles zu verlieren, wenn man sich bei ihrem Angriffe auf die Vertheidigung beschränkt. Diesen letzten Vortheil ziehen sie aus der Menge von Tartaren, Kosaken und Kalmücken, die sie in ihren Armeen haben und die durch ihre Einfälle die blühendsten Provinzen zerstören können, ohne daß die eigentliche Armee dieselben betritt." — So lang Münnich die Gewalt in Händen hatte, war die russische Politik preußisch, nicht minder, so lange La Chétardie und Lestocq Einfluß hatten. Bestuschew neigte zu England hin, welches für die Sache Maria Theresias in Petersburg sehr wirksam war. Elisabeth selber kümmerte sich wenig um Politik. Am 21. Oktober 1742 schreibt der englische Gesandte Wich: „Da die Kaiserin sehr die Jagd liebt und am Abend immer sehr müde ist, so haben die Minister selten Gelegenheit, mit ihr von Geschäften zu reden." — Also bestimmten ihre Vertrauten die hohe Politik Rußlands. Derselbe Wich schreibt am 15. Dezember 1742, er habe Lestocq durch einen Jahresgehalt von 600 Pfund bestochen; dieser sei sehr zufrieden damit und habe große Versprechungen gemacht, ob er sie aber halten werde, stehe dahin, da es gewiß sei, daß er auch von Frankreich bezahlt werde*). Die Kaiserin haßte und fürchtete den König von Preußen, doch könne sie sich nicht entschließen. Nach und nach gewann doch die englische Sache Boden. Da erfolgte ein Gegenschlag. Es wurde Elisabeth hinterbracht, es bestehe eine Verschwörung zu Gunsten des gefangenen Iwan und der österreichische Gesandte Botta habe sie angezettelt, mehrere Damen in Petersburg hätten behauptet, sie seien schöner als Elisabeth, und sie wurden deßhalb nach Sibirien geschickt. Mehrere erlagen den Mißhandlungen. Es ist kein sicherer Beweis für ihre Schuld vorhanden und die ganze Verschwörung scheint nur eine der Wendungen des Streites zwischen Lestocq und Bestuschew zu sein. Botta war damals wieder Gesandter in Berlin. Im ersten Feuer des Zornes verlangte Elisabeth seine Bestrafung von Maria Theresia und schickte einen Bündel Akten nach Wien, der aber nur Weibergeschwätz enthielt**). Maria Theresia mußte Rücksicht nehmen auf Rußland; sie rief Botta von Berlin ab, versetzte ihn einige Zeit als Gefangenen auf den Schloßberg nach Graz, überhäufte ihren treuen und findigen Diener aber später wieder mit Ehren und Würden. Aber auf Rußland konnte sie während des ganzen Erbfolgekrieges keineswegs sich verlassen.

Bottaische Verschwörung.

Die Baiern in Oesterreich. Die Franzosen in Prag. Maria Theresia in Ungarn.

Feinde überall.

So hatte denn Maria Theresia von keiner Seite Hilfe zu erwarten, während überall Feinde sich rüsteten. Friedrich stand mit seinem siegreichen Heer in Schlesien. Der Sachse hatte sich nach langem Schwanken am 19. September 1742 dem Nymphenburger Vertrag angeschlossen, wofür er Mähren mit dem Titel eines Königreichs erhalten sollte. Baiern wiederhallte vom Waffen-

*) La Cour de Russie 110.
**) Vgl. Herrmann l. c. V. 65—78 und 188—90. Arneth, II. 319—25.

lärm, die Franzosen schickten sich an den Rhein zu überschreiten. Elisabeth Farnese ließ in Spanien und Italien rüsten, um, wenn auch nicht die ganze österreichische Monarchie, wonach ihr gelüstete, doch einige Theile für ihren Don Philipp zu erobern. Der Sardinier schaute nach rechts und links, wo sich ihm für einen Waffengang der größte Vortheil biete. Auch in Constantinopel trieb Frankreich zum Krieg, und gern hätte Bonneval einen Aufstand in Ungarn angeschürt. Die letzte Stunde Oesterreichs schien geschlagen zu haben. Kein Geld in den Kassen, kein der Zahl der Feinde entsprechendes Heer auf den Beinen, nur mittelmäßige Feldherren und verzagte Minister und ein vielsprachiges Reich, Maria Theresia. dessen Völker mit Sorgen der Zukunft entgegen sahen; Keime des Zwiespalts und Spuren des Verfalls in allen Richtungen. Nur die hochherzige Königin hatte Muth und mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit erweckte sie neues Leben.

Der preußische Minister Podewils*) schildert voll Staunen den Umschwung, den sie in den Geistern bewirkte, in einer chiffrirten Depesche an seinen König derart: „Als sie den Thron bestieg, fand sie das Geheimniß, die Liebe und Bewunderung Aller zu erregen. Ihr Geschlecht, ihr Unglück, ihre Schönheit trugen nicht wenig zur Verbreitung ihres Lobes bei. Sie nahm sich zusammen, sie zeigte sich nur von der guten Seite, leutselig, fromm, freisinnig, volksthümlich, barmherzig, muthig, hochsinnig. So gewann sie bald das Herz ihrer Unterthanen, die jetzt die Hinneigung, die sie zum Kurfürsten von Baiern empfunden hatten, sich als eine Sünde anrechnen. — Sie gab Jedem Gehör, las selber die Bittschriften, sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, nahm sich selber der Geschäfte an, belohnte den Einen mit guten Worten, den Andern mit einem Lächeln oder huldvollen Zuwinken, und wo sie Etwas abschlagen mußte, that sie es in der anmuthigsten Weise. Sie machte großartige Versprechungen und bezeugte den frömmsten Sinn, indem sie oft erklärte, sie vertraue in Allem auf Gott; sie hielt die Geistlichkeit in Ehren, bezeugte Achtung vor der Kirche, tröstete offenkundig die Armen, gründete Spitäler, vertheilte Geld unter die Soldaten, trat aber, wo es nöthig war, in allem Glanze als Herrscherin auf, redete die Ständeversammlungen selber an, schilderte in rührender Weise ihre Lage, klagte über das Unglück, in das sie ihre Feinde stürzten, und sagte, sie sei untröstlich, daß ihre Unterthanen mit ihr und für sie leiden müßten; verhieß, bei günstiger Gelegenheit den Eifer eines Jeden zu belohnen, sicherte den Ungarn die Wiederherstellung ihrer alten Vorrechte und Abstellung vieler Beschwerden zu. Ueberhaupt bekundete sie eine große Stärke der Seele, sie trotzte dem Unglücke und suchte durch ihren eigenen Muth den Muth im Herzen ihrer Unterthanen zu entflammen. Man hörte nur Lob über sie, Jeder erhob sie zum Himmel, Alle priesen sich glücklich, unter ihrem Scepter zu leben. Die Stände steuerten, so viel sie nur aufzubringen vermochten, das Volk trug seine Lasten ohne Murren, die Großen streckten ihr Geld vor, oft ohne erst zu warten, bis man sie darum bat. Die Ungarn stürzten sich mit Eifer in den Kampf für sie. Officiere dienten ihr gerne für den halben Sold, ihre Verbündeten waren überzeugt, daß sie ihnen ungern zur Last fiel, und leisteten ihr eifrigen Beistand. Jeder beeilte sich, sich zu opfern für die beste der Fürstinen. Man vergötterte sie, Jedermann wollte ihr Bildniß besitzen. Nie erschien sie öffentlich, ohne daß das Volk sie mit Jubel und Zuruf empfing."

*) Sitzungsberichte der Wiener Akademie d. W. V. 466—542.

„Ihr Geist ist lebhaft und durchdringend, fähig der ernstesten Anstrengung, um verwickelte Geschäfte zu entwirren. Mit einem sichern Urtheil verbindet sie das glücklichste Gedächtniß, dabei beherrscht sie sich dermaßen selber, daß es schwer ist, aus ihrer Miene zu errathen, was in ihrer Seele vorgeht. Ihr Auftreten ist immer heiter, huldvoll und ermuntert auch die Zaghaftesten. Ihr Benehmen ist ungezwungen und zuvorkommend. Sie spricht gern und gut und drückt sich immer mit Anmuth aus. Der Zutritt zu ihr ist leicht; um Audienz zu bekommen, wendet man sich nur an die Kammerfrau, die den Dienst bei ihr hat; selten wird Jemand abgewiesen. Die Kaiserin hört voll Geduld und Güte an, was man ihr vorbringt, und nimmt die Bittgesuche selber in Empfang. Sie ist sehr arbeitsam und sucht das Staatswesen genau und vollkommen zu kennen. Sie liest die Berichte ihrer Gesandten an den fremden Höfen selber durch oder läßt sie sich vorlesen. Sie sieht den Entwurf aller wichtigen Actenstücke noch einmal durch, ehe sie ins Reine geschrieben werden. Sie wohnt regelmäßig den Berathungen ihrer Minister bei, wenn die Geschäfte nur einigermaßen wichtig sind, insbesondere sucht sie das Militärwesen gründlich zu durchschauen, und gibt sich alle Mühe, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Generale genau kennen zu lernen, und es gelingt ihr hinreichend."

Solche Eigenschaften waren nöthig, wenn die Monarchie gerettet werden sollte, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, Maria Theresia habe Oesterreich erhalten — im Kampf gegen die Uebermacht, gegen einen genialen Feind, wie Friedrich II., auch Karl Albert war ein geistreicher, wenn auch nicht ein charakterfester Mann, im Kampf gegen Frankreichs Arglist, Geld und Waffenmacht, gegen Spaniens Habgier. Von allen Seiten her setzten sich Armeen gegen Oesterreich in Bewegung, während sein einziges Heer in Schlesien den Preußen gegenüberstand.

Einfall der Baiern. Am 31. Juli 1741 überrumpelten die Baiern Passau und erzwangen die Uebergabe der nahen wichtigen Veste Oberhaus*). In einem Manifest erklärte Karl Albert, er sei zu diesem Schritt gezwungen worden durch die feindselige Haltung der Königin von Ungarn, welche einen Einfall in Baiern zu machen drohte. Am 15. August überschritten 20.000 Franzosen bei Fort Louis unter Belleisle den Rhein und zogen rasch durch Schwaben nach Baiern; sie trugen baierische Farben, blau und weiß, an ihren Quasten, zum Zeichen, daß sie nicht als Feinde des Reiches, sondern nur als Freunde Baierns kämen; sie hielten strenge Mannszucht und bezahlten, was sie verzehrten. Ein gleichstarkes französisches Heer brach, wie wir schon oben meldeten, bei Düsseldorf über den Rhein und wandte sich gegen Hannover, wo König Georg II. am 16. September 1741 mit eben so viel Kleinmuth als Selbstsucht den Vertrag der Neutralität schloß**). Die in den Niederlanden stehenden 8 Infanterie- und 2 Dragonerregimenter waren damit abgesperrt. Von Seite des Reichs geschah Nichts wider diesen Einfall der Franzosen. Der Kurkanzler erklärte, diese Angelegenheit gehe nicht das Reich, sondern nur die Höfe von München und Wien an, weshalb er sich nicht einmische. Der Kurfürst von Köln und der Pfälzer waren als nächste Verwandte für den Baiern. Dieser schlug sein Hauptquartier in Schärding auf. 40.000 Baiern und

*) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. I. 247 ff.
**) Mahon III. 86.

Franzosen standen unter ihm, durch Patent war er zum Generallieutenant oder Stellvertreter des Königs von Frankreich ernannt. Marschall Belleisle sollte unter ihm befehligen. Ein anderes baierisch-französisches Heer zog sich in Amberg zusammen, um in Böhmen einzufallen. Die Rechnung, daß die Franzosen sich an den Festungen der Vorlande aufhalten würden, war also verfehlt, sie machten sich weder an die Belagerung von Freiburg, noch an die von Philippsburg. Da man nur 5300 Mann in den Vorlanden hatte und diese für drei Festungen nicht ausreichten, so wurden am 5. September 1741 die Festungswerke von Breisach gesprengt*). Das Opfer dieses Schlüssels und Kopfkissens des Reiches war also vergeblich. Die Franzosen standen rasch an der Grenze Oberösterreichs, es lag offen da. Mit geringer Mannschaft waren nur die Grenzpässe von Tyrol besetzt. Am 16. September 1741 hielt der Kurfürst, von französischen und baierischen Generalen umgeben, seinen Einzug in Linz, in wenig Tagen konnte er in Wien sein. In der Hauptstadt war Verwirrung. Die Festungswerke befanden sich im elendesten Zustand. Kassen und Archive wurden nach Graz gerettet. Wer konnte, floh. Die Stimmung unter den 7400 Soldaten der Besatzung war nicht die beste. Khevenhiller mußte gegen die Sucht auftreten, die Anordnungen der Vorgesetzten öffentlich zu tadeln, denn sie drohe Gehorsam und Ordnung aufzulösen. Von baierischen Agenten wurden Denkmünzen umgesetzt mit der Aufschrift: Reichen zu trutzen, Pfaffen zu stutzen, Armen zu nutzen. Schon streiften die feindlichen Vorposten bis St. Pölten. Ein hoch befähigter Mann, Feldmarschall Samuel Schmettau**), war, weil ihm eine Untersuchung wegen Unterschlagung von 100.000 Gulden drohte, aus Oesterreich nach Preußen geflohen, und jetzt als Kenner österreichischer Verhältnisse von Friedrich II. ins Hauptquartier des Baiern gesendet. Er drang auf schnellen Angriff Wiens: die Befestigungen seien Nichts, man könne schnell die Leopoldstadt besetzen, Wien mit einem Hagel von Geschossen überschütten, das erschreckte Volk werde dann die Besatzung schon zwingen, die Stadt zu übergeben; sei Wien genommen, so falle Böhmen von selber, die Sache habe dann ein Ende. In der That waren in ganz Böhmen nur 2067 dienstfähige Soldaten und meldete von da der Statthalter Christian Lobkowitz, Eger sei nicht zu halten und Prag leicht zu überfallen und zu ersteigen, zudem setzte sich ein sächsisches Heer gegen die böhmische Grenze hin in Bewegung.

Karl Albert in Linz.

Zustand Wiens.

Schmettau.

Welch' eine Lage für Maria Theresia, da sich nach und nach der ganze Umfang der Gefahren enthüllte und sie Alles tief zu Herzen nahm — Treulosigkeit des Verwandten, Abfall Oberösterreichs, das Unglück, das der Krieg über ihre Länder brachte, den Sturz ihres Hauses von der Höhe des Glückes, die Zukunft ihrer Kinder. Vor kurzem (13. März 1741) hatte sie den Erzherzog Joseph geboren. Wenige Tage vorher hatte sie an ihre Schwester geschrieben: „Noch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt übrig bleibt, wo ich werde niederkommen können.“ Kummer so viel, daß sie später äußerte: „um keine Krone der Welt möchte sie diese Schmerzen noch einmal durchmachen.“ „Ich bin eine arme Königin, aber ich habe das Herz eines Königs;“ — gewiß auch die Einsicht, die ein König bedarf. Ihr Geist fand in der Noth das Mittel, in dem Lande Quellen des Reichthums und der Macht zu erschließen, welches früher nur eine Verlegenheit

*) Rosmann u. Enns, Geschichte von Breisach. S. 440.
**) Arneth l. c. I. 320—25.

der österreichischen Regierung war. „Wir haben Alles verloren, rief sie, aber Gott und Ungarn bleiben uns noch." — Ja Gott und Ungarn haben sie gerettet. Sie kam den Ungarn gegen den Rath ihrer Minister mit Vertrauen entgegen und erweckte Vertrauen, und das Volk erhob sich in Waffen für die angebetete Königin und das Beispiel der Ungarn zündete bei den andern Völkern, die Kräfte des Widerstandes regten sich überall, und auf einmal stand ein neugeschaffenes, durch die Liebe zur herrlichsten der Frauen geeinigtes, wenn auch vielsprachiges, Oesterreich im stolzen Bewußtsein seiner Stärke da.

Sage und Geschichte. Der Zug Maria Theresias nach Ungarn ist sagenhaft geworden: in der höchsten Noth sei sie in die Mitte dieses Volkes geflüchtet, sei mit ihrem jüngsten Kind, dem Erzherzog Joseph, auf dem Arme unter die Stände in Preßburg getreten, habe sie unter hinreißender Rede und Thränen, noch beredter als die Worte, um Hilfe angefleht, und der Anblick der schönen Frau in ihrem Unglück habe die edelmüthigen Herzen der Ungarn so ergriffen, daß sie in einer Mischung von Mitleid und Zorn ihre Säbel zogen mit dem Ruf: „Laßt uns sterben für unsern König!" und mit Heldenglut sich in den Kampf stürzten. In der That ist der Sieg der Königin über das Mißtrauen der Ungarn nicht so leicht und nicht so schnell vor sich gegangen, wohl aber hat sie in der Behandlung dieser stolzen Magnaten eine Fülle von Klugheit, Seelengröße und Anmuth entwickelt, die ihr zum ewigen Ruhm gereicht und sie auf dem Thron erhielt, weil sie zu thronen verstand im Herzen ihrer Völker.

Ungarn. Die Geschichte Ungarns, sein Verhältniß zu Oesterreich, wurde in den früheren Bänden eingehend besprochen und erklärt, woher auf der einen Seite das Mißtrauen, auf der andern das stete Pochen auf die Freiheit kam. Die Regierung wollte Ordnung, Hebung der Civilisation, Erlösung der niederen Klassen vom Druck, und der Adel war immer entschlossen, für seine alten Rechte das Schwert zu ziehen: Ungarn sei ein Wahlreich und sie hätten dem König nur zu gehorchen, wenn er die geschworne Capitulation halte. Wie ist die ungarische Geschichte angefüllt mit Erzählungen von Aufständen kühner Parteihäupter, von blutiger Niederdrückung derselben, von Hinrichtungen, von unsterblichem Haß und Unbändigkeit der Geister! In wie vielen Schlössern war unter den Bildern im Ahnensaal eines oder das andere mit einem schwarzen Schleier bedeckt, weil der Abgebildete auf dem Schaffot als Rebell geendet hatte!

Ein feiner Beobachter, der damalige venetianische Gesandte in Wien, bemerkt*): „Die vielen Aufstände waren der Hauptgrund, warum in Ungarn immer Truppen eingelagert wurden, um sie im Zaum zu halten, und warum die Ungarn an den Freiheiten der andern Provinzen nicht theilnehmen konnten; auch war eben deßhalb ihr Handel gedrückt. Daher konnten sie sich, wenn auch nicht als gefesselt oder als vernachlässigt ansehen, doch als in Unterwerfung gehalten und mißachtet, gleichsam als wären sie unnütz und gefährlich. Zu diesem Vorurtheil trugen die Interessen der Oesterreicher viel bei, welche sich Aemter und Würden, Vortheile des Handels mit Manufacturen und Früchten vorbehalten wollten, und alles Mögliche thaten, um den Handel der Ungarn zu hindern und sie vom Hofe fern zu halten. Dürfte man je Aufstände der Unterthanen rechtfertigen, so könnte man viele Gründe für das Benehmen der Ungarn vorbringen."

---

*) Pietro Andrea Capello. Vergl. die Relationen der Botschafter Venedigs, herausgegeben von Arneth. S. 257.

Unter Maria Theresia wurde Alles anders. Sie fand geschickte Vermittler, besonders im greisen Feldmarschall und Judex curiae, dem Grafen Johann Palffy*). Palffy. Ihn ernannte sie bei ihrem Regierungsantritt zu ihrem Stellvertreter in Ungarn mit unbedingter Vollmacht, in welcher sie zugleich die Aufrechthaltung der Privilegien und die Einberufung eines Landtages versprach. Als nach dem Einfall Preußens Edelleute und Comitate der Königin bewaffneten Beistand zur Vertheidigung ihres rechtmäßigen Besitzes anboten, hatte das Ministerium in Wien Bedenken, ob man dem Volke Waffen in die Hände geben dürfe, welches dieselben so oft gegen das eigene Herrscherhaus gekehrt, zumal Bonneval sich regte und man einen Friedensbruch der Pforte fürchtete. Doch diese zeigte sich zum Glück friedfertig und der türkische Gesandte in Wien sprach sich sehr entschieden gegen den Preußenkönig aus, welchen Gott für seinen Treubruch strafen werde.**) Maria Theresia vertraute den Ungarn und bewilligte sogar die Gegenforderung, nur von ihren eigenen Landsleuten befehligt zu werden. Sie hielt ihr Versprechen, daß am 18. Mai 1741 der Landtag in Preßburg eröffnet werde. Doch fehlte es hier Landtag. nicht an starken Aeußerungen oppositioneller Gesinnung. Man wollte von der Ernennung des Gemahls der Erzherzogin zum Mitregenten Nichts wissen. Der Adel verlangte Freiheit von allen Abgaben, sie heißen, wie sie wollen. — Der Klerus forderte Ausschließung aller Fremden von kirchlichen Würden, die Protestanten größere Freiheit bei Ausübung ihrer Religion, Alle aber verlangten freie Ausführung von Wein und Getreide nach Oesterreich. Maria Theresia fuhr Maria Theresia in Ungarn. am 19. Juni 1741 in einem mit ungarischen Fahnen, roth, grün und weiß geschmückten Schiffe nach Ungarn. An der Landesgrenze wurde sie mit dem Ausruf: „Es lebe die Herrin unser König! (Vivat domina et rex noster) empfangen. Die lateinische Begrüßungsrede beantwortete sie sprachgewandt gleichfalls lateinisch und versicherte, sie werde für die Ungarn nicht sowohl eine Herrin als eine Mutter sein. Nun erregte aber die Frage wegen des Inauguraldiploms stürmische Verhand- Inauguraldiploms. lungen. Was sie gewähren wollte, genügte den Ungarn nicht. Diese verlangten vollständige Steuerfreiheit des Adels, Ungarn dürfe nicht nach der Weise wie die übrigen Erbstaaten regiert werden, Siebenbürgen solle sie nur als Königin von Ungarn besitzen und regieren; das Amt eines Palatin müsse künftighin unfehlbar schon im ersten Jahr nach seiner Erledigung wieder besetzt werden, weltliche Aemter und kirchliche Pfründen sollten fürder nur an Angehörige des Landes vergeben werden, die ungarischen Angelegenheiten im Inland wie im Ausland seien nur durch Ungarn zu verwalten und die Beschwerden des Lands auf den Reichstagen durch die Monarchin persönlich anzuhören und beizulegen. Das war Maria Theresia zu viel, sie fürchtete für die Einheit und Stärke der Monarchie, sie habe das Reich als Fideicommiß inne, wie sie die königliche Gewalt empfangen, so müsse sie dieselbe weiter vererben. Das Mißtrauen, das der Landtag, der oft einem polnischen Reichstag glich, kundgab, that ihr weh; sie meinte, man wolle ihre Bedrängniß zu Zugeständnissen ausbeuten. Doch fand sie Männer, die ihr gewichtvolles Wort für sie einlegten, namentlich war die Wahl des Johann Palffy zum Palatin ein glücklicher Griff. Die Königin gestand Einiges zu und der Landtag begnügte sich mit dem Versprechen, über die andern Dinge solle nach der Krönung verhandelt werden. So kam am 24. Juni Abends das Inauguraldiplom noch zu Stand, um neun Uhr unterzeichnete es die Königin, am andern Morgen fand die Krönung statt.

---

*) Zur Charakteristik dieses hochverdienten Mannes vergl. Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. I. S. 257—73.

**) Relation des Capollo 1744.

Krönung. Es war ein heiterer Sonntag, Festfreude strahlte auf jedem Angesicht, der deutsche Adel wetteiferte mit dem ungarischen in Pracht. Die Blässe der Erregung vor dem wichtigen Akt lag auf dem Angesicht der Königin, erst der jubelvolle Empfang durch das Volk gab ihr wieder Farbe. Die Krönung fand in der hergebrachten sinnvollen Weise statt: sie schwor den Eid auf die Gesetze des Landes und versprach, Gerechtigkeit in Ungarn walten zu lassen: sie ward vom Primas gesalbt, mit dem Mantel des hl. Stephan umkleidet, mit seinem Schwert umgürtet, seine Krone ihr aufs Haupt gesetzt, das Scepter und der Reichsapfel ihr gereicht. — Auf dem Throne sitzend, empfing sie dann den Huldigungseid und wurde als „geheiligte apostolische Majestät" begrüßt. Sie ritt dann auf schwarzem Roß den Monarchenhügel hinan, schwenkte das Schwert nach allen vier Weltgegenden zum Zeichen, daß sie Ungarn gegen jedweden Feind vertheidigen wolle. Im Wagen kehrte sie in das Schloß zurück. Ihr Anblick elektrisirte — sie selber war vom Jubel tief gerührt. Der Engländer Wraxall schreibt: „Einige, welche Maria Theresias Krönung beiwohnten, haben mich versichert, daß sie eine der schönsten Frauen in Europa war. Sie war von feinem Wuchse und majestätischer Haltung. Ihr Auge, obgleich hellblau, war ausdrucksvoll und mild. Sie war eben vom Kindbette aufgestanden, und das Matte, Schmachtende verlieh ihr neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte, mußte man sie ausfüttern. Da sie ihr zu schwer ward, legte sie dieselbe ab, als sie sich zur Tafel setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich lange dauerte, verbreitete eine Röthe über ihr Gesicht, die den Glanz ihrer Schönheit vermehrte. Ihre Haare fielen in Locken über ihre Schultern und sie war ganz bezaubernd*)."

Neue Schwierigkeiten. Schon am Tag nach der Krönung erhoben sich wieder Schwierigkeiten im Landtag. Maria Theresia war verletzt durch neue Aeußerungen des Mißtrauens. Unter Thränen klagte sie dem Judex curiae, Josef Esterhazy, was es denn noch Verläßliches auf Erde gebe, wenn man selbst auf die Eidschwüre der Monarchin nicht mehr bauen wolle. Die Ungarn sollten durch die Erfahrung inne werden, in welch' hohem Grad sie ihnen günstig sei. Der Streit betraf die Sonderstellung Ungarns und die Ernennung ihres Gemahls zum Mitregenten, von welcher die Mehrzahl der Abgeordneten Nichts wissen wollte, weil sie fürchteten, er werde wie nach Oesterreich, so auch nach Ungarn viele Lothringer mitnehmen und in öffentliche Aemter unterbringen wollen. Maria Theresia war entschieden in ihrem Verlangen. Ihre Fürsprecher wiesen auf die Verdienste Karls von Lothringen um Ungarn hin und die obere Tafel bildete das Mittelglied zwischen der Königin und den Ständen. Die Frauen wurden besonders eifrig für die Königin und gewannen ihr die Männer.

Indessen drängte die Noth zu raschen Entschlüssen. Eine bittere Botschaft kam um die andere. Am 7. September berief sie die vornehmsten Ungarn zur Berathung auf das Schloß und setzte ihnen mit hinreißender Beredtsamkeit die Nothlage auseinander. Die Anwesenden versprachen Gut und Blut für die Königin, baten sie, nur den Ungarn zu vertrauen und ihren Aufenthalt in Raab zu nehmen. Am 11. September wurden die Mitglieder beider Tafeln ins Schloß beschieden zur Anhörung der königlichen Vorlagen. Als sie versammelt waren, kam die Königin in Trauer, in ungarischer Tracht, die Krone des hl. Stephan

Aufforderung zur Hilfe.

*) Wraxall, Courts of Berlin and Vienna II. 296. Mahon l. c. III. 90.

auf dem Haupt, sein Schwert an der Seite. Langsam und majestätisch schritt sie durch die Reihen der Großen zum Thron. Der Kanzler Batthyany *) sprach zuerst, wie die Königin wider alles Recht von fremden Fürsten bekriegt werde und die Gefahr sich nicht bloß gegen ihre Hauptstadt, sondern selbst gegen Ungarn heranwälze. Dann erhob sich die Königin und sprach: „Der Zustand unserer Staaten ist tief betrübt. Darum glaubten wir den treuen Ständen unseres geliebten Königreiches Ungarn über den feindseligen Einfall in unsere Erblande Oesterreich, über die Gefahr, welche Ungarn selber bedrohte, und die Mittel ihr vorzubeugen, eine schriftliche Vorlage machen zu müssen. Jetzo handelt es sich um das Königreich Ungarn, um unsere Person, um unsere Kinder, um die Krone. Wir sind von Allen verlassen, unsere einzige Zuflucht sind noch die Treue dieser ruhmvollen Stände, die Waffen und der alte Heldengeist dieser Nation! Darum mahnen wir die Stände dringend, in dieser höchsten Gefahr für die Sicherheit unserer Person, unserer Kinder, der Krone und des Reiches so schnell als möglich werkthätige Sorge zu tragen. Was an uns liegt, so können die getreuen Stände und das Volk von Ungarn in Allem auf unsere gnädige Gesinnung und Mitwirkung rechnen, was zur Wiederherstellung des früheren glücklichen Zustandes des Landes und zum Glanze seines Namens beitragen kann." Als sie ihrer Kinder gedachte, brach sie in Thränen aus und bedeckte einige Zeit hindurch ihre Augen weinend mit dem Tuch. „Wir weinten alle mit der Königin," schreibt ein Anwesender, „aber es waren Thränen der Liebe und des Zornes." Der Anblick der schönen unglücklichen Herrscherin wirkte gewaltig. Im Auflodern des ritterlichen Sinnes und des Heldenzornes zogen die Ungarn die Säbel: „Leben und Blut für Eure Majestät! Wir wollen für unseren König Maria Theresia sterben **)."

Einmüthig wurde die Einsetzung einer Deputation besprochen, welche die nöthigen Maßregeln ergreifen sollte. Es ist bezeichnend für die Stimmung in Ungarn, daß beim Fortgehen einer der Deputirten behauptete, von einem Deutschen gehört zu haben, die Königin thäte besser, sich und die Ihrigen dem Teufel als den Ungarn zu vertrauen, und daß alle es glaubten und die deutschen Minister an den Galgen verwünschten, weil sie die beste Königin verhinderten, ihrem Volk Waffen in die Hand zu geben. Uebrigens war es den Ungarn blutiger Ernst. Insurrection.
100.000 Mann hofften sie auf die Beine zu bringen. Aus Ungarn gedachte man mindestens 15.000 Reiter zu senden, aus Croatien und Slavonien 14.000, aus Siebenbürgen 6000. Jetzt, da die Begeisterung alle Herzen verschmolz, wurde auch ein anderer Wunsch der Königin befriedigt, nämlich ihr Gemahl am 20. September von den Ständen zum Mitregenten ernannt. Am 21. September kam Mitregentschaft.

*) Arneth I. 287—90.

**) Agitur de regno Hungariae, de persona nostra, prolibus nostris et corona. Ab omnibus derelicti unice ad inclytam Statuum fidelitatem, arma et Hungarorum priscam virtutem confugimus. Die Stände antworteten mit dem Ausruf: „Vitam et sanguinem pro Majestate vestra! Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia. Allocutio reginae Hung." Coxe, Geschichte des Hauses Habsburg. IV. 128.

Erzherzog Joseph. der Sohn der Königin zu Schiff nach Preßburg geflüchtet, „einem Eichhörnchen gleich blickte der sechs Monate alte Prinz von dem Arm seiner Wärterin auf das in gewaltiger Menge herzubringende Volk*).“ Am 21., als ihr Gemahl vor den versammelten Ständen den Eid ablegte, zeigte Maria Theresia ihr Söhnlein den Ständen. Begeistert riefen diese: „Wir wollen für die Königin und ihre Familie sterben, sterben für unsern König Maria Theresia.“

Zugeständnisse. Dies ist der wahre Verlauf dieses ewig denkwürdigen Landtags, welcher am 29. Oktober 1741 geschlossen wurde. Er hatte wichtige Folgen für Ungarn. Die Königin gestand zu, daß die Steuerpflichtigkeit nicht auf Grund und Boden laste, daß der Adel steuerfrei sei, daß das ungarische Finanzwesen vom österreichischen unabhängig sei, daß die ungarische Hofkammer und Hofkanzlei unmittelbar unter dem König stehe, daß sie Siebenbürgen als zu Ungarn gehörig regiere, daß weltliche und geistliche Aemter nur an Ungarn gelangen. Die Indigenatstaxe ward auf 20.000 Dukaten erhöht, die Ausfuhr der Produkte ward erleichtert. Maria Theresia versprach, öfters in Ungarn zu residiren. Noch wichtiger waren die Folgen für die Königin und den Bestand des Ostreiches. In den Hütten wie auf den Schlössern, auf den Bergen wie in den Ebenen rüstete man zum Krieg. Die Begeisterung, die in Ungarn rege wurde, ergoß sich wie ein Glutstrom über die andern Länder. Wo solche Bande Fürst und Volk verbinden, da ist ein Reich unüberwindlich. Neuer Glaube an Oesterreichs Bestand regte sich in Europa.

Die Damen in England sammelten — die alte Marlborough ging von Haus zu Haus — für die Frau, welche die Zierde ihres Geschlechtes war, 100.000 Pfund. Die Feinde wurden verblüfft, Winke kamen von Friedrich und von Frankreich, daß man zu Unterhandlungen bereit sei. Die königliche Familie von Frankreich wurde eifrig für Maria Theresia. Es wird erzählt**): „Fleury besuchte eines Tags den Dauphin, um ihm in seinen Studien zu helfen. Dieser sprach mit dem Minister über den begonnenen Krieg und fragte, ob dieser auch gerecht sei. Der Cardinal wollte die Rechtmäßigkeit vertheidigen, wurde aber von den Gründen des Dauphin geschlagen, daß er zugestehen mußte, der Krieg sei ungerecht, und ging schnell weg, um nicht noch mehr zugestehen zu müssen. Alles war erstaunt, und von da an galt der Dauphin als die Hoffnung aller Leute, die auf Ehre hielten.“ Die Kriegspartei aber benutzte die schmutzigsten Mittel, Maitressen (es kann hier nicht Alles erzählt werden), um den schwachen König in einer Art Betäubung zu erhalten. Uebrigens wurde von da an die Bekämpfung Maria Theresias planloser betrieben. Die Königin von Spanien aber, die eben noch ganz Oesterreich angesprochen, entwarf schon Pläne, den kaum gebornen Erzherzog Joseph mit einer Infantin zu vermählen. Elisabeth Farneses stetes Streben war ja, Oesterreich zu verschlingen oder zu erheirathen***).

Säumniß Karl Alberts. Zum Glück für Maria Theresia war der Baier eitel, er gefiel sich zu lange in Linz im Genuß seiner neuen Würde, statt daß er gleich gegen Wien

---

*) So erzählt ein ungarischer Berichterstatter bei Arneth l. c. I. 305.
**) Mémoires de Richelieu VI. 168. Michelet, Louis XV. p. 189.
***) Michelet, Louis XV. S. 188—92.

vordrang. Erst am 3. Oktober brach er von Linz auf, aber jetzt war für die Vertheidigung von Wien schon so viel geschehen, daß man die Stadt durch sechs Wochen zu halten vermochte. Auf einmal setzte der Baier über die Donau und brach gegen Böhmen auf. Friedrich II. hatte ihm vergebens geschrieben: „der Kurfürst kann im Augenblick ohne Widerstand Wien wegnehmen und dadurch der österreichischen Macht die Wurzel abschneiden; er muß den Kriegsschauplatz sogleich nach Oesterreich und dann nach Ungarn verlegen; es ist leicht und sicher, wenn es schnell geschieht; versäumt er die Gelegenheit, so gibt er dem Feinde Frist, seine Macht zusammen zu ziehen. Was heute sicher ist, kann morgen ungewiß werden. Geht der Kurfürst auf Böhmen zu, so stellt er seine Erblande dem Zufall der Begebenheiten bloß. Er bietet den Feinden einen reizenden Bissen dar, den sie nicht verschmähen werden. Meine Meinung ist, die Römer kann man nur in Rom überwinden *)." Die Franzosen trieben selber den Kurfürsten, von Wien abzustehen und sich nach Böhmen zu wenden. Als Schmettau wegen dieses Rathes dem französischen Botschafter bei Karl Albert Vorwürfe machte, entgegnete dieser: „Aber dann braucht uns ja dieser Mensch nicht mehr, und das wäre gegen unsern Vortheil." Friedrich **) hat einen richtigen Blick, wenn er bemerkt: „der Kurfürst ließ die große Aussicht Wien, wovon er nur noch zwei Märsche entfernt war, fahren, wegen der kindischen Besorgniß, daß wenn die Sachsen allein in Böhmen wären, sie das Königreich erobern und für sich behalten könnten, und die Franzosen bestärkten ihn in diesem Mißtrauen." — In der That zogen 21.000 Sachsen gegen Prag, welches jetzt das Ziel war, worauf auch die Franzosen und Baiern zueilten.

Der Vertrag vor Kleinschnellendorf. Kaiser Karl VII. Die Oesterreicher nehmen Baiern.

Friedrich aber begann mit Maria Theresia insgeheim zu unterhandeln. Friedrich II.
Sein Heer bedurfte der Ruhe und auf der andern Seite fürchtete er, daß er für Frankreich arbeite: „Das Ministerium zu Versailles," sagt er***), „stand in der Meinung, daß es um die österreichische Macht gethan sei, und daß sie auf ewig würde zertrümmert werden. Auf die Trümmer dieses Reichs wollte es vier Fürsten erheben, deren Macht sich wechselseitig das Gleichgewicht halten könnten, nämlich die Königin von Ungarn, welche dieses Königreich, Oesterreich, Kärnthen und Krain behalten sollte, den Kurfürsten von Baiern als Herrn von Böhmen, Tyrol und Breisgau; Preußen mit Niederschlesien und endlich Sachsen, welches Mähren und Oberschlesien zu seinen andern Besitzungen hinzugefügt bekommen sollte. Diese vier Nachbarn würden sich nimmermehr auf die Länge haben vertragen können, und Frankreich gedachte alsdann die Rolle eines Schiedsrichters hiebei zu spielen und über Hospodare zu schalten, welche es selbst gesetzt hätte. So haben es die Römer einst gemacht. Es war aber gar nicht in dem Sinn des Königs von Preußen, der für die Erhöhung seines Hauses arbeiten und sein Kriegsvolk nicht aufopfern wollte, um sich her Nebenbuhler zu schaffen; hätte er sich zum knechtischen Werkzeug der französischen Staatskunst gebrauchen lassen, so hätte er sich selbst das Joch bereitet, welches ihm dann wäre auferlegt worden, er hätte Alles für

*) Histoire de mon temps. Chap. V.
**) Ibid. Chap. IV. Arneth II. 318—26.
***) Ibid. Chap. IV. Anfang.

Frankreich gethan und Nichts für sich; er wäre durch das übermäßige Glück der Franzosen überwältigt und aus einem Bundesgenossen ein Unterthan und gezwungen worden, in Alles zu willigen, was Frankreich von ihm verlangen mochte, weil es ihm an Macht zum Widerstand, oder an Bundesverwandten und Gehilfen gefehlt haben würde. Es schien also die Klugheit von dem König ein gemäßigtes Benehmen zu fordern, durch welches er eine Art von Gleichgewicht zwischen den Häusern Oesterreich und Bourbon festsetzen könne. Die Königin von Ungarn stand am Rande des Abgrunds. Ein Waffenstillstand gab ihr Gelegenheit, wieder zu Kräften zu kommen, und der König war sicher, daß er denselben wieder brechen könne, wenn er es für dienlich halten würde, weil die Politik des Wiener Hofes es erforderte, dies bekannt zu machen. Endlich hatte der König die geheimen Verbindungen Fleurys entdeckt; er wußte, daß der Cardinal geneigt war seine Bundesgenossen zu opfern, wenn der Wiener Hof dieser Krone Luxemburg und einen Theil von Brabant anbieten würde." Diese, wegen ihrer Offenheit merkwürdige Stelle zeigt, wie Friedrich II. sich vor den Folgen seines Handelns zu fürchten begann. Wer hat denn mehr als er durch seinen ungerechten Einfall in Schlesien die Gefahr einer französischen Herrschaft über Deutschland nahe gebracht! Ludwig XV. wäre der Agamemnon Deutschlands geworden, wenn er nicht ein gar zu kläglicher Mann gewesen wäre. Die Arglist des Friedensantrags leuchtet aus Friedrichs eigenen Worten hervor, er wollte nur einen Waffenstillstand schließen, bis sein Heer ausgeruht hätte, und legte Oesterreich eine Falle, von der er überzeugt war, daß es hineinstürze und ihm dadurch den Vorwand gebe, wieder loszuschlagen, wenn es für ihn vortheilhaft wäre.

England. Das englische Cabinet handelte stets in der Ueberzeugung*), daß Maria Theresia Friedrich für sich gewinnen müsse, um gegen ihre zahlreichen andern Feinde bestehen zu können. Es wollte um keinen Preis einen von Frankreich abhängigen deutschen Kaiser sehen. Der englische Unterhändler bei Friedrich II. trieb immer zur Aussöhnung mit der Königin um einen mäßigen Preis, und der Gesandte bei Maria Theresia um Nachgiebigkeit, daß sie diesen fähigsten Gegner beschwichtige. Am 13. September 1741 erhielt sie von Lord Hyndford den Wink, Friedrich wäre nicht abgeneigt unter folgenden Bedingungen, die er ihm in die Feder dictirte, Frieden zu schließen: „Ganz Niederschlesien, den Fluß Neisse als Grenze, die Städte Neisse und Glatz gehören uns (den Preußen), jenseits der Oder bleibt die alte Grenze zwischen den Herzogthümern Brieg und Oppeln; Breslau gehört mir; die religiösen Angelegenheiten bleiben, wie sie sind; Schlesien bleibt unabhängig von Böhmen und wird auf ewige Zeiten abgetreten. Dafür greife ich nicht weiter an und belagere Neisse nur zum Scheine; der Commandant übergibt dann die Festung und zieht sich zurück. Ich bleibe ruhig im Winterlager und das österreichische Heer kann hinziehen, wohin es will. Der Vertrag muß in zwölf Tagen abgeschlossen sein." Die Königin hatte damals Sorge um die Hauptstadt ihres Reiches, wie um Prag, und die Ueberzeugung war durchgedrungen, daß man entweder Frankreich oder Preußen für sich gewinnen müsse. Vom französischen Hof waren Anzeigen gegeben worden**), daß man geneigt sei zu unterhandeln; als aber Belleisle in Frankfurt erklärte, daß von einer Kriegführung Frankreichs
Verhandlungen. gegen Friedrich II. gleich wenig als von der Wahl Franz Stephans zum deutschen Kaiser die Rede sein könne, so brach man wieder ab und gab Neipperg Vollmacht, mit Friedrich II. zu unterhandeln, nur dürfe Glatz nicht aufgegeben werden und Friedrich keine Winterquartiere in Böhmen beziehen***).

*) Ranke l. c. II. 318—20, 327.
**) Arneth l. c. I. 329—34.
***) Ranke, l. c. II. 327—44. Arneth I. 331—38.

Am 9. Oktober kam Friedrich mit Neipperg im Starhembergischen Schloße Kleinschnellendorf zusammen, insgeheim, daß der französische Gesandte Valori Nichts merke. Der König brachte den englischen Gesandten Hyndford und den Obersten Goltz mit sich, Neipperg den Generalwachtmeister Lentulus. Hyndford führte das Protokoll und gab Jedem eine Abschrift des Vertrags, der also lautete: „Neipperg zieht am 16. unbeläftigt nach Mähren zurück, der König belagert Neisse zum Scheine, das sich ihm nach 14 Tagen ergibt, Friedrich behält Niederschlesien und Neisse, und Maria Theresia wird es im Frieden feierlich abtreten; ein Theil des preußischen Heeres darf bis Anfangs Mai 1742 in Oberschlesien überwintern, aber nicht brandschatzen oder Rekruten ausheben. Friedrich enthält sich aller weitern Feindseligkeiten gegen Maria Theresia und den Kurfürsten von Hannover; der Vertrag bleibt geheim; Neipperg, Lentulus und Hyndford geben ihr Ehrenwort dafür.“ Klein-schnellen-dorfer Vertrag.

Friedrich sagte dann Neipperg im Vertrauen: „er habe sich allerdings mit Frankreich, Baiern und Sachsen verbunden, er wolle aber viel lieber auf gutem Fuß mit Maria Theresia stehen; er wolle nicht, daß der Sachse, noch der Franzose weiter um sich greifen. Er rieth Neipperg, sich mit Lobkowitz schnell zu vereinigen und dann über die Franzosen herzufallen; siege die Königin von Ungarn, so werde er sich vielleicht mit ihr verbinden; unterliege sie, so müsse eben Jeder für sich selber sorgen.“ Maria Theresia hielt den Vertrag; sie gebot ihren Gesandten, denen sie ihn mittheilen mußte, die strengste Geheimhaltung. Mit den Preußen ward nur zum Schein geplänkelt, als Neipperg gegen die Baiern nach Mähren abzog. Neisse ward am 21. Oktober übergeben nach kurzem Scheinwiderstand. Friedrich empfing am 7. November 1741 in Breslau die Huldigung. Mit dem ständischen Wesen in Schlesien hatte es aber jetzt ein Ende. Der König erklärte, daß er nur die Privilegien und Freiheiten beachten werde, welche mit den wahren Interessen des Landes verträglich wären; als Freund der Toleranz wolle er, daß die verschiedenen Bekenntnisse sich gut mit einander vertragen. Er werde deshalb ohne Ansicht der Religion im Justizfache Schlesier anstellen und nur je einen Brandenburger in einem Collegium; im Finanzfache könne er aber keinen Schlesier brauchen. Wollten sie sich dafür fähig machen, so müßten sie zuerst im Brandenburgischen die dortigen Einrichtungen kennen lernen. Mit andern Worten: der König zog die Verwaltung der Landeseinkünfte vollkommen an sich und wußte in kurzer Zeit 1,836.000 Thaler aus Schlesien zu ziehen, viel mehr, als die milde österreichische Regierung je zu verlangen gewagt hätte. Als die Schlesier gegen die Höhe der Steuern Widerspruch einlegten, hieß es, der König besitze das Land durch Kriegsrecht; Alles, was den Einzelnen in den Händen gelassen werde, gehöre eigentlich dem König. In Berlin ward Friedrich mit Jubel empfangen, er brachte eine einträgliche Provinz mit sich. Vor dem Erfolg verstummten alle Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges. Schlesien.

Indeß hatte sich das Schicksal von Prag entschieden. Drei feindliche Armeen, ungefähr 80.000 Mann, rückten in verschiedenen Richtungen auf Böhmens Hauptstadt los. Aber auch Oesterreicher kamen, um die Stadt zu retten. Am 7. November 1741 traf Neipperg mit den Truppen aus Schlesien in Znaim ein, wo Maria Theresias Gemahl harrte, um den Oberbefehl zu übernehmen. Neipperg rückte aber zu langsam vor und Franz Stephan war kein Heerführer und hatte nicht die Thatkraft, den Marsch zu beflügeln, was Maria Theresia wollte mit Prag. Franz Stephan.

der Mahnung: „Nicht zu viel tandeln." Als Feldmarschall Christian Lobkowitz mit einigen Regimentern in Neuhaus zu ihnen stieß, stieg das österreichische Heer auf 40.000 Mann, darunter 13.000 Reiter. Also Macht genug, um einen Schlag auszuführen, Verstärkung nach Prag zu werfen, oder die Feinde vereinzelt zu werfen. Aber diese waren schneller und wußten die Zeit besser zu benützen.

Erstürmung Prags. Am 19. November standen sie schon vor Prag. In der Stadt waren nur 2.500 meist neueingereihte und noch wenig geschulte Soldaten, welche noch überdies seit 16 Tagen ohne Ablösung im Dienste standen. Die Studenten waren willig, mit den Bürgern aber war wenig zu machen. In einer schönen Mondnacht am 25. November vollführten zwei uneheliche Brüder des Kurfürsten von Sachsen, Graf Moritz und Rutowsky, den Handstreich, der ihnen Prag gewann. Zwei Scheinangriffe verdeckten den Hauptangriff, der mit geringem Verlust gelang. Die Mauern wurden rasch erstiegen und die Thore geöffnet, übrigens die Stadt, obschon mit Sturm genommen, nicht geplündert. Die Sieger hielten Mannszucht, keinem Bürger wurde ein Leid zugefügt. Im Königssaal erfuhren die Oesterreicher die Nachricht, die wie ein Donnerschlag auf sie wirkte. Sie zogen sich schnell hinter die Moräste von Budweis, Tabor, Neuhaus und Wittingau zurück, wo sie sich bald wieder erholten, aus Oesterreich Verstärkungen an sich ziehen und Baiern und Franzosen bedrohen konnten*). Bittere Thränen vergoß die Königin bei der Nachricht vom Falle Prags, doch erhob sich ihre Seele bald wieder zu muthigen Entschlüssen**): „Mein Vorsatz ist gefaßt, schrieb sie, Alles auf's Spiel zu setzen und zu verlieren, um nur Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen eure Maßregeln gerichtet sein. Eher sollen alle meine Heere vernichtet werden, als daß ich irgend Etwas abtrete. Ihr werdet sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr, ich weiß aber auch, daß ich all die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, daß ich sie alle hundertfältig zu vergüten im Stand sein werde. Das will ich thun, jetzt aber

Belleisle. verschließe ich mein Herz dem Mitleid." Marschall Belleisle, den eine Krankheit in Dresden zurückgehalten hatte, begab sich nach Prag gleich nach dessen Uebergabe und sandte Moritz von Sachsen ab, um die Ufer der Sassawa frei zu halten. Den Cardinal bat er um Ablösung und Marschall Broglie, bisher Statthalter von Straßburg, wurde mit dem Oberbefehl in Prag betraut.

Karl Albert König. Indeß ließ sich am 7. December 1741 Karl Albert in den Straßen von Prag als König ausrufen und am 19. December krönen, und nicht weniger als 400 Mitglieder böhmischer Stände fanden sich zu dieser Feier in Prag ein. Von da ging der von seiner neuen Würde berauschte Mann über Dresden nach München. Hier war die Stimmung nicht die beste: man hatte das Unternehmen des Kurfürsten nie gebilligt; man hatte kein Zutrauen auf die Zukunft. Nur kurze Zeit verweilte der Kurfürst in seiner Hauptstadt, um sich dann zu Festlichkeiten nach Mannheim zu begeben, und dort die Erwählung zum Kaiser abzuwarten.

Kaiserwahl. Schon zwei Monate tagten hier die Wahlbotschafter. Friedrich bemerkt spöttisch***): „Statt ein Oberhaupt zu wählen stritt sich die Versammlung über goldene Fransen oder Spitzen, welche die Gesandten vom zweiten Range eben so wohl zu tragen verlangten als die vom ersten Range. Diese Wahlversammlung war in zwei Parteien getheilt, die eine bestand aus schwärmerischen Anhängern

*) Histoire de mon temps. Chap. 4.
**) Arneth, l. c. I. 346.
***) Histoire de mon temps. Chap. II.

der Königin von Ungarn, die andere aus übertriebenen Feinden derselben. Jene wollten mit einer gewissen Halsstarrigkeit den Großherzog von Toscana zum Kaiser haben, diese eben so hartnäckig den Kurfürsten von Baiern. Das Glück, welches die Waffen der Verbündeten noch begünstigte, entschied den Streit. Ihre Partei erhielt am Ende das Uebergewicht, welches die Glücklichen zu haben pflegen." — Indeß rückte das Wahlgeschäft in Frankfurt um Nichts weiter. Friedrich drängte zur Beschleunigung desselben. Der Erzbischof von Mainz kündigte dem Botschafter Maria Theresias, einem Freiherrn von Prandau, die Ausschließung der böhmischen Kurstimme vom Wahlgeschäft an, dieser protestirte, wurde aber auf Andringen der baierischen Partei aus der kraft seiner Würde eingenommenen Wohnung ausgewiesen*). Er begab sich nach Hanau und legte hier feierlichen Protest gegen das Verfahren ein. Der Antrag, den Kurfürsten von Baiern als König von Böhmen und Erzherzog von Oesterreich in der Wahlcapitulation anzuerkennen, wurde jedoch abgelehnt. Am 24. Januar 1742 fand die Wahl statt, sie fiel jetzt einmüthig auf Karl Albert. Maria Theresia hatte am 3. Januar 1742 erklärt, die Wahl, wie sie auch ausfallen möge, anzuerkennen, wenn sie nur frei und nach den Vorschriften der goldenen Bulle, also ohne Ausschließung Böhmens und nach Wiederherstellung des Friedens vorgenommen werde. Folgerichtig erklärte sie dieselbe jetzt als null und nichtig. Am 31. Januar hielt der neue Kaiser, er nannte sich Karl VII., seinen Einzug in Frankfurt, am 12. Februar wurde er feierlich gekrönt. Karl VII.

Wilhelmine war in Frankfurt und kann nicht umhin einige bittere Bemerkungen zu machen**): „Der arme Kaiser genoß nicht das ganze Vergnügen, welches diese Ceremonie ihm gewähren sollte. Er starb fast vor Gichtschmerz und Blasengries und konnte sich kaum aufrecht erhalten. Dieser Mann befand sich in der unangenehmsten Lage und mußte die Fürsten des Reiches schonen, um Hilfe von ihnen zu erlangen. Dieser Kaiser verdiente ein besseres Schicksal, er war sanft, menschenfreundlich, sprachselig, und besaß die Gabe, die Herzen zu gewinnen. Man kann von ihm sagen, Mancher glänzt im zweiten Rang, der im ersten verdunkelt wird. Sein Ehrgeiz war größer als sein Genie. Er besaß Geist, aber Geist ist nicht genug, um einen großen Mann auszumachen! und die Lage, in welcher er sich befand, war über seine Sphäre, und sein Unglück wollte, daß er Niemanden um sich hatte, der ihm mit den Talenten aushalf, die ihm fehlten." Auch an der Gemahlin Karl Alberts, Maria Amalia, übt Wilhelmine ihre spitze Zunge: Maria Amalia. „Die Kaiserin ist von mehr als einem kleinen Wuchse und so dick, daß sie wie eine Kugel aussieht. — Sie ist äußerst häßlich, ohne Haltung und Anmuth, ihr Geist kommt ihrer Gestalt gleich, denn sie ist übertrieben bigott und bringt ganze Nächte und Tage in ihrem Betzimmer zu." Wo sollte aber die arme Frau im Widerstreit ihrer Gefühle, als Erzherzogin und als Gemahlin Karl Alberts, in der Voraussicht des Unglücks, das sein Treiben über ihre Familie bringe, wo sollte sie anders Trost suchen als im Gebet? Doch erwähnt Wilhelmine einen Zug, der sie ehrt: als deutsche Kaiserin wollte sie nur Deutsch reden. „Sie verstehe

*) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. B. II. S. 20—21.
**) Schluß des II. Bandes ihrer Memoiren vom Jahre 1742.

das Französische nicht recht, entschuldigte sie sich. Die Markgräfin von Baireuth bemerkt jedoch: „Sie versteht Französisch recht gut, sie war aber so sehr Sklavin ihrer Etikette, daß sie geglaubt hätte, ein Verbrechen beleidigter Hoheit zu begehen, wenn sie mich in einer fremden Sprache unterhalten hätte. Sie empfing mich zitternd und in verlegener Weise." Wir finden dies begreiflich, denn in die Festfreude von Frankfurt tönte auf einmal die böse Nachricht, München sei von den Oesterreichern eingenommen.

Die Oesterreicher in Baiern. In der That rückten die Oesterreicher schon in Baiern ein. In der Noth hatte Maria Theresia aus Italien die Besatzungen, 10000 Mann, herausgezogen. Zu diesen kamen 7000 aus Ungarn, 3000 aus dem Breisgau, die durch Tyrol gekommen waren. An ihre Spitze stellte die Königin einen Schüler Eugens, den Khevenhiller. hochbegabten Feldmarschall Grafen Andreas Ludwig Khevenhiller, den Enkel des berühmten Staatsmannes und Geschichtschreibers unter Ferdinand II. *) und von seiner Mutter her, den Enkel des Siegers von St. Gotthardt. — Er ist gleichfalls Schriftsteller und zeigt in seinen militärischen Werken ein tiefes Studium der Kriegswissenschaft**). Khevenhiller erhielt den Auftrag, die in Oberösterreich und Baiern zurückgebliebenen französischen und baierischen Truppen aus dem Land zu treiben und hat diese Aufgabe glänzend gelöst, namentlich auch die neuausgehobene Mannschaft durch Verwendung unter den geschulten Truppen, erfolgreich zu gebrauchen verstanden. Unter ihm dienten die Führer Bernklau, Menzel und Trenck. Am 20. Dezember 1741 verließ Khevenhiller Wien und schreckte die einzelnen Posten auf. In wenigen Tagen hatte er den Franzosen 1643 Mann getödtet oder gefangen und einen glänzenden Uebergang über die Linz. Enns bewerkstelligt. Die Franzosen zogen sich nach Linz zusammen, um welches sie starke Verschanzungen gebaut hatten. „Die Welt, schreibt Friedrich, hörte zum Erstaunen, daß 10,000 Oesterreicher 15,000 Franzosen in Linz blokirten, so sehr kann ein einzelner Mann seinem Heere das Uebergewicht über die Truppen seiner Feinde verschaffen***)." Diese günstigen Kämpfe waren der erste Glücksschimmer für Maria Theresia in einer trüben Zeit und wir begreifen ihre Freude und daß sie dem siegreichen Feldherrn ihr Bild in Brillanten sandte mit jenem berühmten Brief, der ihre ganze Seele kennzeichnet: „Lieber und getreuer Khevenhiller!" „Hier hast du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben, was meinst du, will aus diesem Kinde werden? Sieh: deine gnädigste Frau erbietet sich dir als einem getreuen Minister; mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und Alles, was unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getrauest. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild; thue, was du recht zu sein glaubst; sei blind in Verurtheilung des Meineidigen; folge deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in den unsterblichen Eugenischen Thaten und sei versichert, daß du und deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und Unsern Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangst. Solches schwören wir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl! — Maria Theresia." Thränen rollten über die Wangen der rauhen Kriegsmänner, als ihnen Khevenhiller das Schreiben vorlas, sie rissen ihre Schwerter aus der Scheide, küßten sie und warfen den Kuß dem Bilde Maria Theresias zu. Vom 2. bis zum 23. Januar fanden Kämpfe um Linz statt. Am 23. übergab Graf

*) Vergl. B. V. S. 224—279, 513—523.
**) Arneth l. c. II. 3.
***) Histoire de mon temps. Chap. 5. Anfang.
†) Arneth, l. c. II. S. 9.

Segür den Ort für freien Abzug, unter dem Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Oesterreich zu kämpfen. Indeß hatte Bernklau am 7. Januar 1742 Schärding, das Thor von Baiern, genommen. Die Regierung bot den Landsturm auf, Graf Törring eilte aus Böhmen herbei und versuchte Schärding in der Nacht vom 16—17. Januar zu überfallen. Die Oesterreicher waren aber wachsam, schlugen ihn zurück und drangen bis an den Rottfluß vor. Dort nahmen Bernklau und Menzel die Flüchtlinge in die Mitte, über die ein panischer Schrecken kam. Am 23. Januar nahm Bernklau Passau und Oberhaus und gewann 50 Kanonen. Am 12. Februar stand Menzel vor München. Die Stadt ergab sich, als Menzel Sicherheit der Person und des Eigenthums, Achtung der städtischen Freiheiten, Schonung der kurfürstlichen Schlösser versprach. Der Widerstand hörte auf, das Landvolk wurde entwaffnet. Schon wollte Khevenhiller gegen die unter Harcourt herbeieilenden Franzosen ziehen, um durch einen großen Sieg über sie seine Thaten zu krönen, als ihn der schmerzliche Befehl traf, 10.000 Mann gegen die Preußen nach Mähren zu entsenden, denn Friedrich hatte den Vertrag von Kleinschnellendorf gebrochen. in München.

Erneuerung des Schlesischen Krieges. Kampf in Mähren. Schlacht bei Czaslau. Friede zu Breslau.

Sein Verfahren kann in der That nur als Wortbruch bezeichnet werden. Friedrich sagt zwar*): Der Kurfürst von Baiern, bestürzt über einen so unerwarteten Wechsel des Glücks, suchte Hilfe bei der Freundschaft des Königs; er beschwor ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, ihn nicht zu verlassen und durch eine tüchtige Diversion seine Lande und seine Truppen zu retten. Er verlangte, daß die Preußen durch Mähren in Oesterreich eindringen sollten, um den Franzosen wieder etwas freie Luft zu schaffen. — Da war es nicht mehr Zeit auf der gemäßigten Mittelstraße zu bleiben: entweder mußte man sich an die mündliche Verabredung des Waffenstillstandes halten, welche Nichts sicher versprach (!); oder man mußte durch eine in die Augen fallende Unternehmung die preußischen Bundesgenossen aus einem irrigen (?) Verdacht reißen. Der Einmarsch in Mähren war das Einzige, was die Umstände erlaubten, weil dadurch der König sich nothwendiger machte und sich in die Lage versetzte, von beiden Parteien gleich dringend gesucht zu werden. Daher entschloß er sich zu dieser Unternehmung, wobei er sich zugleich vornahm, doch nur so wenig als möglich von seinen eigenen Truppen, und so viel, als seine Alliirten ihm von den ihrigen geben wollten, dazu zu verwenden." — Friedrich sucht seinen Wortbruch vergebens zu entschuldigen, die Thatsachen sprechen gegen ihn. Am 9. Oktober hatte er den Vertrag in Kleinschnellendorf abgeschlossen, am 30. hatte er die Frucht desselben gepflückt, und war in Neisse eingezogen. Arneth ist im vollen Recht, wenn er sagt**): „Friedrich schloß das Uebereinkommen nur ab, um Neisse ohne Blutvergießen in seine Gewalt zu bekommen, um Neippergs Heer nicht mehr gegenüber zu haben, sich in aller Ruhe ausbreiten zu können und seinen durch einen elfmonatlichen Feldzug erschöpften, schon mißgestimmten Truppen Erholung zu gönnen. Er schloß es ab in der Absicht, die Königin von Ungarn zu hintergehen." Desgleichen ist der Bruch des Vertrags.

*) Histoire de mon temps. Chap. V. Anfang.
**) l. c. I. 337.

Preuße Stenzel im Recht, wenn er sagt, es sei das beim Schließen und Brechen des Kleinschnellendorfer Vertrages beobachtete Verfahren nicht zu rechtfertigen, oder auch nur einigermaßen zu entschuldigen: das müsse man den dazu bestimmten eigentlichen und uneigentlichen Staats-, Hof- und Haushistoriographen überlassen *). Trotz des Vertrages mit der Königin von Ungarn schloß Friedrich am 28. Oktober 1741 ein noch innigeres Bündniß mit Frankreich, am 1. November ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen, am 4. November einen neuen Vertrag mit Karl Albert. Für die Stimme zur Kaiserwahl versprach ihm dieser als König von Böhmen die Grafschaft Glatz, das Jus de non appellando, wodurch sich Friedrich eigentlich vom Reichsverband losriß; obschon er im Vertrag Maria Theresia als Königin von Böhmen anerkannt hatte, schickte er jedoch alsbald Leopold von Dessau mit 12.000 Mann nach Böhmen, um dort Winterquartiere zu beziehen. Am 26. Dezember griff er einzelne Abtheilungen der Oesterreicher an und gab Schwerin den Befehl, Troppau wegzunehmen, und dem Dessauer, Glatz einzuschließen. Am 27. Dezember besetzte Schwerin Olmütz und nahm Winterquartier in Mähren. In Böhmen hausten die Preußen wie in Feindesland. Als Karl Albert sich darüber bei Friedrich beschwerte, schrieb dieser an den Dessauer: er solle mehr methodisch verfahren, und das Huhn rupfen, ohne daß es schreie. Seinem eigenen Minister wurde sein Verfahren bedenklich, denn Friedrich schreibt an Podewils: „Wenn durch Ehrlichkeit Etwas zu gewinnen ist, so wollen wir ehrlich sein, ist es hingegen nothwendig zu betrügen, so seien wir Spitzbuben **).“

Plan des Feldzugs. Seinen Feldzugsplan meldet Friedrich selber ***): „Die Sachsen, welche damals die Ufer der Sassawa besetzt hielten, standen in erforderlicher Nähe, um zu einem Haufen Preußen, welcher in Mähren eindringen sollte, zu stoßen. Von da konnte dies kleine Heer auf Iglau fallen, den Fürsten Lobkowitz von da vertreiben, und bis nach Horn in Unterösterreich vorrücken. Dieser Zug mußte entweder Khevenhiller zwingen, von Segür abzulassen, oder die Hauptarmee der Königin nöthigen Wittingau, Tabor und Budweis zu räumen, in welchem Falle Broglie durch Nichts mehr gehindert würde, zur Hilfe von Linz heranzukommen. Die Schwierigkeit bei diesem Plan bestand nur darin, den Dresdener Hof zur Einwilligung in die Vereinigung seiner Truppen mit den preußischen zu bewegen.“

Friedrich in Dresden. Friedrich kam am 20. Januar 1742 selber nach Dresden, um die Sachsen zum Einfall in Mähren anzutreiben: von allen Seiten her müsse man die Standquartiere der Oesterreicher überfallen, Broglie solle von der Seite von Frauenberg her angreifen und die Preußen und Sachsen sie bei Iglau in die Flanke nehmen. Moritz von Sachsen und Brühl hatten keine rechte Lust. Brühl. Brühl war es leid, die sächsischen Truppen einem Nachbarn in die Hände zu geben, gegen den er noch vor einem halben Jahr unterhandelt hatte †); auch er-

*) Stenzel. Geschichte des preußischen Staates. IV. 188.

**) Arneth l. c. I. 205. S'il-y-a à gagner d'être honnête homme, nous le serons, et s'il faut duper, soyons donc fourbes.

***) Histoire de mon temps. Chap. V. Mitte.

†) Histoire de mon temps. V.

regte es ihm Verdruß, zur Erhebung des Kurfürsten von Baiern beizutragen; nur aus Feigheit, meint Friedrich, überließ ihm der Minister zuletzt die sächsischen Truppen. Mit Zügen des Spottes zeichnet Friedrich den Minister und den Herrn: „August III. sagte zu Allem ja und sah dabei aus, als wäre er überzeugt; doch war Etwas in seinem Blick, welches Langweile anzeigte. Brühl, den dieses Gespräch beunruhigte, unterbrach es, indem er seinem Herrn ankündigte, die Oper würde anfangen. Nun hätten zehn Königreiche, die zu erobern gestanden, den König von Polen nicht eine Minute länger zurückgehalten. Man ging also in die Oper. Und der König erhielt ungeachtet aller derer, die sich dagegen setzten, einen entscheidenden Entschluß. Man mußte die Sache hitzig angreifen, wie man einen Ort mit Sturm erobert, das war das einzige Mittel, an diesem Hof die Sache durchzusetzen." — Von Dresden eilte Friedrich nach Prag. Auch Broglie wollte wenig vom Plan wissen, er traute Friedrich nicht. Der Cardinal hatte geschrieben*): „So lange wir Erfolg haben, wird er uns treu bleiben, aber wenn die Sachen übel gehen, stehe ich für Nichts. — Nur 3000 Franzosen wollte man ihm überlassen. Am 25. Januar 1742 war der König in Olmütz, unterwegs hatte er vernommen, daß die Stadt Glatz übergegangen sei. Die Citadelle jedoch vertheidigte Oberst Fontanella mit 2000 Oesterreichern auf's tapferste bis zum 28. April 1742, wo nur noch 263 Mann dienstfähig waren. Am 3. Februar stieß Friedrich in Großbitesch zu den Franzosen und Sachsen. Er hatte jetzt 15,000 Preußen, 13,000 Sachsen, 5000 Franzosen unter sich. Mit diesen 33,000 Mann gedachte er Maria Theresia Böhmen und Mähren zu entreißen, sie sollte nur Oesterreich und Tyrol behalten.

August III.

Friedrich in Prag,

in Mähren

Allein die Oesterreicher waren anderer Ansicht und boten alle Mittel auf, um sich der Feinde zu erwehren. Der ungarische Heerbann ward aufgeboten, 15.000 Mann regelmäßiges Militär ward geworben, 10.000 Mann wurden aus Baiern abberufen. Brünn wurde durch General Roth tapfer vertheidigt. Der König hatte kein Glück, obschon einmal seine Husaren bis Stockerau vordrangen. Er zehrte das Land förmlich aus, um den Oesterreichern die Unterhaltungsmittel zu entziehen, was aber den Sachsen, die nachrückten, nachtheilig ward. Diese klagten, trauten nicht, auch hatten sie geheime Befehle. — Bei Iglau waren sie nicht weiter zu bringen gegen die fortwährend zurückweichenden Oesterreicher. Broglie aber rief seine 10,000 Franzosen nach Prag zurück. Zur Belagerung von Brünn fehlte es an schwerem Geschütz. — Sobald die Oesterreicher jetzt mit Verstärkung nachrückten, erhob sich das Landvolk und kam Friedrich zuletzt selber in Gefahr. Von den Sachsen gelangten nur 7000 nach Böhmen. Friedrich mußte eilen, aus Mähren hinauszukommen. Die Oesterreicher nahmen seinen Nachtrab, 60 Kanonen und 600 Wagen weg. Mit Mühe erreichte er Chrudim, wo er seine Magazine hatte, um Verstärkung aus Schlesien an sich zu ziehen. „Der Winterfeldzug in Mähren mißlang, klagte er, weil die Franzosen sich wie Narren benahmen, und die Sachsen wie Verräther."

Sachsen.

Mißlingen des Zuges.

An der Spitze der Oesterreicher stand jetzt Karl von Lothringen**), der jüngere Bruder des Franz Stephan, zum Heerführer von Natur und durch Studien viel geeigneter als jener, doch war es der erste Feldzug, den Karl leitete, und seine Bedenklichkeit zu groß, obschon ihm Maria Theresia unbedingte Vollmacht ertheilt hatte. Als Mentor war ihm Königsegg beigegeben, ein tüch-

Karl von Lothringen.

*) Flassan l. c. V. p. 157.
**) Arneth II. 41.

tiger Soldat, der aber zu zaudern liebte. Im Kriegsrath wurde beschlossen, die Preußen, die an der Elbe standen, zu schlagen und dann Prag mit einem Anlauf zu nehmen. Friedrich II. blieb die Wahl, sich hinter die Elbe zurück zu ziehen und sich dadurch zu decken, oder den Oesterreichern entgegen zu gehen*). Er zog das Erstere vor, weil er meinte, daß die Friedensunterhandlungen, die er damals anknüpfte, eines bedeutenden Streiches bedurften**). So kam es am 17. Mai 1742 zur Schlacht, die von Czaslau, welches die Oesterreicher besetzten, oder von Chotusitz, welches der Mittelpunkt der Preußen war, den Namen hat. Beide Theile waren ungefähr 30.000 Mann stark, nur waren die Preußen den Oesterreichern an schwerem Geschütze überlegen. Die Schlacht währte 4 Stunden, von 7 bis 11 Uhr, auf beiden Seiten ward aufs Tapferste gestritten, auf beiden wurden Fehler gemacht, welche Friedrich selber eingehend schildert, und wobei er aber dankend bemerkt, daß die Tapferkeit seiner Truppen über die Hindernisse des Bodens, wie über die Fehler, die ihre eigenen Anführer begingen, gesiegt hätte. Ein solches Kriegsheer sei im Stande, einen Befehlshaber aus der Verlegenheit zu reißen. Der Verlust war auf beiden Seiten groß. Die Preußen zählten 4000 Todte und Verwundete, 1000 mehr als die Oesterreicher. Der König hatte durch eine schöne Bewegung einen Sieg erkämpft, aber die Oesterreicher keine Niederlage erlitten. Sie zogen sich in guter Ordnung vom Schlachtfeld zurück und standen wieder schlagfertig da. Friedrich fühlte, daß Oesterreich doch nicht so leicht zu Boden zu werfen sei, und in Wien war man überzeugt, daß man die vielen Feinde, wenn Friedrich mit ihnen verbunden sei, nicht besiegen könne. So war auf beiden Seiten die Neigung stärker, den Frieden zu schließen, zu dem England ohne Unterlaß antrieb. In Breslau wurde darüber unterhandelt, nur Maria Theresias Weigerung, Friedrich außer Schlesien noch zwei Kreise in Böhmen abzutreten, verzögerte ihn. Keine Gewalt der Erde, erklärte sie entschieden, werde sie dahin bringen, eher wolle sie Alles dulden, was entsetzlich und schrecklich ist, und unter den Ruinen von Wien mit dem Schwert in der Hand sterben. Leicht begreiflich, wenn Friedrich zwei Kreise in Böhmen hatte, so war der Besitz des Königreichs sehr bedroht.

Schlacht bei Czaslau. *Verhandlung zu Breslau.*

Am 11. Juni 1742 wurden die Präliminarien abgeschlossen. Die Königin tritt darin mit voller Souveränität an Preußen ab: ganz Nieder- und Hochschlesien, mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen und der Stadt Troppau, und des Landes diesseits der Oppa und des hohen Gebirgs, auf gleiche Weise tritt sie an Preußen ab die Grafschaft Glatz, wogegen der König Friedrich für sich und seine Nachkommen verspricht, keine weitern Ansprüche auf das Gebiet der Königin von Ungarn und Böhmen zu machen. Die katholische Religion soll in Schlesien erhalten werden, jedoch ohne Beeinträchtigung der Religionsfreiheit der Protestanten und der Rechte des Souveräns. Der König von Preußen ver-

Friede

*) Histoire de mon temps. Chap. 5.
**) l. c. ch. 5.

pflichtet sich, den Engländern 1,700.000 Thlr. zurück zu zahlen, welche pfandweise auf Schlesien geliehen sind. Die andern Artikel betreffen die Einstellung der Feindseligkeiten, die Freilassung der Gefangenen, die Handelsfreiheit. — Eingeschlossen waren in diesen Frieden England mit Hannover, Rußland, Dänemark, Holland, das Haus Wolfenbüttel und der König von Polen als Kurfürst von Sachsen unter der Bedingung, daß er längstens 14 Tage, nachdem ihm der Friedensschluß angezeigt sei, seine Truppen von der französischen Armee und aus den Staaten der Königin von Ungarn zurückziehe. Unterzeichnet war der Friede von Podewils und Hyndford. Die Präliminarien wurden in Berlin am 28. Juni 1742 in einen definitiven Frieden zwischen Oesterreich und Preußen umgewandelt*).

So war Schlesien mit den preußischen Staaten vereinigt, ruft Friedrich triumphirend aus**): „Ein zweijähriger Krieg war hinlänglich zur Eroberung dieser wichtigen Provinz. Der vom verstorbenen König hinterlassene Schatz war fast erschöpft (nur noch 150 Thlr. in der Kasse). Aber Staaten werden wohlfeil erkauft, wenn sie nicht mehr als 7 oder 8 Millionen kosten. Die zusammentreffenden Umstände begünstigten diese Unternehmung. Frankreich mußte sich in den Krieg mit hineinziehen lassen. Rußland mußte von Schweden angegriffen werden; aus Furchtsamkeit mußten die Hannoveraner und Sachsen sich unthätig erhalten; die gewonnenen Vortheile mußten ununterbrochen bleiben; und der Feind von Preußen, der König von England, mußte, ganz wider seine Neigung, das Werkzeug zu der preußischen Erhebung werden. Was am meisten zu dieser Eroberung beitrug, war ein Kriegsheer, das seit 22 Jahren durch eine bewunderungswürdige Mannszucht gebildet, den Kriegerstand im übrigen Europa übertraf; wahrhaft patriotische Befehlshaber, erfahrene und unbestechliche Staatsdiener, und endlich ein gewisses Glück, welches oft die Jugend begleitet und sich dem reifern Alter entzieht. Wäre diese große Unternehmung mißlungen, so hätte man den König für einen unbedachtsamen Fürsten gehalten, der Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen; nun da es gelang, sah man ihn als einen glücklichen an. In Wahrheit ist es nur das Glück, was über den Ruf entscheidet. Wer vom Glücke begünstigt wird, erhält Beifall; wen es verschmähet, der wird getadelt." Friedrich selber berechnet das Einkommen Schlesiens auf 3,600.000 Thlr. Preußen ward durch Schlesien um 700 Quadratmeilen, 1,400.000 Einwohner, also um ein Drittheil vermehrt. Bekanntlich sind die Schlesier sehr geweckt, arbeitsam und zäh. Begreiflich auf der andern Seite der große Schmerz Maria Theresias, den „schönsten" Edelstein ihrer Krone einzubüßen. Der englische Gesandte in Wien schrieb an seine Regierung: „Lord Hyndford kann in der Ferne leicht davon reden, daß eine Amputation nöthig ist; wenn man aber einer solchen Operation beiwohnt, so leidet man mit dem Kranken und durch den Kranken. Der Schmerz der Königin ist sehr groß. Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens; sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht." — England hatte gedroht von ihr zurückzutreten,

Friedrichs Freude.

Schmerz Maria Theresias

*) Das Berliner Friedensinstrument bei Wenck, Codex juris gentium recentissimi. Lips. 1721. B. I. Die Festsetzung der Grenze wurde am 6. December 1742 als Schlesischer Grenzreceß ausgefertigt, welcher sich gleichfalls im ersten Bande von Wenck befindet.

**) Histoire de mon temps., II. am Schluß.

wenn sie den Krieg gegen Preußen weiterführe, wenn sie aber nachgebe, sie so groß und mächtig zu machen, als möglich*). Maria Theresia unterzeichnete den Frieden mit dem festen Entschluß, denselben gewissenhaft zu halten.

England. Sturz Walpoles. Die Franzosen aus Böhmen verjagt. Tod Fleurys.

England. Neues Feuer kam in die englischen Kriegsrüstungen nach Walpoles Fall. Seit dem Wiederzusammentritt des Parlaments am 8. Januar 1742 ward der Minister der Gegenstand der erbittertsten Angriffe seiner vereinigten Gegner; obschon er sich glänzend vertheidigte, trat doch Bestürzung und Meuterei im eigenen Lager ein und so legte er denn ungern und nur auf den Rath seiner Vertrauten und Verwandten am 3. Februar 1742 alle seine Aemter nieder, nachdem er 20 Jahre den Staat verwaltet und sich all' seinen Gegnern als Redner und Finanzmann überlegen gezeigt hatte. Sein Fehler war, daß er in der Abneigung gegen Veränderungen auch nothwendige Verbesserungen als Neuerung zurückwies. Der König ernannte ihn zwar zum Grafen von Oxford, seine Gegner dürsteten aber nach seinem Blut. Die Untersuchung jedoch, welche sie selbst mit Parteigehäßigkeit einleiteten, ergab keine wesentlichen Anschuldigungen. Walpole starb in ruhiger Zurückgezogenheit 1745. Pulteney übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums und Lord Carteret wurde Staatssekretär, ein ingrimmiger Feind von Preußen, ein glühender Verehrer Maria Theresias. Ein Hilfsgeld von 500,000 Pfund wurde ihr bewilligt, für Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich und Spanien wurden 5,000.000 Pfund genehmigt, 16.000 Mann Hilfstruppen wurden unter Feldmarschall Stair nach Flandern gesendet**).

Walpole.

Der Abschluß des Friedens zu Breslau, den auch Sachsen 11. September 1742 annahm, gab den Oesterreichern Gelegenheit, ihre ganze Kraft nun gegen die Franzosen und Baiern zu wenden. Belleisle, heißt es, fiel bei der Nachricht in Ohnmacht und der alte Cardinal Fleury brach in Thränen aus. Friedrich rechtfertigt seinen Rücktritt vom Bund mit Frankreichs Falschheit: der französische Gesandte habe in Petersburg der Kaiserin Elisabeth gerathen, das sicherste Mittel, sich mit Schweden auszusöhnen, sei dieser Macht eine Entschädigung mit Pommern auf Kosten Preußens zu geben; der französische Gesandte in Rom habe zum Papst gesagt, er dürfe über das Emporkommen Preußens nicht verlegen sein, Frankreich werde seiner Zeit diese Macht schon in Ordnung zu halten wissen und diese Ketzer erniedrigen, wie es sie erhöht habe; auch in Wien habe er insgeheim immer Angebote gemacht. In einem längern Schreiben zählte Friedrich II. dem Cardinal Alles auf, was er für Frankreich gethan habe***), all' seine Opfer und seine besten Rathschläge seien vergebens gewesen; jetzt sei aber die Lage so, daß er aus dem Schiffbruch sich retten und einen sichern Hafen gewinnen müsse, übrigens werde er stets ein Freund Frankreichs bleiben. Der Cardinal bedauerte in der Antwort die Fehler, die gemacht worden seien, sagte, er wünsche ein Ende des Kriegs, Friedrich möge die Friedensbedingungen entwerfen, er könne jetzt der Schiedsrichter von Europa sein, und die glorreichste Rolle spielen. Damit wollte aber Friedrich Nichts zu thun haben. Frankreich und Oesterreich sollten nur fort-

Friedrich u. Fleury.

---

*) Arneth l. c. II. 80 und 482 der Bericht Wasners an Uhlfeld.

**) Mahon, Hist. of England III. 104 ff.

***) Histoire de mon temps. L. I. Ch. III.

streiten! „Je länger der Krieg dauerte, desto mehr erschöpfte das Haus Oesterreich seine Hilfsquellen; je länger Preußen in Ruhe blieb, desto größere Stärke erwarb es sich. Das Schwerste in dieser Lage der Umstände war, so das Gleichgewicht zwischen den kriegführenden Mächten zu halten, daß die eine nicht zu viel Uebergewicht über die andere gewänne. Man mußte verhindern, daß der Kaiser nicht vom Thron gestoßen und die Franzosen nicht aus Deutschland verjagt würden, und obgleich thätige Unternehmungen den Preußen durch den Breslauer Frieden untersagt waren, so ließ sich doch der nämliche Endzweck durch unterhaltene Verständnisse, so gut wie durch Waffen, bewirken*)." Die englischen Truppen in Flandern sollten Maria Theresia zu Hilfe kommen, da drohte Friedrich II. dem Könige von England, in Hannover einzurücken, wenn er es wagen würde, fremde Truppen über den Rhein zu führen ohne Einwilligung der deutschen Reichsstände. Waren aber die Franzosen, die in Böhmen standen, nicht auch fremde Truppen. Um dem Baiern aufzuhelfen, faßte Friedrich die Idee, einen deutschen Kreisbund zu schließen, welcher eine Neutralitätsarmee in's Feld stellen sollte. Unter diesem Vorwand hätte der König seine Truppen dazufügen können und dieses Heer würde dann Baiern gedeckt haben. „Aber," fügt Friedrich klagend hinzu, „dieser Vorschlag mißlang wegen der knechtischen Furcht, welche die deutschen Fürsten vor dem Haus Oesterreich hegten. Die Königin von Ungarn drohte, die Fürsten zitterten, und der Reichstag wollte sich zu Nichts entschließen**)." Wir sehen, wie die Gemüther in Deutschland sich wieder dem alten Kaiserhause zuwandten. Neutralitätsarmee

Die Sache Oesterreichs war sichtlich im Steigen. Die Franzosen waren ihnen gegenüber unglücklich in Böhmen. In jenem Königreich besaßen sie Prag und Eger, letzteres hatte Broglie besetzt, um bei einem allenfallsigen Rückzug freie Bahn zu haben. In einem Gefecht bei Sahai mußte Lobkowitz mit einem Verlust von 100 Todten sich zurückziehen, in Paris ward dieser kleine Erfolg jedoch wie ein Sieg bei Pharsalus ausposaunt. Nach dem Abschluß des Friedens vereinigte Karl von Lothringen sich mit Lobkowitz, drängte die Franzosen schrittweise gegen Prag und umschloß die Stadt. Harcourt sollte mit einem Heer von 30,000 Franzosen zuerst Baiern von den Oesterreichern säubern und dann in Böhmen eindringen, er vermochte jedoch weder das eine noch das andere, denn Khevenhiller hielt sich mit wenig Mannschaft tüchtig in Baiern. Friedrich bemerkt: „die Franzosen hatten doppelte Ursache nach Baiern zu ziehen, einmal weil sie, wenn sie Baiern verließen, gezwungen wurden, wieder über den Rhein zu gehen und auf die Vertheidigung ihres eigenen Herdes bedacht zu sein — und dann weil es eine Schande für sie war, den Kaiser, welchen sie auf den Thron erhoben hatten, zu verlassen und ihn gleichsam der Willkür seiner Feinde zu überliefern. Allein ihre Generale hatten den Kopf verloren, der Schrecken war bei ihnen stärker als die Vernunft und überwältigte sie***)." — Von dem baierischen General Törring sagte der Volkswitz, er gleiche der Trommel, von der man nur höre, wenn sie geschlagen werde. Khevenhiller behauptete die Linie des Inn, der Isar und der Donau. Einmal mußte er München räumen, kehrte aber nach wenig Tagen wieder dahin zurück. Ein Angriff der Franzosen auf das Schloß Hilgertsberg wurde glänzend zurückgeschlagen. Seckendorf, uns als kaiserlicher Gesandter in

Böhmen. Sahai.

*) Histoire de mon temps. Schlußkapitel des ersten Bandes.
**) Histoire de mon temps., am Schluß des ersten Bandes.
***) Ibid.

Seckendorf. Berlin, dann als Feldherr im Türkenkrieg wohlbekannt, war aus Verdruß über seine Behandlung in der letzten Zeit Karls VI. in die Dienste Karl Alberts getreten und wurde jetzt an Törrings Stelle Anführer der Baiern. Er manövrirte mit Geschick, aber ohne den Oesterreichern große Nachtheile beizubringen. In Böhmen ging es mit jedem Tag schlimmer für die Franzosen. Broglie hatte bei Pilsen Stellung genommen, wurde aber von Karl von Lothringen gezwungen, sie zu verlassen und mit der gesammten Mannschaft nach Prag hineinzuflüchten. Am 15. Juni traf Belleisle in Böhmens Hauptstadt ein, mit der Weisung aus Paris, Prag. die Vertheidigung derselben zu übernehmen. Broglie sollte zum französischen Heer nach Baiern gehen, weigerte sich jedoch sein Amt niederzulegen, weil Belleisle nur eine Ordre vom Hof und kein regelmäßig ausgefertigtes Patent vom Kriegsministerium vorweisen konnte. Darum Zwiespalt in der Armee. Die Officiere Belleisle. wollten austreten, wenn Broglie den Befehl behalte. Belleisle, über den allerdings jetzt die Folgen seines Thuns kamen, war hochherzig genug, seinen Ehrgeiz dem Wohl der Gesammtheit zum Opfer zu bringen, denn im Zwiespalt lag jetzt die höchste Gefahr: „Gut, ihr erkennt mich als eueren General, sagte er zu den Officieren. — Ja. — So befehl ich euch, Broglie zu gehorchen, so lange er hier ist." — Maria Theresia wünschte ihrem Gemahl kriegerische Lorbeeren: er übernahm am 27. Juni den Oberbefehl über das Belagerungsheer von ungefähr 44.000 Mann. Am 17. August begann die Beschießung von Prag aus 36 Mörsern und 100 schweren Kanonen. Der Widerstand war zähe. Belleisle wußte zur Ausdauer, zu glänzender Tapferkeit bei Ausfällen zu begeistern, und zugleich Mannszucht in der Stadt und die den Franzosen abgeneigte Bevölkerung im Zaume zu halten. Die Lebensmittel erreichten bald einen ungeheuren Preis. Belleisle ließ täglich 150 Pferde schlachten und war im Entbehren, wie in Tapferkeit bei den Ausfällen, Allen ein Vorbild. Die Augen von ganz Europa waren auf Prag gerichtet. In Paris aber war großer Jammer, denn die Söhne der ersten Familien waren bei der eingeschlossenen Armee. Von Bittstellern gedrängt sandte der Cardinal an Belleisle die Weisung, Frieden zu schließen, und richtete ein Schreiben an Königsegg, worin er sein Bedauern aussprach, daß man ihn für den Urheber der Wirren in Deutschland ansehe, die ein ganz Anderer (Belleisle) angefangen habe. Belleisle erbot sich, Prag und ganz Böhmen gegen freien Abzug nach Baiern zu räumen, dann aber auch Baiern zu räumen, wenn die Oesterreicher gleichfalls von da abgingen. Maria Theresia aber wollte Nichts davon wissen: die Franzosen sollten sich kriegsgefangen ergeben. Ihr ganzer Zorn über die Art, wie die Franzosen sie bisher behandelt hatten, loderte empor: sie habe an den Cardinal, ihrer Würde vergessend, in Ausdrücken geschrieben, die den härtesten Felsen hätten erweichen können, er habe aber ihre Bitte verschmäht und kalt geantwortet, sie komme zu spät. Zu seiner Beschämung erschien des Cardinals Brief in allen Zeitungen. Belleisle aber wies die Bedingung, sich als Kriegsgefangener zu ergeben, stolz zurück, und der Kampf dauerte fort.

Maillebois. Da erhielt Maillebois, der mit 40,000 Mann den Norden Frankreichs, namentlich Dünkirchen, gegen einen Angriff der Engländer decken sollte, Befehl, die in Prag Eingeschlossenen zu retten. In Paris nannte man seine Armee die der Mathuriner, so hieß damals ein Orden, der es sich zur Aufgabe machte, gefangene Christensklaven zu befreien. Einen ähnlichen Zug nach Baiern hatte, wie wir oben sahen, Marlborough gemacht, aber Maillebois, nur der alte Stutzer genannt, hatte keine der glänzenden Eigenschaften des großen Briten. Der Marsch ging südöstlich. In Frankfurt besuchte er den Kaiser, gegen den er aber sehr hochfahrend that, während seine Officiere im Vorzimmer wie in einer Wachstube schrieen. Die Honigwochen des Kaiserthums waren vorüber, der arme Karl Albert

verbat sich jeden weiteren Besuch des französischen Feldherrn*). In Bohenstrauß stieß die baierisch-französische Armee zu ihm und mit 60.000 Mann wandte sich jetzt Maillebois nach dem Böhmerwald. Franz Stephan und Karl von Lothringen ließen vor Prag nur 9000 Mann, um die Franzosen zu beobachten und am Einsammeln von Lebensmitteln zu hindern; mit der Hauptmacht brachen sie auf, um Böhmen zu decken. Ihren Abzug benützte Broglie, um mit 6000 Mann Teplitz zu besetzen und Maillebois die Hand zu reichen. Gern sah Belleisle seinen unverträglichen Nebenbuhler scheiden. Maillebois wollte zuerst über Hayd in Böhmen einrücken, fand aber die Oesterreicher bereit ihn bestens zu empfangen; dann versuchte er es über Möhring, aber hier fand er Karl von Lothringen wieder zur Schlacht gerüstet. Khevenhiller war über Hayd zu ihm gestoßen. Broglie wartete vergebens auf Maillebois in Leitmeritz, sandte dann 3000 Mann nach Prag zurück und ging über Dresden nach Baiern. Bei Kaaden hatte Maillebois wieder Fühlung mit den Oesterreichern, und kehrte, nachdem er 15.000 Mann, in steten Gefechten, in Regen und Ungemach aller Art verloren hatte, nach Baiern zurück. Lobkowitz wurde aber mit 20.000 Mann von der Hauptarmee abgesendet, um Prag vollständig einzuschließen und das Entweichen der Franzosen zu verhindern.

Auf 17.000 Mann war das Heer in Prag zusammengeschmolzen und von diesen lag jeder vierte im Spital. Belleisle faßte einen verzweifelten Entschluß. In der Nacht vom 16. December 1742 brach er mit 11.000 Mann zu Fuß, 3000 Reitern, 30 Geschützen und 300 Wagen durch. Die Anordnungen waren trefflich, die Beschwerden aber groß, die Brücken überall abgebrochen, die Kälte schneidend. Ein scharfer Nordwind blies, man mußte durch Wälder und auf Feldwegen voranziehen, über Glatteis und durch Schnee, die Nächte unter freiem Himmel zubringen oder bei Mondschein marschiren, 1300 Mann erfroren. Die Husaren waren den Franzosen überall auf den Fersen. Nach acht Tagen erreichte Belleisle mit einem Verlust von 6000 Mann Eger. Vielen waren Hände und Füße erfroren, Viele trugen den Todeskeim im Herzen und endeten im Spital, unter ihnen der geniale Vauvenargues, ein junger Schriftsteller vom Talent eines Fenelon und Pascal**). Alle hatten Unsägliches erduldet. Die Franzosen verglichen diesen Rückzug mit dem der Zehntausend, aber dort retteten sich die Griechen glücklich in die Heimath; er ist eher ein kleines Vorbild des tragischen Rückzugs aus Moskau. So waren denn die Jäger die Gejagten geworden. Böhmen war gesäubert von den Feinden, man schämte sich der frühern Hinneigung zu den Baiern. Maria Theresia aber wurde am 12. Mai 1743 unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung im Veitsdom zu Prag als allergnädigste Königin und Erbfrau gekrönt. Ende Juni empfing sie die Landeshuldigung in Linz, bei ihrer Rückkehr nach Wien begrüßte sie das Volk als die Große und Liebreiche. „Laßt mich, ich kann nicht mehr, laßt mich heute!" — wie wenn sie gefürchtet hätte, daß Gott ihr den Schutz entziehe, weil sie Huldigungen annehme.

Belleisles Rückzug.

Man begreift den Jammer des alten Fleury über das Unglück, das er durch seine Schwäche über Frankreich gebracht hatte. Es ging mit seinem Leben zur Neige. Er starb nicht bedauert. In seinem Vorzimmer lachte man, während er mit dem bittern Tode rang. Der König, für den er so viel gearbeitet hatte, tanzte an seinem Todestag in einem Jagdschloß. Um die Noth der in

Fleurys Tod.

*) Auf seinen Wahlspruch Aut Caesar, aut nihil erschien damals der Spottvers: Aut nihil aut Caesar Bavarus Dux esse volebat: Et nihil et Caesar factus utrumque simul.
**) Henry Martin, Histoire de France XV. 253.

Ludwig XV. Prag Eingeschlossenen hat sich Ludwig XV. überhaupt wenig bekümmert. Sein ganzes Denken drehte sich damals um Abschließung eines Vertrags mit der schönen la Tournelle, welche, da die Nesle im Wochenbett gestorben war, seine Maitresse werden sollte, aber hohe Bedingungen stellte, ehe sie sich ihm preisgab. Sie wollte hohen Rang und wurde in der That Herzogin von Chateauroux, sie wollte einen Hofstaat, wie die Montespan, und erhielt ihn. Die Chateauroux. Zwischen dem 17. und 26. December gingen 6000 Franzosen auf dem Rückzug aus Prag zu Grund und am 19. December erschien die Chateauroux zum ersten Mal in der Oper und wurde beklatscht. Auch um Belleisle kümmerte sich Ludwig XV. nicht mehr; ging er zu Grund, so machte er dem König Nichts mehr zu thun; kam er geschlagen zurück, so durfte er sich auch nicht mehr zeigen. Belleisle starb 1745 in Metz als Gouverneur.

Wie Ludwig regiert. Wer sollte nach Fleury den Staat lenken? Man sprach von Cardinal Tencin. „Ich will keinen Priester mehr", sagte jedoch kurzweg Ludwig XV. und nahm einen Anlauf, als wollte er selber regieren: er brauche in Zukunft keinen ersten Minister mehr, er werde wie Ludwig XIV. selber Alles leiten. Etwa acht Tage schien dieser Vorsatz zur Wahrheit zu werden, aber dann war Ludwig XV. der Arbeit müde, unterschrieb, was ihm seine Minister vorlegten, und diese thaten, was sie wollten. So hörte jede Einheit in der französischen Regierung auf. Chauvelin, von dem Viele glaubten, er allein könne Frankreich retten, machte vergebens Vorschläge, in Folge deren ihn der König noch viel ungnädiger behandelte. In seiner äußern Politik war Ludwig XV. dem König von Preußen abgeneigt, vor Maria Theresia und der Gerechtigkeit ihrer Sache hatte er eine geheime Scheu. Obschon die Chateauroux ihn zum Krieg stachelte, weil sie ihren Verehrer mit Lorbeeren geschmückt sehen und durch seinen Ruhm die Schmach ihres Verhältnisses zu ihm decken wollte, so führte Ludwig XV. den Krieg doch nur mit halbem Herzen fort, weil er einmal angefangen war und weil er den Bitten seiner Tochter, die an einen spanischen Infanten vermählt war und, angestachelt von der alten herrschsüchtigen Elisabeth Farnese, ihn immer um eine Königskrone für ihren Mann, Don Philipp, bat, nur schwer widerstehen konnte.

Krieg in Italien 1742. Damit kommen wir an den Krieg in Italien, 1742*). Spanien hatte zwar die pragmatische Sanction anerkannt, als ihm Oesterreich Neapel nnd Sicilien für Don Carlos abtrat, allein die ländersüchtige Königin Elisabeth hatte noch einen Sohn zu versorgen, Don Philipp, und da sie keine Hoffnung hatte, ihn zum Papst machen zu können, so wollte sie die Bedrängniß Maria Theresias benützen, um ihm wenigstens ein Königreich Lombardien zu verschaffen. Nach dem Grundsatz, daß man sehr Vieles verlangen müsse, um wenigstens Etwas zu bekommen, sprach Spanien nach dem Tode Karls VI. das ganze österreichische Erbe an**), denn kraft des Theilungsvertrages von 1521 zwischen

*) Muratori, Annali d'Italia, 1742.
**) Arneth I. 181—88.

Karl V. und Ferdinand I. sollten die österreichischen Länder beim Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Ferdinands an die Erben Karls V. zurückfallen. Bei dieser Forderung war nur vergessen, daß die Nachkommen Karls V. ausgestorben waren, und daß, statt einer habsburgischen, eine bourbonische Linie auf dem Throne zu Madrid saß, und daß diese die pragmatische Sanction anerkannt hatte. Aber deßungeachtet spannte Elisabeth die letzte Kraft Spaniens an. Ein Vertrag wurde zu München abgeschlossen, ein Heer zusammengezogen, eine Flotte ausgerüstet. Ein Heer sollte in Orbitello gelandet werden, ein anderes zu Fuß durch Südfrankreich nach Oberitalien ziehen. 6000 Mann aus Neapel sollten zu dem Heer in Mittelitalien stoßen. Aber den Hafen zu Cadix hütete die englische Flotte unter Admiral Haddock und die Spanier konnten nicht auslaufen. Wichtig war, wie sich der König von Sardinien, Karl Emanuel, zu der Tagesfrage stelle. Er verfügte über 30.000 Mann gutgeschulte, tapfere Truppen; er hütete die Alpen, er hatte den Schlüssel zu Italien in der Hand; ließ er Spanier und Franzosen hinein, so waren Maria Theresias Besitzungen in Italien, Mailand, Mantua, Parma, Piacenza verloren, denn Venedig wollte in der Frage unbedingte Neutralität beobachten, der Löwe von San Marco hatte seine alte Kraft verloren und Papst Benedict XIV., friedliebender Natur, wollte Nichts davon wissen, sich in Waffen an die Spitze eines italienischen Bundes zu stellen. Karl Emanuel III. sah wohl ein, daß, wenn die Bourbonen das Uebergewicht in Italien erhielten, es Sardiniens größter Schaden wäre, da dieses, jetzt von allen Seiten von bourbonischer Macht eingeschlossen, auf keinerlei weitere Vergrößerung nach irgend einer Richtung hin mehr hoffen durfte; auf der andern Seite konnte er nur fischen, wenn die Wasser recht trübe wurden, und rücksichtslos jede Gelegenheit zur Vergrößerung auszubeuten, war bei ihm und seinem Minister Ormea Grundsatz. Man sagte damals in Wien*): „Der König von Preußen ist der König von Sardinien in Deutschland und der König von Sardinien ist der König von Preußen in Italien.“ Deßhalb wurden ihm von Frankreich und Spanien, wie von Oesterreich Angebote gemacht; er horchte dahin und dorthin, ohne sich gleich zu entscheiden. Der Sinn seiner langen Verhandlungen, die er als das Meisterstück seiner Politik bezeichnete, ist: „was gebt ihr Franzosen mir, wenn ich die Pässe aufmache? was gibst du Maria Theresia mir, wenn ich die Alpen zuschließe?“ Was die eine Partei verhieß, wurde der andern zugesteckt, um sie zu höherem Angebot zu steigern. Frankreich versprach Karl Emanuel die ganze Lombardie bis zur Adda; während dem Don Philipp Mantua, Parma, Piacenza zu Theil werden sollte. Von Toskana war bei diesen Verhandlungen darum keine Rede, weil man in Versailles wohl fühlte, daß der Verzicht des Großherzogs Franz auf Lothringen ungiltig sei, sobald man seinen Besitz von Toskana bestreite.

Pläne.

Sardinien.

Die Habgier der Königin von Spanien trieb Karl Emanuel auf einmal

*) Arneth, II. 149—51.

in das österreichische Lager. Mitte Oktober mußte der englische Admiral Haddock seine Schiffe von Cadix zurückziehen, um sie in Gibraltar ausbessern zu lassen. Spanier nach Italien. Alsbald wurden die spanischen Truppen eingeschifft und steuerte die spanische Flotte davon. Haddock*) machte einen Versuch, das von Barcelona ausgelaufene Geschwader aufzufangen, aber schon waren von Toulon aus zwölf französische Haddock. Schiffe zu demselben gestoßen und kündigte ihr Admiral dem englischen an, er habe Befehl die Spanier zu vertheidigen, wenn sie angegriffen würden. Haddock fühlte sich zu schwach und zog sich nach Port-Mahon zurück. Im November bewerkstelligten die spanischen Transportschiffe unbehelligt ihre Landung zu Orbitello, Porto Longone und Santo Stephano. Im December folgte ihnen Montemar. der Herzog von Montemar, welcher früher den Oesterreichern Neapel und Sicilien entrissen hatte: er nahm Stellung im Kirchenstaat, wo 12,000 Neapolitaner zu ihm stießen. Jetzt stand Montemar an der Spitze von 42,000 Mann, Traun. während Traun mit nur 9500 Mann zu Fuß und 2500 zu Pferd die Besitzungen Oesterreichs vertheidigen sollte. Der Sieg der Spanier schien unfehlbar. Elisabeth Farnese wollte nun Nichts mehr davon wissen, daß man dem König von Sardinien einen Theil der Lombardie gewähre: Nichts sollte er bekommen, Sardinien mit Oestreich. Don Philipp aber Alles. Die Ansprüche, die Karl Emanuel als Abkömmling von Katharina, der Tochter Philipps II., an Mailand machte, fanden von Seite des spanischen Cabinets eine scharfe Widerlegung. Rasch schloß jetzt der Sardinier am 1. Februar 1742 mit dem Vertreter Oestreichs, Schulenburg, einen Vertrag ab, wornach die Oestreicher den Spaniern entgegenrücken sollten, um Modena und Mirandola zu besetzen und dadurch das Vordringen der Feinde gegen die Länder Maria Theresias zu verhindern. Karl Emanuel sollte ein ausreichendes Armeecorps zu ihrer Unterstützung bereit halten und ihnen nöthigenfalls mit seinen gesammten Streitkräften zu Hilfe kommen. Seine angeblichen Ansprüche an die Lombardie solle er nicht während dieses Streites zur Geltung bringen**). Die Piemontesen waren froh, daß ihr König zu Oesterreich und nicht zu den verhaßten Franzosen und Spaniern hielt, und eilten mit Jubel unter die Fahnen. In Madrid aber beschloß man in der ersten Erbitterung, unter Don Philipp ein spanisches Armeecorps durch Südfrankreich nach Italien zu senden und auch von jener Seite die Staaten des Königs von Sardinien anzugreifen. So ließ sich denn Alles dazu an, daß Italien der Schauplatz großer Kämpfe werde.

Maria Theresia sandte Verstärkung. Graf Traun, der in der Schule Starhembergs und Eugens sich gebildet hatte, behielt die Statthalterschaft und den Oberbefehl über die Truppen. Als Feldmarschalllieutenant wurde ihm Schulenburg beigegeben. Montemar benutzte seine Uebermacht nicht und rückte langsam in der Romagna vor; Traun und der König aber beschlossen rasch zu handeln. 12,000 Modena. Mann rückten sogleich gegen Modena***) vor. Sie trauten dem Herzog von

*) Mahon. History of England III. 137—38. (Tauchnitz edition.)
**) Arneth l. c. II. 162.
***) Arneth, II. 169—73.

Modena nicht. Dieser hatte zwar bisher seine Anhänglichkeit an Oesterreich lebhaft betheuert, war aber insgeheim von Spanien durch das Versprechen von Quastalla gewonnen worden und suchte unter vorgeblicher Neutralität nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des spanischen Heeres und dann die Maske abzuwerfen. In Wien aber kannte man den Vertrag, den der Herzog mit Spanien abgeschlossen hatte, und deßhalb verlangte man entschieden von ihm, daß er dem Bunde entsage und seine Festungen einräume. Der Herzog läugnete, man gab ihm 10 Tage Bedenkzeit. Montemar zögerte, und da blieb dem Herzog nur übrig sich nach Venedig zurückzuziehen. Jetzt besetzten die Verbündeten die Stadt Modena und zwangen die Citadelle nach dreiwöchentlicher Belagerung zur Uebergabe. Nachdem auch Mirandola eingenommen war, wandten sie sich gegen das spanische Heer, das bis Bondeno gekommen war. Doch wagte Montemar trotz der Ueberzahl keine Schlacht, sondern zog sich zuerst gegen Ravenna, dann bis Foligno zurück.

Die Neapolitaner verließen sein Heer, denn Sonntag 9. August 1742 war Commodore Martin*) mit 5 Kriegsschiffen unerwartet in der Bucht von Neapel erschienen, und hatte an den König Don Carlos III. die Botschaft entsendet: weil die Regierung beider Sicilien nicht neutral bleibt, wie sie soll, sondern sich den Spaniern, den Feinden Englands, angeschlossen, so ist sie auch die Feindin Englands geworden; — sie wird daher aufgefordert, ihre Truppen sogleich vom spanischen Heer zurückzuziehen, widrigenfalls ihr der Krieg erklärt und die Stadt beschossen wird. Schrecken fuhr in die Räthe des Königs, denn schon machten die Engländer ihre Kugeln glühend. Die Neapolitaner suchten die Drohung dadurch zu vereiteln, daß sie die Unterhandlung in die Länge zogen, aber der englische Admiral, ähnlich jenem Römer, der um den König von Syrien in Aegypten einen Kreis zog und sagte: „Du mußt Dich entscheiden, ehe Du diese Linie überschreitest; bleibst Du in Aegypten, so bleibst Du unser Feind" — legte seine Uhr auf den Kajütentisch und gab den Unterhändlern zwei Stunden Bedenkzeit: sei indeß eine günstige Antwort noch nicht eingetroffen, so werde alsbald die Beschießung beginnen. Noch war die Frist nicht verflossen, als Don Carlos die begehrte Neutralität annahm und an seine Truppen den Befehl zur Rückkehr sandte. So wurde das spanische Heer um 12.000 Mann schwächer. *Die Engländer vor Neapel.*

Aber jetzt kamen an den König von Sardinien Nachrichten, die ihn gleichfalls zum Abzug trieben, denn Don Philipp war über Briançon in das wehrlose Savoyen eingerückt und hatte von den Einwohnern den Eid der Treue für den König von Spanien gefordert. Da beschloß Karl Emanuel sogleich nach Piemont zurückzukehren, und Traun fühlte sich mit seiner kleinen Streitmacht dem Spanier gegenüber nicht stark genug und schloß sich dem Rückzug an; am 23. August stand er schon wieder in Faenza. Alle Vorstellungen der Oesterreicher waren bei Karl Emanuel vergebens. Durch die Theilnahme am Krieg hatte Karl III. den Vertrag zerrissen, durch den er das Königreich Neapel erlangt hatte, — so sah es Maria Theresia an und sie wollte jetzt die Bourbonen gänzlich aus Italien verjagen, Sicilien an Sardinien geben und Neapel bei einem Frieden, allenfalls für Baiern, austauschen. Doch Karl Emanuel fürchtete eben so sehr das Uebergewicht der Habsburger, als das der Bourbonen in Italien, und um ihn auf ihrer Seite zu erhalten, erklärte Maria Theresia, von England hiezu gedrängt, sich bereit, von den englischen Subsidien 200.000 Pfund an ihn abzutreten, ferner die Stadt und das Herzogthum Piacenza, die Stadt und die Provinz *Kampf um Savoyen.*

---

*) Mahon, l. c. III. 137. Botta, Storia d'Italia, IX. XLIII. Coletta, Storia di Napoli I. c. 38.

Pavia, an beiden Ufern des Po, die Grafschaft Anghiera bis zum Tessin, dem Lago maggiore und den schweizerischen Gebirgen, endlich Stadt und Gebiet Vigevano. Karl Emanuel wandte sich zunächst wider die Spanier in Piemont über den kleinen Bernhard. Eine Heeresabtheilung unter Schulenburg überschritt den Mont-Cenis. Die Spanier mußten sich anfangs zurückziehen, drangen aber wieder vor, als Verstärkungen zu ihnen gestoßen waren. Der König versäumte den rechten Augenblick, sie zu schlagen; wenn er nicht die Waffen strecken wollte, mußte er zurück unter allen Schrecken der Alpennatur. Viele seiner tapfern Soldaten erfroren, viele versanken im Schnee, die Kranken starben schnell, die Gesunden holten den Keim zu schrecklichen Krankheiten, nur mit der Hälfte seines Heeres erreichte Karl Emanuel Turin, während die Spanier sich wieder in ganz Savoyen ausbreiteten.

Gages. Im gleichen Winter kamen die Oestreicher zum Handkuß mit den Spaniern am Panaro*). Montemar wurde wegen seiner Säumigkeit abberufen, **Gages** kam an seine Stelle mit dem gemessenen Befehl der Königin Elisabeth, an den Po vorzurücken und die Oestreicher zu vernichten. Er sammelte in der Stille sein Heer und hoffte Traun zu überraschen, aber dieser war auf seiner Hut. Als die Spanier am 3. Februar 1743 den Panaro überschritten, fanden sie die Oestreicher kampfbereit. Gages wollte wieder über den Fluß zurück, aber Traun mochte sich die Gelegenheit zur Schlacht nicht entschlüpfen lassen und rückte ihm entgegen, obschon die Spanier den Oestreichern an Zahl weit überlegen waren. So kam Camposanto. es am 8. Februar zur blutigen Schlacht von **Camposanto**. Sie kostete den Spaniern nahezu 4000 Todte und Verwundete, die Oestreicher verloren 1700 Mann. Die Spanier mußten am Abend das Schlachtfeld räumen, Traun hatte den Sieg errungen.

Verhandlungen. Siege der Oestreicher in Baiern. Schlacht bei Dettingen. Vertrag zu Worms. — Der Familienvertrag.

Maria Theresia. Der Sieg zu Camposanto gab Maria Theresia neuen Muth und wieder heitere Stimmung. Das Feuer ihrer Seele theilte sie ihren Räthen, der Armee und dem Volke mit. Sie entfaltete eine wunderbare Thätigkeit. Um sie in ihrem Charakter vollständig zu schildern, theilen wir hier noch eine Stelle aus dem Bericht des Gesandten Podewils an den König von Preußen mit. „Sie ist sehr arbeitsam und sucht auch die Charaktere ihre Diener kennen zu lernen. Aus eigener Wahl hat sie alle die ernannt, die im letzten Feldzuge in Italien gedient haben, und es sind dies, wie alle Welt versichert, die tüchtigsten unter den Officieren. Sie zeichnet das Militär aus, das jetzt in viel höherem Ansehen steht als unter dem vorigen Kaiser. Sie erklärte öfter, nur mit dem Waffenhandwerk könne man in ihrem Reiche sein Glück machen. Die Officiere, die gerade Wacht bei ihr haben, müssen immer an ihrer Tafel speisen, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, was dem hohen Adel sehr mißfällt, der auch darum verstimmt ist, weil die Kaiserin in ihrer Abneigung gegen die Etikette einige hergebrachte Förmlichkeiten abgeschafft hat. — Die Soldaten sucht sie durch Freigebigkeit für sich zu gewinnen, läßt oft Geld unter sie austheilen und geht selten an ihrer Leibwache vorüber, ohne ihr einige Ducaten hinzuwerfen. — Auch haben die Soldaten

---

*) Oesterreichisch-militärische Zeitschrift 1829.

sie sehr gerne, denn der Muth der Kaiserin in ihrem größten Unglücke hat ihr ohnedies ihre Achtung erworben. — Es ist ganz gewiß, daß sie einige Zeit hindurch im Sinne hatte, sich selbst an die Spitze ihres Heeres zu stellen. — Aus Ehrgeiz wünscht sie selbständig zu regieren und es gelingt ihr das besser, als der Mehrzahl ihrer Vorfahren; aber das Interesse, das ihre Umgebung hat, ihr eine genaue Kenntniß der Sachlage zu entziehen, und sie an Abstellung von Mißbräuchen zu verhindern, aus denen sie oder ihre Familie Vortheil ziehen, macht das Streben der Kaiserin oft unnütz, wenigstens fruchtlos. Sie durchblickt zwar oft die Täuschung, in die man sie wiegen will, hat aber nicht immer die Macht durchzugreifen. Oft spricht sie ihren Unmuth darüber aus und hat oft erklärt, daß sie Gott am inbrünstigsten darum bitte, daß er ihr die Augen öffne." — „Im Allgemeinen sucht sie die Schwächen ihres Geschlechtes sich ferne zu halten, und geizt nach Tugenden, die ihm weniger eigen und selten sein Erbtheil sind. Es scheint, sie ist oft unmuthig darüber, daß sie als Weib und nicht als Mann auf die Welt gekommen ist. Aus ihrer Schönheit macht sie sich gar Nichts; ohne sich zu schonen, setzt sie sich jedem Wetter aus, geht oft mehrere Stunden in der größten Hitze oder grimmigsten Kälte spazieren; Kälte erträgt sie übrigens leichter als Hitze. Eben so verwendet sie wenig Sorgfalt auf ihren Putz; Galatage ausgenommen, trägt sie und nach ihrem Beispiel der Hof ganz einfache Kleider."

„Es wäre unmöglich sie der Coquetterie zu beschuldigen, nie hat sie sich in dieser Beziehung auch nur das Geringste zu Schulden kommen lassen. Sie liebt ihren Gemahl treu und aufrichtig, verlangt aber auch gleiche Liebe von ihm und wacht mit der Eifersucht der Liebe über ihn. Ihre Kinder, die immer um sie sein müssen, liebt sie zärtlich. Am meisten hängt ihr Herz am ältesten Töchterlein, das aber gestorben ist. Jetzt ist sie in den kleinen Erzherzog Joseph ganz verliebt, sie läßt ihm Manches durchgehen, was sie rügen sollte; doch ist sie hin und wieder auch sehr strenge gegen ihn und will ihn um keinen Preis verziehen. Eines Tages befahl sie, man solle ihm die Ruthe geben. Man stellte ihr vor, noch nie sei ein Erzherzog geschlagen worden; sie entgegnete: „„Es ist auch nie ein Erzherzog so böse und unfolgsam gewesen."" — Gegen die Kaiserin-Mutter ist sie voll Zärtlichkeit und Verehrung, gestattet ihr aber keinerlei Einfluß auf die Geschäfte. — Sie liebt das Vergnügen, ohne sich aber daran zu hängen. Früher tanzte sie leidenschaftlich, namentlich hatte sie Maskenbälle gerne; jetzt macht sie sich Nichts mehr daraus; obschon sie gut Klavier spielt, sehr schön singt und eine gründliche Kennerin der Musik ist, so kümmert sie sich doch wenig mehr darum. Ihr liebstes Vergnügen ist ein Spaziergang, namentlich aber ein Spazierritt. Da fliegt sie wie im Sturm dahin; der Kaiser und mehrere Andere haben vergebens gesucht, sie davon abzubringen. Sie mußte reiten lernen wegen der ungarischen Krönung und sie setzte es fort aus Politik, weil sie bemerkte, daß die Ungarn ihre Freude daran hatten, sie zu Pferde zu sehen. Nach und nach gewann sie derart Geschmack am Reiten, daß es jetzt ihre liebste Erholung ist. Sie reitet bald dahin, bald dorthin auf's Land, nimmt da oder dort bei einem ihrer Unterthanen ein Frühstück, oder eine Tasse Kaffee. Auch zu Fuße geht sie oft drei oder vier Stunden in einem fort; auf die Jagd geht sie nur selten und meist nur ihrem Gemahl zu Gefallen." — „Von Natur hat sie eine heitere Stimmung, aber es scheint, daß die schweren Schicksalsschläge, unter denen sie leiden mußte, dieselbe sehr verbittert haben. Sie ist jetzt bisweilen scharf und barsch. Es scheint, sie hat ihr Unglück schwer zu Herzen genommen, und ich hörte sie eines Tages sagen, daß sie ihr Leben nicht noch einmal von Vorne anfangen möchte. Man behauptet, daß eine Dame, die immer um die Kaiserin ist, viel Gewalt über

ihren Geist habe, und daß die Kaiserin sie oft über Geschäfte zu Rath ziehe. Doch kann ich letzteres nur schwer glauben, denn es ist unvereinbar mit dem Ehrgeiz dieser Fürstin und ihrem Wunsche, selbst zu herrschen, selber Alles zu sehen und zu thun, und verträgt sich nicht mit der Sorgfalt, mit der sie auch den leisesten Verdacht, daß sie sich von Jemand leiten lasse, fern zu halten sucht."

„Eine Eigenschaft hat die Kaiserin nie verläugnet, die der Großmuth; sie ist von Natur wohlwollend und liebt es Menschen glücklich zu machen. Aber sie verlangt auch eine dankbare Gesinnung und hat dies schon oft merken lassen. Ihre Lebensweise ist sehr regelmäßig, sie steht gewöhnlich im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 4 oder 5 Uhr in der Frühe auf und arbeitet den ganzen Vormittag, liest die eingelaufenen Berichte, unterzeichnet Befehle und wohnt den Berathungen ihrer Minister bei. Um 1 Uhr speist sie und ruht kaum anderthalb Stunden aus. Hin und wieder speist sie ganz allein. Im Sommer, bisweilen auch im Winter, geht sie nach dem Essen allein spazieren und liest dabei Depeschen. Gegen 7 Uhr setzt sie sich zum Spiele, in der Regel bis $8^1/_2$. Dann ißt sie etwas zur Nacht, meist nur eine Fleischsuppe, geht ein wenig spazieren und geht um 10 Uhr zur Ruhe*)."

So war Maria Theresia. Begreiflich, daß sie jetzt, wo sie im Siegen war Oestreich. über ungerechte Angriffe, wo Oesterreich in neuer Waffenmächtigkeit dastand und ihre Völker bereit waren, die beschworene Treue mit Opfern von Gut und Blut zu bewähren, Ersatz verlangte für Schlesien und Sicherung der Stellung Oestreichs gegen Angriffe der Bourbonen für die Zukunft. Der englische Gesandte Robinson hatte, um sie zu Opfern bereitwillig zu machen, ihr immer Entschädigung für das Verlorene versprochen. Sie dachte an das Innviertel, an die Oberpfalz, an Neapel und Sicilien für sich selbst, an Lothringen für dessen ursprüngliches Herrscherhaus**). Die öffentliche Stimmung in England ging hierin mit der Königin von Ungarn. Jetzt oder nie, glaubte man, Frankreich einen Stoß ins Herz geben und seinem Uebermuth für immer Schranken setzen zu können. Von Georg II. bemerkt Friedrich II. selber***): „Der König von England. England hegte einen eingewurzelten Haß gegen Frankreich. In seiner Jugend hatte er gegen diese Macht gedient. In der Schlacht von Oudenarde war er an der Spitze einer Schwadron Hannoveraner in den Feind eingedrungen und hatte Proben ausgezeichneter Tapferkeit abgelegt. Es war sein Ehrgeiz, an der Spitze von Kriegsheeren zu stehen und Heldenruhm zu erwerben. Sein Volk, durch den Krieg mit Spanien manchem Zwang im Handel unterworfen, fühlte, daß die Entscheidung nöthig sei und daß der Schlag auf dem festen Land geschehen müsse. Frankreich hielt es für halb zu Grund gerichtet durch die Anstrengung, Baiern und Böhmen zu erhalten; weil es mit Spanien verbündet war, so schwäche man auch Spanien, wenn man Frankreich entkräfte. Man

*) A. Wolf, Relationen des Grafen von Podewils, Gesandten König Friedrichs II. von Preußen über den Wiener Hof in den Jahren 1746—48. Sitzungsberichte der phil. hist. Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften. IV. 466–542.

**) Arneth l. c. II. 203.

***) Histoire de mon temps. Chap II. 1

mußte also die Franzosen entweder in Deutschland oder in Flandern schlagen, um auf dem Meer ein Uebergewicht zu gewinnen, woraus für den englischen Handel ein wesentlicher Vortheil erwachsen könnte." — Der größte Eiferer für einen Zug gegen Paris war aber Graf Stair, damals zwar ein Greis, aber von jugendlicher Gluth, voll Muth und Talent, ein eifriger Whig und seit 1688 voll Hasses gegen Frankreich. Jetzt endlich müsse die Freiheit Europas einmal sichergestellt, die Grenze der Niederlande bis an die Somme vorgerückt, Lothringen, die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, das Elsaß und die Franchecomte von Frankreich losgerissen und mit Luxemburg zu einem Staate vereinigt werden, den man dem Kaiser Karl VII. geben könne für Baiern, welches als Entschädigung für Schlesien an Maria Theresia abgetreten werden müsse. Allerdings hätte Oesterreich durch Baiern mit seinem tapfern, kernhaften Volke eine Verstärkung erhalten, die für seine Zukunft höchst vortheilhaft gewesen wäre und den französischen Eroberungsgelüsten vorgebeugt hätte. Eines Nachbars, der in diesem Jahrhundert schon zweimal so gefährlich wurde, wäre es ledig geworden, während die Dynastie der Wittelsbacher durch ihre neue Stellung an der französischen Grenze in den Kreis der Feinde Frankreichs hineingezogen worden wäre. Zum Unglück für diesen Plan hatte Stair die Meinung, Preußen dafür zu gewinnen durch die Aussicht, sich auf Polens Kosten zu vergrößern. Eine Verstärkung Oesterreichs fürchtete jedoch Niemand mehr als gerade Friedrich II. Er schreibt*): „Der König von Preußen durfte das politische Gleichgewicht nicht aus den Augen verlieren. Sein Vortheil verlangte, selbst während des Krieges, dasselbe zwischen den kriegführenden Mächten zu erhalten. Wenn das Haus Oestreich eine entscheidende Uebermacht im deutschen Reiche über das Haus Baiern bekam, so verlor Preußen seinen Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten; man mußte es also zu hintertreiben suchen, daß der König von England und die Königin von Ungarn, durch die wahrscheinliche Hoffnung glücklicher Fortschritte geblendet, den Kaiser vom Throne stießen." Also Sorge um den Kaiser war der Vorwand — und doch hatte er ihn vor kurzem zweimal im Stich gelassen, Sorge um Schlesien war der Grund; er nannte Stair einen wüthenden sinnlosen Menschen.

[Lord Stair.] [Pläne.] [Preußen.]

Begreiflich, daß Karl Albert in der Noth nach jeder Seite sich zu helfen suchte; das sah er wohl ein, daß er weder das Kaiserthum behaupten, noch das ganze habsburgische Erbe erlangen könne, — aber ganz ohne Vortheile mochte er nicht mehr zurücktreten. Wenigstens sollte Baiern ein Königreich und von Böhmen, Tyrol oder Schwaben um so viele Kreise vergrößert werden, daß er ein Einkommen von 6,000.000 Thlr. habe und ein Heer von 40,000 Mann halten könne**). In London ließ Karl Albert erklären, er wolle sich mit dem Prachiner und Pilsener Kreis sammt der Stadt Eger, von Tyrol mit dem Land bis zum Inn sammt der Veste Kufstein, dann mit Vorderösterreich sammt

[Karl VII.]

*) Histoire de mon temps. II. 1. Chap.
**) Erklärung des Kaisers im Juli 1742 bei Ranke III. 45. Anm.

den Waldstätten begnügen. Auch Neuburg und Sulzbach wünschte er, das pfälzische Haus sollte dafür von Maria Theresia in den Niederlanden entschädigt und diese einstweilen ihm, dem Kaiser, als Pfand eingeräumt werden *). Als die englischen Minister von diesem Plan Nichts wissen wollten, beantragte

Säcularisation der bairische Gesandte die Säcularisation der Bisthümer Salzburg, Passau, Freising, Regensburg, Eichstätt und Augsburg zu Gunsten Baierns — also Einziehung geistlicher Güter zu Gunsten der Fürsten. Friedrich II. befürwortete diesen Plan in London, denn was dem Einen recht, war für den Andern billig: fing man einmal an, Bisthümer einzuziehen, so blieb man bei den genannten nicht stehen; Preußen hatte ein Auge auf Breslau und Münster, Hannover auf Hildesheim und Osnabrück, Hessen auf einige Abteien. Auch Sachsen wünschte ein Königreich zu werden und Hessen ein Kurfürstenthum. Friedrich II. meinte, es werde Niemand dadurch verletzt als der hohe katholische Klerus, aber auf diesen brauche man nicht Rücksicht zu nehmen, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handle. Auch von Einziehung einiger freien Reichs-

vereitelt. städte, wie Regensburg, Ulm, Augsburg, war dabei die Rede. Carteret bot Maria Theresia Passau und die Hälfte von Salzburg an: sie wollte aber von so schnödem Gewinne, von einem Verfahren, das allen Grundgesetzen des deutschen Rechtes widerspreche, Nichts wissen. Sie durchriß den ganzen Plan dadurch, daß sie ihn mit der Bemerkung veröffentlichte: der Frankfurter Hof krieche vor den Mächtigen und sei gewaltsam gegen die Schwächeren; um Baiern zum Königreich zu machen, wolle er Reichsunmittelbare unterdrücken und die angesehensten geistlichen Stände vernichten, während sie, die Königin, ihr Gewissen nicht mit Einziehung geistlicher Stiftungen beschweren möge. Der Eindruck auf den Adel und die Städte in Süddeutschland war gewaltig, der Kaiser mußte den ganzen Plan abläugnen **). Noch mächtiger wirkte der Plan und die Sorge davor in den Niederlanden, die Kriegspartei kam ans Ruder, die holländische Armee sollte 20,000 Mann stark sich mit der englischen vereinigen zur Vernichtung bairisch-französischer Pläne und zur Aufrechterhaltung der pragmatischen

Pragmatische Armee. Sanction — daher sie die pragmatische Armee genannt wurde. Um keinen Preis sollte Belgien mit den Barrièreplätzen in den Besitz eines Fürsten kommen, der von Frankreich abhing. Die Holländer wurden auf einmal Feuer und Flamme für den Krieg.

Die pragmatische Armee setzte sich schon im Februar 1743 in Bewegung, sie zählte 16,000 Engländer, 16,000 Hannoveraner und 12,000 Oestreicher unter Aremberg, ihr Ziel war Baiern wie zur Zeit, als Marlborough die Engländer gen die Donau führte, aber der Marsch ging langsam, peinlich langsam.

Krieg in Baiern. Indeß hatten die Oestreicher den Krieg in Baiern schon begonnen, 52,000 zu Fuß und 15,000 zu Pferd gegen 55,000 Franzosen und 35,000 Baiern, also gegen Uebermacht, aber ein neues Feuer, kühne Zuversicht beseelte sie. Broglie warf nach Eger Lebensmittel und Mannschaft, so daß sich die Festung bis zum

*) Arneth, II. S. 207.
**) Ranke, III. 53—56.

September zu halten vermochte. Khevenhiller wußte sich zwischen Franzosen und Baiern einzuschieben, und schlug letztere unter Minuzzi am 8. Mai bei Simbach in der Nähe von Braunau, Minuzzi wurde mit zwei Generalen und 2027 Baiern gefangen. Karl VII. beschwor Broglie vergebens, bis an die Vils vorzurücken, entweder war ihm der schlechte Fortgang dieses Krieges willkommen, dessen Urheber Belleisle war, oder er hatte geheime Befehle, Baiern zu verlassen und heimzukehren*). Zornig warf der Kaiser das Patent, welches ihn zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernannte, vor Broglie zu Boden: „nehmt das auch mit Euch, ich kann es doch zu Nichts brauchen.“ Die Baiern zogen sich nun unter Seckendorf nach Wasserburg zurück. Alsbald stürzten sich die Oestreicher in wilder Kriegsfurie auf die Franzosen, im Sturm entrissen sie ihnen am 17. Mai Dingolfing und Landau, am 27. Mai nahmen 3000 Oestreicher Deggendorf, das von 6000 Franzosen vertheidigt war. Broglie ordnete nun auf der ganzen Linie den Rückzug an, am 9. Juni rückten die Oestreicher schon wieder in München ein. Baiern und Franzosen waren entmuthigt, Broglie hatte den Kopf verloren, Seckendorf.
er erklärte am 26. Juni dem Kaiser, er müsse wegen Mangels an Lebensmitteln mit dem gesammten Heere den Rückzug über den Rhein antreten. Seckendorf schrieb ihm**): da die Franzosen den Kaiser verließen, so sehe sich dieser Herr genöthigt sie wieder zu verlassen und für seine Sicherheit zu sorgen, wie und auf welche Art er könne. Am 27. Juni schloß dann Seckendorf mit Khevenhiller im Kloster Niederschönfeld einen Waffenstillstand und erhielt das Versprechen, die Oestreicher würden die kaiserlichen Truppen nicht angreifen, so lange diese sich auf einem neutralen Gebiete des Reiches befinden würden. Wieder war Baiern für den Kaiser verloren. Broglie aber eilte, von den Husaren unablässig verfolgt — bei Eßlingen nahmen sie ihm noch 1400 Mann gefangen, — dem Rheine zu. Im Juli überschritt er den Strom. In Straßburg gab er sogleich einen Ball, wie wenn er als Sieger zurückkäme. Von der öffentlichen Meinung gedrängt, verwies ihn die Regierung auf seine Güter.

Indeß rückten zwei neue Armeen auf den Main los, die pragmatische, um Krieg am Main.
sich mit den Oestreichern zu verbinden, eine französische unter Noailles, um sich mit dem aus Baiern zurückkehrenden Broglie zu vereinigen und den Franzosen wieder das Uebergewicht in Deutschland zu verschaffen. Das langsame Vorrücken der pragmatischen Armee, die auf dem rechten Ufer dem Main entlang zog, schien ihr verderblich zu werden, denn sie gab Noailles Zeit, das linke Ufer des Flusses zu besetzen. Als die Engländer bei Aschaffenburg auf die südliche Seite des Flusses vordringen wollten, fanden sie die Franzosen in unangreifbarer Stellung. König Georg II., der eben beim Heere eingetroffen war, fand die Lage höchst Georg II.
bedenklich, denn die pragmatische Armee war 40,000 Mann stark, während Noailles über 60,000 Mann verfügte; die Engländer litten Mangel und waren von den Zufuhren aus Franken abgeschnitten. Vorwärts konnten sie nicht, südlich vom Main standen die Franzosen in Ueberzahl, nördlich vom Main waren die waldigen Höhen des Spessart***). Also wurde beschlossen, auf dem gleichen Wege zurückzukehren gen Hanau, wo die Magazine standen, und 12,000 Hessen als Verstärkung an sich zu ziehen. So begann denn am 27. Juni der Rückzug, entlang dem rechten Ufer des Mains, im Angesicht eines überlegenen Feindes, dessen Geschosse manche Lücke in die Heeressäule rissen. Als die Engländer und Oestreicher nach

*) Letzteres ist auch die Meinung Friedrichs II. Histoire de mon temps. Chap. 8.
**) Arneth, II. 258—59.
***) Mémoires de Noailles, L. III. L. IV. Mahon l. c. III. 151—58. Rothkirch in der öster. milit. Zeitschrift. Jahrg. 1830.

Dettingen. Dettingen kamen, fanden sie den Weg versperrt, Noailles hatte 23,000 Mann auf zwei Schiffbrücken über den Fluß geworfen — auch der Weg nach Hanau war abgeschnitten, die pragmatische Armee konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts, nicht südlich über den Main, nicht nördlich durch den Spessart, sie schien wie in einer Mausfalle gefangen. Noailles hatte einen Plan ausgeführt, der des größten Feldherrn würdig schien*). Da war guter Rath theuer. Der Kriegsrath beschloß, den Weg nach Hanau mit dem Schwert sich zu eröffnen. Georg II., obschon 60 Jahre alt, doch an Muth noch ein Jüngling, eilte vom Nachtrab, der bisher für den Platz der Gefahr galt, an die Spitze des Zuges, schwang sein Schwert und rief den Seinen zu: „Jetzt, Burschen, läßt uns für Englands Ehre kämpfen! Feuert und fechtet tapfer, dann werden die Franzosen bald die Flucht ergreifen!" — er ist der letzte englische König, welcher in eigener Person eine Schlacht leitete. Auch sein Sohn, der Herzog von Cumberland, stand während der Schlacht unerschrocken an der gefährlichsten Stelle auf dem linken Flügel. Aber trotz alles Heldenmuthes waren sie und die ganze Armee doch in Gefahr, die Waffen strecken und sich gefangen geben
Noailles. zu müssen. Der Sieg schien den Franzosen so gewiß, daß Noailles es nicht einmal für nöthig hielt, in Dettingen zu bleiben, sondern seinem Neffen, dem
Grammont. Herzog von Grammont, den Oberbefehl überließ und sich auf die südliche Seite des Mains begab, von wo die französischen Geschütze in die dicht aufgestellten Reihen der Verbündeten furchtbare Lücken rissen. Statt in seiner sicheren Stellung ruhig den Kampf auszuhalten, beschloß jedoch Grammont, vom heißblütigen französischen Adel, dessen Zierde im königlichen Haus und um ihn versammelt war, gedrängt zum Angriff vorzugehen. Mit Ungestüm durchbrachen sie die vier ersten Reihen, fanden aber am östreichischen Regiment Styrum eine unwiderstehliche Schranke und wurden von ihm zurückgetrieben. Grammont und Harcourt wollten den linken Flügel der Verbündeten fassen, hinderten aber dadurch ihre eigenen Batterien, die jenseits des Mains standen, auf die Feinde zu feuern. Bald floh die französische Garde vor dem Feuer der Oestreicher. Viele stürzten sich in den Main und ertranken. Muthlosigkeit kam über die Franzosen, über 6000 Mann fielen. Händeringend sah Noailles vom andern Ufer dem Unglück zu und konnte nicht helfen. Die Schlacht, welche 4 Stunden dauerte, endete mit einer gänzlichen Niederlage der Franzosen. So Viele lagen im Main, daß man von drei Brücken der Franzosen sprach, wovon eine nicht von Holz gewesen und mit blauem Tuch belegt. In Paris nannte man spottlustig die französischen Garden Mainenten und den unglückseligen 26. Juni den Tag der Stäbe, weil Grammont und Harcourt den unbesonnenen Angriff nur in der Hoffnung unternommen hatten, als Lohn ihrer Tapferkeit den Marschallsstab zu erlangen.

Der Sieg wurde nicht gehörig ausgebeutet, vergebens drang Lord Stair auf eifrigste Verfolgung der Feinde. Weil sie weder Lebensmittel noch Getränke hatten, um sich zu erfrischen, brachen die Verbündeten nach kurzer Rast um Mitternacht gen Hanau auf, die Verwundeten der Obsorge der Franzosen überlassend, die sie übrigens mit Edelmuth behandelten. In Mainz blieben die Engländer stehen, Browne kam vergebens zu Georg II. und trieb zu schnellem Angriff, denn die Franzosen seien entmuthigt. Der König erklärte, er wolle die Ankunft Karls von Lothringen erwarten. Ruhig konnte Noailles 17. Juni bei Worms den Rhein überschreiten. Zu Voltaire sagte Lord Stair: „Die Franzosen begingen einen großen Mißgriff, und wir zwei. Ihr Fehler war der, daß sie nicht ruhig

---

*) So urtheilt Friedrich II. Histoire de mon temps. Chap. 8.
**) Siècle de Louis XV. Chap. 10.

stehen blieben; unser erstes Versehen bestand darin, daß wir uns in eine höchst gefährliche Lage brachten, unser zweites darin, daß wir den Sieg nicht verfolgten*)."

Das rechte Rheinufer war von den Franzosen gesäubert. Karl von Lothringen kam 26. Juli ins englische Hauptquartier. In den sogenannten Hanauer-Conferenzen ward jetzt beschlossen, daß er zwischen Hüningen und Straßburg den Rhein überschreiten, Georg II. zwischen Mosel und Rhein vorrücken sollte — die Holländer sollten seine rechte Flanke decken. Die schwerste Aufgabe hatte Karl von Lothringen, die Engländer konnten sie ihm durch rasches Vordringen erleichtern, denn dann mußten die Franzosen ihre Streitkräfte theilen. Doch schneckenartig langsam bewegte sich die pragmatische Armee, am 21. August war sie noch in Hanau, am 30. in Worms. Aber Noailles zog sich langsam vor ihr hinter die Queich zurück und konnte an Coigny, der mit Moritz von Sachsen das Elsaß zu vertheidigen hatte, noch Truppen absenden. So hatten denn die Franzosen Zeit sich zu rüsten und, als Karl von Lothringen in der Nacht des 3. September bei Rheinweiler und Breisach den Uebergang versuchte, fand er die Feinde allenthalben in Bereitschaft, sogar die Bauern waren bewaffnet. Gegen Uebermacht zu siegen war keine Wahrscheinlichkeit. Darum gab Karl bei der Unthätigkeit Georgs II. das Unternehmen auf, zog eine Postirung am Oberrhein und verlegte den Rest des Heeres nach Schwaben und Baiern. Mit Glanz hatte der Feldzug des Jahres 1743 begonnen, mit Enttäuschungen endete er. Unzufrieden über die Unthätigkeit Georgs II. legten Lord Stair und einige höhere Officiere ihre Stellen nieder. Die pragmatische Armee nahm ihre Winterquartiere in Flandern. Hanauer-Conferenzen.

Das Hauptquartier Karls von Lothringen bei seinem Versuch, in das Elsaß vorzudringen, war in Munzingen; Breisach war schon geschleift. Ausführlichen Bericht über die damaligen Zustände finden wir im Leben des Pandurenhäuptlings Franz von der Trenck**). Er war einer der tollkühnsten Soldaten im Heere Maria Theresias und zum Vorpostendienst wie geschaffen. Seine Panduren waren gefürchtet und Trenck erzählt, wie strenge Befehle er bekam, sie im Zaum zu halten, und wie er Schrecken einjagen mußte, um sie an Mannszucht zu gewöhnen: „Ich ließ ein Paar, die geraubt hatten, an den nächsten Baum aufknüpfen und stellte das Geraubte zurück. Die Einwohner sahen mit Bewunderung zu, wie gelassen und unerschrocken sich diese Panduren beim Hängen bezeigten, denn selbst bis zum letzten Augenblick, da ihnen der Strick schon um den Hals gebunden war, brachten sie die Tabakspfeife nicht aus dem Mund. Diese Strenge wirkte so heilsam, daß die Einwohner im Reiche sagten, sie wollten lieber zehn Panduren im Haus haben, als einen Franzosen." — In Feindesland aber waren sie immer furchtbare Gesellen und Trenck machte öfters verwegene Streifzüge ins Elsaß. Die Franzosen beschwerten sich, daß man ihnen so wilde Völker auf den Hals schicke. Man gab zur Antwort: gerade weil sie so ungesittet seien, Der Pandurer Trenck.

*) Siècle de Louis XV. Chap. 10.

**) Merkwürdiges Leben und Thaten des alten Freiherren Franz von der Trenck. Neue Auflage. Frankfurt und Leipzig 1788. S. 131—161.

sende man sie nach Frankreich, damit sie dort Anstand lernen, nur müsse man sie nicht wie andere fremde Reisende betrachten, denn sie hätten kein eigenes Geld auszugeben, seien aber nicht gewohnt mit leerem Beutel zurückzukehren, man könne ihnen diese Unart schwer abgewöhnen.

Karl VII. und Georg II. Die Unthätigkeit Georgs II. hatte zum Theile ihren Grund in wichtigen Verhandlungen, die damals mit Kaiser Karl VII. und mit Savoyen gepflogen wurden. Karl VII. war in großer Noth. Die Frankfurter versagten ihm bereits den Credit für seinen Haushalt; als Noailles kurz vor der Schlacht bei Dettingen nach Frankfurt kam, klagte ihm der Kaiser über Geldnoth, und der französische General meldete seiner Regierung, er habe ihm 40.000 Kronen geborgt und er hoffe, sie werde es genehm halten. Beim Rückzug über den Rhein ließ Noailles dem Kaiser sagen, die Franzosen verließen Deutschland und wollten ihm kein Hinderniß in den Weg legen, um mit seinen Feinden ein Abkommen zu treffen. Nun wandte sich Karl VII. an Georg II., welcher ihm versprach, er wolle das Mögliche für ihn thun, so daß er noch mehr erlange, als er erwarte. Die Säkularisationspläne gefielen Georg II. insbesondere. Der Baier erklärte sich bereit, Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen anzuerkennen, die böhmische Stimme in den Reichsgeschäften wieder gelten zu lassen, die Franzosen aus den Plätzen zu entfernen, die sie noch immer inne hatten, und die Grenzfestungen mit Reichstruppen zu besetzen, nur müsse man ihm seine Erblande zurückstellen, Baiern zu einem Königreich erheben und, da die französischen Hilfsgelder fehlen, sein Einkommen auf eine Höhe bringen, daß er sein Ansehen als Kaiser bewahren könne*). Georg II. versprach zunächst Hilfsgelder von Seite Englands, ferner solle Karl VII. Baiern zurückerhalten, ein angemessenes Einkommen und seine Nachkommen die königliche Würde haben. Friedrich II., der von den Unterhandlungen wußte, stimmte bei. Um seinem König zu gefallen, willigte Lord

Carteret. Carteret in Alles; nur bat er zur Unterschrift des Vertrages um eine Frist, bis er die Zustimmung seiner Amtsgenossen habe, d. h. auch der Zustimmung des Parlaments gewiß sei, ohne die kein englischer Minister Hilfsgelder versprechen kann. In England wollte man aber nur die Demüthigung Frankreichs und Nichts

Stimmung in England. wissen von Erhaltung eines Kaisers, der dessen Vasall war. Die Briefe Stairs

---

*) So Ranke, der einen Gesandtschaftsbericht anführt. III. 67. Heigl, Augsburger allgemeine Zeitung. Nr. 149 von 1873 gibt Auszüge aus Privatbriefen des Kaisers, worin er auf Manneswort betheuert, daß er sich von Frankreich trennen kann und will, unter der Bedingung friedlicher Räumung seines Landes und Ueberlassung eines anstoßenden österreichischen Gebiets mit den Grenzfestungen. Aber er weigert sich Krieg gegen Frankreich zu beginnen, was also England gefordert haben muß: „Sie können dem Lord Stair meine Ueberraschung ausdrücken, wie man mir einen Vertrag zu unterbreiten wußte, der jedem ehrlichen Manne widerstreben müßte,' und noch weit mehr einem Fürsten meines Hauses, einem Oberhaupte der deutschen Nation, mir, in dessen Adern nicht das Blut eines Verräthers rinnt! Man muß wichtige und ehrliche Gründe haben, um einen Krieg zu beginnen, und ich habe den gegenwärtigen Krieg nicht begonnen, ohne die Gründe reiflich erwogen zu haben. Jetzt aber Frankreich mit Krieg überziehen aus dem einzigen Grunde, weil es sich in mißlicher Lage befindet, das wäre nicht nur nicht ehrlich, sondern von meiner Seite eine Ungerechtigkeit sondergleichen, da jene Macht doch nur um meines Vortheils willen und in der Vertheidigung meiner gerechten Sache in solche Lage gerathen ist. Der Lord möge wissen, daß ich nicht ein Dorf an Frankreich als Lohn versprochen habe, daß diese Krone nur um meinetwillen sich in den Krieg einließ. Es ist wahr: durch seine Unthätigkeit und Lauheit gab es nur zu gerechten Grund zum Mißvergnügen, obwohl es mich nicht so ganz im Stiche ließ, als man glauben möchte, aber dessen ungeachtet, wenn ich mich in dem einen oder andern Fall gezwungen sehe Partei zu nehmen, müßte es immer unter Bedingungen sein, die sich mit meiner Ehre vertragen."

und seiner Gesinnungsgenossen hatten einen hohen Unwillen erregt. Die Entrüstung über die unenglische Politik des Königs war allgemein. Toaste wie: „Kein hannöverischer König“ wurden üblich. Lord Carteret mußte die Unterhandlung abbrechen, schamroth, wenn er die ansah, mit welchen er sie begonnen hatte. Also war Karl VII. wieder um eine Enttäuschung reicher.

Wichtig waren die Verhandlungen mit Sardinien, welche zu Worms am 13. September 1743 zum Abschluß kamen. Frankreich und Spanien hatten Versuche gemacht, Karl Emanuel auf ihre Seite zu locken: er solle das ganze Herzogthum Mailand, der Infant Don Philipp aber Parma, Piacenza und die Insel Sardinien erhalten*) Der König war zu sehr überzeugt, daß er durch Vergrößerung der Macht der Bourbonen in Italien sich selber für die Zukunft nur seine eigenen Ketten schmiede, als daß er im Ernst darauf hätte eingehen sollen; aber er benutzte das Angebot, um höhere Forderungen an Maria Theresia zu stellen. England unterstützte sie, denn er versprach ihm einen günstigen Handelsvertrag. Maria Theresia aber meinte, England wolle nur Opfer auf Opfer von ihr; wenn sie das abtrete, was es verlange, so werde es sich nicht der Mühe verlohnen, das, was ihr in Italien bleibe, zu vertheidigen, und es sei doch eigenthümlich, daß man ihr nur die Wahl lasse, von England oder von Frankreich ausgeplündert zu werden. Bei dieser Verhandlung warf der sardinische Minister Ormea den Gedanken hin, ein dauerhafter Friede sei nur möglich, wenn man das baierische Haus nach Italien verpflanze und die Bourbonen ganz aus der Halbinsel verjage. Man solle den Wittelsbachern Toskana geben, für Maria Theresia Neapel erobern und Sicilien an Sardinien überlassen. Aber England wollte nicht recht, denn es mochte durch Vertreibung der Bourbonen sich nicht jeden Frieden mit Spanien unmöglich machen. Karl VII. mochte vom Aufgeben seines Stammlandes Nichts wissen, die Vertreibung eines alten Fürstenhauses hätte ganz Deutschland in Bewegung gebracht und so konnte diesem Plan nicht volle Rechnung getragen werden. Da man sichere Kunde aus Turin hatte, daß ein Vertrag zwischen Frankreich und Sardinien dem Abschluß nahe sei, so mußte Maria Theresia, so schmerzlich es ihr auch war, sich zu Abtretungen verstehen.

Verhandlungen zu Worms.

So kam der Vertrag zu Worms zu Stande, abgeschlossen zwischen Oesterreich, England und Sardinien, von Wasner, Lord Carteret und Osorio. Die pragmatische Sanction ward gewährleistet. Karl Emanuel verpflichtete sich indessen noch insbesonders zur Garantie dieses Hausgesetzes und entsagte allen angeblichen Ansprüchen auf das Herzogthum Mailand und versprach ihr zur Zurücktreibung ihrer Feinde aus Italien 45,000 Mann zu verwenden, während sich Maria Theresia anheischig machte, 30,000 Mann in Italien zu stellen. England verhieß die Zwecke der Verbündeten durch eine starke Escadre im Mittelmeer und durch eine jährlich an Sardinien zu zahlende Subsidie von 200,000 Pfund zu unterstützen. Maria Theresia versprach, an Sardinien abzutreten: Stadt und Gebiet von Vigevano, alles Land am rechten Ufer des Lago maggiorre und des Tessin und das Gebiet von Pavia am linken Ufer des Po, Bobbio mit inbegriffen, endlich Piacenza mit seinem Gebiet bis an die Stura. Außerdem trat ihm Maria Theresia all die Rechte ab, welche ihr an die Stadt und das

Vertrag zu Worms.

*) Arneth II 280.

Marquisat Finale etwa noch zufallen könnten. Karl Emanuel versprach dem Bündniß treu zu bleiben, bis der Friede nicht allein für Italien, sondern auch für Deutschland, ja bis er sogar zwischen England und Spanien abgeschlossen sei. Wichtig waren geheime Artikel, von denen der erste besagte, die drei Mächte wollten mit vereinten Kräften das Haus Bourbon aus Italien überhaupt, und namentlich aus Neapel und Sicilien vertreiben; gelinge dies, so solle der Königin von Ungarn Neapel und der Stato degli Presidii, dem König von Sardinien Sicilien zu Theil werden. Der Verzicht des Königs von Sardinien auf Mailand solle für den Fall ungiltig sein, wenn eine Tochter des Hauses Oesterreich, welche nach der pragmatischen Sanction die Erbländer zu erben habe, sich mit einem Prinzen aus dem Hause Bourbon vermähle. In einer eigenen Urkunde war im Allgemeinen Maria Theresia noch Schadloshaltung für das Vergangene und Sicherheit für das Zukünftige von England versprochen und ihr die Bezahlung von 300,000 Pfund für die Dauer des Krieges zugesagt. Sollte der König von Preußen wider Erwarten den Frieden von Breslau brechen, so werde England seine Garantie dieses Vertrags zu Gunsten der Königin von Ungarn erfüllen, gerade so, wie es zu Gunsten des Königs von Preußen handeln würde, im Falle Maria Theresia diesen Vertrag bräche.

Pacte de famille. Ein schmerzlicher Vertrag für die Höfe von Versailles und Madrid *)! Die Briefe der Infantin an ihren Vater Ludwig XV. waren mit Thränen benetzt. Als Gegenschlag ist der Vertrag von 1743 zu Fontainebleau (Pacte de famille) zu betrachten, den seine Räthe widerriethen, den aber Ludwig XV. dennoch unterzeichnete. Maurepas war der einzige Minister, welcher dem König dazu half. Die verschiedenen Zweige des Hauses Bourbon gewährleisteten sich hier gegenseitig den Besitz ihrer Staaten und diese Garantie sollte eine ewige sein. Man versprach sich, dem Infanten Don Philipp die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla als eigenes Fürstenthum zu erobern. Frankreich verhieß, mit 45 Bataillonen Infanterie und 30 Schwadronen Reiterei den Infanten bei diesem Unternehmen zu unterstützen und an Sardinien und England den Krieg zu erklären, denn bisher hatten beide Mächte nicht als Feinde, sondern nur als Bundesgenossen der kriegführenden Mächte gestritten. Nun wurde Krieg zu Land und zu Meer verheißen, während doch Maurepas hätte wissen sollen, daß die meisten Schiffe nicht See halten konnten. Frankreich versprach, mit England nicht eher Frieden zu schließen, bis dieses Gibraltar und Port Mahon zurückgegeben hätte, also verschloß es sich den Weg zu jedem Ausgleich mit England. Es machte sich anheischig, die Engländer zur Zerstörung ihrer Colonien in Georgien, zu deren Gründung sie kein Recht gehabt hätten, so wie aller festen Plätze, die sie auf spanischem Gebiet errichtet hätten, zu zwingen. Spanien

*) Arneth II. 293—95. Die Verträge sind gedruckt in Traités publ. de la Royale maison de Savoye. Turin 1836. III. 7—23, die besonderen Abmachungen im Original aus dem Staatsarchiv bei Arneth II. 525—27. Vgl. Flassan, l. c. V. 172.

aber machte sich anheischig, den Engländern die zugestandenen Handelsvortheile wieder zu entreißen. — Dem König von Sardinien solle all' das wieder genommen werden, was ihm die französische Krone im Frieden zu Utrecht zugestanden hatte. Beide Mächte machten sich verbindlich, Kaiser Karl VII. aufrecht zu erhalten. — Für sich bedang Frankreich in diesem Vertrag gar Nichts aus, opferte dagegen seine Kräfte für Spanien und nicht mit Unrecht sagte ein Jahr darauf d'Argenson zu Ludwig XV., so lange Philipp V. lebe und seine Frau an seiner Stelle regiere, so sei es schwierig in Uebereinstimmung mit Spanien einen allgemeinen Frieden zu schließen, weil man an diesem Hofe niemals die Mittel nach dem Zweck bemesse, und weil man ganz rauh, grob und hart nur an seine eigenen Interessen und nie an die der Verbündeten denke, weil endlich Alles gehe nach dem Rath der Leidenschaften, des Hochmuths, der Habgier und der Rachsucht*). — Ludwig XV. antwortete, er wisse wohl, wie unvernünftig die Königin von Spanien sei, und er habe den Vertrag von Fontainebleau eigentlich wider seinen Willen unterzeichnet. Die Kriegserklärung an Sardinien erfolgte am 30. September 1743 — es war ihm darin der Bruch Kriegserklärungen des Vertrags von 1741 vorgeworfen. Die Kriegserklärung an England erfolgte am 15. März 1744, weil es die Friedensverhandlung mit Oesterreich gehindert und gegen französische Schiffe Gewaltthätigkeiten verübt habe. Georg II. war Bruch der Neutralität von Hannover vorgeworfen. Die Antworten waren bitter: man zieh Ludwig XV. der Lüge und Treulosigkeit. Während Frankreich bisher behauptete, es kämpfe nur als Bundesgenosse für Karl VII., erklärte es am 26. April 1744 an die Königin von Ungarn den Krieg, weil sie hartnäckig jeden Vergleich zurückweise und dadurch Ludwig XV. zwinge, Hauptantheil am Kampf zu nehmen. Der französische Gesandte erklärte am 19. Mai 1744 dem Reichstag zu Regensburg, Frankreich streite nur für die Unabhängigkeit des Kaisers und des Reiches**). So nahm denn der Krieg auf einmal eine neue gewaltige Wendung.

England insbesondere wollte man ans Herz gehen, das Haus Stuart Plan erheben und das Haus Hannover stürzen, um so den lästigen Feind in einen gegen England abhängigen Vasallen zu verwandeln. Seit Wilhelm III. den englischen Thron bestieg, trat England den französischen Plänen am allerschroffsten entgegen. Der alte Haß gegen England erwachte in Frankreich zu neuer Glut, mit Eifer betheiligte man sich an dem Anleihen der Regierung, einzelne Provinzen wollten ganze Regimenter stellen. Der Minister Tencin war durch Fürsprache Jakobs III. Cardinal geworden, jetzt brachte er den Stuarts seinen Dank dadurch, daß er Ludwig XV. zum Versuch beredete, das vertriebene Königshaus wieder auf den englischen Thron zu setzen. Eine Flotte von 18 Linienschiffen wurde ausgerüstet. Moritz von Sachsen sollte den Krieg in Schottland leiten. Jakob III.

*) Mémoires du Marquis d'Argenson p. 358.
**) Sismondi, Histoire des Français. XXXVIII. 292.

wurde aufgefordert sich bereit zu halten. Von Alter und Sorgen niedergedrückt, lehnte er den Vorschlag ab, ernannte dagegen seinen Sohn Karl Eduard zum Regenten.

Karl Eduard. Karl Eduard war ein schöner, hochgewachsener, muthiger Jüngling, von athletischer Stärke, wagsam, von Hoffnungen strahlend, mit allen Eigenschaften begabt, Anhänger an sich zu fesseln, nicht so gebildet und gelehrt wie sein Vater — verstand er doch nie einen Brief fehlerfrei zu schreiben, doch war er unendlich thatkräftiger als dieser. Ein geborner Soldat verachtete er die Gefahr und liebte den Krieg, hatte auch im spanischen Heer schon einen Feldzug mitgemacht. Sein Verstand war hell, sein Ehrgefühl zart, seine Gesinnung ritterlich. Stolz gegen Seinesgleichen, war er freundlich gegen Untergebene, mild gegen Gefangene und Unglückliche.

Von Rom, wo die Stuarts sich damals aufhielten, aber auch von englischen Spionen genau bewacht waren, begab sich Karl Eduard still in der Nacht des 9. Januar 1744 unter dem Vorwand, er wolle in der Campagna jagen, fort und reiste unter fremdem Namen unerkannt bis Savona, von wo ihn ein kleines Fahrzeug glücklich, mitten durch die englische Flotte, nach Antibes brachte. In Paris hatte er eine geheime Zusammenkunft mit seinen Anhängern, an den Hof kam er nicht. In Gravelingen wartete er dann die Abfahrt der französischen Flotte ab: 15,000 Mann unter der tüchtigen Führung des Grafen Moritz von Sachsen sollten den Feldzug mitmachen und Admiral Roqueville mit 18 Kriegsschiffen die Fahrt decken. Roqueville fuhr aus bis Spithead, fand aber keine englischen Schiffe und schloß daraus, daß sie im Hafen von Portsmouth Schutz gesucht hätten, und sandte Nachricht alsbald nach Dünkirchen, der Canal sei frei. Die Transportflotte fuhr ab, doch ein fürchterlicher Sturm brach aus, der sie zerstreute und mehrere Schiffe begrub, die andern kehrten zurück. Die Minister waren durch das Unglück entmuthigt, der Zug nach Schottland wurde aufgegeben. Karl Eduard kehrte ungern nach Paris zurück, wo er die Weisung bekam, sich in der Nähe versteckt zu halten*), denn Frankreich unterhandelte damals mit einigen deutschen Fürsten über ein neues Bündniß gegen Maria Theresia und diese wollten als Prostetanten nicht entfernt dazu helfen, daß durch den Sturz des Hauses Hannover der Katholicismus in England wieder zur Herrschaft gelange.

Keine Fahrt n. Schottland.

Seeschlacht bei Toulon. Im Mittelmeer kam es am 22. Februar 1744 auf der Höhe von Toulon zu einer Seeschlacht, Admiral Mathews hatte bisher den Hafen blokirt. Jetzt aber fuhren Franzosen und Spanier aus und boten ihm die Schlacht an. Die englischen Schiffe waren zahlreicher, aber in schlechterm Zustand und erlangten den Sieg auch darum nicht, weil der Unteradmiral Lestocq unthätig blieb wegen der zweideutigen und verwirrten Signale seines Obern. Man schlug sich den ganzen Tag. Am 23. zogen sich Franzosen und Spanier in Unordnung zurück. — Jetzt wollte Lestocq verfolgen, aber Mathews gab ihm das Zeichen, die Verfolgung einzustellen. Beide wurden deßhalb vor ein Kriegsgericht gestellt. Lestocq wurde freigesprochen, Mathews aber für unfähig erklärt, ferner in seiner Majestät Flotte zu dienen. Die Spanier waren so stolz darauf, auch nur einen Tag sich gegen die Engländer gewehrt zu haben, daß sie ihrem Admiral Navarro den Titel Marquis de la Vittoria gaben**).

---

*) Mahon, vol. III. p. 170—84.
**) Mahon, III. 185—86.

Krieg in Italien 1744. Ludwig XV. Feldzug in Belgien und Erkrankung zu Metz. Die Oesterreicher im Elsaß.

In der ersten Erbitterung über den Vertrag zu Worms sandte das Cabinet zu Versailles 10,000 Franzosen zu den Spaniern, die sich bei Moutiers zusammenzogen, während die Piemontesen Stellung bei Aosta nahmen. Die Verbündeten sollten in die Lombardei eindringen, um sich mit ihrem Heere unter Gages zu vereinigen; — die Franzosen sollten über den Col von Sanct Veran, die Spanier über den Col del Agnello vordringen. Der Feldzug verunglückte. Auf der halben Höhe der Berge fing es schon an zu schneien. Man lagerte bei heftiger Kälte auf Schnee und Eis. Man hatte unersteigliche Berge rechts und links und zuletzt vor sich in guter Verschanzung 15,000 tapfere Piemontesen, welche ihre Gegner reihenweise niederschossen oder durch Felsen, die sie hinabrollen ließen, zerschmetterten. Schon am 10. Oktober entschloß sich Don Philipp zum Rückzug, auf welchem das Heer unsäglich durch Kälte und Hunger und durch das Piemontesische Geschütz litt. Am 12. Oktober fiel tiefer Schnee und man mußte die Geschütze zurücklassen. Feldzug in den Alpen.

Die Franzosen nahmen Winterquartiere in der Dauphiné, die Spanier in Savoyen, wo 4000 Mann auch im Frühjahr 1744 blieben, während der eigentliche Kampf jetzt am Var begann, wo 14,000 Spanier unter Don Philipp und 20,000 Franzosen unter dem Prinzen Conti standen. — Der Feldzug begann am 1. April, bis zum 23. fanden viele Kämpfe statt, in welchen die Piemontesen sich gegen die Mehrzahl tapfer behaupteten, schließlich zogen sie, auf 4,500 Streiter herabgesunken, sich auf englischen Schiffen nach Oneglia. Die Spanier ließen einige Tausend Mann in der Grafschaft Nizza zurück, die Franzosen drangen durch das Sturathal in das Vraitathal vor, beim langen Stein kam es zu einem harten Kampf, der ihnen 1000 Todte und gleichviel Verwundete kostete. Der Erfolg des Feldzugs hing von Cuneo ab, welches der Oesterreicher Leutrum tapfer und umsichtig vertheidigte**). Bald wurde die Lage der Franzosen und Spanier schwierig. Ihre Zufuhren wurden meist aufgehoben, von allen Seiten erfolgten Angriffe. Beim kalten ungestümen Herbstwetter rissen Krankheiten ein. Am 23. Oktober traten die Verbündeten den Rückzug an, bei dem sie durch Kälte, Krankheiten und die erbitterten Waldenser, welche ihnen überall auf der Ferse waren, große Verluste erlitten. Trotz aller Opfer hatten die Verbündeten in diesem Feldzug es nur zum Besitz der Grafschaft Nizza gebracht. Am Var 1744. In den Alpen.

Auch in Mittelitalien fanden 1744 ernste Kämpfe statt. Fürst Lobkowitz begann am 11. März den Feldzug gegen Gages, der bei Pesaro mit 10,000 Mann feste Stellung inne hatte. Der Oesterreicher wollte den Gegner zum Schlagen zwingen, der Spanier zog alle Brücken hinter sich abbrechend bis Pescara zurück. Maria Theresia gab Befehl, ins Königreich Neapel einzudringen, wo noch viele Bewohner lebhaft die Rückkehr der österreichischen Herrschaft wünschten. Don Carlos aber beschloß, seine Truppen zu den spanischen stoßen zu lassen und den Hafen von Neapel gegen die Ankunft einer englischen Flotte zu befestigen. Die Königin sandte er nach Gaëta, er selber rückte mit seinen Truppen in den Kirchenstaat und verband sich mit Gages. Das vereinigte Heer besetzte Mittelitalien 1744.

*) Muratori, Annali d'Italia 1743.

**) Oestreichisch-militärische Zeitschrift 1830. Botta, Storia d'Italia IX. XLIII. Muratori Annali d'Italia 1744.

Velletri, die Oesterreicher hingegen nahmen Stellung in Frascati, bald darauf in Genſano, nachdem ein Verſuch der Verbündeten, in der Nacht vom 16. Juni ſie zu überfallen, mißlungen war. Dagegen verſuchte Lobkowitz in der Frühe des 11. Auguſt den König von Neapel und den Herzog von Modena durch einen Ueberfall gefangen zu nehmen. Schon hatte Browne die Thore von Velletri. Velletri geſprengt und war in der Stadt Alles in Verwirrung, aber die Grenzer hielten nicht Mannszucht, ſondern zerſtreuten ſich in die Häuſer, um zu plündern, und da bekam der Feind Zeit, ſich zu ordnen, und der König und der Herzog Gelegenheit, aus der Stadt zu entfliehen. Sie ſammelten ihre Schaaren und jetzt begann ein wilder Kampf in Velletri ſelber. Browne mußte den Rückzug antreten. Die Oeſterreicher verloren 200 Todte und 300 Verwundete und Gefangene, hatten aber dem Feinde mehrere Regimenter zu Grund gerichtet, 12 Fahnen und 1000 Pferde erobert, 2 Generäle und 85 Officiere gefangen genommen. Gerade damals war jedoch der König von Sardinien durch Spanier und Franzoſen in ſeinem eigenen Land bedrängt und verlangte dringend Hilfe von den Oeſterreichern. Lobkowitz erhielt Befehl, nach dem Norden aufzubrechen und im Kirchenſtaat nur 10,000 Mann zur Abhaltung der Spanier und Neapolitaner ſtehen zu laſſen. So geſchah es; er nahm Stellung zu Imola*).

Franzöſiſcher Kriegsplan. Während eine Armee gegen Sardinien kämpfte, ſollte eine zweite Armee Belgien erobern, eine dritte unter dem zum Marſchall erhobenen Grafen von Sachſen von der Moſel aus, eine vierte unter Coigny vom Elſaß aus den Kampf in Deutſchland weiterführen. So war der Plan des Marſchalls Noailles, der damals in der That die Leitung des Aeußern hatte, während Ludwig XV. ſie nur zum Schein in ſeiner Hand hielt. Am 20. November 1743 hatte Noailles dem König geſchrieben, der Grund des Unglücks der franzöſiſchen Waffen ſei bisher nur der Mangel an Einheit und an einem feſten Princip in der franzöſiſchen Regierung geweſen; er beſchwor nun Ludwig XV., endlich einmal Ordnung zu machen, ſelber zu rathen, zu ſprechen, zu entſcheiden und wenigſtens zu befehlen, was die Miniſter zu thun hätten. Alle Unternehmungen müßten nach einem beſtimmten Plan geleitet werden; das wäre die Pflicht eines erſten Miniſters, wenn die Majeſtät ſich herbeilaſſen wolle, einen zu ernennen, und nicht ſelber Alles leiten wolle, wie ſie eigentlich ſolle — und es gab Schmeichler genug in der Nähe, die behaupteten, Ludwig XV. habe alle guten Eigenſchaften, alle Charakterkraft ſeines Vorgängers, und man müſſe ihn nur einmal ermuthigen, ſelbſtändig aufzutreten, und ſo erklärte denn Ludwig XV. am 26. April 1744, er leite fortan ſelber die äußeren Angelegenheiten**).

Chateauroux. Die Chateauroux wollte ihren Geliebten als Helden ſehen und ſtachelte ihn, ſeine großen Eigenſchaften zu zeigen. Der König war damals 34 Jahre alt, in der Vollkraft ſeines Lebens, und ſchien Feuer zu faſſen für Heldenruhm und erklärte, daß er ſelber mit der Armee ziehe, und in Paris, das bisher nur der Literatur und dem Vergnügen lebte, regte ſich eine warme Stimmung, als

*) Oeſtreichiſch-militäriſche Zeitſchrift 1830. 1—40. Coletta, Storia di Napoli, I. 3.
**) Mémoires de Noailles. III. L. V. 13. 346.

man hörte, er sei am 3. Mai wirklich zur Armee nach Belgien abgegangen. Der König von Frankreich muß Siege erringen, darum ging er zur Armee nach Belgien. Hier gab es Belagerungen und die Franzosen hatten damals die geschicktesten Ingenieure in Europa und das zahlreichste schwere Geschütz. Von der englischen Armee, die in den Niederlanden stand, waren 10,000 Mann nach England abberufen worden, um die Insel gegen eine französische Landung und gegen eine Erhebung der Jakobiten zu schützen. Die kleine österreichisch-englische Armee, die noch im Land war, vermochte wenig Widerstand zu leisten und die Festungen waren schwach besetzt. So waren denn Erfolge leicht. Festungen fielen in wenig Tagen, vor denen Ludwig XIV. Monate gelegen hatte: Curtray öffnete seine Thore am 18. Mai, Menin am 12. Juni, Ypern am 25. Juni, Knoque am 29. Juni, Furnes am 11. Juli. Der König selber that wenig zur Sache: er sah zu, er empfing jeden Morgen Bericht, was in der Nacht in den Laufgräben geschehen war. Zum Helden hatte der Mann doch offenbar das Zeug nicht in sich, dagegen mußte er Weiber um sich haben. Die Königin hatte brieflich gebeten, ihn in's Feld der Gefahr begleiten und pflegen zu dürfen, aber gar keine Antwort erhalten. Die Chateauroux zweifelte nicht, daß sie ihn begleiten dürfe, aber Maurepas, der sie verabscheute, hatte Ludwig beigebracht, wenn er dies zulasse, so werde er die Begeisterung, die sich für ihn rege, auslöschen, und die Chateauroux bekam den Befehl, zu bleiben. Um sich an Maurepas zu rächen, und ihn vom König fernzuhalten, erwirkte sie einen Befehl, daß er die Häfen der Provence besichtigen müsse. Kaum war er fort, so brach sie mit ihrer Schwester eigenmächtig nach dem Heerlager auf; Richelieu, der böse Dämon Ludwigs XV., hatte ihr Verzeihung für diesen Ungehorsam zugesichert. Die Pariser sangen Spottlieder über die Ausreißerin, die Schweizer machten ihre Witze über die Dirnen. Ludwig hatte kein Gefühl für Ehre, sie waren ihm beide willkommen*).

Festungskrieg in Belgien.

Da hemmte aber die Nachricht, die Oesterreicher seien siegreich ins Elsaß vorgedrungen, den Fortschritt der Eroberungen des Königs. Karl von Lothringen hatte in der That einen glänzenden Rheinübergang im Angesicht des feindlichen Heeres bewerkstelligt**). 18,000 Mann sogenannte kaiserliche Truppen standen unter Seckendorf bei Philippsburg, in einem wohlverschanzten Lager. Ein französisches Heer unter Coigny breitete sich längs dem Strome aus. Die Bauern im Elsaß waren bewaffnet und standen von Hüningen bis Speier je 100 Schritte Schildwache — und dennoch wußte Karl von Lothringen unbehelligt mit einem Heer über den Rhein zu kommen. Es ist sein militärisches Meisterstück, der Höhepunkt seines Ruhmes.

Die Ausführung war nur möglich durch Täuschung des Feindes. Karl wußte durch Märsche und allerhand klug ausgesonnene Maßregeln den französischen Feldherrn auf den Glauben zu bringen, bei Mainz solle der Rhein überschritten werden, während er entschlossen war, viel weiter oben, in der Nähe von Karlsruh den Uebergang zu versuchen. Friedrich II. meint***), Coigny hätte leicht überlegen können, daß es die Absicht Karls von Lothringen sei, ins Elsaß einzu-

Rheinübergang

*) Michelet, Louis XV. p. 228.

**) Oestreichisch-militärische Zeitschrift 1823. Ausführlichen Bericht gibt Franz von der Trenck, der dabei eine hervorragende Rolle spielte, in seiner eigenen Lebensbeschreibung 161—250.

***) Histoire de mon temps. Chap. 10.

dringen, und daß derselbe sich gewiß aller Kriegslisten bedienen würde, um ihn so weit als immer möglich davon zu entfernen. Die List gelang. Während die Franzosen den Fall von Menin feierten, ließ Karl bei Schreck in der Nähe von Karlsruhe Brücken schlagen, auf 30 Schiffen war Trenck mit seinen Panduren schon über den Rhein gefahren. „Ich sprach ihnen wacker zu, wie nunmehr Zeit und Gelegenheit vorhanden sei, da ich sie in das gelobte Land führen wollte, wornach sie schon vor Jahren so sehnlich gelüstet, und da sie nicht nur ihre Seckel spicken, sondern auch haben könnten, was ihr Herz wünschte. Sie sollten durch tapfere Thaten die Unternehmungen eines falschen Feindes rächen, und sie betheuerten einmüthig, sie wollten ihr Blut für die gerechte Sache ihrer unschuldigen Königin opfern*)." Und in der That sprengten sie bereits in einer Stunde drei baierische Reiterregimenter aus einander. Strasoldo baute schnell einen Brückenkopf, am 3. Juli stand die ganze österreichische Armee am linken Ufer des Stromes. „Dieser Rheinübergang ist die schönste, seit langer Zeit geschehene Action, meint Trenck**). Prinz Karl hat dadurch einen unsterblichen Ruhm hervorgebracht, zumal, da er, ein noch junger Held, zwei alten und erfahrenen Generalen, Seckendorf und Coigny, den Rang abgelaufen, und den französischen Grund und Boden zum Kriegsschauplatz gemacht hat, welches die Franzosen bisher in allen Kriegen so sorgfältig verhüteten." Der Schrecken war groß. Wer konnte, flüchtete nach Straßburg. Noch heute klagen die französischen Geschichtschreiber über die Unthaten der Croaten und Panduren, bedenken aber nicht, daß die Franzosen in Feindesland geradeso wirthschafteten, und Bauern, die zu den Waffen gegen sie griffen, eben so wenig als Soldaten behandelten wie jetzt die Croaten die elsäßischen Bauern. Wichtig war, daß Karl durch diesen Rheinübergang rasch in den Besitz der berühmten Weißenburger Linien kam. Am 5. Juli nahm Nadasdy Lauterburg. Bald darauf ergab sich Weißenburg. Jetzt rückte aber Coigny mit 40,000 Mann heran. Nadasdy konnte mit seiner geringen Abtheilung Weißenburg nicht behaupten und befahl Forgatsch den Platz zu räumen, da Prinz Karl mit seinem Heer noch zu weit entfernt war. Die Soldaten aber sagten, der Platz sei ihnen einmal anvertraut und sie wollten ihn behaupten oder sterben, und vertheidigten ihn in der That gegen die ganze französische Armee, bis die Mehrzahl gefallen war. Dieser Tag kostete den Franzosen 1400 Mann. Als Karl mit der Hauptmacht herannahte, hielt sich Coigny hinter der Motter nicht mehr sicher und zog sich hinter die Zorn zurück. Bald streiften die Husaren bis vor die Thore von Straßburg, „manchem eilfertigen Franzosen das Mon Dieu vor dem Maul weghauend***)." Bald standen die Oesterreichischen Vorposten in Zabern. Stanislaus Lescinsky floh eilig aus Lüneville. Den Einwohnern in ganz Lothringen wurden die Waffen abgenommen, weil die Regierung ihnen nichts Gutes zutraute, wenn die Oesterreicher kämen. Auch die Vorurtheile im Elsaß legten sich bald, zumal die Oesterreicher strenge Kriegszucht hielten, sogar auf dem Marsch durften die Aecker bei schwerer Strafe nicht betreten oder abgeweidet werden. Fort-Louis wurde umschlossen. Schon traf man Vorbereitungen zur Belagerung von Straßburg; wenn es fiel, war das ganze Elsaß für Frankreich verloren, war Lothringen bedroht!

Lothringen.

In Eilmärschen rückte Verstärkung für Coigny, 20,000 Mann unter Harcourt, heran. Nur einen kleinen Theil seines Heeres ließ Ludwig XV. in

---

*) Merkwürdiges Leben und Thaten des alten Freiherrn Franz von der Trenck. S. 177.
**) Trenck l. c. 185.
***) Trenck 202.

Belgien stehen, mit dem Kern brach er alsbald von Dünkirchen gegen das Elsaß auf. Der Marsch ging über St. Quentin nach Metz. Hier traf ihn der von Friedrich II. gesendete Schmettau, um ihm anzukündigen, daß die Preußen in Böhmen einrückten, und ihn zu mahnen, rasch über die Oesterreicher herzufallen, um sie beim Uebergang über den Rhein zu vernichten. Dazu kam es allerdings nicht, denn Ludwig XV. erkrankte in Folge seiner Unmäßigkeit in Metz. Abzug aus Belgien.

Es war ein Faulfieber oder ein Geschwür im Hirn, oder, wie Trenck sagt, eine Indigestion, die er sich durch Essen von zu vielen Nüssen zugezogen hatte. Die Aerzte erklärten die Krankheit für sehr gefährlich. Richelieu und die Chateauroux wollten Niemand zum König lassen, selbst die Prinzen von Geblüt mußten im Vorzimmer bleiben; sie fürchteten, daß wenn man ihm von der Gefahr rede, in der er sich befinde, Ludwig in der Höllenangst sie fortgehen heiße. In Frankreich herrschte damals noch Anhänglichkeit an das Königthum, sie flammte von neuem auf, als die Kunde von der Gefahr des Königs durch die Hauptstadt flog und daß die Königin und der Dauphin in Eile aufgebrochen seien, um ihn noch zu sehen. Alles rief: „wenn er stirbt, so geschieht es, weil er uns hat vertheidigen wollen!" — Die Kirchen waren die ganze Nacht voll von Leuten, welche für die Genesung des Königs beteten. Die Stimmen der Priester wurden vom Schluchzen des Volkes unterbrochen, selbst Bettler gaben andern Armen Almosen, daß sie für die Gesundheit des Königs beteten*). Indeß wuchs die Gefahr des Kranken, sein Leibarzt erklärte, er habe nur noch zwei Tage zu leben, man müsse ihn mit den Sterbesakramenten versehen. Jetzt fing Ludwig an vor dem Priester, der ihn an seine Sünden und die Strafen mahnte, weich zu werden, seinen Wandel zu bereuen und zu geloben, wenn ihm die Vorsehung das Leben schenke, so werde er es fortan dem Wohle seines Volkes widmen. Nach der Beicht sagte Ludwig zum Herzog von Bouillon: „Ich habe meine Günstlinge und meine Kebsen der Religion geopfert und dem, was die Kirche vom allerchristlichsten König und ihrem ältesten Sohne fordert." — Fitz James, der Bischof von Soissons, traute aber nicht ganz, öffnete die Thüre des königlichen Gemaches und rief: „Meine Damen, der König befiehlt Ihnen sogleich abzureisen!" — Richelieu protestirte, daß man dem König Zugeständnisse abdringe; der Bischof aber drohte die Kirchen zu sperren und die Sakramente nicht zu spenden. Unter Thränen, gesenkten Blickes verließen nun die Chateauroux und ihre Schwester das Haus. Der Bischof kam zum Krankenbett zurück: „Die Gesetze der heiligen Kirche verbieten, einem Kranken das Abendmahl zu reichen, so lang die Kebse in der Stadt ist, wo er wohnt. Ich bitte Ew. Majestät, befehlen Sie, daß diese Weiber abreisen müssen, denn Sie haben keine Zeit zu verlieren, Sie werden sterben." — Von Schrecken ergriffen gab der König sogleich die verlangten Befehle. Die Chateauroux und ihre Schwester, vom allgemeinen Haß verfolgt, fanden mit Mühe einen geschlossenen Wagen, in dem sie auf ein Landgut drei Meilen von Metz entkamen. Dort harrten sie der Rückberufung. Aber der Beichtvater sprach zu den Großen, ehe er dem Könige die letzte Oelung spendete: „Meine Herren, der König beauftragt den Bischof von Metz und mich, Ihnen mitzutheilen, daß er das Aergerniß, welches er durch seine Verbindung mit der Chateauroux gab, bitter bereut; er bittet Gott dafür um Verzeihung. Da er hörte, daß sie nur 3 Meilen von hier sich aufhält, so befiehlt er ihr, in Zukunft stets 50 Meilen vom Hofe sich

(Randnotizen: Ludwig XV. in Metz. — Ludwigs Reue. — Fitz James.)

*) Voltaire, Siècle de Louis XV. Chap. XII.

fern zu halten, und entzieht ihr ihre Stelle im Hofstaat der Dauphine." — „Und ihrer Schwester auch," rief jetzt der König, den Kopf aus dem Kissen emporrichtend, während er bisher bloß mit der Hand Zeichen der Zustimmung gegeben hatte. Sein Zustand wurde immer bedenklicher, man begann am 15. das Gebet für die Sterbenden. Die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Da versprach ein Quacksalber den König zu retten: er gab ihm ein starkes Brechmittel, welches so wohlthätig wirkte, daß der Kranke schon am 17. für gerettet galt. Die Königin war in ihrem Schmerz indeß herbeigeeilt und Ludwig hatte sie für das Aergerniß und den Kummer, den er verursacht, um Verzeihung gebeten. Der Dauphin war auf dem Weg, bekam aber in Verdun Befehl, zu bleiben; er eilte deßungeachtet, um seinen Vater noch zu sehen, nach Metz, ward aber von diesem kalt aufgenommen — Ludwig glaubte, die Begier bald König zu werden, habe ihn hingeleitet. Bald ward aber auch die Gemahlin von Ludwig XV. mit steigender Kälte aufgenommen. Je mehr seine Kraft zunahm, um so schwächer wurden seine guten Vorsätze. Kuppler Richelieu, der vom Hof verwiesen worden war, kam wieder zurück und bald hatte der König keinen andern Gedanken, als sich an denen zu rächen, die bei seiner Demüthigung eine Rolle gespielt hatten*).

Rückzug d. Oesterreicher.

Die Krankheit des Königs verzögerte den Angriff auf Karl von Lothringen. Bald nahten jedoch überlegene Massen, denen gegenüber die Oesterreicher ihren Rückzug über den Rhein bewerkstelligen sollten, denn Maria Theresia hatte das Heer nach Böhmen abberufen. Friedrichs Gesandter Schmettau rieth Noailles dringend, die Oesterreicher ja sogleich zu schlagen und nicht nach Böhmen entkommen zu lassen. Karl war aber auf seiner Hut und behielt volle Freiheit der Bewegungen. Der Rückzug war ein Meisterstück. Am 24. August war schon der größte Theil der Armee sicher über dem Rhein und brach ruhig die Brücken ab. Ungern kehrten die Krieger zurück. Trenck erzählt uns**), wie er jetzt seine Soldaten anreden mußte: der Rückzug geschehe ja nicht aus Furcht, die Preußen allein seien Schuld, daß die Oestreicher nicht vor Paris ziehen könnten. Es gelte jetzt zunächst nur den Einfall des Feindes in Böhmen zurückzuwerfen und dann sollten sie wieder umkehren und bis Paris vordringen! Der ganze Verlust der Oestreicher bei der Rückkehr über den Strom betrug, trotzdem der Feind 80,000 Mann stark war, nur 36 Mann und auch Franzosen rühmten den Prinzen Karl wegen dieses Meisterstücks, der zweimaligen Ueberschreitung des Rheines, zumal er durch seinen Marsch in das Elsaß, wo er einige Zeit auf französische Kosten gelebt, den Feind gezwungen hatte seinen siegreichen Zug in den Niederlanden aufzugeben. In Eilmärschen zog dann die Armee über Stuttgart gegen Donauwörth und von da gegen Böhmen, um Friedrich II. zurückzuwerfen.

---

*) Sismondi, Hist. des Français. XXVIII. S. 319.
**) Leben und Thaten. S. 242.

Die Vorspiele des zweiten schlesischen Krieges. Rußland. Einfall Friedrichs II. in Schlesien.

Das Kriegsglück der Oesterreicher erweckte in Friedrich Furcht für den Besitz Schlesiens: er glaubte, daß Maria Theresia ihm seine Eroberung wieder entreißen wolle, sobald sie dazu stark genug sei. Der Verdacht sprach sich bald in Verhandlungen aus, in denen sich die feindselige Stimmung steigerte. Maria Theresia wünschte Ersatz für den Verlust Schlesiens. Friedrich II. arbeitete ihrem Wunsch offen und insgeheim mit allen Mitteln entgegen, denn er sah in der Vergrößerung Oestreichs nur eine Gefahr für sich selbst. Man wußte dies in Wien, und erklärte ihm offen, ihm solle kein Nachtheil aus einer Schadloshaltung des Hauses Oesterreich erwachsen. Maria Theresia erbot sich, dem König von Preußen den ungestörten Besitz seiner sämmtlichen Länder, Schlesien und Glatz mit inbegriffen, feierlich zu gewährleisten, wenn er die Garantie der ihr gebliebenen Erbstaaten mit Einschluß Ungarns übernehme*). Die Stände Böhmens erklärten auf Anregung Maria Theresias ihre Zustimmung zu der Abtretung Schlesiens an Preußen und entsagten feierlich der Lehensherrlichkeit Böhmens über dieses Land**). — Vergebens! Als der neue Kurfürst von Mainz am 23. September 1743 die Verwahrung Maria Theresias gegen die Kaiserwahl und die Ausschließung der böhmischen Kurstimme zur Dictatur, d. h. zur Vorlesung in der Reichsversammlung und zur Einregistrirung brachte, erging sich der König von Preußen in heftigen Drohungen. Umsonst erklärte Maria Theresia, daß es ihr keineswegs beikomme, die Kaiserwahl annulliren zu wollen, wenn ihr nur Genugthuung für die geschehene Ausschließung der böhmischen Kurstimme und Bürgschaft gegen die Wiederholung einer ähnlichen Gewaltthat zu Theil werde. Sachsen näherte sich damals Oestreich wieder und 20. December 1743 wurde ein Defensivvertrag zwischen beiden Staaten geschlossen, den Friedrich als eine Drohung hinnahm, obschon darin für Maria Theresia nur der ruhige und ungeschmälerte Besitz ihrer „innehabenden" Länder gewährleistet war. Friedrich II. vermehrte seine Streitkräfte in einer Weise, daß man von seiner Seite allgemein eine neue Störung des Friedens zu fürchten begann. Der König war zu neuem Krieg gegen Oestreich entschlossen und begann sich wieder Frankreich zu nähern. Um seinen Rücken zu decken, suchte er mit Rußland und Schweden in innigste Verbindung zu treten, was ihm auch gelang***). Friedrich II.

Das Mögliche geschah, um Rußland für alle Zukunft von Oestreich fern zu halten und an Preußen zu ketten. 1743 trat die Czarin dem Breslauer Frieden bei und bestätigte Friedrich II. also den Besitz Schlesiens. Bald darauf bat Elisabeth den König um seine Schwester Ulrika für ihren Neffen Peter, Rußland. Elisabeth

*) Arneth II. 302.
**) Arneth II. 304—5.
***) Arneth II. 312.

den sie inzwischen zum Thronfolger ernannt hatte. Friedrich II. sagt darüber*): „Der sächsische Hof faßte den Plan, die Prinzessin Marianna, die zweite Tochter König Augusts, mit dem Großfürsten zu vermählen, um durch Hülfe dieser Verwandtschaft bei der Kaiserin zu vielgeltendem Ansehen zu kommen. Das feile russische Ministerium, das seine Kaiserin wohl selbst an den Meistbietenden losgeschlagen hätte, wenn Jemand reich genug gewesen wäre, sie ihm zu bezahlen, verkaufte dem Sachsen einen etwas zu frühzeitigen Ehevertrag. Der König von Polen bezahlte ihn, erhielt aber Nichts für sein baares Geld als leere Worte. Nichts konnte dem preußischen Staatsvortheile mehr zuwiderlaufen als die Verbindung zwischen Sachsen und Rußland; aber Nichts wäre auch offenbarer allen natürlichen Empfindungen entgegen gewesen, als eine Prinzessin vom königlichen Geblüt aufzuopfern, um die sächsische Mitbewerberin auszustechen. Man verfiel also auf einen andern Ausweg. Unter allen deutschen Prinzessinen, die sich damals in mannbarem Alter befanden, paßte sich keine besser für die preußischen Absichten, als die Prinzessin von Zerbst. Ihr Vater war General-Feldmarschall bei der Armee des Königs und ihre Mutter, eine Prinzessin von Holstein, Schwester des Thronfolgers im Königreich Schweden, und Tante des Großfürsten. Wir wollen die kleinen, einzelnen Umstände dieser Handlung hier übergehen: genug, daß es unendlich mehr Mühe kostete, dieses Geschäft zu Stande zu bringen, als wenn es um die allerwichtigste Sache in der Welt zu thun gewesen wäre. Selbst der Vater der Prinzessin war dawider: er, ein echter Lutheraner, so echt, wie man es nur zur Zeit der Reformation war, wollte nicht darein willigen, daß seine Tochter eine Ketzerin würde, bis endlich ein Geistlicher, der mit sich besser handeln ließ, ihm bewies, daß die griechische Religion ungefähr das nämliche Ding sei, wie das Lutherthum**)." — Friedrich wies also auf die Prinzessin Sophia von Anhalt-Zerbst hin. Um Neujahr 1744 traf am kleinen Hof zu Anhalt ein Kurier ein, welcher Mutter und Tochter nach Petersburg einlud, und zugleich ein Brief Friedrichs II., welcher die Bedeutung dieser Einladung erklärte. Die Mutter jubelte. Die Prinzessin war erst 14 Jahr alt, aber schon vollkommen ausgebildet. Sie gefiel in Petersburg, trat am 9. Juli 1744 zur griechischen Religion über und erhielt den Namen Katharina Alexiewna. 1745 wurde sie mit dem Thronfolger vermählt, aber die Ehe war nicht glücklich. Die Großfürstin zeigte viel Tact und begriff ihre Lage. Ihr überlegener Geist fügte sich in Alles, weil ihrem brennenden Ehrgeiz eine Krone in Aussicht stand. In ihren Denkwürdigkeiten macht sie hierüber selber merkwürdige Geständnisse***). Sie schreibt ihr Glück ihrer Klugheit zu: „Das Glück ist nicht so blind, wie man es sich vorstellt. Es ist oft das Resultat wohlberechneter Maßregeln, die, vom großen Haufen nicht bemerkt, dem Ereignisse vorausgegangen sind. Es ist ebenso, und in noch bestimmterer Art, ein Resultat der persönlichen Eigenschaften, Charaktere und Handlungen." — Vor ihrem Gemahl hatte sie keine Achtung; sie hatte denselben schon 1739 in Eutin bei einem Familienfest gesehen und erfahren, daß er zum Trunk neige, daß er starrköpfig und jähzornig, überhaupt ein ungesundes Wesen sei, daß der Druck, den seine Umgebung auf ihn ausübte, ihn zur Falschheit verleite, welche seitdem den Kern seines Charakters ausmachte, mit der aber auf der andern Seite eine unvorsichtige Offenheit Hand in Hand ging†). „Während

sucht eine Braut für Peter III.

Sophia v. Zerbst

Peter III.

---

*) Histoire de mon temps. Chap. 9.

**) Histoire de mon temps. Chap. 9. Anfang.

***) Memoiren der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Hannover 1863.

†) Memoiren S. 9.

der ersten Tage bewies er mir viele Aufmerksamkeit. Seitdem und während dieses kurzen Zeitraumes begriff ich, daß er sich aus der Nation, über die er zu herrschen bestimmt war, wenig machte; daß er am Lutherthum festhielt, daß er seine Umgebung nicht liebte und daß er sehr kindisch war. Ich schwieg und hörte zu, was mir sein Vertrauen gewann. Ich erinnere mich, daß er mir unter Anderem sagte, was ihm am meisten an mir gefalle, sei, daß ich seine Cousine wäre, und daß er mit mir, als seiner Verwandten, ohne Rückhalt sprechen könne. Er erzählte mir dann, daß er in eine der Ehrendamen der Kaiserin verliebt sei, die nach dem Unglück ihrer Mutter, einer Madame Lapuchin, welche nach Sibirien verbannt war, den Hof hatte verlassen müssen, daß er sehr gewünscht habe, sie zu heirathen, aber daß er entsagt habe, um sich mit mir zu vermählen, weil seine Tante es wünsche. Ich hörte diese verwandtschaftlichen Mittheilungen erröthend an und dankte ihm für sein vorzeitiges Vertrauen; aber im Grunde meines Herzens betrachtete ich mit Angst seine Unvorsichtigkeit und den Mangel an Urtheil über viele Verhältnisse." — Während ihr Gemahl um so mehr verlor, je mehr man ihn kennen lernte, wußte sie auf dem glatten Boden sich mit Geschick zu bewegen und Kaiserin und Volk gleich sehr für sich einzunehmen. Katharina erzählt, wie sie, um schnellere Fortschritte in der russischen Sprache zu machen, in der Nacht aufstand und die ihr von ihrem Lehrer gegebenen Hefte auswendig lernte, während Alles schlief. Ueber ihre raschen Fortschritte konnte ihr die Kaiserin die Anerkennung nicht versagen. Bald war Katharina für weiterblickende Männer die Hoffnung der Zukunft. Das Verhältniß zu ihrem Gemahl wurde mit jedem Tage schlimmer. Auf der einen Seite fühlte er die geistige Ueberlegenheit Katharinas, und auf der andern Seite hörte er auf den Rath seiner Schmeichler, sich ja nicht wie ein Einfaltspinsel von seiner Frau lenken zu lassen, diese dürfe den Mund nicht öffnen. Der Großfürst plauderte Alles. „Er war discret wie ein Kanonenschuß. Ich konnte nicht umhin, über das Loos, das mich erwartete, sehr ernste Gedanken zu hegen. Ich beschloß das Vertrauen des Großfürsten, so viel als möglich, zu bewahren, damit er mich wenigstens als eine ihm ergebene Person betrachte, der er ohne Scheu Alles sagen könne. Dies gelang mir während einer geraumen Zeit. Uebrigens behandelte ich Alle so gut ich irgend konnte, und machte mir ein Studium daraus, die Freundschaft derer zu gewinnen, oder doch wenigstens ihre Feindschaft zu vermindern, von welchen ich nur eine üble Stimmung gegen mich argwöhnen konnte. Ich bewies keine Neigung nach irgend einer Seite, mischte mich in Nichts, zeigte immer eine heitere Miene, viel Zuvorkommenheit, Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen Alle, und da ich von Natur heiter war, sah ich mit Vergnügen, wie ich von Tag zu Tag die Zuneigung des Publicums gewann, das mich als ein interessantes Kind betrachtete, dem es nicht an Geist fehle. Ich bewies meiner Mutter die größte Achtung, der Kaiserin einen unbedingten Gehorsam, dem Großfürsten die größte Rücksicht und suchte mit unermüdlichem Eifer die Neigung Aller zu gewinnen*)."

Rußlands war Friedrichs II. also sicher. Mit Schweden wurde eine Familienverbindung geschlossen: die Schwester des Königs von Preußen, Ulrike Eleonore, wurde 1744 mit dem Thronfolger von Schweden vermählt. Sofort begann Friedrich II. sich wieder Frankreich zu nähern, wo die Kampflust seit der Schlacht bei Dettingen gestiegen war und man sich zu ernster Kriegführung

*) Memoiren Katharinas, S. 33.

nach Bundesgenossen umsah. Als Vermittler traf im August 1743 Voltaire in Berlin ein.

Voltaire September 1742 hatte Voltaire auf Antrieb Fleurys den König in Aachen besucht, wo dieser den Brunnen trank. Zwar hatte der Dichter 1742 Maria Theresia in einer Ode als die hochherzige Fürstin und Tochter der Helden gefeiert und bedauert, daß Frankreich sie bekämpfe und verfolge, während es sie bewundere und anbete. Allein dieß hinderte ihn nicht, jetzt sich zum Handlanger gegen sie herzugeben, denn ihn kitzelte der Ehrgeiz, eine Rolle als Diplomat zu spielen und durch die Freundschaft eines Königs zu glänzen. Friedrichs Sieg zu Mollwitz hatte er in Nancy zuerst erfahren und von der Bühne dem Publikum freudig mitgetheilt. Jetzt, da er die Einladung nach Aachen bekam, meldete er sie dem Cardinal und bekam den Wink, nur dahin zu gehen und den König ein wenig auszuhorchen. Aus Aachen meldete sofort Voltaire seinen Freunden, Friedrich in Aachen habe vertraulich mit ihm verkehrt wie Scipio mit Terenz*); meldete aber auch dem Cardinal, es dünke ihm leicht, den Sinn dieses Monarchen zurückzuleiten, den die Lage seiner Staaten, seine Interessen und sein Geschmack zum natürlichen Bundesgenossen Frankreichs zu bestimmen scheinen. Fleury starb im Januar 1743, allein die Minister Amelot, d'Argenson, Schulkameraden von Voltaire, gedachten sein Verhältniß zum König von Preußen in derselben Weise auszubeuten. Von in Berlin. Friedrich II. öfter eingeladen, erschien Voltaire 31. August 1743 in Berlin, ward glänzend empfangen und wohnte im Schloß neben den Gemächern des Königs. Friedrich errieth mit seinem Scharfsinn aus des Gastes Fragen bald, daß dieser es aufs Spioniren abgesehen habe, und spottete mit Vertrauten über den Neuling in der Politik. Voltaire verfaßte ein politisches Gutachten über die Lage Europas, das mit dem Wunsche einer Verbindung Preußens mit Frankreich schloß, und bat Friedrich, es zu begutachten. Dieser machte eine Menge Spöttereien dazu und setzte zu Voltaires Bitte, ihn mit einem wichtigen Auftrag an den französischen Hof zu beehren, die Bemerkung: „Ich habe Nichts von Frankreich zu hoffen, noch zu fürchten. Wenn Sie es wünschen, will ich eine Lobschrift auf Ludwig XV. ohne ein Wort der Wahrheit verfassen, aber was politische Pläne anlangt, so liegen deren jetzt keine gemeinschaftlichen vor; auch ist es nicht an mir, das erste Wort zu sprechen. Wenn man mich fragt, so wird es Zeit sein zu antworten; aber ein so verständiger Mann, wie Sie, muß wohl einsehen, wie lächerlich es aussehen würde, wenn ich ohne gegebenen Anlaß Frankreich politische Pläne vorschreiben wollte. Der einzige Auftrag, den ich Ihnen geben kann, ist demselben zu rathen, sich weiser zu benehmen, als bisher geschehen. — Diese Monarchie ist ein starker Körper ohne Seele und ohne Thatkraft**)." — Voltaire glaubte, Friedrich auszuhorchen, aber dieser benutzte ihn und wußte jetzt, woran er mit dem französischen Cabinete war. Es galt nur noch Ludwig XV. für Friedrich zu gewinnen und zu diesem Zweck nannte dieser in einem Briefe an Voltaire, der ihn ohne Zweifel mittheilen sollte, die Franzosen das liebenswürdigste aller Völker und Ludwig XV. einen großen Mann, dem die Gelegenheit geboten sei, den höchsten Ruhm zu erwerben***). Voltaire durfte auch eine Reise mitmachen, die der König im September und Oktober nach Baireuth und Ansbach

*) Brief an d'Argenson vom 10. September 1742.

**) Beaumarchais kam aus Voltaires Nachlaß in den Besitz dieses Aktenstückes und veröffentlichte es 1799 in der Décade philosophique. Wieder abgedruckt bei Carlyle. III. 6.

***) Schreiben vom 7. September 1743.

unternahm. Es galt eine Fürstenverbindung zur Aufrechthaltung des Kaisers und für einen Frieden zu stiften. Friedrich erklärt die Reise für erfolglos: „Alle Versuche, alle Vorstellungen, alle Gründe waren umsonst. Die schwärmerischen Anhänger des Hauses Oestreich hätten sich selbst für dessen Wohl geopfert und die Freunde des Kaisers waren durch die vielen Unfälle, die er erlitten, muthlos geworden*)“. Voltaires Hoffnungen, eine Rolle in der Diplomatie zu spielen, zerrannen wie Seifenblasen, seinen Beschützer Amelot half Friedrichs Abgesandter selber, ein Graf von Rothenburg, stürzen, weil dieser für am wenigsten geneigt galt, ein Bündniß mit Preußen abzuschließen.

Zu gleicher Zeit, 22. Mai 1744, wurde die Frankfurter Union unterzeichnet, zwischen Friedrich II., dem Landgrafen von Hessenkassel und Karl Theodor, dem Kurfürsten von der Pfalz. Als Zweck war vorgeschoben — die Erhaltung des Kaisers und der Reichsverfassung; da aber zu besorgen stehe, daß gütliche Auskunft ohne Wirkung bleibe, so könnte es nothwendig werden, daß man zu den Waffen greife, in welchem traurigen Fall die Verbündeten suchen wollten außer den baierischen Kurlanden für den Kaiser sein Königreich Böhmen als eine angemessene Ausstattung für das Reichsoberhaupt zu erobern. Der König von Preußen aber solle die an Schlesien grenzenden Kreise, Königsgrätz, Bunzlau und Leitermeritz, als Lohn für seine Mühe erhalten. Keine der verbündeten Mächte solle für sich besonders einen Frieden schließen, sondern sie müssen standhaft beisammen bleiben, und das Haus Oesterreich demüthigen helfen. Der Bund mit Frankreich war hiebei vorausgesetzt. Frankreich, heißt es, muß sich anheischig machen, am Rheine angriffsweise zu verfahren und die Oestreicher lebhaft zu verfolgen, wenn sie der Angriff, den der König zu thun Willens ist, nach Böhmen ziehen würde. Vor dieser Verbindung einiger deutscher Fürsten brauchte Oesterreich allerdings nicht zu zittern, aber die Verbindung Frankreichs mit Preußen war eine ernste Gefahr und der preußische Geschichtschreiber**) gibt den Sinn des Vertrags mit den Worten: „Frankreich und unsere eigene Macht als Wesen der Hülfe, dem aber aus vielen Ursachen sorgfältig eine legale deutsche Form und Bekleidung zu geben ist***).“ — Viele bezeichneten damals schon die drei böhmischen Kreise — als ursprüngliche Ursache des Krieges. Der König dagegen versichert, sein Sinn sei nur dahin gegangen, den Kaiser aufrecht zu erhalten und das Reich nicht wieder in Abhängigkeit von Oestreich kommen zu lassen.

Frankfurter Union.

Das Bündniß zwischen Frankreich und Preußen wurde am 6. Juni abgeschlossen. Darnach sollte der König von Frankreich ohne Rücksicht auf den Barrièrenvertrag in die Niederlande eindringen, um die Seemächte zu beschäftigen, und zugleich durch eine in Westfalen vorrückende Armee Hannover bedrohen. Wenn die Oestreicher in das Elsaß einfallen, so werde der König

Bund mit Frankreich

*) Histoire de mon temps. Chap. IX.
**) Ranke, Neun Bücher Preußische Geschichte III. 174—79.
***) Histoire de mon temps. Chap. IX.

von Preußen mit 80,000 Mann in Böhmen einbrechen. Sobald dann die Oesterreicher sich aus dem Elsaß entfernen müssen, so sollen ihnen die Franzosen nachrücken und ihnen Baiern wieder entreißen. Als Lohn für Aufwand und Mühe solle der König von Frankreich in den Besitz der Barrièreplätze Ypern, Courtrai, Furnes und anderer niederländischer Gebietsstrecken kommen. Der Kaiser solle König von Böhmen werden, Preußen solle ganz Oberschlesien und die böhmischen Kreise haben*). Ungern willigte Frankreich in die Bedingung Friedrichs: er wolle erst dann in's Feld rücken, wenn die Triplealliance mit Schweden und Rußland abgeschlossen sei.

Friedrich selber sagt**): „Dieser letzte Artikel gewährte die Freiheit, Theil zu nehmen oder unthätig zu bleiben, je nachdem ihm die Ereignisse vortheilhaft oder nachtheilig scheinen würden. Noch schmeichelte er sich, den Augenblick des Bruches verzögern zu können; aber die Wendung, welche die damaligen allgemeinen Angelegenheiten nahmen, und die glücklichen Fortschritte des östreichischen Heeres im Elsaß zwangen ihn bald, sich wider die Königin von Ungarn zu erklären. Ein Bündniß mit Preußen war jetzt gewiß das vortheilhafteste Ereigniß für Frankreich; sein eigener Nutzen mußte dies Reich aufs stärkste antreiben, diese Verabredungen zu befördern. Aber wer kann auf das System eines Hofes rechnen, der durch Intriguen regiert und hin und her geworfen wird? wer kann auf den Muth und die Thätigkeit eines Heeres bauen, dessen Befehlshaber furchtsam und kraftlos sind?" — Daß er mit dieser Bedingung bloß freie Hand sich erhalten wollte, gesteht Friedrich II. im 10. Capitel selber zu durch die Worte: „Das Bündniß mit Rußland war zwar nicht so, wie man es hätte wünschen mögen, aber wenn der Krieg mit voller Macht betrieben wurde, so konnte der König ihn zu Ende bringen, noch ehe Rußland, das in seinen Entschlüssen etwas langsam war, eine so entscheidende Partei ergriffen haben würde, um ihm dadurch in seinen Kriegsunternehmungen hinderlich zu werden." — Was Schweden betrifft, so sollte es versprechen, in Bremen einzufallen und dem König von England für sein Hannover bange zu machen. Friedrich II. schrieb an Noailles: „Ich bin sehr zufrieden, an die Stelle Schwedens zu treten, das ist jetzt ein Leib ohne Seele; ich aber habe eine Seele und man wird mit mir zufrieden sein."

Schweden.

Wie Ludwig XV. sein Wort hielt, und selber zu Feld zog und in Belgien eine Festung nach der andern bezwang, wurde oben erzählt, aber auch wie die Oesterreicher den Rhein überschritten und glücklich im Elsaß vordrangen. Friedrich II. schrieb an Ludwig XV. den 12. Juli: „Ich höre, daß der Prinz Karl in das Elsaß eingebrochen ist. Das genügt, um meine Operationen zu bestimmen. Ich werde an der Spitze meiner Armee am 13. August auf dem Marsche und Ende August vor Prag sein. Es ist ein Wagestück, doch Anhänglichkeit und Freundschaft für Sie bewegen mich dazu, der Sie mich nie verlassen werden. Drei große Schläge sind zu thun: erstens der Angriff auf Böhmen und Mähren, zweitens daß die Kaiserlichen und Franzosen an die Donau rücken, und drittens, und das ist der Hauptpunkt, der Angriff auf Hannover."

Friedrichs Gründe.

Erst jetzt erfuhren die preußischen Minister vom Abschluß des Vertrags mit Frankreich (die Kosten der Reise des Grafen Rothenburgs nach Paris waren

*) Ranke III. 155—56. Flassan V. 188—96.
**) Histoire de mon temps. Chap. IX.

aus des Königs eigener Kasse gedeckt worden) und vom Entschluß des Königs, den Kampf mit Oesterreich zu beginnen. Sie riethen dringend ab *). Wer sich wohl befindet, dürfe seine Lage nicht verlassen; es sei ein böser politischer Grundsatz, Krieg zu führen, um Krieg zu vermeiden; man müsse Alles von der heilenden Zeit erwarten. Friedrich warf ihnen Mangel an Muth vor: es sei eine große Unvorsichtigkeit, einem Fall nicht bei Zeiten zuvorzukommen, wenn man noch Mittel habe, sich dagegen zu sichern. Er wisse sehr wohl, wie er durch den Krieg Alles aufs Spiel setze, aber die gegenwärtige Lage erfordere einen entscheidenden Entschluß und in solchen Fällen sei die schlechteste Partei die, gar keine zu ergreifen. In einer eigenen Denkschrift suchte der König seinen Ministern zu beweisen, daß Maria Theresia mit dem Plan sich trage, ihm sein Schlesien wieder zu entreißen: — „Sollen wir es abwarten, daß die Königin von Ungarn aus aller Verlegenheit sich gezogen hat, daß sie mit den Franzosen in Frieden ist, und den Kaiser zur Niederlegung seiner Krone zwingt? Sollen wir es abwarten, frage ich, daß sie dann sich aller ihrer Macht bedienen kann, und der der Sachsen dazu, und des englischen Geldes, um mit diesen gesammten Vortheilen uns in dem Augenblicke anzugreifen, wo wir keine Bundesgenossen haben werden, und keine anderen Hülfsmittel besitzen werden als unsere eigene Macht? Sie behaupten, daß die Königin von Ungarn in einem Feldzug den Krieg nicht beendigen wird, daß ihre Länder zu Grunde gerichtet, ihre Einkünfte um zehn Jahre zurückgesetzt sind, und daß sie nach geschlossenem Frieden erst recht die Erschöpfung der Kräfte fühlen wird. Ich antworte: Nicht Jedermann ist der Meinung, daß ihre Finanzen so erschöpft sind, wie Sie es glauben. Große Staaten bieten auch große Hülfsmittel dar."

In Wien war man von der Absicht Friedrichs II., einen dritten Vertragsbruch wider Oesterreich auszuführen, ganz wohl unterrichtet. Ein Graf Degenfeld hatte Karl von Lothringen die drei böhmischen Kreise bezeichnet, welche Frankreich für seine Schilderhebung dem König zugestanden. Aus Venedig erfuhr man, daß der König von Preußen dem Reis-Effendi in Constantinopel hatte erklären lassen, Preußen besitze wohlbegründete Ansprüche und Rechte auf Ungarn; da auch der Pforte gleiche Rechte auf gewisse Theile des Landes zukämen, so schlage er ihr vor, dieselben gemeinschaftlich mit ihm wider Maria Theresia zur Geltung zu bringen. Der türkische Minister aber hatte im Namen des Sultans, der ein ehrlicher Mann war, die Antwort gegeben: das Bündniß mit Schweden habe der Pforte eine bittere Warnung ertheilt, sich mit fremden Mächten in keine Allianz mehr einzulassen; sie wolle dem Vertrag mit Oestreich und Rußland nicht untreu werden. Der Unterhändler sei schleunig aus Constantinopel ausgewiesen worden. Im Divan hätten aber einflußreiche Personen lebhaft bedauert, daß die Unterhandlung mit Friedrich II. so vorschnell abgebrochen worden sei **). Aus Ungarn hatte man Anzeichen, daß preußische Agenten die dortigen Protestanten gegen die katholische Herrin aufzuhetzen suchten. Graf Palffy erließ einen Aufruf an die Nation: man müsse die Verfassung, welche die Landesmutter genehmigt, gegen einen grausamen Nachbar, welcher die Religion und Freiheit unterdrücke, vertheidigen. An Schlesien könne man sehen, was Ungarn von Friedrich II. zu erwarten hätte; dort habe er die Verfassung gestürzt, dort habe er nach Art der Tataren den Weibern die Männer, den Müttern die Söhne weggenommen, um sie unter seine Soldaten zu stecken. — Maria Theresia hielt

Wien.

Türkei.

Ungarn

*) Histoire de mon temps. Chap. IX.
**) Arneth II. 407—8. Die Beweisstücke ebenda 552—54.

es doch für nöthig, selber nach Ungarn zu ziehen und die Magyaren zu einer zweiten Insurrection aufzurufen; und die magische Gewalt ihrer Persönlichkeit wirkte von Neuem *). Das Volk war trotz der religiösen Spaltung einig für die Herrin. Ein englischer Geschichtschreiber jener Zeit bemerkt: „Gleich Elisabeth von England besaß Maria Theresia die Kunst, aus jedem ihrer Unterthanen einen Helden für ihre Sache zu machen **).“

Kriegserklärung. Am 7. August 1744 erklärte der preußische Gesandte in Wien, Graf Dohna, sein König könne als Kurfürst nicht mit gleichgiltigem Auge ansehen, daß die Würde des Kaisers unterdrückt, die Verfassung des deutschen Reiches umgestürzt und dessen Ständen Gewalt angethan werde: seine bisherigen Warnungen habe der Hof unbeachtet gelassen und dadurch den König gezwungen, mit dem Kaiser und einigen Fürsten eine Union abzuschließen und ihm einige seiner Manifest. Truppen als Hilfsvölker zu überlassen. Zu gleicher Zeit erschien ein Manifest, worin der König erklärte: All' seine Bemühungen für den Frieden in Deutschland seien vergeblich gewesen; aus unbegrenztem Ehrgeiz schlage Maria Theresia die deutsche Freiheit in Fesseln; sie wolle deutsche Bisthümer einziehen und damit England ködern; sie habe freie Reichsstädte gewaltsam eingenommen; sie spiele mit Treue und Glauben; sie habe die Friedensanträge des Kaisers hochmüthig verworfen. Wie aber die alten Germanen durch Jahrhunderte ihr Vaterland und ihre Freiheit gegen die ganze Herrlichkeit der Römerwelt beschützten, so würden auch ihre Nachkommen die bedrohte Freiheit des Vaterlandes vertheidigen. Darum ergreife auch der König jetzt die Waffen für die Freiheit des Reiches, für die Würde des Kaisers, für die Ruhe Europas; er habe gar kein persönliches Interesse dabei, er verlange für sich gar Nichts. Für Jeden, welcher wußte, daß Friedrich II. sich in den geheimen Artikeln des Frankfurter Vertrags drei Kreise Böhmens für seine Schilderhebung ausbedungen hatte, war sonnenklar, daß es mit der Uneigennützigkeit des Königs nicht gut bestellt sei. Als er auch in einem Manifest an die Engländer seine Uneigennützigkeit betheuerte, meinte Horace Walpole, dieses Manifest sei ein trauriges Machwerk, und Voltaire und seine Genossen sollten des Königs Arbeiten durchsehen, ehe sie gedruckt würden.

Ausbruch des Krieges. Besser waren die Anordnungen des Zuges als die Gründe des Manifestes: 80,000 Preußen zogen zu gleicher Zeit als kaiserliche Hilfstruppen in drei Heeressäulen auf Böhmens Hauptstadt los, die eine unter Schwerin aus Schlesien, die zweite unter dem Erbprinzen von Dessau durch die Lausitz, die dritte unter dem König selber auf dem linken Ufer der Elbe durch Sachsen. 17,000 Mann blieben in Brandenburg als Drohung für Sachsen, 22,000 Mann Sachsen. waren in Oberschlesien bereit, über Mähren her zu fallen. Am 16. August verlangte Friedrich II. im Namen des Kaisers freien Durchmarsch durch Sachsen. Der Kurfürst war gerade in Polen, die Sachsen waren über die Zumuthung wie betäubt, suchten Zeit zu gewinnen, aber die Preußen standen schon auf ihrem Grund und Boden ***). Die sächsischen Minister wollten in der Eile die Hauptstadt befestigen, selbst die Handwerker mußten an den Wällen Hand anlegen, aber es war zu spät. Das Land war mit Truppen überschwemmt. Dem König

---

*) Arneth II. 414—19.
**) Arneth II. 416.
***) Histoire de mon temps. X.

lag Nichts an dem Besitz von Dresden, er ging gerade auf Pirna zu, wo die Truppen, welche über Leipzig kamen, zu ihm stießen. Die Sachsen mußten Böhmen. Lebensmittel liefern und Schiffe stellen, um über die Elbe zu setzen. Es ging unaufhaltsam vorwärts. Am 12. August betraten die Preußen den Boden Böhmens, am 2. September stand der König vor Prag. Acht Tage später war schon das schwere Geschütz zur Stelle. Es war kein Heer im Königreich, das erfolgreichen Widerstand hätte leisten können, denn die Oesterreicher standen im Elsaß, in den Niederlanden, in Italien und Baiern. Batthiany, der an der Prag. Spitze von 22,000 Mann in Baiern stand, erhielt zwar Befehl, in Eilmärschen nach Böhmen zurückzukehren, allein gegen 80,000 Preußen konnte er keinen Versuch wagen, die Stadt zu entsetzen. In Prag selber waren nur 1600 Mann reguläres Militär, es fehlte namentlich an Artilleristen, man hatte nur 30 Bergknappen, um sie für Minen zu verwenden. Die Studenten thaten gute Dienste als Freiwillige, mit den Bürgern aber war nicht viel zu machen. Der Befehlshaber Harsch war ein Mann von Muth und Umsicht, aber seine Mittel waren zu gering. Am 10. eröffneten die Preußen die Laufgräben, am 11. begannen sie die Stadt mit Bomben zu bewerfen, am 12. erstürmten sie unter Schwerin den Zizkaberg. Bald fing die Stadt an zu brennen, 150 Häuser sanken in Asche. Am 16. wollten die Preußen den Sturm versuchen, doch Bürger und Landmilizen schrieen, man müsse Prag vor Plünderung und Zerstörung schützen und die Thore öffnen. Da pflanzte Harsch die weiße Fahne auf und bot Uebergabe gegen freien Abzug, den aber Friedrich verweigerte. So wurde denn die Stadt übergeben, am 17. zogen die Preußen ein, die Besatzung ward nach Schlesien abgeführt und in Festungen vertheilt. Viele Studenten steckte Friedrich unter seine Regimenter, weil sie zum Kriegshandwerk mehr Lust gezeigt hätten, als zu den Büchern.

Den Preußen hatte diese Eroberung nur 60 Todte und 80 Verwundete Jubel Friedrichs II. gekostet. Der Feldzug war also glänzend eröffnet. Friedrich war im Besitz der Hauptstadt Böhmens. Im Siegesjubel schrieb er an Podewils: „Sie ist unser, diese Stadt, von der man so viel Aufhebens machte und sagte, ich würde sie nicht so geschwind erobern, als ich mir einbilde.“ — Richtiger beurtheilte Robinson die Lage: „Es ist der Triumph, die Feuersbrunst eines Tages, nach der die Preußen an sich denken müssen.“ — Rasch kamen die Folgen seines Thuns über Friedrich, zuerst die Nachricht, daß die Oesterreicher im Elsaß nicht vernichtet seien, sondern voll Siegeszuversicht in Eilmärschen auf Böhmen heraneilten. „So gehts, rief Friedrich, wenn man mit Lumpen Verträge schließt.“ Fehler. — Dann nahm Batthiany eine Stellung, wodurch er sich die Verbindung mit Karl von Lothringen und den Sachsen offen hielt. Friedrich hätte über Beraun auf ihn losstürzen und sich der Stadt Pilsen und der dortigen Magazine bemächtigen und die Päße, durch die das österreichische Heer in das Land kommen konnte, schließen sollen — die Verbindung der Oesterreicher mit den Sachsen wäre dann unmöglich gewesen. Statt dessen zog er nach dem Süden, nahm allerdings Tabor und Budweis, beging aber damit Fehler, von denen er selber offen gesteht, nie habe ein Heerführer größere begangen.

Indeß stieß am 1. Oktober das Corps Batthianys in Mirotiz zu dem Heer, das unter Karl von Lothringen aus dem Elsaß herbeigeeilt war. Karl hatte jetzt 50,000 Mann unter sich, und strebte zwischen Prag und den Preußen Stellung zu nehmen. Der König eilte herbei und suchte einen Zusammenstoß, auf sein Feldherrngenie und die Tüchtigkeit seiner Truppen vertrauend. Allein die Oestreicher wichen aus, und nun kamen die Preußen in schwere Bedrängniß. Die leichten Truppen der Gegner fingen alle Lieferungen auf, welche das platte Land machen sollte, und schnitten alle Verbindungen ab.

Friedrich in Gefahr.

Vier Wochen hindurch war der König ohne Nachricht, wie es in Prag stehe; die Briefe für ihn wurden aufgefangen*). Er wußte nicht, wo Karl von Lothringen stand, er wußte Nichts vom Marsche der Sachsen. Friedrich klagt, daß in Böhmen der hohe Adel, die Geistlichkeit und die Beamten dem Hause Oesterreich sehr zugethan seien, daß der Unterschied in der Religion dem Volk eine unüberwindliche Abneigung gegen die Preußen einflöße, daß der Hof den Bauern gegen Ersatz alles Schadens befohlen habe, ihre Hütten bei Annäherung der Preußen zu verlassen, ihr Getreide zu vergraben und in die benachbarten Waldungen zu flüchten. Daher habe die Armee auf ihrem Wege Nichts als Wüsteneien und leere Dörfer gefunden. „Niemand brachte Lebensmittel zum Verkauf in's Lager; der gemeine Mann ließ sich durch kein Geld bewegen, Nachrichten über die Stellung der Oesterreicher mitzutheilen. Dagegen wußten diese Alles, was im Lager des Königs vorging. Seine Armee war immer nur auf den Umkreis ihres Lagers eingeschränkt und mußte sich nach römischer Art jeden Abend verschanzen**)." — Die Preußen wagten nicht mehr Reiter auf Kundschaft auszuschicken, denn sie waren sicher verloren. Dem König blieb zuletzt Nichts übrig, als auf demselben Weg umzukehren, auf dem er gekommen war. Für Prag fürchtend, zog er nach dem Norden und ließ starke Posten in Tabor und Budweis zurück. Trenck jedoch erstürmte am 21. Oktober Budweis und in Tabor mußten die Preußen die Waffen strecken.

Die Böhmen.

Indeß waren am 21. Oktober bei Radic 20,000 Sachsen zu den Oestreichern gestoßen. Vergebens hatte man August III. Mähren angeboten und dem Minister Brühl ein Fürstenthum, wenn Sachsen dem Bund gegen Maria Theresia beitrete — der König und sein Minister waren von gleichem Haß gegen den Preußenkönig beseelt und sandten in treuer Erfüllung des oben genannten Vertrags ein Heer. Friedrich beklagt bitter seinen eigenen Fehler: „Der König rückte in Sachsen ein und es war ihm nicht unbekannt, daß die Sachsen dem Wormser Bündniß beigetreten waren, entweder mußte er sie zwingen, eine andere Partei zu ergreifen oder er mußte sie gänzlich zu Boden drücken, ehe er einen Fuß in Böhmen setzte***)." — Karl von Lothringen hatte jetzt 70,000 Mann zur Verfügung und gedachte den König aus einer festen Stellung nach der andern hinaus zu manövriren und ihm die Verbindung mit Schlesien

Sachsen.

Prinz Karl.

*) Histoire de mon temps. Chap. X.
**) Histoire de mon temps. Chap. X.
***) Histoire de mon temps. Chap. X. gegen Ende.

und mit seinen Magazinen abzuschneiden und wählte immer solche Lager, wo er durchaus nicht angegriffen oder zu einer Schlacht gezwungen werden konnte. Friedrich, von den leichten Truppen des Feindes immer mehr belästigt, suchte endlich in einer entscheidenden Schlacht bei Marschowitz die Bande zu zerreißen, die ihn umschnürten, fand aber die Stellung der Oesterreicher zu fest und den Angriff zu gewagt. Die jüngern Generale drangen in Karl von Lothringen, über die Preußen herzufallen und mit einem Schlag dem Krieg ein Ende zu machen. Graf Traun, der militärische Rathgeber des Prinzen, erklärte jedoch, Traun.
der Theil, der den andern angreife, erleide eine Niederlage, und so unterblieb die Schlacht. Der König zog ab und nahm seine Richtung zuerst gegen Prag; Karl aber suchte ihn von der obern Elbe und seinen Ländern abzuschneiden und Friedrich, die Gefahr merkend, suchte sich Pardubitz zu nähern, um sich die Verbindung mit Schlesien offen zu halten. Den ganzen Feldzug entschied Rückzug der Preußen.
ein glänzender Uebergang der Oesterreicher über die Elbe, für Friedrich war jetzt auch dieses Stromgebiet verloren. „Sich über das Schicksal beklagen, heißt seine Zeit verschwenden, sagt der König. Man dachte also lieber daran, das Uebel, so weit es die Umstände erlaubten, wieder gut zu machen, d. h. rasch nach Schlesien abzuziehen*)." Der Weg ging über Braunau, Trautenau und Glatz. Am 1. December stand Friedrich wieder auf seinem Gebiete, aber seine Armee war zur Hälfte zusammengeschmolzen.

Einsiedl bekam Befehl, schleunigst Prag zu räumen, er entkam nur mit Verlust der Kriegskasse, von 131 Kanonen, von vieler Mannschaft, über Friedland nach Schlesien. Friedrich selber gesteht: „Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen und selbst Oestreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal jener Flotte, die den Namen der unüberwindlichen Armada führte. Der ganze Vortheil Friedrich besiegt.
dieses Feldzugs war auf Seite Oesterreichs. Herr von Traun spielte in demselben die Rolle des Sertorius, der König die Rolle des Pompejus. Des Herren von Traun Benehmen ist ein vollkommenes, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er dazu die Fähigkeiten besitzt. Der König hat es selbst gestanden, daß er diesen Feldzug für seine Schule in Hinsicht der Kriegskunst und Herrn von Traun für seinen Lehrer angesehen hat. Das Glück hat oft für Fürsten weit traurigere Folgen, als die Widerwärtigkeit: das erstere macht sie trunken vor Eigendünkel, die letztere verschafft ihnen Vorsicht und Bescheidenheit**)."

Friedrich hatte wahren Grund, sich über die Franzosen zu beklagen, sie Ludwig XV.
hatten ihn im Stich gelassen; statt dem abziehenden Heere Karls von Lothringen zu folgen und dadurch den Preußen Luft zu machen, hatten sie bloß die Belagerung von Freiburg im Breisgau unternommen, einer Festung mittleren Ranges, deren Eroberung doch keinen wesentlichen Entscheid herbeiführte. — Aber es galt, dem König leichten Ruhm zu verschaffen und ihn in kriegerischer Aufregung zu erhalten.

---

*) Histoire de mon temps. Chap. X.
**) Histoire de mon temps. Chap. X. Schluß.

Freiburg. Schon am 17. September standen 70,000 Mann unter dem Marschall Coigny mit 107 Kanonen und 70 Mörsern vor der Festung. Die Besatzung bestand aus 7000 Mann. Der Befehlshaber, Feldmarschalllieutenant Baron Damnitz, war ein umsichtiger und entschlossener Mann. Die Bürgerschaft hing treu an der Sache der Königin, wollte um keinen Preis französisch werden und ertrug muthig alle Schrecken der Belagerung. Trotz allebem war bei der Uebermacht der Franzosen an Mannschaft und Geschütz und bei dem Umstand, daß ihnen die schwachen Seiten der Festung von früherher bekannt waren, der Ausgang wohl vorauszusehen. Am 11. Oktober erschien Ludwig XV. selber, er wohnte in Munzingen, im Schlosse des Grafen von Kageneck. Vom Lorettoberg sah er der Beschießung der armen Stadt zu. Ein Sturm folgte nach dem andern, sie wurden jedoch alle tapfer abgeschlagen, der letzte in der Nacht des 2. November. Die Vertheidiger sahen vom Pulverdampfe aus wie Kohlenbrenner. Ein neuer Sturm war nicht mehr auszuhalten. Damnitz bot die Uebergabe der Stadt an, er hoffte sich in der Citadelle auf dem Schloßberg, die aus der unteren Veste, dem Salzbüchslein und der oberen Veste bestand, noch zu halten. Der König wollte jedoch nur freien Abzug gewähren, wenn man ihm die Stadt und die Schlösser zugleich übergebe. Der Commandant verlangte Frist, um die Befehle der Königin einzuholen. Am 21. November kam der Bote aus Wien mit dem Bescheid zurück, die Schlösser unter günstigen Bedingungen zu übergeben, nie dürfe aber die Mannschaft kriegsgefangen sein. Aber jetzt war die Lage schon derart, daß auch die Schlösser nicht mehr zu halten waren. Am 25. November wurden sie übergeben, und die Mannschaft nach Neubreisach abgeführt, 4578 Mann von 9000. Der Verlust der Franzosen war groß, 7350 Mann an Todten, 9226 Mann an Verwundeten*). Obschon Ludwig nur bei Becherklang der Beschießung zusah, so wurde doch ein Gedicht auf seine Heldenthaten gedruckt**).

Heimkehr Ludwigs XV. Ludwig war schon am 1. November von Freiburg abgegangen. Er kam als Sieger heim. Seine Reise durch Frankreich war ein wahrer Triumphzug. Die Franzosen hatten damals noch das Gefühl, daß der König der Mittelpunkt ihrer Einigung sei, sie waren wie trunken vor Freude, daß er noch lebe. Sein früheres leichtfertiges Benehmen hatte allgemeine Trauer erweckt, seine Reue in Metz, die Wiederaussöhnung mit der guten Königin hatte ihm hingegen die Herzen gewonnen. Der gemeine Mann verzeiht einem Herrscher viel eher eine falsche Richtung in der Politik oder einen unglücklich geführten Krieg, als ein Unrecht gegen die Gemahlin oder sonst ein Vergehen im Familienleben. Die Chateauroux jedoch war der Gegenstand des allgemeinen Hasses.

Als der Kurier am 19. September die Nachricht von der Genesung
Paris. des Königs nach Paris brachte, wurde er von den Freudenbezeigungen des sich

---

*) Vergl. Oesterreichisch-militärische Zeitschrift. Jahrg. 1826. IV. B. XII. Heft. S. 241 ff. Ueber ein Tagebuch der Belagerung vergl. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau IV. Theil. S. 283—334. Von französischer Seite: Récit de tout ce qui s'est passé au siége et à la prise de Fribourg par les troupes de France, le Roy présent, commandées par Mrs. le duc de Noailles, de Coigny, de Bellisle et de Maillebois, assiegée le 22. Septembre et rendue le 5 Novembre 1744 entre 10 et 11 heures avant midi, sous les drapeaux de Gondrin et d'Anguin.

**) La conquête de Brisgau et la prise de Fribourg par le Roi. Poême en trois chants. Colmar chez la veuve de Jean Henry Decker. 1744.

um ihn drängenden Volkes fast erdrückt: man küßte ihm die Stiefel und das Pferd. Ein Schrei der Freude hallte durch die Straßen: „der König ist wieder gesund." Als man Ludwig XV. von diesem Jubel erzählte, wurde er zu Thränen gerührt und sagte: „Ach wie süß ist es so geliebt zu sein, was habe ich gethan, um es zu verdienen*)!" Aber edle Aufwallungen waren bei ihm nur von kurzer Dauer! Ludwig XV. hatte ein schlaffes Herz und immer eine Neigung zum Gemeinen: er sehnte sich wieder nach der Chateauroux. Als die Königin in Metz zärtlich bat, ihn ins Feldlager begleiten und pflegen zu dürfen, gab er kalt und schneidig die Antwort: „es ist nicht nöthig." — Am 8. November zog er in Paris ein wie ein römischer Triumphator. Das Volk weinte vor Freude, sein Jubel galt dem König, aber auch den Tugenden der Königin. Auch die Chateauroux sah dem Einzug unter dem Haufen zu, und schrieb darüber an Richelieu: „Er sah heiter und gerührt aus, er ist also zarter Empfindungen fähig; ich glaube, sein Auge suchte mich. Hingerissen vom Lob, das man ihm spendete, von den Freudenrufen, welche die Begeisterung den Zuschauern entriß, konnte ich gar nicht mehr an mich selber denken. Eine einzige Stimme, die neben mir ertönte, erinnerte mich an mein Unglück, indem sie mir einen schimpflichen Namen gab." In der That ward sie erkannt und mißhandelt und kehrte in Verzweiflung in ihre Wohnung zurück. Hier aber in der Rue du Bac suchte sie der erbärmliche König in der Nacht des 9. November auf und entschuldigte sein Benehmen in Metz. „Ah, sagte sie stolz, ich muß froh sein, daß Sie mich nicht in's Gefängniß warfen, um da zu verfaulen; ich kann nicht mehr nach Versailles zurück, sonst müßten zu viele Köpfe fallen." Sie verlangte Rache und Ludwig war nur bestrebt, herunter zu handeln: Maurepas solle verbannt, die Prinzen von Geblüt gedemüthigt, die Herzoge von Chatillon, Bouillon, la Roche-Foucauld, der Marquis Balleroy müssen verbannt werden, der Beichtvater Perusseau und der Bischof von Soissons dürfen nie mehr an den Hof kommen. Der König gestand die Entfernung der Priester, die Verbannung der Herzoge zu, nur Maurepas müsse er behalten, denn er sei der einzige Minister, mit dem er arbeiten könne, aber er werde ihn zwingen um Verzeihung zu bitten. So geschah es, Maurepas kam am anderen Tag zur Chateauroux im Namen des Königs**): „Madame! Der König schickt mich, um Ihnen zu sagen, daß er während seiner Krankheit in Betreff dessen, was mit Ihnen geschah, ganz bewußtlos war. Er hat Sie immer gleich hoch geschätzt und bittet Sie und Ihre Schwester an den Hof zurück zu kommen und Ihre Stellung wieder einzunehmen." Indem er das königliche Schreiben übergab, wollte Maurepas ihr zierlich die Hand küssen. Sie riß ihm aber dem Brief aus der Hand und sagte stolz: „Geben sie her und gehen Sie." — Doch kam sie nicht mehr in die Tuilerien, noch nach Versailles. Der rasche Fall von schwindelnder Höhe, die Demüthigung, die sie erfahren, die Gefahr, in der sie geschwebt, sie war auf der Heimkehr von Metz einmal nahe daran vom Volk in Stücke zerrissen zu werden, hatten ihr ein Fieber zugezogen, das tödtlich ward. In den Phantasien schrie sie, Maurepas habe sie vergiftet. Schon am 6. December war sie eine Leiche. Der König belustigte sich an diesem Tage auf der Jagd.

Verfall Ludwigs XV.

Chateauroux.

Um das Maß der Schmach voll zu machen, kam der Kuppler des Königs, Richelieu, zur Schwester der Verstorbenen, Madame de Flavacourt, und bot ihr Reichthümer, Gnadenbezeigungen, Einfluß auf die Geschäfte, Erhebung ihrer Ver-

*) Voltaire, Siècle de Louis XV. Chap. XII.
**) Soulavie, Mémoires de Richelieu VII. Chap. 4 und 5.

wandten an, wenn sie die Stelle der Chateauroux beim König einnehmen wolle. Sie hörte ihn ruhig an und gab ihm die stolze Antwort: „Gehen Sie, die Achtung meiner Zeitgenossen ist mir lieber als all' das." — Perusseau und Fitz James durften in der That für ihre treue Pflichterfüllung nie mehr an den Hof kommen. So oft aber Ludwig XV. Compiegne besuchte, welches zum Sprengel von Soissons gehörte, lag ein Mahnschreiben des Bischofs „an den König" auf seinem Tisch. In der Regel wurde es von Richelieu oder der Maitresse zerrissen, eines ist aber doch noch erhalten*). Es lautet: „Sire! Erinnern Sie sich, als Sie in Todesgefahr nahe daran waren, dem Herren der Heerschaaren über Ihre Regierung Rechenschaft abzulegen, wie Sie sich vor dem höchsten Wesen gedemüthigt und in Gegenwart der Großen des Reiches ein Geständniß Ihrer Fehler abgelegt und versprochen haben, in Zukunft einen erbaulicheren Wandel vor uns zu führen. Sie nahmen uns zu Zeugen dieser schönsten That Ihrer Regierung, und Sie waren in unsern Augen nie größer und gewaltiger, als da wir Sie mit Ihrem Gott versöhnt sahen. Da Sie mich zum Zeugen Ihrer öffentlichen Beichte berufen haben, so werde ich, so lang ich lebe, Euer Majestät stets an diesen Tag der Reue und der Erbarmung erinnern."

Fitz-James.

Doch Ludwigs Herz war nicht mehr zu rühren durch so edle Beweggründe, er nahm hinfort einen armen, alten, blinden und tauben Landpfarrer zum Beichtvater. Auf der anderen Seite fehlte es nicht an entarteten Frauen, die nach der Ehre, Maitresse des Königs zu werden, begierig waren, und die Partei der Religionsspötter betrieb um so eifriger, den König in den Banden der Sünde gefesselt zu halten, je mehr um den Dauphin die Männer sich schaarten, welche eine christliche Haltung der Regierung verlangten und am Treiben des Königs und seiner Minister eine scharfe Kritik übten.

Pompadour.

Die Partei der Schlechten siegte. Schon im Februar 1745 lag der König in den Banden der Pompadour, denen er sich bis zu ihrem Tod nie mehr entwand. Sie war die Tochter eines Metzgers, Poisson, und einer leichtfertigen, aber schönen Mutter, die nicht erröthete, ihr Kind für den Zweck zu erziehen, einst Maitresse des Königs zu werden. Der Liebhaber der Mutter, der reiche Generalpächter Le Normand, vermählte sie an seinen Neffen d'Etioles und gab eine glänzende Aussteuer. Madame d'Etioles machte nun ein großes Haus und vereinte Künstler, Schriftsteller, Trompeter des Ruhmes, an ihrer Tafel, musicirte und spielte erträglich auf ihrem Haustheater. Die Schmarotzer priesen entzückt ihre Schönheit und ihren Geist. Alles ward aufgeboten, um den König auf sie aufmerksam zu machen, doch fand er anfangs gar keinen Gefallen an ihr, einen Monat später hatte er sie ganz vergessen. Man sprach nun Ludwig von einer Dame, die in Verzweiflung Selbstmordgedanken hege, weil sie den König vergebens liebe, und wie ihr Mann in Eifersucht darüber sie mißhandle. Ja sie ging selber zum König, bat ihn sie zu retten, sie könne nicht mehr nach Hause zurückgehen, sie müsse sterben. Und jetzt faßte der König Zuneigung, welche durch den Unmuth seiner Familie über sein Treiben nur noch gesteigert wurde. Er wollte zeigen, daß er der Herr sei und machen könne, was er wolle, und erklärte die Pompadour zu seiner Maitresse — und zwar am hl. Ostertag 1745. Am 6. Mai 1745 erhob er sie in den Adelsstand als Marquise de Pompadour. Gleich darauf zog er zu Feld nach Flandern und nahm nicht einmal Abschied von der Königin. Die Pariser ergossen ihren Unmuth in Witzen (Poissonaden) und bitteren Liedern.

---

*) Bei Soulavie. Mémoires de Richelieu. VIII. 7.

Seit dem 18. November 1743 leitete der Marquis d'Argenson das Ministerium des Aeußern. Er rieth Ludwig XV. Frieden zu schließen oder den Krieg mit höchstem Ernst und zwar in Deutschland zu führen, Baiern zu retten, und Friedrich zu unterstützen. Ludwig XV. war kriegslustig geworden: „Seit der König selber regierte, wie man sagt, hörte er nur die gerne an, die durch Krieg emporkommen wollten. Ludwig XV. ist waghalsiger, als man glaubt. Er setzt seine Ehre darein, nie von Etwas abzustehen, was er einmal angefangen hat. Im Rathe sagt er oft: „wer Nichts wagt, gewinnt Nichts." Ausführliche politische Beweisführungen langweilen ihn, aber er liebt gern kurze Sätze, die an Klugheit und Ehre erinnern*)." — Aber man mußte dem König Vorschläge machen gerade so, wie er sie gern hörte. Als ihm d'Argenson vorstellte, daß man den Krieg nicht in Flandern, sondern in Westfalen, am Main und in Baiern führen müsse, bekam er ungnädige Antwort: „er verstehe Nichts vom Krieg; man könne Maria Theresia am besten in den Niederlanden angreifen; dadurch halte man auch die Seemächte in Schranken; wenn man sich bloß vertheidige, zehre man sein eigenes Land auf, während der Angriffskrieg auf Kosten des feindlichen Landes geschehe**)." Ludwig hörte seinen Ministern mit bewunderungswürdiger, aber kalter Geduld zu; wenn nicht sogleich die ersten Sätze ihn ergriffen, so machte der Vortrag gar keinen Eindruck. Er war hierin viel herrischer, als Ludwig XIV., und gebot mehr durch Schweigen, als andere Fürsten durch eine hohe Sprache***). Argenson Ludwig XV.

So thaten denn die Franzosen nach der Eroberung von Freiburg für die baierische Sache sehr wenig, bloß daß sie 20,000 Mann unter Segur zum kaiserlichen Heere unter Seckendorf stoßen ließen, welche den gegen Böhmen abziehenden Oestreichern nachrückten. So war es Karl VII. wieder möglich, den 23. Oktober 1744 in seine Hauptstadt München einzuziehen. Es war seine letzte Freude. Bald darauf legte Seckendorf, müde der Vorwürfe der Franzosen und Preußen, seine Stelle als Oberbefehlshaber nieder. Törring trat an die Spitze und bekam bald wieder Schläge. Die Nachricht, daß die Oesterreicher — 12,000 Mann unter Bernklau, dem Prinz Karl befohlen hatte, einstweilen nur die Linie Ingolstadt, Braunau und Schärding zu behaupten — seine Baiern bei Meineck geschlagen hatten, ergriff den von Gicht und Kummer gequälten Kaiser derart, daß er am 20. Januar 1745 seiner Krankheit erlag. Karl VII. war erst 48 Jahre alt, sanft, ein herzensguter Mann, wohlthätig bis zum Uebermaß, freigebig, daß er selbst oft in Dürftigkeit gerieth †), aber zu schwach für die Last, die er sich auf den Rücken geladen hatte. Weder seine Fähigkeiten noch seine Macht entsprachen seinem Ehrgeiz, und so brachte er nur Unglück Tod Karls VII.

---

*) Mémoires du Marquis d'Argenson p. 361.

**) Ibid. 364.

***) Flassan, Histoire de la diplomatie française. V. 246.

†) Fréderic, Histoire de mon temps. Chap. XI.

über sein armes Volk und über Deutschland. Sterbend mahnte Karl VII. seinen Sohn, den Ehrgeiz zu meiden und sich sein Beispiel zur Warnung zu nehmen: es sei bitter aus seinem Land fliehen zu müssen und von der Barmherzigkeit Anderer zu leben. Dürften wir Friedrich glauben, so hätte der sterbende Kaiser seinen Sohn ermahnt, nie die Dienste zu vergessen, die der König von Frankreich und der König von Preußen ihm geleistet haben, und ihnen nie mit Undank zu lohnen.

Belleisle. Einen Monat vorher war Belleisle, der die deutschen Fürsten einigen, dem Kaiser und Friedrich II. Luft machen wollte, in Elbingerode auf hannöverischem Gebiet mit seinem Bruder verhaftet und als Staatsgefangener nach Windsor gebracht worden. Beim Anhalten nach seinem Passe gefragt erklärte er, keines Passes zu bedürfen, weil er als kaiserlicher Gesandter und deutscher Reichsfürst reise, wozu ihn Karl VII. ernannt habe. Georg II. haßte ihn jedoch als Hauptanstifter des Krieges und Schürer zu neuem Widerstand der Gegner. Der Kaiser erklärte seine Verhaftung für eine Verletzung seines Reiches. Georg II. übertrug die Entscheidung der Frage seinen drei Feldmarschällen, Stair, Cobham und Wade; sie erklärten nach Einsicht der Papiere, der Marschall und sein Bruder seien Kriegsgefangene. Der englische Geschichtschreiber Lord Mahon*) meint, die englische Regierung habe bei dieser Angelegenheit weder eine richtige Ansicht gehabt, noch sich mit ihrer Gerechtigkeit beeilt, denn Belleisle wurde erst nach der Schlacht bei Fontenoy entlassen.

Friedrich II. Für Friedrich II., den man übrigens vergebens aufforderte, den Marschall mit einem Trupp Cavallerie aus Hannover zu befreien, war Belleisles Haft ein Unglück. Noch mehr aber der einen Monat nach der Gefangennehmung erfolgende Tod des Kaisers, denn jetzt hatte die Union keinen Grund mehr, zu bestehen, und Friedrich keinen Grund mehr, mit Maria Theresia Krieg zu führen. Der König gesteht selber: „Der Name des Kaisers hatte den Verein der Fürsten, die seine Vertheidigung übernahmen, rechtmäßig gemacht: all' ihre Schritte waren den Reichsgesetzen gemäß; sobald er aber nicht mehr da war, gab es keinen Gegenstand der Vereinigung mehr. Die Reichsfürsten hatten keinen gemeinschaftlichen Zweck mehr, und nicht mehr knüpfte sie der nämliche Vortheil an den Vortheil Preußens. Es war leicht vorauszusehen, daß das Haus Oesterreich selbst das Unmögliche versuchen würde, um die kaiserliche Krone wieder auf seinen Namen zu bringen. Zu Versailles sah man den Tod des Kaisers insgeheim als eine glückliche Entwickelung an, wodurch sich die Unruhen Frankreichs enden würden. Man war des Zahlens der ansehnlichen Hilfsgelder, die man ihm entrichtet hatte, müde; und man schmeichelte sich, mit der Königin von Ungarn einen guten Tausch, in Absicht eines vortheilhaften Friedens gegen die Kaiserkrone, treffen zu können. — Wo konnte man überdem einen Mitwerber finden, um ihn gegen den Großherzog von Toskana aufzustellen? Der Kurfürst von der Pfalz war zu schwach; der junge Kurfürst von Baiern war noch nicht in dem Alter, welches die goldene Bulle als wahlfähig bezeichnete; mit dem Throne von Polen hielt man den Kaiserthron für unvertragsam, und so schien der Kurfürst von Sachsen ausgeschlossen. Es blieb folglich Niemand, als der Großherzog von Toskana übrig; und diesen unterstützten die Heere der Königin von Ungarn, das Geld der Engländer und die Geistlichkeit. Der Hof von Versailles sah es ein, wie schwer es

*) In dem oft angeführten Werk. Cap. XXVI.

ihm diesmal war, den Großherzog von dem Throne auszuschließen; indeß wollte er demselben doch wenigstens Nebenbuhler erwecken, um sich für seine Vermittlung desto vortheilhaftere Bedingungen herauszuschlagen. Der Marschall von Sachsen trug am meisten dazu bei, daß die Wahl des Hofes auf August III., König von Polen fiel*)."

Allein August III. war, wie sein Minister Brühl, einer Verbindung mit Preußen, welches durch sein Emporsteigen Sachsen in eine niedere Stellung herabgedrückt hatte, auch in Erinnerung an den letzten mährischen Feldzug gleich sehr abgeneigt. Vergebens war die Sendung des Franzosen Valori nach Dresden, vergebens das Angebot der Kaiserkrone und Hilfsgelder für 60,000 Mann. Friedrich II. gab seine Zustimmung, daß man dem Sachsen die Krone anbiete, allerdings in der Ueberzeugung, wenn August III. den Kaisertitel annehme, so müßten Sachsen und Oesterreich unversöhnliche Feinde werden; Friedrich dürfe sich dann nur mit Maria Theresia vergleichen, so komme August wieder um den Thron, nach dem er so eifrig strebe**). August III.

Sachsen war jedoch schon durch einen Vertrag gebunden, durch die am 8. Januar 1745 zu Warschau abgeschlossene Quatrupelallianz, in welcher die Seemächte dem Sachsen 150,000 Pfund Hilfsgelder, Schutz für sein Land und Genugthuung versprachen, wenn er angegriffen würde, ferner ihm die Nachfolge in Polen für seinen Sohn zusicherten, wogegen der Sachse 30,000 Mann zur Vertheidigung Böhmens aufzustellen, dem Gemahl Maria Theresias seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben verhieß. Am 18. Mai 1745 schloß Maria Theresia mit Sachsen in Leipzig einen geheimen Vertrag ab, worin beide Mächte übereinkamen, Friedrich zu bekriegen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis seine Macht in engere Schranken gezogen sei; nicht bloß ganz Schlesien und Glatz solle für Maria Theresia wieder erobert werden, sondern dem Königreich Preußen auch das Herzogthum Magdeburg, nebst dem Saalkreis, das Fürstenthum Crossen, der Züllichauer Kreis, die preußischen Lehen in der Lausitz und der Schwiebuser Kreis entrissen werden und an den König von Sachsen kommen; im ungünstigsten Falle solle Sachsen wenigstens Crossen, Züllichau, die Lehen in der Lausitz und Schwiebus erhalten. Quatrupelallianz Leipziger Vertrag.

Ein schwerer Schlag für Friedrich war der Gang, den die Dinge in Baiern nahmen***). Bernklau und Batthiany gingen im Frühjahr 1745 zum Angriff über und jagten mit stählernem Besen Hessen, Baiern, Franzosen vor sich her. Der junge Kurfürst Max Joseph, kaum zur Regierung gekommen, mußte schon aus seiner Residenz nach Augsburg flüchten. Die Baiern irrten wie eine Heerde ohne Hirten umher. Die Franzosen und Hessen unter Segur wurden bei Pfaffenhofen geschlagen, das Heer unter Maillebois, welches an der Lahn stand, die Kaiserwahl decken und im Nothfall in Baiern einschreiten sollte, wurde von Aremberg, der den Rhein heraufrückte, zurückgedrängt. Jetzt Baiern.

*) Histoire de mon temps. XI.
**) Ibid. XI.
***) Histoire de mon temps. XI.

mahnte Seckendorf den Kurfürsten, sich durch einen Vertrag mit Maria Theresia zu retten. Eben so lautete der Rath der Mutter. Max Joseph besann sich schnell eines Besseren, und so ward denn am 22. April 1745 der Friede zu Füßen zwischen Baiern und Oesterreich geschlossen. Der Kurfürst erhielt seine sämmtlichen Staaten zurück, legte den Titel eines Erzherzogs von Oestreich ab, entsagte allen Ansprüchen, welche das Haus Baiern an die Oestreichische Erbschaft haben könnte, garantirte die pragmatische Sanction, willigte ein, daß die böhmische Kurstimme wieder in Ausübung komme, und versprach seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresias. Diese hingegen anerkannte den verstorbenen Kurfürsten als Kaiser, seine Witwe als Kaiserin, verzichtete auf alle Entschädigungsansprüche und Erhebung jeglicher Contribution in Baiern. Sehr wichtig war ein anderer Punct des Vertrages, daß nämlich Baiern in Zukunft nur 6000 Mann Truppen halten und sie der Königin zur Verfügung stellen werde.

Friede zu Füßen.

Verlegenheit Friedrichs II.

All das waren schwere Schläge für Friedrich II., er stand jetzt Maria Theresia allein gegenüber. Sie hatte ihm Schlesien im letzten Frieden ehrlich abgetreten, hielt sich aber jetzt ihres Wortes für entbunden, da er den Vertrag selber gebrochen; sie war jetzt eben so fest entschlossen, ihm seine Eroberung wieder zu entreißen. In einem Aufrufe an die Bewohner Schlesiens und der Grafschaft Glatz erklärte sie, diese Länder seien ihr vom König von Preußen unrechtmäßig abgedrungen, die Friedensbedingungen durch Aufhebung der Landesverfassung, durch unerschwingliche Besteuerung der Geistlichkeit und der Einwohner, durch die Beeinträchtigung der katholischen Kirche, durch zwangsweise Aushebung in das Militär, endlich durch den Angriff des Königs auf Böhmen gebrochen worden.

Maria Theresia.

England.

Friedrichs Hoffnung auf einen Wechsel im englischen Ministerium erwies sich gleichfalls als eitel: die Opposition hatte allerdings bisher über Carterets hannöverische Politik geklagt; als sie aber am 27. November 1744 mit Harrington ans Ruder kam, setzte sie des gestürzten Carteret Politik fort, denn sie konnte die geschlossenen Bündnisse nicht umstoßen und die Machtstellung Englands nicht auf einmal ändern*). Im Gegentheil, das neue Ministerium zahlte noch mehr Hilfsgelder und bewog die Holländer, gegen den beabsichtigten Angriff der Franzosen auf Belgien 50,000 Mann ziehen zu lassen. Friedrichs Bitte, den Frieden derart zu vermitteln, daß Don Philipp ein Stück Land in Italien, Frankreich einen Theil seiner Eroberungen in den Niederlanden, Franz Stephan die Kaiserkrone bekomme und Preußen Schlesien behalte, wies es mit der Bemerkung zurück, der König, der den Breslauer Frieden gebrochen, könne nur von seiner Tapferkeit seine Rettung erwarten. Friedrich konnte also nur auf sich und seine Armee rechnen, die Aussichten waren düster, doch war er entschlossen, dem Unglück, das da komme, eine Stirne von Erz entgegenzusetzen. Er schöpfte sogar Muth aus dem Vorbilde Maria Theresias. „Eine Frau, die Königin von Ungarn, hat nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien standen und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann uns ein glücklicher Erfolg höher heben, als wir je gestanden. Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das da kommen

*) Mahon l. c. III. chap. 26.

könnte, vor. Mag das Glück mir günstig oder ungünstig sein, das soll mich weder muthlos machen, noch übermüthig. Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglücke, das da kommt, eine Stirne von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden*)." — „Es ist geschehen, was geschehen mußte. Mir bleibt Nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Wenn alle meine Hilfsquellen und Unterhandlungen versagen, alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehre, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Mein Ehrgeiz ist, daß ich mehr als ein Anderer zur Vergrößerung meines Hauses gethan, unter den gekrönten Häuptern von Europa eine große Rolle gespielt habe; mich dabei zu erhalten ist gleichsam eine persönliche Pflicht, die ich erfüllen will, auf Kosten meines Glückes und meines Lebens. Ich habe keine Wahl mehr, ich will meine Macht behaupten, oder sie soll zu Grunde gehen, und der preußische Name mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind Etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heil des Vaterlandes und zum Ruhm von Brandenburg. Es würde vergeblich sein, mir einen anderen Rath geben zu wollen."

Indeß fiel ein Hauptschlag in Belgien, wohin Ludwig XV. gegen d'Argensons Rath, durch einen Zug nach Deutschland dem König von Preußen Luft zu machen, mit 80,000 Mann aufbrach. Militärischer Leiter war Graf Moritz von Sachsen, damals durch sein lockeres Leben und durch die Folge davon, die Wassersucht, so geschwächt, daß er keinen Panzer mehr tragen konnte, daß er einmal über das andere ohnmächtig vom Pferd sank, daß er die Reise von Paris nach Belgien in einem elastischen Wagen, von Weiden geflochten, machen mußte, aber als Befehlshaber ein tiefer Kenner des Kriegswesens, kühn und umsichtig, gleich fähig einen großen Plan zu fassen, auszuführen und zu — verschieben, wenn es nöthig war. Vorsicht, Findigkeit und rascher Ueberblick wird ihm von den Zeitgenossen nachgerühmt. Moritz machte Bewegungen, als wollte er Mons angreifen, stürzte sich aber plötzlich auf die stärkste Festung Flanderns, auf Tournay. 9000 Holländer waren als Besatzung darin, sie zu befreien brach der Herzog von Cumberland von Brüssel auf, mit 50,000 Mann, worunter 8000 Oestreicher unter Königsegg. Moritz ließ 20,000 Mann vor Tournay und zog mit der Hauptmacht den Verbündeten zur Schlacht entgegen. Drei Stunden davon an der Schelde, wo er von seiner Jugend her jeden Fuß des Bodens kannte, bei Fontenoy bezog er eine glücklich gewählte Stellung, die er noch so befestigte, daß sie unangreifbar schien, zumal sie auch noch mit 260 Kanonen bespickt war. Königsegg rieth, den Stier nicht bei den Hörnern zu fassen, sondern durch Märsche die Feinde zu zwingen, diese Gegend zu verlassen. Cumberland und die Holländer wollten von keinem Verzug Etwas wissen, denn Ludwig XV. war bei der Armee: war es nicht möglich, die Franzosen

Moritz v. Sachsen.

Schlacht bei Fontenoy

*) Aus den Briefen an Podewils, welche Ranke l. c. III. 236—42 zuerst benützen konnte.

zu schlagen und den König zu fangen, um im Ruhm dem schwarzen Prinzen gleichzustehen!

In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai stellte Cumberland sein Heer auf. Der linke Flügel — Holländer — sollte Antoing, der rechte — Engländer unter Yngolsby — sollte das Gehölz von Barre nehmen; die Mitte — Hannoveraner, Oesterreicher und Engländer — sollte gegen das Dorf Fontenoy vordringen, die französische Mitte sprengen und den rechten vom linken Flügel abschneiden. Früh 5 Uhr spielte schon das grobe Geschütz, um 8 Uhr war die Schlacht allgemein. Die Holländer wurden von den Franzosen zweimal zurückgeschlagen und verließen in Verwirrung das Schlachtfeld. Auch der rechte Flügel entsprach der Erwartung nicht, Yngolsby vermochte die Feinde aus dem Gehölz nicht zu verjagen. Die Mitte aber drang mit tollkühner Tapferkeit voran und zwar an einer Stelle, die vom feindlichen Geschütz so stark bestrichen war, daß Moritz sagte, er hätte nie geglaubt, daß irgend eine Armee hier durchzudringen versuchen würde. Das französische Geschütz riß ganze Reihen nieder, immer aber schloß sich die Angriffscolonne wieder und drang unaufhaltsam und feuerspeiend voran. Die Anhöhe wird erstiegen und man steht den französischen Garden gegenüber. Ein englischer Officier, Lord Hay, soll die Gegner mit Schwenken des Hutes angeredet haben: „Meine Herren von der französischen Garde, schießen Sie." „Nein, Ihr Herren Engländer, soll der Marquis d'Auteroche geantwortet haben, „die Garden schießen nie zuerst," — sie waren nämlich gewohnt, sogleich mit dem Bajonnet anzugreifen, — und nun hätten die Anrückenden eine vernichtende Salve gegeben, eine ganze Reihe von Franzosen sei gestürzt, unter ihnen auch der Herzog von Grammont, uns von Dettingen her bekannt. So erzählen die Zeitgenossen nahezu einstimmig*). Vor Kurzem aber wurde ein Brief Lord Hay's, den er nach der Schlacht, verwundet, dictirte, veröffentlicht, welcher den wahrscheinlicheren Hergang so schildert: „Unser Regiment machte den Angriff auf die französischen Garden: als wir innerhalb 20 oder 30 Schritte vor ihnen kamen, trat ich vor dasselbe, trank den Franzosen aus der Flasche zu und rief, wir wären die englischen Garden und hofften, sie würden stille halten, bis wir an sie herankämen, und nicht über die Schelde schwimmen, wie über den Main bei Dettingen. Darauf drehte ich mich gegen unser Regiment, redete unsere Leute an und ließ sie Hurrah schreien. Ein Officier trat aus dem Glied und versuchte seine Leute auch hurrahen zu lassen, aber es waren in seiner Brigade nicht mehr als drei oder vier, die es thaten**)." Das Feuer begann. Gewiß ist, die erste Linie wurde durchbrochen, der Angriff der Reiterei blutig zurückgeworfen. Auch die zweite Linie wurde durchbrochen, schon hielt Moritz die Schlacht für verloren, und dachte an den Rückzug und ließ dem König sagen, er möchte über
Ludwig XV. die Schelde zurückgehen. Aber Ludwig weigerte sich, er hatte Freude an dem Getümmel: er stand bei einer Mühle und sah der Schlacht zu, allerdings gedeckt vom Regiment Maison du Roy und seinen Kanonen. Eine nahe Brücke mit Brückenkopf sicherte ihm den Uebergang über die Schelde. Am Kampfe nahm er keinen Antheil. In seiner Umgebung hieß es, wenn der König sein geheiligtes Haupt in Sicherheit bringe, so könne man seine Leibwache zu einem Angriff ver-

*) Voltaire, Siècle de Louis XV. Chap. 13 p. 148. — d'Espagnac, Histoire du Maréchal de Saxe, L. VIII. p. 37—52. Mém. de Noailles T. III. L. VI. p. 399. Soulavie T. VII. Chap. 13. p. 127.

**) Carlyle XV. 8.

wenden. Der Dauphin bat, sie in die Schlacht führen zu dürfen. Der König nahm es ihm übel, weil er argwöhnte, der Sohn wolle ihn wegen seiner Unthätigkeit, wegen der ihn die Soldaten auch nur Ludwig den Müller nannten, beschimpfen. Im Angriff der Garden lag aber noch die einzige Möglichkeit, der Niederlage vorzubeugen. Richelieu hatte den Muth zu sagen: „Wir müssen Kanonen haben." „Woher nehmen?" fragte ein Höfling. — „Sie sind ja da, ganz in der Nähe!" entgegnete Richelieu: „Der Marschall verbietet, sie für die Schlacht zu verwenden." „Der König kann es anordnen;" und Richelieu bat demüthig, aber fest, den König, den Angriff anzuordnen. Ludwig war verwirrt, zögerte, gab endlich die Erlaubniß. Die Geschütze rissen ein fürchterliches Loch in die nahe Angriffscolonne. Das ganze königliche Haus, selbst die Pagen, stürzten sich zum Kampf. Das entschied. Die Angriffscolonne hält, sie kann nicht weiter, sie ist nicht gedeckt durch Reiterei, die sie wegen der Rauheit des Bodens nicht mitnehmen konnte; sie zieht sich zurück, aber langsam, das Antlitz stets gegen den Feind gewendet, immer enger zusammenrückend, bis sie wieder von ihrer Reiterei gedeckt ist. Die Oesterreicher und Engländer hatten 14,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren, die Franzosen geben selber ihren Verlust auf 7000 Mann an. Es war eine riesige Schlacht. 2 Uhr Nachmittags trat Cumberland in Ordnung den Rückzug unter die Kanonen von Ath an.

Der Dauphin

Damit war Tournay verloren, es ergab sich den Franzosen am 22. Mai, die Citadelle am 19. Juni. Rasch nach einander fielen jetzt einige wichtige Plätze: die Wälle von Gent wurden in der Nacht vom 10. Juli erstiegen, am 18. öffnete Brügge den Franzosen seine Thore, Oudenarde ergab sich ihnen am 20. Juli, Dendremonde am 12. August, Ostende am 23., Neuport am 30., Ath am 8. Oktober. Ludwig kehrte als Sieger heim, von seinem Volke noch bewundert und angejubelt; Friedrich jedoch meinte, dieser Sieg habe ihm so wenig genützt als ein Sieg am Skamander oder bei Peking. Cumberland aber vermochte dem Festungskrieg der Franzosen darum keinen Damm entgegen zu setzen, weil er mit einigen Regimentern nach seiner Heimath dringend abberufen wurde. Karl Stuart hatte nämlich die Fahne der Jakobiten in Schottland aufgepflanzt.

Fall der Festungen

Der Aufstand der Jakobiten in England 1745.

Der junge Prätendent war im Frühjahr 1745 noch immer in Paris, ohne vom französischen Hofe thätige Hilfe zu erwarten*). Deßungeachtet wünschten die Minister ein Unternehmen, wagten aber nicht, es offen zu unterstützen; ihre Agenten jedoch ermunterten Karl, auf eigene Faust Etwas zu wagen, brachten Geld, Mannschaft und zwei Schiffe zusammen. Die Schlacht von Fontenoy ermuthigte ihn; ohne auf französische Unterstützung zu hoffen, faßte er den festen Entschluß, zu landen, zu siegen oder zu sterben, und sich so lange zu be-

Karl Stuart.

*) Mahon III. 210—54. — Vaughan. Memorials of the Stuart Dynasty. London 1831. II voll. Voltaire Siècle de Louis XV. Chateaubriand, Les Quatre Stuarts.

Rüstung. haupten, als ihm noch ein Mann bleibe. — Wie er glaubte, insgeheim, in der That aber von der französischen Polizei überwacht, brachte er auf einem kleinen Fahrzeuge 1500 Flinten, 1800 Säbel, 20 kleine Feldgeschütze, Pulver und Kugeln zusammen; ein Kaperschiff, die Elisabeth, mit 67 Kanonen, sollte ihn begleiten. Abfahrt. Am 2. Juli 1745 fand die Abfahrt von Nantes statt, am vierten Tage begegnete man einem englischen Kriegsschiffe, das sogleich den Kampf begann. Die Elisabeth ward halb zerstört und mußte nach Frankreich zurück, Karls eigenes Fahrzeug entkam und ankerte nach 14 Tagen bei South-Uist.

Landung. Karl sandte an seine Anhänger, sie nannten das Unternehmen ein übereiltes, wahnsinniges, man opfere sich umsonst, wenn er kein französisches Heer mitbringe. Deßungeachtet verzagte Karl nicht, gewann zuerst drei Macdonalds, Edelmuth der Schotten. denen dann Andere folgten. Karl berief sich nicht umsonst auf die Treue, auf die Hochherzigkeit der Schotten, ein Häuptling des Hochlandes nach dem andern entschloß sich, das Schicksal seines Fürsten zu theilen, wie es sich auch gestalten möge, sie waren um so eher entschieden, ihrem rechtmäßigen Herrscher zu helfen, je verlassener er unter ihnen erschien. Karl entwickelte auch eine ungemeine Thätigkeit und Gewandtheit, die Hochländer zu gewinnen; er nahm ihre Tracht an, er richtete sich nach ihren Gebräuchen, er lernte bald einige Worte gälisch, 1. Gefecht er bezauberte Alles durch seine Manieren. Eine Kompagnie Soldaten, die am 16. August die Aufständischen angriff, wurde geschlagen, ihr Hauptmann gefangen. Am 19. August pflanzte Karl im Thale Glenfinnan auf einem Hügel das königliche Banner auf von rother Seide, in der Mitte ein weißes Feld, auf welchem die Worte standen: Tandem triumphans (endlich siegreich); das Manifest ward verlesen, in welchem Jakob III. dem Prinzen Karl die Regentschaft übertrug, dann sprach Karl selber, setzte seine Rechte auf die Krone auseinander, und daß er gerade in diesem Theile seines Reiches gelandet, weil hier ein Volk braver Männer sei, die mit ihm, wie er mit ihnen, Triumph oder Tod theilen wollten. Die Zuschauer jubelten, bald zog Karl an der Spitze von 1600 Bewaffneten weiter.

In Schottland standen wenig Truppen, nur 3000 Mann, deßungeachtet Die Regierung. gedachte die Regierung in Edinburg, mit dieser Mannschaft den Aufstand im Keime zu ersticken, und setzte zugleich eine Belohnung von 30.000 Pfund für den aus, welcher den angeblichen Prinzen von Wales verhafte. Es ging jedoch mit diesen Truppen schlecht: ihr Anführer Sir John Cope war kein Feigling und Verräther, aber ein schwerfälliger Mann, der überdieß noch durch falsche Der Prinzregent. Nachrichten getäuscht wurde; er hielt den Anhang seines Gegners für geringer, Karl für weniger befähigt, als er war, während dieser durch seine Schönheit, durch seinen hohen Wuchs, durch seine Theilnahme an allen Anstrengungen und Entbehrungen Alle bezauberte; er schlief mit ihnen auf offenem Moore, er aß Nichts als die landesüblichen Gerichte, er trug die Tracht der Hochländer, er erklärte, er möchte gerne ein ächter Hochländer sein, er lauschte mit Entzücken Zug ins Niederland. auf ihre alten Gesänge und Sagen. Am 4. September hielt er in Perth unter lautem Jubel seinen Einzug; hier stieß Lord Georg Murray und der Herzog

von Perth zu ihm, der erstere ein Mann von militärischen Fähigkeiten. Bald standen die Aufständischen in der Nähe von Edinburg, wo große Bestürzung herrschte. Zwar war das Schloß gegen jede Gefahr gesichert, allein die Stadt hatte nur einen alten, schlechten Wall. Deßungeachtet beschloß man, mit Miliz und Freiwilligen die Stadt zu halten, ja sogar die Insurgenten anzugreifen.

Allein die Erstere war nur gewohnt, an des Königs Geburtstag Parade zu machen und nachher ein Essen zu halten, und die Letzteren waren von der Kostbarkeit ihres Lebens so überzeugt, und vom Abschied von ihren Freundinnen so ergriffen, daß, als der Commandant vor die Thore kam und zurücksah, er nur noch wenige hinter sich erblickte. Uebrigens wurden die Bürger durch die Tapferkeit des regelmäßigen Militärs nicht beschämt; als einige Insurgenten zur Recognoscirung auf die Fohlenbrücke kamen, und gegen ein Dragonerpiquet ihre Pistolen abschossen, wurden die Dragoner von solchem Schreck befallen, daß sie auf und davon sprengten und kein Wort des Befehlhabers sie aufzuhalten vermochte; erst an den Küsten von Dunbar machten sie Halt. Dieß ist der berüchtigte Galopp von der Fohlenbrücke. Während der Magistrat berieth, wie man sich gegen den Prinzen zu benehmen habe, öffneten die Insurgenten in der Nacht in der Stadt ein Thor, überwältigten die Schildwache, versicherten sich der anderen Thore; Alles ging in der größten Stille vor sich. Als die Edinburger erwachten, sahen sie, daß die Hochländer Herren der Stadt seien.

Galopp an der Fohlenbrücke.

Einnahme v. Edinburg.

Am Mittag wurde König Jakob VIII. feierlich ausgerufen und die Vollmacht des Regenten verlesen. Eine vornehme Dame von ausgezeichneter Schönheit vertheilte weiße Bänder, das Parteizeichen der Jakobiten. Der Regent trug die schottische Nationaltracht, die blaue Mütze mit weißer Kokarde. Die Luft ertönte von Jubelruf und den Tönen der Sackpfeifen; am Abende des 17. September hielt der Prinz einen Ball im Palaste seiner Väter. Schon am 18. September brach er wieder auf, einer Heeresabtheilung unter Cope entgegen, die 2200 Mann betrug. Bei Preston-Pans kam es am 20. September zum Treffen, der Prinz umging die Schutzstellung seiner Feinde in der Nacht und griff bei Sonnenaufgang dieselben an. Die Hochländer hielten zuerst unbedeckten Hauptes ein kurzes Gebet, drückten dann die Mützen in's Gesicht, stürzten, jeder Clan für sich, auf das Signal der Sackpfeife vorwärts mit gezogenem Schwert auf den Feind. Die englische Reiterei sprengte, vom Schrecken ergriffen, davon, das Fußvolk unterhielt einige Minuten ein wohlgezieltes Feuer, wurde aber schnell überwältigt und bis auf 170 Mann getödtet oder gefangen, Oberst Gardiner fiel. Die Aufständischen hatten nur 30 Todte und 70 Verwundete. Der Prinz bewies Mäßigung im Siege, erzwang Barmherzigkeit, und als ihn einer seiner Officiere zum Siege beglückwünschte mit den Worten: „Ihre Feinde liegen zu ihren Füßen", antwortete er: „die betrogenen Unterthanen meines Vaters."

Sieg bei Preston.

Auf die Nachricht vom Aufstande eilte König Georg II. von Hannover Ende August nach London zurück*). Von den Holländern wurden die vertrags-

Gefahr Georgs II.

*) Mahon, III. 255–97.

mäßigen 6000 Mann Hilfstruppen verlangt, und aus Flandern einige Regimenter berufen. Georg war wenig beliebt, das Publicum sah dem Aufstande gleichgültig zu. Ludwig XV. hingegen sandte jetzt kleine Zuschüsse an Geld und Waffen und ließ in Dünkirchen Vorbereitungen treffen, daß Karls jüngerer Bruder, Heinrich von York, an der Spitze einer Brigade und einiger französischer Regimenter in England landen könne. Wäre die französische Regierung thatkräftiger verfahren, so hätte Karl wahrscheinlich gesiegt. Der Prinz wünschte unverzüglich nach London zu ziehen, und wäre er schnell mit 3000 Mann dort erschienen, so wäre die Hauptstadt wahrscheinlich zu ihm übergegangen. Allein seine schottischen Rathgeber sprachen sich gegen einen Einfall in England aus: in Schottland würden die französischen Zusendungen eintreffen, überdieß seien viele Hochländer bereits wieder in ihre Berge gegangen, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Karl kehrte darum wieder nach Edinburg zurück, die Sackpfeife spielte beim Einzug die alte Melodie der Cavaliere: das Reich soll wieder des Königs sein. Fast in ganz Schottland wurde jetzt Jakob VIII. als König ausgerufen und Steuern in seinem Namen erhoben; nur das Schloß in Edinburg und Stirling, einige kleine Vesten im Hochland, und gewisse Bezirke jenseits Inverneß hielten noch zur Regierung.

Säumigkeit Ludwigs XV.

Karl Stuart.

Karl bewies ebenso viel Klugheit, Mäßigung, als Kühnheit, seine Anhänger rühmten von ihm, er könne von einer trockenen Brodrinde leben, auf Erbsenstroh schlafen, in 4 Minuten zu Mittag essen, in 5 Minuten eine Schlacht gewinnen. Er schonte die Besiegten, er behandelte die Gefangenen mit größter Milde, in einer Proclamation erklärte er: die Mißgriffe, welche seine Familie gethan, seien mehr als gebüßt worden, der Nation sei aber jetzt die Gelegenheit geboten, ähnliche Fälle für die Zukunft unmöglich zu machen. Er sprach sich für eine freie gesetzliche Volksvertretung aus, gelobte Sicherheit für den Glauben, für Gerechtsame und Gesetze, alle im Reiche bestehenden Kirchen sollten sich des gleichen Schutzes erfreuen; er versprach Verzeihung für Alles, was man gegen seine Familie gethan: 57 Jahre hätten die Stuarts jetzt in der Verbannung verlebt, die Nation sei aber während dieser Zeit nicht glücklicher gewesen, die hannöverischen Herrscher seien keine Väter des Volkes; die Familie, der eine Partei das Diadem eines rechtmäßigen Fürsten widerrechtlich übertrug, habe durch die That bewiesen, daß sie dieses Vertrauen nicht verdiene; Georg führe jetzt Holländer, Hessen, Schweizer gegen seine Unterthanen in den Kampf; er, Karl, wolle sich blos auf die Treue seiner Schotten und Engländer stützen. Die Proclamation wirkte günstig, bald stand Karl an der Spitze von 6000 Mann. Durch freie Gaben, durch Zwangsanleihen, durch Zuschüsse aus dem Auslande erhielt er Geld; Ungehorsame wurden mit dem Standrechte bedroht, französische Schiffe brachten 5000 Gewehre, Kanonen, Officiere. Das Zutrauen stieg, die Hingebung an den Erben Robert Bruces, der sein ererbtes Recht fordere, nahm zu; insbesondere war das schöne Geschlecht für den königlichen Verbannten, der vor kurzem Flüchtling und geächtet, und jetzt Sieger und Herr

Proclamation.

war, der so tapfer in der Schlacht und ein so gewandter Tänzer war, von Begeisterung ergriffen.

Karl wollte noch nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen; er fühlte, daß er nur dann Schottland behaupten könne, wenn er England erobere, und er hoffte, daß sein persönliches Erscheinen in England einen Aufstand der jakobitischen Partei hervorrufe. Den Häuptlingen, die ihm von einem Zug nach England abriethen, sagte er bestimmt, er sehe wohl, daß sie in Schottland bleiben und ihr Vaterland vertheidigen wollten, aber sein Entschluß stehe fest, in England sein Glück zu versuchen, müßte er auch allein gehen. Das, meinten die Häuptlinge, sei gegen ihre Ehre, und so wurde der Zug in zwei Abtheilungen gegen den Süden beschlossen. Zug nach England.

Am letzten Oktober brach Karl von Holyrood auf, mit 6000 Mann, worunter 500 Reiter; alle hatten Lebensmittel auf vier Tage. Der Prinzregent hatte aber stets mit dem Widerwillen der Hochländer gegen einen Zug nach England zu kämpfen, viele rissen aus, hin und wieder vergingen Stunden, bis er sie bewegen konnte, vorwärts zu gehen. In England hingegen hielt man die Hochländer für thierische Wilde, welche sogar kleine Kinder verzehrten. Das Parlament bewilligte dem Könige Geld, die Habeas Corpus-Acte wurde suspendirt, Milizen wurden ausgehoben, ein Heer zusammengezogen. Doch ging anfangs die Sache Karls glücklich voran. Carlisle, das alte Grenzbollwerk Englands, ergab sich nach wenig Schüssen, Karl hielt am 17. November triumphirenden Einzug, am 20. begann er den Marsch nach dem Süden, gegen den sich insbesondere der Aberglaube der Hochländer aussprach. Der Prinz theilte alle Beschwerden, schritt, in hochländischer Tracht, den Schild über die Schulter geworfen, an der Spitze dieses oder jenes Clans einher. Als seine Beschuhung schadhaft war, ließ er in einem Dorfe unter den Sohlen eine dünne Eisenplatte befestigen, und sagte, als er den Hufschmied bezahlte, lächelnd: „Ihr seid wahrscheinlich der erste Schmied, der den Sohn eines Königs beschlägt.“ Am 29. November zog er in Manchester ein unter Glockengeläute und dem Zuruf der Menge. Die Häuser waren beleuchtet, Alles trug weiße Kokarden. Viele drängten sich, dem Prinzen die Hand zu küssen, allein Wenige wollten zu den Waffen greifen; 1715 war ein ganz anderes kriegerisches Feuer in den Jakobiten Englands gewesen, als jetzt. Karl wurde dadurch nicht entmuthigt, er hoffte in Derby eine große Anzahl seiner Anhänger zu finden. Am 1. December wurde der Mersey überschritten, am anderen Ufer fand man einige Adelige. Eine Frau Skyring stürzte dem Prinzen zu Füßen mit den Worten: „Herr, nun laß Deine Dienerin in Frieden fahren!“ sie hatte, als kleines Kind Karl II. in Dover landen gesehen, ihr Vater hatte für die königliche Familie Alles geopfert und war mit Undank belohnt worden; nichts destoweniger blieb sie ihrer Ueberzeugung getreu und hatte bisher jedes Jahr ihre Ersparnisse der verbannten Familie gesandt, und dabei ihren Namen verschwiegen, damit die Empfänger nicht an die unfreundliche Behandlung erinnert würden, die sie der Geberin hatten angedeihen lassen. Jetzt verkaufte sie ihre Diamanten, ihr Silbergeschirr und legten den Erlös dem Prinzen zu Füßen — der Kummer über sein Unglück hat sie nachher getödtet. Lord Mahon bemerkt hiezu mit Recht*): „Welche außerordentlichen Fortschritte haben wir im Vergleiche zu jenen unphilo- Schwierigkeiten. Carlisle. Manchester. Frau Skyring. Einst und Jetzt.

*) Mahon, III. 283—84.

sophischen Zeiten gemacht! Wie weit verständiger wissen wir Könige und Regierungen gleich anderen Artikeln blos nach ihrer Wohlfeilheit oder nach ihrem praktischen Nutzen zu schätzen! Welche Sicherheit erlangen wir, indem wir in dem jedesmaligen Herrscher auch den rechtmäßigen erblicken! Welche Verachtung muß ein alter Cavalier bei einem heutigen Doctrinär erwecken, z. B. bei einem jener weisen Abgeordneten, welche im Juli 1830 in Dachkammern und Kellern versteckt lagen, während das brave Volk sich schlug, und die, als Alles vorüber war, plötzlich emportauchten, jetzt nach dem Siege ebenso entschlossen, den Tyrannen abzusetzen, wie sie im Falle einer Niederlage bereit gewesen wären, die Rebellen hinrichten zu lassen! Wie edel sind die Männer, welche ihren Eid der Treue in den Wind hängen, damit er von jedem Luftzug des Glückes hin und her geweht werde, und die heute nie wissen, welche Grundsätze sie morgen verfechten werden!"

Derby. Am 4. December war Karl in Derby, noch 26 Meilen von der Hauptstadt entfernt. Die erwartete Verstärkung kam nicht, dagegen die Nachricht, daß ein Heer von 30,000 Mann unter dem Prinzen von Cumberland herannahe. Die schottischen Häuptlinge erklärten, daß sie nicht weiter gingen. Vergebens versuchte Karl, ihnen die Bedenken auszureden, vergebens rief er: „sollte ich zurückweichen, so läge ich lieber 20 Fuß tief unter der Erde;" vergebens bat Umkehr. und beschwor er sie als Freunde — sie waren unerbittlich. Mit tiefem Kummer gab Karl am 5. December die Einwilligung zum Rückzuge, aber auch Viele unter seiner Mannschaft murrten, als sie umkehren mußten: „wären wir geschlagen worden, so hätte der Kummer nicht größer sein können," schreibt ein Officier. Lord Mahon glaubt, daß, wenn Karl nach London ging, die Stuarts wenigstens wieder für einige Zeit den Thron bestiegen. So war die Stimmung in London; Georg II. schickte schon seine werthvollsten Sachen auf die Schiffe. Selbst Minister schwankten, ob sie sich nicht für den Prätendenten erklären sollten. — Die englischen Jakobiten regten sich doch endlich, unter den Officieren hegten viele jakobitische Gesinnungen, und im Ganzen waren die Hannoveraner nicht beliebt. Karl war entmuthigt, auf der Rückkehr siegte er zwar noch in einem Gefechte bei Clifton, am 19. war er wieder in Carlisle, am 20. December wieder auf schottischem Boden; am 26. in Glasgow. In 56 Tagen hatte die kleine Streitmacht 116 Meilen zurückgelegt. In Stirling hatte Karl am 9. Januar 1746 wieder 9000 Mann unter sich und schritt zur Belagerung Sieg bei Falkirk. des Schlosses. Bei Falkirk*) gewann er am 17. Jänner den letzten Sieg über den General Hawley; wieder flohen die Dragoner, wieder focht das Fußvolk tapfer, aber es mußte sich zurückziehen. Fortan sinkt Karls Stern: unter seinen höheren Officieren brach Eifersucht und Zwiespalt aus; viele gemeine Hochländer rissen aus, um ihre Beute in den Bergen in Sicherheit zu bringen. Am 30. Januar traf der Herzog von Cumberland, fast gleichen Alters mit Karl, ein tüchtiger Soldat, fest, redlich, aber auch grausam, in Edinburg ein

*) Mahon, III. 298—338.

und brach zur heranziehenden Armee auf. Von Stirling mußten die Insurgenten abziehen. Im eigentlichen Schottland wurde der Krieg anfangs matt geführt, einige Forts wurden zerstört, bei Culloden kam es endlich zur Entscheidung am 16. April 1746. Niederlage bei Culloden

Die Hochländer schlugen sich wie Löwen, das erste Treffen der Engländer wurde im ersten Anlaufe zersprengt. Cumberland hatte dieses befürchtet, und darum sein zweites Treffen tief aufgestellt; um die hochländischen Schilde unnütz zu machen, befahl er seinen Soldaten, nicht auf den gerade gegenüberstehenden Feind zu stoßen, sondern auf den, welchen sie zur rechten Hand hätten. Das Feuer des zweiten Treffens war so wohl unterhalten und vernichtend, daß die Hochländer reihenweise hinstürzten oder betäubt flohen. Karl vergoß heiße Thränen beim Anblicke des Unglückes, er wollte mit der Reserve in die Schlacht stürzen, Flucht. aber O'Sullivan ergriff sein Pferd am Zügel und riß ihn vom Schlachtfelde weg. Die Engländer verloren 310, die Schotten 1000 Mann. Die Sieger bewiesen eine schmähliche Grausamkeit, die Flüchtlinge wurden niedergehauen, die Grausamkeit der Sieger. Verwundeten kalten Blutes getödtet. In einem Pächterhause wurden 20 kampfunfähige Flüchtlinge verbrannt. Die Soldaten waren Richter, Geschworne und Henker, selbst Frauen und Kinder der Rebellen fanden nicht immer Gnade! Cumberland beging, um einmal mit den Jakobiten fertig zu werden, große Cumberland. Grausamkeiten. Gegen 80 Häuptlinge wurden wegen Hochverraths theils in England, theils in Schottland hingerichtet unter den qualvollen Martern, die das Gesetz über Hochverrath verhängte: sie wurden noch lebend vom Galgen herabgenommen, ihnen dann der Leib aufgeschnitten, die Eingeweide herausgerissen, das Herz ins Feuer geworfen, und der Leib endlich geviertheilt. Schaaren von gemeinen Hochländern wurden zur Sklavenarbeit auf die westindischen Inseln gebracht. Die gemeinen Leute mußten loosen, der zwanzigste Mann wurde gehangen, die übrigen deportirt. Die Häupter starben auf dem Schaffot, alle voll Muth. Als beim Gang zum Tode des Lord Balmerino die Beamten das übliche: „Gott erhalte unsern König Georg!" riefen, antwortete Balmerino: „Gott erhalte Balmerino. unsern König Jakob!" Als er sein Haupt auf den Pflock legte, sagte er: „hätte ich tausend Leben, so würde ich sie alle hier für dieselbe Sache hingeben." Karl war mild und versöhnlich gegen die Besiegten gewesen, — einen um so schwärzeren Flecken bilden diese Hinrichtungen im Leben Georgs II. Chesterfield empfahl, die Hochlande durch die Anlage von Dörfern und Schulen zu civilisiren. Um das Civilisiren war es dem Herzog von Cumberland nicht zu thun, wohl aber um die Vernichtung des Clanwesens, welches Schottland aus der alten Zeit allein noch unter den keltischen Stämmen gerettet hatte. Die Güter der verurtheilten Barone wurden an die Meistbietenden in Pacht gegeben. Ihren Vasallen oder Schützlingen blieb Nichts übrig, als unter das Militär zu gehen oder nach Amerika auszuwandern. Die Lords, die der Regierung treu geblieben waren, wurden verlockt, jedes Jahr eine Zeit in London zuzubringen, und wurden so in die Genüsse der Hauptstadt verstrickt. So wurde Schottland freilich besser bebaut, aber mit dem patriarchalischen hörte auch der heroische Geist auf, die alte Poesie des Clanlebens. Thierry bemerkt*): seit die Schotten ihren religiösen und politischen Ende des Clanwesens. Enthusiasmus verloren haben, verwandten sie die Gaben ihrer Einbildungskraft, die letzte Spur ihres keltischen Ursprungs, auf die Literatur. Schottland ist

---

*) Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands. B. IV. 188.

vielleicht das einzige Land in Europa, wo das Wissen wahrhaft volksthümlich ist, wo die Leute aus allen Classen der Gesellschaft gern lernen, um zu lernen, ohne ihren Stand verändern zu wollen. Die Zahl ausgezeichneter Schriftsteller in Schottland ist größer als in England in letzter Zeit, wenn man die Ziffer der Bevölkerung in's Auge faßt. Namentlich zeichnen sie sich in der historischen Composition, in der Anordnung der Geschichtswerke und im Talent zu erzählen aus.

Karl flüchtig. Aber wo ist denn Karl nach der Schlacht bei Culloden? Er ist Flüchtling, wie einst Karl II. nach der Schlacht bei Worcester, fünf Monate vom April bis September irrte er umher, wie ein wildes Thier verfolgt, von den Bergen zu den Inseln, und von den Inseln zu den Bergen. Jeder Tag hatte seine Abenteuer. Der Hunger peinigte ihn, Stürme brausten um sein Haupt, der Regen schoß auf seine ungeschützten Schultern nieder, seine Kraft war gebrochen, aber sein Muth blieb ungebeugt. Er pflegte zu sagen, die Mühen und Kümmernisse, denen er ausgesetzt sei, hätten Nichts zu bedeuten, aber wenn er an die vielen braven Männer denke, die um seinetwillen duldeten, dann werde das Herz schwer und sinke fast zu den Füßen nieder. Es ist ein Beweis für den Seelenadel des schottischen Volkes, daß mehr denn hundert Personen um seinen Aufenthalt wußten und doch keine die Belohnung von 30.000 Pfund für seinen Verrath verdienen wollte. Einmal suchten ihn 2000 Milizen auf einer kleinen Insel, wo er versteckt war, und er hätte sich ergeben müssen, wenn nicht Fräulein Flora Macdonald, die Tochter eines Hauptmanns der feindlichen Milizen, seine Rettung unternommen hätte; sie vergoß Thränen, als sie den Prinzen in einer kleinen Hütte beschäftigt sah, auf einem hölzernen Spieße das Herz eines Schafes zu rösten. Karl aber meinte, es wäre gut, wenn alle Könige sich einer solchen Prüfung unterwerfen müßten, wie er sie jetzt bestehe. Der Prinz entkam von der Insel in Frauenkleidern als Dienerin Flora's. Flora kam später 12 Monate in's Gefängniß wegen ihrer Hochherzigkeit, der Prinz von Wales verschaffte ihr endlich die Freiheit. Dann war Karl wieder eine Zeit auf dem Festlande unter Haidekraut versteckt in der Nähe einer Linie von Schildwachen; drei Wochen war er einmal in einer Höhle unter 7 Räubern, die ihn alle kannten, statt aber den Blutpreis zu verdienen, mit der größten Herzlichkeit bedienten. Am 20. September 1746 konnte sich Karl endlich an derselben Stelle, wo er vor 14 Monaten gelandet war, einschiffen; er kam mitten durch die englische Flotte, durch einen Nebel geschützt, glücklich nach Frankreich. Sein Andenken blieb im Hochlande, noch heute werden dort die Lieder gesungen, die seine Thaten erzählen und ihn zur Rückkehr einladen. In einem dieser Lieder sagt eine Mutter: „Einst hatte ich Söhne, jetzt bin ich allein, ich erzog sie mit Mühe und Sorgen; doch würden noch einmal Söhne mein, ich schickte zum Prinzen sie morgen."

(Margin: Flora Macdonald. — Karl gerettet.)

in Paris. Karl kehrte nach Paris zurück. Ludwig empfing ihn freundlich, das Volk, das ihn bewunderte und seine Leiden beklagte, begrüßte ihn mit Enthusiasmus. Der König bewilligte ihm einen Jahresgehalt von 40.000 Livres, und einigen seiner treuesten Anhänger Officiersstellen. Auf seinen Plan, eine neue Expedition auszurüsten, ging aber das Ministerium nicht ein. Als der Cardinal Tencin ihm einmal vorschlug, wenn er Irland abtrete, dann werde die Krone Frankreich Etwas für ihn thun, rief er entrüstet aus: „Nein, Herr Cardinal, Alles oder Nichts, keine Theilung!" Vergebens wandte sich Karl an den Hof von Madrid und Berlin um Hülfe, an beiden Orten wollte man es nicht mit England verderben.

Heinrich Stuart. Bald war die Sache der Stuarts hoffnungslos. Heinrich, der jüngere Bruder Karls, ging nach Rom, wurde Geistlicher und 1747 Cardinal. Karl brach mit dem Bruder von da an jeden Verkehr ab, und schrieb dem Vater nur

noch kurze Briefe. Frankreich hatte im Frieden von Aachen versprochen, die Stuarts auszuweisen, und mußte nun sein Wort halten*); man wollte ihm ein genügendes Einkommen, eine Leibwache geben, nur sollte er seinen Wohnsitz in Freiburg in der Schweiz aufschlagen. „Ich gehorche keinen Befehlen aus Hannover," — erklärte Karl trotzig, entschlossen, Paris nicht zu verlassen. Vergebens waren Bitten, Drohungen, selbst Befehle seines Vaters. Da wurde er endlich am 11. December 1748, als er in die Oper fahren wollte, ergriffen, an Händen und Füssen gebunden, zuerst in das Gefängniß von Vincennes gesteckt, und dann über die Grenze auf savoyisches Gebiet geschafft. Von da an beginnt sein einsames Wanderleben, über das wir aber nur spärliche Nachrichten haben. Er lebte einige Zeit in Avignon, in Venedig, er bereiste Deutschland, er war zweimal unerkannt in England, mehrere Male in Paris, zuletzt kehrte er nach Rom zurück und versöhnte sich mit seinem Bruder und lebte fortan in Rom oder Florenz. Aber nicht blos die Sache, auch der Held sank nach und nach, die vielen Enttäuschungen und Demüthigungen versetzten ihn oft fast in Wahnsinn. Um sich zu erheitern, wandte Karl sich dem Trunke zu. Dann knüpfte er ein Verhältniß mit einem Fräulein Walkinshaw, von der seine Anhänger glaubten, sie stehe im Solde des englischen Ministeriums und ihre Geheimnisse würden verrathen. Man erklärte ihm entschieden, daß er sich von ihr trennen müsse, sonst würden ihn seine Anhänger aufgeben. Karl hielt es unter seiner Würde, sich Etwas abzwingen zu lassen. Da erklärte Mac-Namara traurig: „Was muß Ihre Familie verbrochen haben, daß nach so vielen Jahren noch der Fluch des Himmels auf jedem Zweige derselben ruht?" Und nun verließen ihn viele seiner getreuesten Anhänger, und schlossen sich aufrichtig der Familie Hannover an. 1772 vermählte sich Karl mit der Prinzessin Louise von Stolberg. Er nannte sich Albany. Die Ehe war unglücklich, der Graf war roh, die Gräfin zwar schön und geistreich, aber treulos, 1780 ging sie mit Alfieri davon. Der berühmte Dichter hat ihren Namen und ihr Unglück in seinen Werken verewigt, sie, ohne welche er nie Etwas Gutes geschaffen hätte**). Karl hielt es noch bis zu seinem Tode für möglich, nach England berufen zu werden, und hatte unter seinem Bette stets eine Kiste mit 12.000 Zechinen versteckt, um die Kosten einer Reise nach England zu tragen. Ein Schlaganfall machte 1788 am 31. Januar, dem Jahrestag der Hinrichtung Karls I., seinem Leben ein Ende. Sein Bruder, der Cardinal, führte nun als Prätendent der Krone von England den Titel Heinrich IX., König von England; seine letzten Familienjuwelen opferte er dem Papste, als dieser durch die französische Revolution in Noth kam; hingegen bot ihm, als er arm und flüchtig in Venedig lebte, Georg III. edelmüthig und zart Unterstützung an; er starb 1807. So endete das Haus Stuart. Ein prachtvolles Grabmal von Canova's Meißel birgt in der Peterskirche zu Rom die Asche Jakobs III., Karls III. und Heinrichs IX. — Das Schweigen des Grabes vereint sich hier mit der Stille der Andacht und der Größe der Erinnerungen.

Karl verbannt aus Frankreich. — Umherwandern. — Sinken. — Heinrich IX.

---

*) Mahon, III. 367—73.

**) Senza laquella non avrei fatto nullo di buono. Beide ruhen in Santa Croce in Florenz zwischen den Gräbern Michel Angelos und Macchiavellis.

Die Häuser Stuart und Hannover in England. Vgl. B. IV. S. 458.

- **Jakob I.**, † 1625, Sohn der Maria Stuart und Heinrich Darnleys, des Sohnes der Margaretha Lennox, der Schwester König Jakobs V. von Schottland, König von England und Schottland.
  - **Elisabeth**, † 1662, Gemahl Friedrich v. d. Pfalz, König von Böhmen, † 1632.
    - **Sophia**, Erbin von Britannien, † 1714, Gemahl Ernst August von Hannover, † 1698.
      - **Georg I.**, † 1727, König von Großbritannien.
        - **Georg II.**, † 1760.
          - **Friedrich Ludwig**, Prinz v. Wales, † 1757.
            - **Georg III.**, † 1820.
              - **Georg IV.**, † 1830. Gem. Karoline v. Braunschweig.
                - **Charlotte Auguste**, † 1817, Gem. Prinz Leopold v. Coburg.
              - **Friedrich** Herzog v. York.
              - **Wilhelm IV.** (Herzog v. Clarence) König, † 1837.
              - **Eduard** Herzog v. Kent, † 1820.
                - **Victoria**, Gem. Prinz Albrecht v. Koburg.
                  - **Albert Eduard**, Prinz v. Wales.
              - **Ernst August** Herzog v. Cumberland, 1837 König v. Hannover, † 1851.
                - **Georg V.** König v. Hannover.
                  - **Ernst August**, Erbprinz.
              - **August Friedrich** Herzog v. Sussex.
              - **Adolph Friedrich** Herzog v. Cambridge † 1850.
                - **Georg.**
      - **Sophia Charlotte**, † 1705, Gemahl Friedrich I. von Preußen.
        - **Sophia Dorothea**, † 1757, Gemahl Friedrich Wilhelm I. von Preußen.
  - **Karl I.** † 1649.
    - **Karl II.** † 1685.
    - **Jakob II.**, † 1701, entsetzt 1688.
      - **Maria**, † 1694, Gem. Wilhelm III. v. Oranien, † 1702.
      - **Anna**, Königin, † 1714, Gem. Georg, Prinz v. Dänemark.
      - **Jakob Eduard Franz**, † 1766, der Prätendent (Jakob III.)
        - **Karl Eduard Ludwig** Graf v. Albany, † 1788.
        - **Heinrich Benedict**, Cardinal v. York, † 1807.

Ende des zweiten schlesischen Krieges. Der Friede zu Dresden.

Erst spät begann der Feldzug in Schlesien*), da beide Theile Zeit brauchten, um sich zu den entscheidenden Schlägen, welche sie führen wollten, zu rüsten. Karl von Lothringen wollte mit 85,000 Mann in Schlesien eindringen und 30,000 Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels sollten ihn unterstützen. Friedrich hatte 100,000 Mann zu Fuß und 45,000 Reiter beisammen und mochte diese Kraft nicht zersplittern, weil sein ganzes Schicksal auf dem Spiele stand. Prinz Karl, der diesmal Traun nicht als Rathgeber an der Seite hatte, wollte von Trautenau her in Schlesien einbrechen, Esterhazy und Karolyi sollten in Oberschlesien einfallen, dadurch und durch Täuschung über den Weg hoffte man Friedrich in die Lage zu bringen, daß er seine Macht zersplittere. Friedrich aber hielt, trotzdem die ungarischen Reiter Oberschlesien durchschwärmten, auf dem rechten Ufer der Oder bis Namslau, auf dem linken bis Breslau streiften, und die Panduren in der Nacht vom 17. Mai Kosel erstiegen, seine Truppen beisammen. Als der französische Gesandte Valori ihn staunend fragte, warum er alle Pässe offen lasse, entgegnete der König: „Mein Freund, wenn man die Maus fangen will, macht man die Falle nicht zu**).“ — Mit seinem Scharfsinn errieth er zum Theil den Plan seines Gegners, und was sein Luchsauge nicht erfaßte, erfuhr er durch einen Doppelspion, Schönfeld. Friedrich wußte genau, wann Karl aus Böhmen aufbrach, und die Oestreicher zogen so langsam heran, daß er Zeit genug hatte, sie in voller Kampfbereitschaft zu empfangen, sobald sie vom Gebirg herabkamen. Als er sie endlich von der Höhe von Oberhohenfriedberg herabsteigen sah, rief er freudig aus: „Jetzt sind sie da, wo wir sie haben wollen.“

Karl und Friedrich.

Kriegsplan.

Die Armee ahnte nicht, daß der Würgengel so nahe sei. In der Nacht vom 3. Juni ließ Friedrich sein Heer in aller Stille gegen Friedau vorrücken***), das Rauchen war den Soldaten verboten. Erst um 2 Uhr in der Frühe des 4. theilte er seinen Generalen den Plan der Schlacht mit. Der Hauptangriff galt dem linken Flügel, wo die Sachsen standen; er sollte mit Ungestüm geschehen, das Fußvolk erst ganz nahe feuern und wo möglich gleich mit dem Bajonnet angreifen, die Reiterei ihre Hiebe nach dem Gesicht führen und keinen Gefangenen machen. Beim ersten Grauen der Dämmerung waren die Sachsen durch Uebermacht von allen Seiten angegriffen. Ein wilder Kampf begann, die Berge schienen vom Donner der Kanonen zu zittern. Nach muthigem Widerstand wurde die Reiterei der Sachsen von der preußischen geworfen und auch ihr Fußvolk wußte sich nicht zu behaupten — sie waren unvortheilhaft aufgestellt und um 7 Uhr schon aus dem Feld geschlagen. Der Kanonendonner weckte Karl in Hausdorf aus dem Schlaf, er eilte, Alles in Bewegung zu setzen. Zuerst bekam er die

Hohenfriedberg.

*) Arneth, III. 65—79. Ranke, III. 248—65.
**) Valori, I. 222—28.
***) Histoire de mon temps. Chap. 13.

Nachricht, die Sachsen nehmen Striegau, bald darauf, sie seien bei Striegau gänzlich geschlagen. Bis die Oesterreicher vollkommen in Schlachtordnung standen, war der günstige Augenblick, eine Lücke zu benützen, die sich in Friedrichs Aufstellung gebildet, vorüber. Die Oesterreicher wurden, da ihr linker Flügel, die Sachsen, geschlagen war, in Rücken und Front zugleich gefaßt. Angriff und Vertheidigung waren gleich heldenmüthig. — Karl war überall, wo die Gefahr am höchsten war. Fünfmal griff die preußische Reiterei die östreichische an, ein einziges Regiment hatte 200 Todte und 500 Verwundete. Beim sechsten Anfall wurde die östreichische Reiterei geworfen. Das Fußvolk hielt den Andrang der Preußen aus, zuletzt aber wurden 20 Bataillone gesprengt. Da befahl nun Karl den Rückzug, er ging in Ordnung vor sich. Oesterreicher und Sachsen hatten 15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und 67 Fahnen verloren. Die Preußen hatten 5000 Todte und Verwundete. „Durch List, sagte Friedrich, ward diese Schlacht vorbereitet, mit Tapferkeit ward sie ausgeführt.“ Den französischen Gesandten Valori, der am Kampf theilgenommen, umarmte Friedrich nach dem Sieg mit den Worten: „Mein Freund, Gott hat mir diesen Tag wunderbar beigestanden.“ Valori meint: „Dieser Fürst ist eine wunderliche Mischung von guten und schlimmen Eigenschaften, und ich weiß niemals, welche überwiegen.“ „Herr Bruder, schrieb Friedrich an Ludwig XV., ich habe zu Friedberg den Wechsel eingelöst, den Sie zu Fontenoy auf mich gezogen haben.“

Krieg in Böhmen.

Der Krieg wälzte sich nun nach **Böhmen***): Karl nahm bei **Königgrätz** eine unangreifbare Stellung und Friedrich stellte sich gleich vortheilhaft bei Chlum auf. Drei Monate hindurch fielen nur kleine Gefechte vor. Jede Partei suchte die andere am Fouragiren zu verhindern. Brod und Wasser ward oft mit Blut erkauft. Friedrich suchte die böhmische Grenze so auszuhungern, daß sein Gegner dort nicht mehr überwintern könne. Beide Theile schwächten sich durch Absendungen von Truppen, Friedrich, um Oberschlesien von den Ungarn zu säubern, Karl, um ein französisches Heer unter Conti von Frankfurt abzuhalten und die Kaiserwahl zu decken.

Verhandlungen.

Dieser gingen viele Unterhandlungen voraus. Auf der einen Seite versuchte Preußen noch einmal, aber vergebens, Baiern und Sachsen auf seine Seite zu ziehen, und auf der andern Seite wollte Georg II., durch den Jakobitenaufstand um seinen Thron besorgt und eine Landung der Franzosen in England fürchtend, die östreichischen Streitkräfte im Kampf gegen Frankreich verwendet sehen. Dies war aber nur möglich, wenn Maria Theresia Frieden schloß mit Friedrich II. Am 26. August 1745 wurde deßhalb zwischen dem König von England und Preußen der V e r t r a g v o n H a n n o v e r**) geschlossen. Friedrich sollte Schlesien gemäß des Breslauer Friedens unter Garantie aller europäischen Mächte behalten, dafür aber dem Gemahl Maria Theresias bei der Kaiserwahl seine Stimme geben. England versprach, die Generalstaaten zur Beipflichtung, den Wiener Hof zur Einstimmung und Sachsen zu einem besondern Abtretungsakte Schlesiens an Preußen zu vermögen. Robinson, der

---

*) Histoire de mon temps. Chap. 13.
**) R a n k e, III. 279.

englische Gesandte in Wien, versuchte jedoch vergebens seine Beredtsamkeit bei Maria Theresia*).

Da man Frankreich nicht von Preußen loslösen könne, meinte Robinson, so müsse man Preußen von Frankreich loslösen; England verlange für die vielen Hilfsgelder diesen Gegendienst. Auf allen vier Kriegsschauplätzen könne Oestreich nicht die Uebermacht behaupten. Ohne Frieden mit dem gefährlichsten Gegner könne ihr Gemahl die Kaiserkrone nicht erlangen. — Ruhig und fest war die Antwort der Königin, sie müsse Schlesien wieder haben, ohne Schlesien sei das Kaiserthum eine leere Würde. Prinz Karl sei auch allein im Stand, noch einmal mit dem König zu kämpfen, bis dahin solle man ihr nicht vom Frieden reden, man solle ihr Zeit geben bis zum Oktober. Müßte sie auch morgen mit Friedrich abschließen, so würde sie noch diesen Abend eine Schlacht liefern. Ihr Gemahl sei nicht so begierig nach einer leeren Würde, wie die Kaiserkrone, und noch weniger darnach, sich derselben unter der Vormundschaft des Königs von Preußen zu erfreuen. Als Robinson bemerkte, auch in Italien gingen die Dinge schlecht, entgegnete Maria Theresia, sie könne Italien nöthigenfalls an Frankreich geben und Frieden damit erlangen und lieber lasse sie Italien fahren als Schlesien**). So wies denn die Königin standhaft den Antrag Englands zurück. Ihre eigentliche Herzensmeinung drückte sie bald darauf in vertraulichem Gespräch dem venetianischen Gesandten aus***): sie habe sich über den Verlust von Schlesien schon beruhigt gehabt und niemals daran gedacht den Breslauer Frieden zu brechen. Der offene Treubruch des Königs von Preußen aber, welcher sie ohne jede Ursache in dem Augenblick angegriffen habe, in welchem sie hoffen konnte, daß ihr am Rhein befindliches Heer ihr eine Schadloshaltung für den Verlust Schlesiens erkämpfen werde, habe sie mit der Ueberzeugung erfüllt, daß, so lange dieser Fürst so mächtig bleibe, sie in steter Beängstigung schweben müsse und sich niemals des ruhigen Besitzes ihrer Staaten erfreuen könne. Es sei daher nicht Eigensinn von ihr, sondern ein Gebot der Nothwendigkeit, wenn sie in dem gegenwärtigen Augenblick die Hand zum Frieden nicht biete; sie erkenne es als ihre Pflicht, in diesem Puncte unbeugsam zu bleiben, denn sie sei überzeugt, der König von Preußen denke nur an den Frieden, um sie einzuschläfern und sie neuerdings zu überfallen, wenn sich eine günstige Gelegenheit darbiete.

(Randnoten: Robinson — Maria Theresia.)

In dieser Ueberzeugung schloß sie mit Sachsen den Bund ab, der unauflöslich sein sollte, kein Theil solle ohne Zustimmung des anderen mit dem gemeinschaftlichen Feinde sich versöhnen, auch während des Winters wolle man den Krieg fortführen. In diesem Sinn gab sie Befehl zur Fortsetzung des Kampfes in Böhmen und am Rhein†).

(Randnote: Bund mit Sachsen.)

Es galt zunächst die Kaiserwahl zu sichern. Ein französisches Heer unter dem Prinzen Conti, 50,000 Mann stark, hatte den Rhein überschritten, und Stellung zwischen Darmstadt, Aschaffenburg und Gießen genommen. Ludwig XV.

(Randnote: Feldzug am Rhein.)

*) Arneth, III. 87—90.
**) Arneth, III. 86—90.
***) Arneth, III. 94—96.
†) Das französische Original des Vertrags mit Sachsen vom 25. August 1873 bei Arneth III. 422—24.

und der Prinz von Conti hatten Friedrich II. öfter in ihren Briefen die Versicherung gegeben, daß sie sich selbst mit Gefahr einer Schlacht der Erwählung des Großherzogs widersetzen würden*). Es galt also diese Franzosen zu verjagen und den Reichsboden frei zu machen, und diesen Ruhm sollte der künftige Kaiser, Franz Stephan, sich erwerben. Traun führte die Oestreicher, die noch in Baiern standen, zu diesem Zweck gegen den Main; Aremberg kam mit einer Heeresabtheilung aus Belgien rheinaufwärts und in Orb fand glücklich die Vereinigung beider statt. In Langenselbold übernahm Franz Stephan 5. Juli den Oberbefehl — und nun ging es gegen die Franzosen, die aber keine Schlacht wagend sich zurückzogen, allerdings unter steten Verlusten. — Am 15. Juli ging Bernklau bei Biberich über den Rhein, am 19. zogen sich die Franzosen über den Rhein zurück und suchten schließlich Deckung hinter der Queich, nachdem sie noch ihr ganzes Feldgepäck verloren**).

Franz von Lothringen.

Der Reichsboden war frei und darum auch die Kaiserwahl, die auf den 2. Juni ausgeschrieben war. Der brandenburgische und pfälzische Gesandte legten feierliche Verwahrung dagegen ein***) — vergebens; am 13. September wurde mit 7 Stimmen „der durchlauchtigste Herr Franciscus Stephanus, Herzog von Lothringen und Bar, Großherzog von Toskana und König von Jerusalem" zum Kaiser gewählt. Er nannte sich Franz I. Die Wahl wurde vom Volk mit Jubel aufgenommen.

Kaiser Franz I.

Friedrich bemerkt: „Nun kam es auf die Frage an: ob es für den König vortheilhafter sei, den neuen Kaiser unbedingt und ohne Einwendung anzuerkennen, oder geradezu mit demselben zu brechen, indem man erklärt hätte, daß man weder die Wahl, noch den Erwählten anerkennen könne. Dieser Fürst traf zwischen beiden Maßregeln die genaue Mittelstraße: er beobachtete ein tiefes Stillschweigen, weil er von der einen Seite Frankreich nicht in Thätigkeit zu setzen vermochte, um das zu Frankfurt vollzogene Wahlgeschäft umzustoßen; und weil von der andern Seite, wenn er den Kaiser ohne Noth anerkannt hätte, er sich des Verdienstes einer Gefälligkeit würde begeben haben, welches er beim dereinstigen Friedensschluß konnte geltend machen†)." Am 4. Oktober fand die Krönung statt. Maria Theresia wohnte derselben bei. Ihre Reise über Regensburg, Nürnberg, Aschaffenburg war ein wahrer Triumphzug. Alle Herzen flogen der schönen, hochgesinnten und muthigen Frau entgegen. Als der Krönungszug vom Dom sich in den Römer zurückbewegte, sah sie denselben vom Balkon eines nahen Hauses zu und gab mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser Franz!" das Zeichen zur jubelnden Begrüßung. Sie selbst ließ sich, so sehr man es auch verlangte, nicht zur Kaiserin krönen. Zu Uhlefeld soll sie gesagt haben: die Krönung einer Kaiserin von Deutschland sei nur eine Komödie, welche sie zu spielen keine Lust habe††). Auf die Gegenvorstellung ihres Gemahls schrieb sie: „Lieber gar nicht kommen, obwohl mir dies leid thun würde, als in meinem jetzigen Zustande mich krönen lassen†††)." — Deßungeachtet heißt sie vom Krönungstag an die Kaiserin-

Maria Theresia in Frankfurt.

Kaiserin-Königin.

*) Histoire de mon temps. Chap. 13.
**) Arneth III. 96—102.
***) Ueber die Vorverhandlungen vgl. Arneth III. 99—101.
†) Histoire de mon temps. Chap. XIII.
††) Arneth, III. 106—7.
†††) Histoire de mon temps. Chap. XIII.

Königin, weil ihr Gemahl, von ihrem umfassenderen Geist fortgerissen, in den Bahnen ihrer Politik sich bewegte. Friedrich II. knüpft an ihren Aufenthalt in Frankfurt feindselige Bemerkungen: „Sie überließ dem Kaiser den öffentlichen äußeren Prunk und behielt die Macht für sich; auch sah sie es nicht ungern, wenn man es bemerkte, daß der Großherzog eigentlich nur das Schattenbild dieser Würde, sie aber die Seele derselben sei." — Der Grund wird uns klar, wenn wir hören, daß seine Friedensvorschläge in Frankfurt alle verworfen wurden. „Sie gab öffentlich in ihren Reden zu verstehen, daß sie lieber ihren Rock vom Leib als Schlesien missen wolle. Der König von Preußen besitze zwar einige ausgezeichnete Eigenschaften, die er aber durch Unbeständigkeit und Ungerechtigkeit beflecke*)."

Als die schönste Feier der Krönung wäre ihr ein Sieg über den Feind erschienen, darum schrieb sie an ihren Schwager, er solle einen Schlag versuchen. So mußte denn Prinz Karl, der dem Feind lieber durch den kleinen, neckenden und ermüdenden Krieg geschadet hätte, zu einem Schlag in großem Maaßstab sich erheben: er wollte zunächst Friedrichs Verbindung mit Glatz bedrohen und ihn so zum Rückzug nach Schlesien zwingen. Friedrich brach auf, in Sorge, daß die Oesterreicher vor ihm Trautenau gewännen. Die Oesterreicher zogen ihm nach. In der Ecke zwischen Elbe und Aupa fanden die Bewegungen statt. Karl beabsichtigte eine Ueberraschung, Friedrich stand in ungedeckter Stellung in der Nähe von Soor. Karls Plan war schön, wurde aber schlecht ausgeführt. Friedrichs Geist war so findig, daß er schnell in jeder Verlegenheit ein Hilfsmittel traf.

Am 29. September früh 3 Uhr war der östreichische Vortrab bei Soor**): *Schlacht bei Soor.* er war in aller Stille herangezogen, das Gepäck zurücklassend; es war verboten, Tabak zu rauchen, Feuer zu schlagen. Mehr Hoffnung auf eine rasche Vernichtung des Feindes durften sich die Oestreicher niemals machen. Der König war in seinem Lager umschlossen, wenn sie ihn sogleich angriffen. Unbegreiflicher Weise warteten sie, bis er angriff, wozu Friedrich, sobald ihm die Nähe des Feindes gemeldet, sogleich entschlossen war, obschon er den 35,000 Oestreichern nur 22,000 Preußen entgegensetzen konnte. „Aber, sagt er***), es war weit gefährlicher, in Gegenwart einer so nahestehenden Armee sich durch Engpässe zurückzuziehen, als die Oestreicher anzugreifen. Der Prinz von Lothringen hatte ganz sicher auf den Rückzug der Preußen gehofft und nur darnach seine Maßregeln ergriffen. Er wollte alsdann mit dem Nachtrab ein Treffen beginnen, und ohne Zweifel wäre ihm dieses gelungen, aber der König entschloß sich ohne Bedenken zum Angriff, und es war weit ehrenvoller gänzlich zu Grund gerichtet zu werden, indem man sein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzug umzukommen, was sicherlich in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre†)." — Friedrich ließ sogleich sein Heer eine Viertelschwenkung rechts machen, um der Front der Oestreicher eine parallellaufende Front entgegenzustellen. Diese Maßregel war eine glänzende Probe seines Feldherrngeistes, und daß sie in einer halben Stunde

*) Histoire de mon temps. Chap. 13.
**) Rothkirch in der Oestr. milit. Zeitschrift 1825. IV.
***) Histoire de mon temps. Chap. 13.
†) Histoire de mon temps. Chap. 13.

gelang — unter beständigem Kugelregen, ein merkwürdiger Beweis der Zucht und der Tapferkeit seiner Truppen. Während das östreichische Feuer ganze Reihen niederriß, stiegen preußische Grenadierbataillone unerschrocken eine Anhöhe hinauf, von der 28 Geschütze sie bestrichen. In 4 Stunden war die Schlacht entschieden. Die Oestreicher hatten einen Verlust von 7000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die Preußen geben ihren Verlust auf 4000 Todte und Verwundete an — ein Zeichen, wie verzweifelt der Kampf war. Friedrich gesteht selber ein, daß er grobe Fehler gemacht habe, namentlich in der Wahl des schlechten Standorts, daß aber die Tapferkeit der Truppen die Fehler des Anführers verbessert und die Feinde für ihr Vergehen bestraft habe. — „Man kann den Sieg dieser Schlacht nur dem engen Terrain zuschreiben, auf welchem der Prinz von Lothringen den König angriff, es benahm dem Feinde den Vortheil, welchen ihm die Ueberlegenheit an Zahl gab. Die Preußen konnten ihm eine eben so große Fronte entgegenstellen. Die Menge der Soldaten war dem Prinzen von Lothringen unnütz, weil seine drei Treffen fast ohne Zwischenraum, das eine auf das andere gedrängt, standen, und nicht mit freier Leichtigkeit fechten konnten, und weil, wenn einmal Verwirrung entstand, es eben dieser Menge wegen unmöglich war dem Uebel zu steuern."

Friedrich blieb 5 Tage auf dem Schlachtfeld, um zu zeigen, daß er Sieger sei, dann zog er sich nach Schlesien zurück. In Böhmen konnte er sich nicht halten, denn die Hilfsquellen des Landes waren vollkommen ausgesogen. Winterfeldzug. Ueber Schlesien ließ er den Oberbefehl dem Prinzen Leopold von Dessau. Er selber ging nach Berlin, weil er den Feldzug dieses Jahres für beendet hielt. Dem war aber nicht so. Sachsen machte in Wien den Vorschlag zu einem Winterfeldzug und zwar sollte diesmal der Hauptangriff auf die altpreußischen Lande erfolgen, und durch einen Theil derselben Sachsen vergrößert werden. Friedrich hatte in einem seiner Manifeste von der schändlichen Treulosigkeit gesprochen, mit der seine Minister das Vertrauen König Augusts III. mißbrauchten, und sich dadurch Brühl zum unversöhnlichen Feinde gemacht. Brühls Der Plan Plan war: 10,000 Mann sollten vom Heere Trauns am Rhein unter General Grünne an die Elbe rücken, sich mit den Sachsen vereinigen und den alten Dessauer, welcher in einem Lager bei Dieskau stand, auf Magdeburg zurückwerfen, dann 6000 Mann zur Beobachtung dieser Festung zurücklassen und sofort gegen Berlin vorrücken. Zu gleicher Zeit sollte Prinz Karl vom Norden Böhmens durch die Lausitz gegen Crossen ziehen und so den König Friedrich im Rücken fassen. Der Plan war nicht übel, nur gehörte Beharrlichkeit, Verschwiegenheit und Schnelligkeit dazu, einem luchsäugigen, stets zum Sprung bereiten Feinde gegenüber. Gerade daran fehlte es aber.

Grünne war schon im Anmarsch nach dem Norden, Karl war aus seinen abgeändert. Quartieren aufgebrochen, als der Plan auf einmal abgeändert wurde. Kaiserin Elisabeth von Rußland sah mißliebig das Ueberhandnehmen der Macht Preußens, Rußland. sie versprach Sachsen Hilfe. 14,000 Mann wurden sogleich mobil gemacht, ferner wollte sie 50,000 bis 60,000 Mann während des Winters auf die Beine bringen. Außerdem gedachte sie 20,000 Kosaken in's Feld zu stellen. Nur verlangte die Kaiserin, Sachsen solle, um Rußland die beabsichtigte Hilfeleistung

gegen Preußen nicht zu erschweren, nicht den Anfang machen mit dem Angriff auf die altpreußischen Lande, sondern sich vorderhand darauf beschränken, den Oestreichern bei der Wiedereroberung Schlesiens beizustehen. Jetzt wurde der Plan dahin abgeändert, einstweilen nur ein Beobachtungsheer bei Leipzig stehen zu lassen, Rutowski aber solle mit der sächsischen Hauptmacht in die Lausitz gehen, sich mit dem Prinzen Karl vereinigen und durch einen gemeinschaftlichen Zug längs der Grenze zwischen Schlesien und Brandenburg den König von seinen Stammlanden abschneiden — in Schlesien fanden ohnedies mit den Insurrectionstruppen aus Ungarn stete Kämpfe statt. Grünne sollte gegen Guben und von da in die Mark Brandenburg einrücken.

Aus den Bewegungen der Feinde ahnte Friedrich sogleich, daß Etwas im Wege sei. Volle Gewißheit vom Plan erhielt er durch die Geschwätzigkeit Brühls. Der König erzählt selber*): „Seit der Vermählung des zum Thronfolger in Schweden ernannten Prinzen mit der Prinzessin Ulrika, des Königs Schwester, waren die Schweden zum Theil für Preußens Vortheil wohlgesinnt. Herr von Rudenskiöld und Herr Wolfenstierna, schwedische Gesandte, der erste am Berliner, der andere am Dresdener Hof, waren besonders dem König persönlich zugethan. Wolfenstierna stand gut im Hause des Grafen Brühl, er gehörte mit zur Spielpartie des Ministers. Brühl war nicht so vorsichtig in seiner Gegenwart, als ein Premierminister, dem alle Geheimnisse seines Herrn anvertraut sind, es überhaupt gegen Jedermann sein sollte. Wolfenstierna entdeckte ohne Mühe, daß der Wiener und der Dresdener Hof den Plan entworfen hätten, die Armee des Prinzen von Lothringen durch Sachsen gehen zu lassen, wo die sächsischen Truppen sich mit ihm vereinigen sollten, und er dann noch während des Winters gerade auf Berlin losrücken könnte. Er theilte seine Entdeckung Rudenskiöld mit — und dieser gab dem Könige den 8. November davon Nachricht, gerade an dem Tage, als man in den Kirchen die Siegeszeichen der Schlachten bei Friedberg und Soor aufhängte**)." Friedrich II. hatte das Gefühl, er stehe von neuem an einem Abgrund: „Welch ein Leben muß ich führen, das heißt nicht leben, das heißt täglich tausendmal sterben***)." Der alte Dessauer wollte an den Plan der Feinde nicht glauben: es sei unnatürlich, daß Brühl, ein geborner Sachse, freiwillig und aus eigener Herzenslust vier Heere in die Staaten seines Herren hineinziehen und dieselben einem unvermeidlichen Untergang aussetzen werde. Auch Podewils meinte, Brühl sei eines so kühnen Planes gar nicht fähig, mußte aber sogleich Berichte an die auswärtigen Höfe senden, die von den geheimen Plänen Sachsens und von dem Entschluß des Königs, ihnen zuvorzukommen, Nachricht ertheilten. Als der russische Gesandte vor einem Angriff auf Sachsen warnte, weil ein solcher Schritt die Kaiserin, kraft ihres Bündnisses, nöthigen würde, August III. zu Hilfe zu kommen, erklärte Friedrich II.: wenn Jemand gegen seine Staaten verderbliche Pläne ausbrüte, so solle ihn keine Macht in Europa hindern, sich zu vertheidigen und seine Feinde zu Schanden zu machen. — Der alte Dessauer erhielt Befehl, auf die erste feindliche Bewegung der Sachsen über sie herzufallen und sie zu zerschmettern. Berlin ward gegen einen Handstreich Grünnes gesichert. General Haake erhielt Befehl, mit 5000 Mann Grünne entgegenzugehen und ihm eine Schlacht zu liefern, ehe er Berlin näher komme.

Der Plan entdeckt.

Der König selber beschloß Sachsen von Osten her anzugreifen. Die Armee in Schlesien sollte wider die Oesterreicher unter Karl von Lothringen fechten, sie

*) Arneth, III. 136—145.
**) Histoire de mon temps. Chap. XIII., dagegen Arneth, III. 440.
***) Ranke III. 321.

in der Lausitz überfallen und nach Böhmen zurücktreiben*). Der König eilte nach Schlesien und die Ereignisse nahmen einen schnellen Verlauf. Ohne Ahnung, daß ihnen die Preußen so nahe seien — diese ließen nämlich Jedermann aus der Lausitz heraus, aber Niemanden hinein, so daß die Oesterreicher keine Kundschaft

Hennersdorf. bekamen — ließen sich die Sachsen bei Katholisch-Hennersdorf am 23. November 1745 von den Preußen überraschen. In wenig Stunden waren drei Reiterregimenter niedergemacht, gefangen genommen oder zersprengt. Es war die Vorhut Karls; ihm blieb nun Nichts übrig, als sich schleunig unter Schwierigkeiten aller Art, übers Gebirg durch Eis und Schnee nach Gabel in Böhmen zurückzuziehen und von da über Pirna zur Rettung Dresdens wieder nach Sachsen zurückzukehren**).

Sachsen. Die Verwirrung in Dresden war unsäglich. Deßungeachtet zögerte der Hof, einen Antrag des Siegers auf Beitritt zur Convention von Hannover anzunehmen. Friedrich II. ließ durch den englischen Gesandten Villiers erklären, er sei bereit seine Truppen aus Sachsen zurückzuziehen, wenn August die

Friedrichs Angebot. Oesterreicher aus seinem Land ungesäumt entferne, wenn er verspreche, denselben nie wieder den Durchzug zu gestatten, und wenn er der Uebereinkunft von Hannover beitrete.

Woher diese Mäßigung in Preußens Forderungen? Friedrich gibt selber die Gründe an***): „Man mußte bedenken, daß, so glücklich auch der Krieg in Sachsen geführt ward, er doch immer eine Feuersbrunst im Hause des Nachbars

Gründe. war, die sich auch auf das unsere erstrecken konnte. Und überdem mußte man diesen Krieg so bald als möglich zu enden suchen, um Rußland zu hindern sich darein zu mischen. Von Frankreich konnte der König keine Hilfe hoffen, und wenn man nicht während des Winters diesen Unruhen ein Ende machte, so stand zu erwarten, daß die Königin von Ungarn ihre Armee vom Rhein, wo sie ihr Nichts nützte, zurückrufen würde, um sie mit der Armee in Böhmen zu vereinigen: und hiedurch hätte sie ein großes Uebergewicht bekommen. Endlich war der Vorwand des Krieges, da Karl VII. nicht mehr lebte, erloschen. Hiezu kömmt noch, daß dies Jahr eine schlechte Ernte lieferte, und das Korn so selten als theuer war, und die Finanzen gänzlich erschöpft waren. — Der Friede war also das einzige Mittel gegen dieses Uebel. Hätte der König die Abtretungen einiger Besitzungen erpreßt, so wäre er der Urheber einer innigeren Vereinigung Sachsens mit Oesterreich geworden; während er nach allen Regeln der Klugheit Zwiespalt zwischen beiden säen mußte. Ferner war Europa schon eifersüchtig genug über den Zuwachs, den Friedrich durch Schlesien erhalten hatte. Diese Eindrücke mußten also eher vertilgt, als erneuert werden."

Sachsens Antwort. Der König von Sachsen erklärte sich bereit, die österreichischen Truppen aus Sachsen zu entfernen, wenn die Preußen sein Land gleichfalls räumen würden; er wolle den Oestreichern nie mehr den Durchgang gestatten und dem Vertrag von Hannover beitreten, nur müsse er sich vorher mit dem Hof von Wien verständigen. August und Brühl reisten sogleich nach Prag ab, die beiden

*) Histoire de mon temps. Chap. XIII.
**) Arneth III. 146.
***) Histoire de mon temps. Chap. XIV.

ältesten Prinzen nach Nürnberg. Der Herzog von Weißenfels sollte indeß die Regierung leiten, und wurde sowohl zur Fortsetzung des Krieges, als zu weiteren Unterhandlungen ermächtigt*). Nach Art schwacher Geister konnten offenbar August und Brühl nicht schnell sich entschließen und suchten Zeit zu gewinnen. — Friedrich II. aber hörte aus der Antwort nur das Nein und war überzeugt, daß nur ein zweiter Sieg den Frieden erzwingen könnte. Während er selbst durch die Lausitz sich gegen Dresden in Bewegung setzte, um dem aus Böhmen heranziehenden Karl von Lothringen die Stirne zu bieten, sandte er an den alten Dessauer den Befehl, schleunigst sich Meißens zu bemächtigen, und auf dem linken Ufer der Elbe, gegen Dresden, vorzudringen und die Sachsen zu schlagen, wo er sie treffe.

Er sandte den General Lehwald zur Verstärkung nach Meißen entgegen. Dieser traf am 9. December vor Meißen ein, fand aber den Dessauer nicht. Der alte Dessauer. Mit der Schwierigkeit sich entschuldigend, Wagen und Lebensmittel herbeizuschaffen, war dieser in 9 Tagen nur 9 Meilen weit vorgedrungen. Lehwald kam dadurch in Gefahr, in seiner Vereinzelung von den Sachsen überwältigt zu werden. Friedrich brannte vor Ungeduld nach der Entscheidung, er schrieb an den Dessauer: „Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich um alle errungenen Vortheile zu bringen. — Da die Sache sehr ernsthaft ist, rathe ich Ihnen als guter Freund mehr Nachdruck zu zeigen, sonst sehe ich mich gezwungen, andere Saiten aufzuziehen. Sie bringen mich um Ehre und Ansehen.“ Der alte Haudegen war tief verletzt, er rächte sich durch einen Sieg, den letzten in seiner Heldenlaufbahn. Am 12. fand die Vereinigung mit Lehwald bei Meißen statt. Am 14. stieß er auf die Sachsen und Oestreicher unter Grünne, die auf einer Höhe bei Kesselsdorf standen. Kesselsdorf. Am 13. war Prinz Karl mit seinem Heer vor Dresden angekommen, er rieth Rutowsky keine Schlacht anzunehmen, sondern mit ihm vereint die Preußen unter dem Dessauer anzugreifen, da Friedrich noch zwei Tagmärsche entfernt war. Rutowsky glaubte aber, allein den Dessauer bestehen zu können, und gab abschlägige Antwort. Am 15. December, Nachmittags 2 Uhr, ließ der Dessauer 6 Bataillone Sturm laufen auf Kesselsdorf. 30 Geschütze und das Feuer von 7 Bataillonen spielten auf die eine steile Anhöhe hinansteigenden Grenadiere, die trotz aller Zucht und alles Todesmuths in kurzer Zeit geworfen wurden. 1408 Mann und 37 Officiere waren gefallen. Wenn jetzt das gesammte sächsische Heer über die Flanke der Preußen herfiel, so war der Dessauer geschlagen. Zum Unglück eilten aber die Sieger aus ihren Verschanzungen die Anhöhe hinunter und begannen die Todten zu plündern und stellten sich so zwischen ihre eigenen Batterien und die Preußen. Mit Blitzesschnelligkeit benutzte der Dessauer diesen entscheidenden Fehler. General Lehwald drang von der Seite in Kesselsdorf ein. Der Ort gerieth in Brand und nun begann auch die preußische Mitte und der linke Flügel die Höhe zu ersteigen. Die Sachsen geriethen in Unordnung und traten am Abend, von der preußischen Reiterei verfolgt, den fluchtartigen Rückzug nach Dresden an. Ihr Verlust belief sich auf 3000 Todte, 6400 Gefangene und 48 Kanonen.

Prinz Karl hatte indeß seine Truppen zusammengezogen, die von den sächsischen Quartiermeistern weit zerstreut waren**); er machte Rutowsky den

---

*) Arneth, III. 149.
**) Arneth, III. 154—59.

Vorschlag, mit ihm vereint am anderen Tag die Preußen anzugreifen. Aber der Sachse hatte es satt: er habe 10,000 Mann verloren, seine Leute hätten sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt, Dresden leide Mangel an Lebensmitteln und Kriegsvorrath, man müsse sich gegen Böhmen zurückziehen. So mußte denn Prinz Karl umkehren; er bezog ein Lager bei Pirna. Mißstimmung herrschte zwischen den Verbündeten: die Sachsen glaubten, die Oesterreicher hätten sie im Stich gelassen, und die Oesterreicher hatten vergebens ihre Hilfe angeboten.

Rückzug.

Friedrich und der Dessauer.

Am 17. December fand die Vereinigung der preußischen Heere bei Wilsdruf statt. Begleitet von sämmtlichen Generalen ritt der König dem alten Fürsten entgegen, entblößte sein Haupt und umarmte ihn, sagte ihm die schmeichelhaftesten Sachen über den Ruhm, den er sich hier erkämpft, und vergaß Nichts, was seiner Eigenliebe schmeicheln konnte, da der Sieg den schönsten Schleier über seine Fehler geworfen. Das Angesicht des Dessauers strahlte vor Freude, als er dem König das Schlachtfeld zeigte.

Die Preußen in Dresden.

Dresden war keines Widerstandes fähig, es öffnete seine Thore. Am 18. zog Friedrich ein, er suchte die Bewohner durch herablassendes Benehmen zu gewinnen, obschon in Sachsen harte Brandschatzungen erhoben wurden; er machte den Kindern des Königs einen Besuch. Seinen Truppen wurde die strengste Mannszucht anbefohlen. Von August III. kam ein Schreiben, er nehme die Friedensbedingungen an. Friedrich steigerte seine Forderungen nicht, er verlangte nur eine Million Thaler Kriegsentschädigung.

Harrach.

Aber auch mit Oesterreich kam es jetzt zu schnellem Abschluß. Der Statthalter von Böhmen, Graf Harrach, war nach Dresden gekommen, um mit dem französischen Gesandten zu unterhandeln. Die Lage Maria Theresias war so, daß sie mit Frankreich oder Preußen sich vertragen mußte, denn aus Italien war die Nachricht eingetroffen, daß Don Philipp unter dem Jubel der Bevölkerung in Mailand eingezogen sei. Die französischen Angebote erschienen Graf Harrach nicht ehrlich und so schloß er schnell mit Preußen ab. Auf der anderen Seite wußte Friedrich von den Verhandlungen Oesterreichs mit Frankreich, und fürchtete ihr Zustandekommen um so mehr, als er nur noch 13,000 Thaler in der Kasse hatte. Kurz vorher hatte er überdieß einen spitzigen Brief von Ludwig XV. aus Versailles erhalten, in welchem dieser sich über den Abschluß des Vertrags von Hannover beklagte*): „hätte die Königin denselben mit unterschrieben, so hätte ihre ganze böhmische Armee sich schleunigst gegen mich gewandt," und Friedrichs Forderung von Hilfsgeldern mit der Bemerkung abwies: „Nichts gleicht der Ungeduld, mit der ich Sie in Sicherheit zu sehen wünsche, und Ihre Ruhe gilt der meinigen gleich. Euer Majestät sind jetzt stark und der Schrecken Ihrer Feinde, über welche Sie große und ruhmvolle Siege erfochten haben; überdem ist der Winter, der alle Kriegsunternehmungen hemmt, allein hinreichend sie zu vertheidigen. Wer mag wohl Euer Majestät besseren Rath geben, als Sie selbst. Sie dürfen nur thun, was Ihnen Ihr Verstand, Ihre Erfahrung und vorzüglich Ihre Ehre eingeben wird." — Friedrich meint, das Schreiben sei voll Ironie, da Ludwig den Vertrag von Versailles nicht gehalten habe, es sage nicht mehr als: „Ich bedauere die gefährliche Lage, in die Sie sich aus Liebe für mich gesetzt haben; man wird aber freilich nicht anders berühmt, als wenn man sich für Frankreich aufopfert. Sollte Ihnen ein Unglück zustoßen, so verspreche ich Ihnen, daß die Pariser Akademie Ihnen eine Leichenrede halten wird." Friedrich antwortete nicht minder spitzig: Ludwig habe ihn seinem Schicksal überlassen, aus

Ludwig XV.

*) Histoire de mon temps., am Schluß.

dem ihn nur die Tapferkeit seiner Truppen gerettet habe. Ludwig verweise ihn auf seine Vernunft, diese befehle ihm aber jetzt Frieden zu schließen.

Am 25. December 1745 wurde der Friede zu Dresden abgeschlossen. Sachsen zahlt an Preußen eine Million Thaler in Gold, gewährleistet Preußen den Besitz Schlesiens. Die Gemahlin Augusts III. verzichtet auf alle Ansprüche, welche sie als Tochter Kaiser Josephs I. an Schlesien machen könnte. Friedrich hingegen räumt Sachsen sogleich. Um Sachsen von Oesterreich loszureißen, wurde in geheimen Artikeln ihm Aussicht auf Erfurt gemacht. Um als Schutzherr des Protestantismus sich geltend machen zu können, bedang sich Friedrich noch aus, daß in den Staaten beider Fürsten die Religion unverändert auf dem Fuß des westfälischen Friedens erhalten werde. Maria Theresia verzichtet auf Schlesien und auf die Grafschaft Glatz und gibt dem Könige die ihm entzogene Baronie Turnhout in Brabant zurück. Beide Theile verzichten auf alle gegenseitigen Ansprüche und gewähren allen Theilnehmern am Kriege Vergeben und Vergessen, hindern den Handel der Unterthanen nicht und gewährleisten einander ihre deutschen Staaten. Der König anerkennt den Gemahl Maria Theresias als Kaiser, der Kaiser hingegen wird dem Könige als Kurfürsten alle die Rechte und Vorzüge verleihen, welche die Häuser Hannover und Sachsen genießen, und die Karl VII. dem Könige von Preußen insbesondere bewilligt hat (der geheime Vertrag von 1741). — Kurpfalz wurde in den Frieden eingeschlossen, anerkannte hingegen Franz I. als Kaiser. England verbürgte den Frieden am 19. September 1746 und der Reichstag, welchen Franz I. von Frankfurt wieder nach Regensburg verlegte, bestätigte ihn am 14. Mai 1751. Friede zu Dresden.

Frankreich suchte in der letzten Stunde noch den Friedensschluß zu hintertreiben. Friedrich sagte jedoch zu dem Secretär des französischen Gesandten, er sei müde, beständig Alles auf das Spiel zu setzen, er wolle zur Ruhe und zum Frieden zurückkehren, dessen er und sein Volk gleich sehr bedürften; Frankreich würde nur schwer im Stande sein, ihn aus seinen Schwierigkeiten zu retten, und aus dem Brief des Königs ersehe er, daß auch der Wille hiezu nicht vorhanden sei. Er werde fortan keine Katze angreifen, es sei denn um sich zu vertheidigen; er wolle seines Lebens froh werden. Die Oesterreicher würden ihn fortan in Ruhe lassen und Sachsen sei verschuldet*). — In Wien verbreitete die Nachricht vom Friedensschluß wie ein unglückliches Ereigniß allenthalben Bestürzung: man hatte Siege erwartet und mußte sich nun in eine wesentliche Schmälerung des östreichischen Gebietes fügen. — So endete der zweite schlesische Krieg. Friedrich hatte an Land nicht mehr gewonnen als durch den ersten, wohl aber war sein Ruhm als Feldherr jetzt größer. Die Berliner empfingen den heimkehrenden Sieger wonnetrunken mit dem Ruf: „Es lebe Friedrich der Große!" D'Arget. Stimmung in Wien, in Berlin

---

*) Ranke, III. 342. D'Argets Bericht bei Carlyle B. XV. cap. 15.

Der Krieg in Italien 1745 und 46.

Franz. Span. Kriegsplan. Nicht minder blutige Schlachten wurden in Italien geschlagen. Gages war ein Heerführer von Begabung, und da Lobkowitz ein Regiment um das andere zum Krieg in Böhmen absenden mußte und zuletzt nur noch 12,000 Mann zur Verfügung hatte, so konnte er nur vertheidigungsweise verfahren. Die Gegner faßten unter diesen Umständen den Plan, ihre Kräfte zu vereinigen, Schläge im großen Stil zu führen, insbesondere Oestreicher und Sardinier zu trennen, sich dann auf letztere zu werfen und Karl Emanuel durch schwere Verluste und Versprechungen auf ihre Seite zu bringen*).

Gages. Deßhalb sollte Gages, der den Oestreichern gegenüberstand, rasch über den Apennin ziehen und sich im Gebiet von Genua mit dem Heer unter Don Philipp vereinigen. In der Nacht vom 22. April brach Gages vom Tanaro auf, und suchte durch die Pässe des Apennin sein Ziel zu erreichen, aber es gelang ihm nur unter großen Verlusten durch Schneestürme, Mangel an Lebensmitteln und Lobkowitz durch die Oestreicher, welche seinen Nachtrab verfolgten. Lobkowitz, der nicht wie ein verlorener Posten bei Modena stehen bleiben mochte, brach nun über Reggio und Parma auf, um sich mit den Piemontesen zu vereinigen, und Gages stieß im Gebiet von Genua zum Heere Don Philipps.

Der Vertrag von Worms hatte dem König von Sardinien die Aussicht eröffnet, in den Besitz von Finale zu gelangen. Nur ungern und ihrer besseren Ueberzeugung zum Trotz**) hatte Maria Theresia dem Drängen der englischen Genua. Regierung nachgegeben. Dadurch war Genua gekränkt und, um einen so schmerzlichen Verlust fern zu halten, trat die Republik 7. Mai 1745 in Aranjuez dem bourbonischen Familienvertrag von 1743 bei und versprach, 10,000 Mann, 36 Geschütze zum Heer der Verbündeten zu stellen und offen als Feindin Sardiniens und Oesterreichs aufzutreten, sobald das spanisch-französische Heer über die Bocchetta hinausgerückt sei. Solches geschah und 70,000 Mann waren beisammen und wohl im Stand, ihre Pläne gegen den Sarden und die Oesterreicher auszuführen. Eine Abtheilung rückte gegen Tortona und Alessandria, eine andere gegen Ceva und Mondovi. Zugleich sollten Spanier, die in Savoyen und in der Dauphiné standen, durch das Thal von Oulx vorrücken und Exilles wegnehmen. Von allen Seiten kam nun der Sarde in's Gedräng. Tortona ergab sich am 15. August und die Citadelle nach einem entsetzlichen Feuer am 3. September. Karl Emanuel konnte nicht Entsatz bringen. Er stellte sich mit dem kleinen Häuflein Oestreicher, welches nach der Abberufung des Lobkowitz nach Böhmen von Schulenburg befehligt wurde, hinter dem Tanaro auf, — im Ganzen waren es 45,000 Mann. Um auch diese zu trennen, beschloß Gages gegen Parma vorzurücken. Die Spanier nahmen rasch Pavia weg, Schulenburg mußte jetzt Mailand decken, und die Piemontesen zogen sich nach Casale zurück. Alessandria wurde am 11. Oktober übergeben, nur die Citadelle hielt sich noch. Die Oestreicher litten sehr durch Mangel an Geld und Lebensmitteln; Liechtenstein, welcher am 15. Oktober den Oberbefehl übernahm, sagt, die Officiere hätten seit 6 Monaten keine Gage

---

*) Botta, Storia d'Italia IX. L. 56. Muratori, Annali d'Italia. 1745 u. 1746.
**) Arneth III. 170.

erhalten und lebten von Commisbrod. Doch ging es noch immer besser, als man nach der Ueberzahl der Feinde erwarten durfte. Die Sardinier wehrten sich verzweifelt hinter ihren Pässen und in ihren Festungen. Wenn aber die Feinde einen Winterfeldzug vornahmen, so schien Karl Emanuel doch verloren, denn sie hatten ihm bereits Savoyen, Montferrat, die Grafschaft Nizza und die Gebiete von Vercelli, Alessandria und Asti besetzt. Es half ihm Nichts, daß die Engländer von der See aus Genua beschossen. Maillebois bezog Winterquartiere in Piemont und Gages besetzte am 19. December Mailand und Don Philipp hielt am Tag darauf, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, wie wenn er der rechtmäßige Herrscher wäre, seinen Einzug und dem Beispiel der Hauptstadt folgten die übrigen Orte der Lombardie, nur das Schloß in Mailand hielt sich noch. Der Herzog von Modena kehrte in seine Staaten zurück. Mailand.

Italien schien für Oestreich verloren, zumal da jetzt auch der Sardinier in seiner Treue schwankte und die Oestreicher nicht sicher waren, daß er mit den Franzosen über sie herfalle. D'Argenson schlug nämlich Ludwig XV. damals einen Plan hinsichtlich Italiens vor, der zum Vortheil der Piemontesen war: es galt Sachsen, Piemont, Holland vom Bündniß mit England und Oestreich loszuschälen. Frankreich solle dazu helfen, dem Sachsen die erbliche Königswürde in Polen zu verschaffen, damit dieses ein Bollwerk gegen Rußland bilde. In Holland solle man die den Oraniern und England feindliche Partei unterstützen. Italien solle ein Staatenbund werden, dessen Schwert Piemont führe. Man müsse ihm Mailand geben und Venedig durch einen Theil der Lombardie gewinnen. Toskana solle wieder eine Republik werden. Spanien habe schon seinen Antheil an Italien in Neapel. Frankreichs Politik solle nicht sein, Italien zu erobern, sondern es unabhängig zu machen. Ludwig habe sich zwar verbindlich gemacht, Don Philipp ein Fürstenthum zu verschaffen, allein er müsse ihn in den gehörigen Schranken halten, wenn er ihm einen Theil gebe, müsse er dem Sardinier immer drei Theile verschaffen. Die Königin von Spanien werde zwar von diesem Plan Nichts wissen wollen, aber man dürfe ihre Forderungen nicht zu Forderungen Frankreichs machen. Frankreichs Vortheil sei nicht, ein Stück Italiens zu besitzen, sondern Italien unabhängig zu machen, ein Gleichgewicht der Mächte darin herzustellen und die Oestreicher zu verjagen. Alle italischen Fürsten müßten vollkommen Italiener werden, und die Staaten Italiens einen Bund bilden, wie die Staaten Deutschlands*). Karl Emanuel schwankt. Plan d'Argensons.

Ludwig XV. ging auf den Plan ein. Es galt jetzt, auch Karl Emanuel dafür zu gewinnen. Wie gierig lauschte er auf die ersten Eröffnungen, die ihm durch eine Princessin von Carignan, dann durch einen Herren von Champeaux in Turin gemacht wurden. Die in Aussicht gestellten Erwerbungen blendeten ihn. Die Verhandlungen nahmen einen raschen Fortgang. Am 15. Februar wurden in Paris die Grundzüge eines Vertrages unterzeichnet, worin Ludwig XV. dem Sarden die Lombardie nördlich vom Po, bis zur Vertrag.

*) Mémoires du Marquis d'Argenson 372.

Grenze von Mailand zusicherte. Das Mailändische Gebiet südlich vom Po, von der Scrivia und Trebbia, sollte mit Parma zu einem Großherzogthum unter Don Philipp vereinigt werden. Toskana sollte an Karl von Lothringen kommen, Mantua an Venedig — und Italien dadurch endlich vollkommen unabhängig werden.

Man mußte den spanischen Hof für den Plan gewinnen. Don Philipp sollte also Mailand wieder verlieren. Maurepas sprach zuerst vom Plan zum spanischen Gesandten — der fing laut an zu schluchzen. Als der französische Gesandte in Madrid, der Bischof von Rennes, der Königin vom Vertrag sprach, ergoß sich ihre Wuth, ohne Rücksicht auf seinen priesterlichen Charakter, in Beschimpfungen: 2½ Monate konnte er keine Antwort erhalten. Erst Anfangs März wurde er wieder zur Königin berufen: „Ich und mein Mann, der König, sagte Elisabeth, haben die ganze Nacht nicht geschlafen wegen des Vertrags, doch haben wir zuletzt beschlossen nachzugeben und ihn anzunehmen." — Aber jetzt war es zu spät. Die Nachricht, daß die Königin nie ihre Zustimmung zum Vertrag geben wolle, die Ueberzeugung, daß am französischen Hof selber der heftigste Parteikampf herrsche, das Zaudern Ludwigs, den Vertrag zu unterschreiben, die Furcht, hintergangen zu werden, endlich die Ueberzeugung, daß wenn Oestreich aus Italien gänzlich verdrängt, er den Bourbonen preisgegeben sei, während er sonst den Schiedsrichter zwischen Habsburgern und Bourbonen spielen könne, endlich der Heranzug eines östreichischen Heeres hielten Karl Emanuel schließlich doch auf der Partei Maria Theresias. Statt den von Ludwig am 17. Februar 1740 gutgeheißenen Bundesvertrag zu unterschreiben, der am 3. März in Rivoli ankam, beschloß der Sarde durch einen kühnen Handstreich die bedrängte Citadelle von Alessandria zu retten*).

Elisabeth Farnese.

Sie konnte sich nur noch einige Tage halten, so fiel sie in der Gewalt der Spanier. Am 5. März bemerkte Maillebois, daß Piemontesen und Oestreicher sich gegen ihn in Bewegung setzten, um die Citadelle von Alessandria zu befreien. Er bat die Spanier um Hilfe, welche diese aber, erbittert über die Verhandlungen zu Rivoli, verweigerten. Am 6. griff Leutrum die Franzosen vor Asti an, welche, 5000 Mann stark, sich kriegsgefangen ergaben. Am 11. standen die Sardinier vor Alessandria. Die Franzosen zogen sich schleunigst zurück. Dann ward Acqui genommen. Das Mißtrauen, das zwischen Franzosen und Spaniern herrschte, begünstigte das Vorrücken der Sarden und Oestreicher. Die Spanier meinten, die Fortschritte der Piemontesen seien mit den Franzosen verabredet. Unter den Spaniern selber war wieder Zwiespalt zwischen Castellar und Gages; nur der Geschicklichkeit des letztern gelang es noch, die Truppen in Piacenza zusammenzuziehen. Früh am 19. März 1746 verließen die Spanier Mailand, zwei Stunden später trafen die östreichischen Husaren ein. Jetzt rief Don Philipp Maillebois zu Hilfe und dieser eilte mit all seinen Streitkräften aus Piemont herbei. Der König von Sardinien eilte den Franzosen nach und war nur noch zwei Tagmärsche entfernt, als diese mit den Spaniern vereint in der Nacht vom 15/16. Juni

*) Flassan V. 316—34. Arneth III. 177—88.

aus ihren Verschanzungen rückten, um die Oesterreicher vor Ankunft der Piemontesen zurückzuwerfen. So kam es zur Schlacht bei Piacenza*); sie war so blutig, daß sie den Oestreichern 4000, den Spaniern und Franzosen 5000 Mann kostete, letztere verloren überdieß noch 6000 Gefangene, viele Kanonen und Fahnen. Gages und Maillebois machten Fehler, welche Browne und Liechtenstein schnell erkannten und ausnützten. Der Sieg der Oestreicher war blutig, aber entschieden, obschon sie den Feinden an Zahl der Streiter nachstanden. In Piacenza blieb dann Castellar mit 4000 Mann stehen, Maillebois und Gages aber zogen sich über den Po zurück. Bei Rottofredo am Ufer des Tidone kam es noch zu einem ernsten Kampfe, in welchem Bernklau fiel. — Franzosen und Spanier zogen sich in das Genuesische und jetzt war Piacenza für sie verloren, es ergab sich mit den riesigen Kriegsvorräthen an die Oestreicher.

Schlacht bei Piacenza.

Bernklau †

Indeß starb am 9. Juli 1746 der König von Spanien, Philipp V. 62 Jahr alt. Obschon er in der letzten Zeit ganz blödsinnig war und man immer nur mit Mühe und List von ihm die Unterschrift des Yo el Rey unter die Erlasse erlangte, so hatte sein Tod doch wichtige Folgen. Ferdinand VI., der einzige noch vorhandene Sohn aus der Ehe mit Louise von Savoyen, welcher jetzt den Thron bestieg, haßte seine Stiefmutter nicht minder, als er von ihr gehaßt wurde. Mit ihrer Herrschaft war es jetzt zu Ende, Spanien mochte seine Kräfte nicht länger erschöpfen, um ihrem Sohn Gebiete in Italien zu erobern. 14 Tage nach ihrem Vater starb die Infantin Maria Theresia, die Gemahlin des Dauphin, und die Beziehungen zu Frankreich wurden immer kälter. Am 19. August kam la Minas, um im Auftrag der neuen Regierung den Oberbefehl über die Spanier zu übernehmen und sogleich den Rückzug anzutreten. Maillebois und der Herzog von Modena waren in Verzweiflung, daß man Italien so leicht preisgebe, nicht wenigstens die festen Stellungen der Bocchetta behaupte. Vergebens. Las Minas ließ Geschütz und Vorräthe in Genua einschiffen und das Fußvolk rasch den Marsch gegen Westen antreten; erst in Nizza hielten sich die Spanier für sicher. Die Franzosen, von den Spaniern verlassen, traten gleichfalls den Rückzug an.

Tod Philipps V.

Jetzt kamen böse Tage für Genua, am 6. September standen die Oestreicher vor seinen Thoren. Botta d'Adorno, ein verbannter Genuese, stand an ihrer Spitze, seit Liechtenstein den Oberbefehl niedergelegt hatte, und verlangte Auslieferung der Gefangenen und Flüchtigen, Uebergabe der Kriegs- und Mundvorräthe der spanischen und französischen Truppen, Besetzung der Thore durch die Oestreicher, welche während des ganzen Krieges freien Durchzug durch alle Plätze der Republik haben müßten; ferner sollten 6 Senatoren mit dem Dogen nach Wien sich begeben, um Maria Theresia um Verzeihung zu bitten. 50,000 Genovinen müßten sogleich erlegt, die weitere Kriegsentschädigung werde noch näher bestimmt werden. Harte Bedingungen, doch Genua fügte sich und die Oestreicher besetzten die Thore. Die Hilfe der Republik hatte es den Spaniern

Genua.

*) Rothkirch in der Oest. mil. Zeitschrift 1840. 71—79

und Franzosen möglich gemacht, in die Lombardie einzudringen und Mailand zu nehmen, — jetzt erfuhr sie die Strenge des Siegers, der eine Nachtragszahlung von 3,000,000 Genovinen verlangte. Der Unmuth war groß, aber die erste Rate wurde bezahlt. Die Engländer nahmen die Schiffe weg, der Sarde besetzte Savona, Finale und alle Vesten der Riviera da Ponente.

Neapel. Die günstige Stunde, Neapel zu erobern, war gekommen, die Oestreicher allein waren stark genug dazu und Maria Theresia drang darauf. Aber in einem Kriegsrath. Kriegsrath, welcher in Pietro d'Arena abgehalten wurde, drangen die Engländer auf einen Zug nach Südfrankreich zur Eroberung Toulons, des wichtigsten Handelsplatzes; sie sei nur möglich durch die Mitwirkung der Oestreicher; weigern sich diese, so werde England sogleich einen für sie ungünstigen Frieden schließen. Ein Angriff auf Neapel und Sicilien werde Spanien zu einem verzweifelten Aufgebot all seiner Kräfte treiben und Preußen zu neuem Krieg reizen. Durch Modena und Genua lasse sich schon eine Entschädigung für Maria Theresia finden. Mit andern Worten: die Engländer wollten Spanien von Frankreich losschälen, von jenem durch Schonung einen günstigen Vertrag erlangen, und dieses in seinem Handel schädigen. Karl Emanuel willigte ein, obschon die Vertreibung der Franzosen aus Savoyen vortheilhafter gewesen wäre: er war verdrossen darüber, daß Genua nicht in seine Hände gefallen war, und mochte auch die Oestreicher in Italien nicht zu mächtig werden sehen. Oestreich wurde überstimmt und der Zug nach Südfrankreich beschlossen*).

Zug in die Provence. Was Prinz Eugen, was der Markese Pescara erfahren hatte, mußte jetzt auch Browne erleben. Der Zug nach Westen begann im September. Bei Ventimiglia kam es noch zu einem Gefecht mit der französischen Nachhut. Gorani erstürmte die Anhöhen, fiel aber durch eine Kugel, einer der begabtesten östreichischen Officiere, voll Thatendurst. Als man den Verlust Bernklaus bedauerte, hatte er erklärt, noch seien nicht alle Bernklau's todt. Die Franzosen wichen nun fortwährend zurück, nur 12 Bataillone Spanier blieben bei ihnen, aber mehr nur zum Schein. Don Philipp erkrankte und zog mit seinen Truppen heim. Auch der König von Neapel rief seine Truppen ab und die Engländer hinderten ihre Abfahrt nicht — wieder ein Beweis geheimen Einverständnisses. Am 30. November überschritt Browne mit 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern den Var, am 1. December den Cagne. Antibes, welches Browne zum Hauptwaffenplatz für das ganze Unternehmen machen wollte, wurde umschlossen. Aus Genua sollte schweres Geschütz herbeigeschafft werden.

Aufstand in Genua. Da zwang aber ein Aufstand in ihrem Rücken die Oestreicher zur Umkehr. Genua hatte schon die zweite Million bezahlt. Die Nachricht ward verbreitet, die dritte sei von Maria Theresia auf Verwenden des Papstes erlassen. Doch war dem nicht so, die Kaiserin hatte nur Frist gestattet, dagegen hatte sie dem Dogen und den Senatoren die Demüthigung einer Abbitte in Wien erlassen. Deßungeachtet stieg der Unmuth und die Erbitterung in Genua. Ein englisches Schiff legte sich vor den Hafen und plünderte alle Fahrzeuge, die einlaufen wollten. Die Preise der Lebensmittel stiegen, man befürchtete eine Hungersnoth. Zum

---

*) Arneth III. 202—9.

Unglück für die Oestreicher war ihr Bevollmächtigter **Botta** in Aeußerung seiner Rachlust unvorsichtig. Sein Vater war wegen eines ihm zur Last gelegten Verbrechens 1698 von der Republik zum Tod verurtheilt, sein Vermögen eingezogen, sein Haus niedergerissen, und als es ihm gelang, zu entfliehen, war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden*). Jetzt hatte der Sohn Gelegenheit, an der Republik Rache dafür zu nehmen, und er haßte sie mit italienischer Glut. Gleich bei den ersten Verhandlungen äußerte er, er werde den Genuesen Nichts lassen, als die Augen, um zu weinen. Bei jeder Forderung, die er stellte, drohte er mit Plünderung und Brand: „Mein Herz ist zu gefühlvoll, als daß ich dies mit ansehen könnte; aber wenn ich Befehl geben muß, Alles niederzumachen, so werde ich mich mit meinen Officieren aufs Land begeben, die Soldaten werden die Befehle schon auszuführen wissen**)." Solche Drohungen erweckten nur Haß und Botta verstand nicht gegen dessen Folgen sich zu sichern. Er ließ die genuesischen Truppen im Besitz ihrer Waffen, Kriegsgefangene, französische und spanische Officiere entfernte er nicht aus der Stadt. Das Zeughaus blieb wohlgefüllt, er versäumte einige wichtige Punkte zu besetzen — und doch hatte er nur 3000 Mann zur Verfügung, während Genua 170,000 Einwohner zählte, und bei seinen engen gewundenen Straßen, seinen massiv gebauten, oft neun Stock hohen Häusern gegen einen Aufstand schwer zu erobern war. Botta war unklug genug zu reizen und schwach, als es galt zu handeln. Am 5. December ließ er auf Brownes Wunsch schweres Geschütz nach dem Hafen schaffen, das zur Belagerung von Antibes verwendet werden sollte. In der Nähe des Thores Tommaso brach der Wagen unter der Last eines Mörsers. Voll Verzweiflung sahen die Genuesen ihre Kanonen abführen: erreichten die Feinde in der Provence ihr Ziel, so war wenig Hoffnung, daß Genua von ihnen frei werde. Jetzt forderten die Oestreicher die schadenfroh zusehenden Genuesen auf, Hand anzulegen und den Mörser fortzuschaffen, und wandten den Stock an, als diese sich weigerten. Verwünschungen ertönten. Ein Kind warf zuerst einen Stein. Es war das Signal zum Kampf. Schnell flogen von allen Seiten Steine und Ziegel von den Dächern auf die Soldaten, die, sich zurückziehend, den Mörser im Stiche ließen. Es war Abend. Das Volk eilte vor den Dogenpalast und verlangte Waffen. Der Senat verdoppelte die Wachen. Indeß trieb ein Platzregen das Volk auseinander. Botta verkannte die Bewegung. Am nächsten Morgen schickte er eine Compagnie Grenadiere und eine Compagnie Sapeurs, um den Mörser nach dem Hafen zu bringen, — sie wurden von einem Hagel von Steinen empfangen, einige ermordet. Die Aufständischen hatten jetzt Waffen und Anführer. Die Oestreicher zogen sich zurück. Anstalten wurden gemacht, das Zeughaus zu erstürmen. Es schien, als wolle der Senat vermitteln: er bat Botta, was Einige gefehlt, nicht die Gesammtheit büßen zu lassen. Am 7. December wurde die östreichische Wache am Thor San Tommaso vom Volke angegriffen, in dessen Reihen sich schon Edelleute, französische und spanische Officiere zeigten. Zwei Bataillone trieben die Aufständischen zurück und säuberten die Straße, bis zum Platz l'Annunziata. Am 8. verlangten die Aufständischen Unterhandlungen, und bewilligte Botta eine zwanzigstündige Waffenruhe***). Indeß rüsteten sich beide Theile zum ernsten Kampf. Botta suchte seine im genuesischen Gebiet zerstreuten Truppen zu sammeln, aber schon hatten sich die Bauern in der Riviera erhoben. Jedes Gut ist hier mit einer steinernen Mauer

Botta.

---

*) Arneth III. 237—47.
**) Botta XLV. 169—72.
***) Arneth III. 242—44.

umgeben, die Wege sind eng, nicht für Wagen, sondern nur für Maulthiere gangbar. So wurde es leicht, den Oestreichern den Durchgang zu verwehren und kleine Abtheilungen zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. Als am 10. der Waffenstillstand zu Ende ging, ertönten in der Stadt und durch die ganze Riviera die Sturmglocken. Botta verlor den Kopf und beschloß sogleich sich über die Bocchetta zurückzuziehen. Die Kriegskasse wurde gerettet, aber mancher Nachzügler getödtet. Am 13. waren die Oestreicher in Gavi in Sicherheit. Aber damit war Genua verloren und der Zug in die Provence gescheitert. Den Genuesen kam der Sieg im Ganzen leicht: sie hatten nur 8 Todte und 30 Verwundete. In Wien war man empört über den Schimpf, welchen Bottas Unbesonnenheit und Kraftlosigkeit, — er hatte zu viel und zu wenig gethan — über die östreichischen Waffen gebracht; der Oberbefehl wurde ihm entzogen und **Schulenburg** übertragen.

Rückzug aus der Provence. Der Aufstand in Genua rettete den Franzosen die Provence. Browne war, ohne Widerstand zu finden, im Süden vorgedrungen. Maillebois hatte sich mit seinen entmuthigten Truppen von Stadt zu Stadt vor ihm zurückgezogen. Ueberall kamen den Oestreichern die Geistlichen und die Behörden entgegen, und baten um die Milde des Siegers. Am 15. December nahm Browne die Inseln St. Honoré und Marguerite mit allen ihren Forts und Geschützen, bald auch Dragignan. Jetzt kam aber die Nachricht aus Genua und zugleich rückten neue französische Regimenter an, Belleisle an ihrer Spitze. Er hatte der Pompadour, wie früher Fleury, eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten beigebracht und erhielt jetzt an der Stelle Maillebois den Oberbefehl. In der That wußte er wieder den Geist der Ordnung und Muth den Franzosen einzuflößen. Doch nahm er die Schlacht, die Browne (welcher der Uebermacht gegenüber und im Rücken durch den Aufstand bedroht, Mitte Januar den Rückzug antrat) bei Cannes ihm anbot, nicht an. Am 3. Februar gingen die Oestreicher ohne erhebliche Verluste über den Var zurück. Einen Theil seiner Truppen ließ Browne in der Grafschaft Nizza, mit dem anderen zog er über den Col die Tenda in die Lombardie.

Doch gab der kühne Führer weder den Gedanken einer Wiedereroberung Genuas, noch eines neuen Zuges in die Provence auf. Allein indeß hatte Frankreich Genua. nach Genua 80 Schiffe mit Lebensmitteln, viele Officiere und Hilfsgelder gesendet und die Engländer das Meer sehr lässig gehütet. Durch Aushungerung konnte die Stadt nicht mehr bezwungen werden, nur durch Gewalt. Im April 1747 rückten die Oestreicher wieder in das Gebiet der Republik ein, Franzosen und Genuesen überall zurückwerfend, wo sie ihnen entgegentraten. Am 13. Juni hinderte die Oestreicher nur Regen und Nebel, in die Stadt selber einzudringen. Jetzt wurde Genua unter Schulenburg vom Land her regelmäßig umschlossen, am 4. Juli aber die Belagerung übereilt aufgehoben, weil Schulenburg hörte, daß es den Piemontesen schlecht gehe. Schulenburg wollte zuerst jenen helfen und dann wieder vor Genua ziehen. In der That waren die Franzosen von Briançon aus in das Thal von Oulx eingedrungen und wollten den Eingang in den Paß von Exilles erzwingen. Beim Versuch, die Verschanzungen von Col d'Assiete zu erstürmen, wurden sie jedoch 19. Juli 1747 von den Oestreichern und Piemontesen mit einem Verlust von 4000 Mann zurückgeworfen. Belleisles Bruder fiel in diesem Kampf, dem letzten von größerer Bedeutung in Italien während dieses Krieges. Hauptschläge kamen nur noch in Belgien und in den Niederlanden vor*).

---

*) Arneth. III. 237—311.

Die letzten Schlachten des österreichischen Erbfolgekrieges. Friede zu Aachen.

Glücklicher waren die französischen Waffen in Belgien. Moritz von Sachsen Belgien. überraschte am 30. Jänner 1746 die Hauptstadt Brüssel, deren Festungswerke allerdings im schlechtesten Zustand waren. 7000 Oestreicher mußten sich kriegs- Brüssel. gefangen ergeben. Oestreicher, Holländer und Engländer zogen sich nun hinter dem Dyle zusammen. Die Franzosen waren ihnen an Zahl bedeutend überlegen, 124,000 Mann gegen 76,000 Verbündete. Zunächst war es wieder Festungskrieg, und der erste Angriff galt Antwerpen. Conty sollte die Stadt belagern, Antwerpen. Moritz von Sachsen im freien Feld kriegen. Ludwig XV. kam selber zur Belagerung, es galt ja wieder Ruhm zu erwerben, obschon das Blut zwecklos vergossen wurde, denn der Verlust einer Festung in Belgien griff Maria Theresia nicht im Wesen ihrer Macht an, schwächte auch England nicht. Die Vertheidigung Antwerpens war sehr tapfer, aber erfolglos. Am 1. Juni ergab sich die Stadt, am 4. hielt Ludwig seinen Einzug, am 10. Juni kehrte er als Sieger nach Versailles zurück, seinen Heerführern den Befehl zurücklassend, die Eroberung Belgiens zu vollenden. Unter diesen Führern waren die ausgezeichnetsten Fremde: Moritz, den wir schon kennen, Löwendahl und Nikolaus Berchenn, — Löwendahl, der Enkel eines Löwendahl. unehelichen Sohnes König Friedrichs III. von Dänemark, ein militärischer Abenteurer, der an allen Kriegen Europas Theil genommen und zuletzt bis zum Tode Anna's in Rußland gedient hatte, — Berchenn war der Sohn eines ungarischen Berchenn Insurgentenführers und Genossen Tekelys, und derjenige, welcher zuerst ein französisches Husarenregiment errichtete. Um die Eifersucht der Franzosen auf diese drei Fremden, welche zugleich Protestanten waren, zu beschwichtigen, übertrug Ludwig XV. beim Abgang von der Armee dem Prinzen von Conty den Oberbefehl.

Indeß hatte Cumberland bei Culloden die Jakobiten niedergeschlagen und trafen wieder englische Regimenter und hessische Hilfstruppen in den Niederlanden ein und konnte Maria Theresia nach dem Siege bei Piacenza ebendahin Truppen entsenden. Ende Juli 1746 war schon wieder ein Heer von 90,000 Mann beisammen. Karl von Lothringen hatte von der Kaiserin den Oberbefehl erbeten*), Karl von Lothringen. um durch einen Sieg über Moritz von Sachsen, welchen Viele damals als Feldherrn über Friedrich II. stellten, die seit dem letzten Feldzug entstandenen Zweifel an seiner Befähigung niederzuschlagen. Am 21. Juli übernahm er den Oberbefehl, die Truppen waren vortrefflich. Doch zeigte sich Karl von Lothringen dem genialen Sachsen, der mit seinen Fähigkeiten nur Frankreich verherrlichte, noch weniger gewachsen, als dem Preußenkönig. Ihm gebrach der Schnellblick und der rasche Entschuß: er vermochte Charleroi nicht zu entsetzen, Namur nicht zu decken, welches am 20. September sich den Franzosen ergeben mußte, und bot schließlich in einer Art Verzweiflung in unvortheilhafter Stellung dem an Zahl weit überlegenen Feinde die Schlacht. Sie hat von den Dörfern Ans und Raucoux**), Schlacht bei Raucour. welche die Verbündeten heldenmüthig vertheidigten und die Franzosen unter schweren Verlusten erstürmten, den Namen. Der erbitterte Kampf begann am 11. October um zwei Uhr Mittags und endete bei einbrechendem Dunkel. 4500 Mann von Seite der Verbündeten und 3000 Franzosen deckten die Walstatt. Die Oestreicher deckten den Rückzug, der durch Mastricht auf das rechte Ufer der Maas vor sich ging. Moritz wurde vorgeworfen, er habe versäumt den Sieg aus-

*) Arneth, III. 221.
**) Oestreichisch-militärische Zeitschrift 1835. III. 158.

zubeuten. Es war eine große Schlächterei ohne erhebliche Folgen. Beide Theile bezogen die Winterquartiere.

Congreß zu Breda. Friedensunterhandlungen begannen im October 1746 zu **Breda**, die Erschöpfung der kriegführenden Mächte drängte dazu, — doch gaben sie der todtmüden Welt noch nicht die ersehnte Ruhe. So wenig auch die Spanier Grund hatten, auf ihre Lorbeeren in diesem Kriege stolz zu sein, so groß waren doch ihre Ansprüche. Ihr Gesandter, der gelehrte Macanaz, ein Mann von 80 Jahren, aber noch jugendlichem Feuer, verlangte für Don Philipp Toscana oder Savoyen mit Villafranca und Nizza, für Spanien die Insel Sardinien, die Großmeisterschaft des goldenen Vließes, das Patronatsrecht über den katholischen Cultus in den Niederlanden und über die Universität Löwen, Rückgabe von Gibraltar und Port Mahon*). Frankreich aber begehrte, Bevollmächtigte der Kaiserin und der Piemontesen dürften zu dem Congresse gar nicht zugelassen werden. **D'Argenson** wollte in seinem Hasse gegen Oestreich eine Art Rheinbund gründen**), Preußen dagegen bot er die Oberherrlichkeit über die protestantischen Staaten Norddeutschlands an: Preußen, Sachsen, Baiern, Wirtemberg, Kurpfalz und Köln sollten die Neutralität des Reiches wahren und jede Kriegserklärung gegen Frankreich verhindern. Am Hofe zu Versailles hatte jedoch d'Argenson viele Gegner, der Dauphin und sein ganzer Anhang war wider ihn und Ludwig XV. war schwach genug, die Spanien abgeneigten Pläne seines Ministers an Spanien selber zu verrathen. Bald galt d'Argenson als einziges Hinderniß des Friedens, auch die Pompadour wagte Nichts mehr für ihn und anfangs Jänner 1747 wurde er plötzlich entlassen. Aber der Krieg dauerte noch fort.

(Plan eines Rheinbundes. — d'Argenson.)

Moritz. Der Abgott der Pariser war damals **Moritz von Sachsen**. Nach der Einnahme von Brüssel hatte er die dort gefundene Oriflamme Franz I. und viele Siegeszeichen nach Paris gesandt. Seine Reise glich einem Triumphzug. Als in Peronne die Grenzwächter seinen Wagen untersuchen wollten, stürzte der Oberbeamte mit den Worten herbei: „Was macht ihr da, ihr Lumpen! sind denn Lorbeeren Contrebande?“ Am Hofe erhielt er die Grandes Entrees und den Titel eines Generalissimus der gesammten Armee, in der Oper ward ihm ein Lorbeerkranz überreicht. Man erzählte sich, wie er bei Raucoux seinem Adjutanten eine geheime Mittheilung machen wollte, aber wegen der Umgebung nicht machen konnte, er dann im Unmuth ausrief: „Ich wollte, einige Kanonenkugeln schlügen ein, daß meine Umgebung nicht so dicht wäre und ich mich etwas freier bewegen könnte.“ Seine Derbheit gefiel***).

Krieg mit Holland. Am 17. April 1747 ließ Ludwig XV. den Generalstaaten erklären: weil sie seine Gegner unterstützten, so sehe sich der König genöthigt, seine Armee in das Gebiet der Republik einrücken zu lassen, er werde jedoch die eroberten Plätze zurückgeben, sobald man aufhöre, seinen Feinden zu helfen. Um einzuschüchtern, überschritten die Franzosen von Brügge aus die holländische Grenze und nahmen in wenig Tagen Sluys, Sas de Gand und Fort Philippine. Aber gerade dadurch untergruben die Franzosen die ihnen geneigte Partei und verhalfen der englischen und oranischen zur Macht. Das Volk schrie über Verrath der vielköpfigen Regierung, bei welcher Jeder nur an seinen eigenen

---

*) Arneth III. 274.

**) Darauf hat zuerst Arneth aufmerksam gemacht. III. 252—264.

***) Weber Moritz von Sachsen. S. 200—233.

Vortheil denke, Einer müsse regieren, nur der Oranier könne Holland retten. Damit war Wilhelm IV., das Haupt des Zweiges Nassau-Dietz gemeint*), Wilhelm IV. ein leutseliger, redlicher Mann, der Nichts von der Gewandtheit des schweigenden, noch von der Rauheit und Derbheit des dritten Wilhelm, aber auch Nichts von der Kriegstüchtigkeit beider besaß. Doch das Volk schrieb ihm hohe Eigenschaften zu. Bisher Statthalter von Friesland, Gröningen und Geldern, wurde Wilhelm jetzt auch Statthalter von Seeland, die anderen Provinzen folgten und am 2. Mai 1747 wurde er einstimmig zum Generalstatthalter, Generalcapitain und Oberadmiral von Holland ernannt. Die Gegenpartei war ohne Kraft. Im nächsten Jahre wurde diese Würde auch in weiblicher Linie für erblich erklärt und so die Republik in eine Erbmonarchie verwandelt. Allerdings half englisches Geld mit dabei, Wilhelm IV. war ein Tochtermann König Georgs II.

---

*) Das Haus Nassau-Oranien.

Wilhelm, † 1559 (Ottonische Linie).

- Wilhelm I. erbt 1544 Oranien, erm. 1584.
  - Philipp Wilhelm, † 1618.
  - Moritz, † 1625, Statthalter der ver. Niederlande.
  - Heinrich Friedrich, Statthalter, † 1647.
    - Wilhelm II. Statthalter, † 1650.
      - Wilhelm III. 1674 Erbstatthalter. 1689 König von England, † 1702.
    - Louise Henriette, Gem. Friedrich Wilhelm von Brandenburg.
      - Friedrich I., König von Preußen, Erbe von Oranien nach Wilhelm III.
    - Albertine Agnes.
  - Ernst Kasimir, (Dietz) † 1632.
    - Wilhelm Friedrich, † 1664.
      - (verh. mit Albertine Agnes)
      - Heinrich Kasimir, † 1696.
        - Johann Wilhelm, † 1711, Erbe der Besitzungen in den Niederlanden.
          - Wilhelm IV., † 1751, 1748 Erbstatthalter.
            - Wilhelm V., † 1806, Erbstatthalter, entsagt 1803.
              - Wilhelm I., König der Niederlande, entsagt 1840, † 1843.
                - Wilhelm II., König der Niederlande, † 1849.
                  - Wilhelm III., König der Niederlande.
- Johann, † 1606.

Holland wurde 1747 Hauptschauplatz des Krieges, war aber wenig darauf gerüstet. Festungen, welche Ludwig XIV. und Vauban Monate lang Widerstand geleistet hatten, fielen jetzt in einigen Tagen. Zwischen dem 17. April und 17. Mai wurde das ganze holländische Flandern erobert. Löwendal zog links, Moritz gedachte Mastricht zu nehmen. Die Verbündeten stellten sich ihm zwischen dieser Festung und dem Flusse Demmer entgegen. Der Herzog von Cumberland, seit dem Tage von Culloden in England als Heerführer hochgefeiert, stand an ihrer Spitze, durch einen Sieg über Moritz hoffte er den höchsten Ruhm zu erwerben. An persönlicher Tapferkeit fehlte es ihm nicht, wohl aber an Umsicht und rascher Erfassung der Lage. Batthiany hatte ihm mehrmals die besten Rathschäge ertheilt, Moritz mehrmals Blößen gegeben, — Cumberland war nicht rasch genug zur That geschritten. Am 2. Juli kam es zur großen Schlacht, welche vom Dorfe Lavelb den Namen hat, die Verbündeten zählten 80,000 Mann, die Franzosen 95,000. Die Stellung der ersteren war zu ausgedehnt und legte daher Moritz den Gedanken nahe, sie zu durchbrechen. Um 9 Uhr begannen die Franzosen den Angriff auf Lavelb, um das sich nun ein schrecklicher Kampf entspann. Dreimal wurden die Franzosen zurückgeworfen, auch beim vierten Ansturm wurden sie zurückgeschlagen, nur einzelne Häuser vermochten sie zu behaupten. Moritz sagte in Sorge zu seinem Adjutanten Valfons*): „Was meinst Du davon! Der Anfang ist nicht gut. Die Feinde halten sich tüchtig!" „Marschall!" entgegnete Valfons, „Sie waren im Sterben bei Fontenoy und haben doch den Feind geschlagen; Sie waren in der Genesung bei Raucoux und haben ihn doch bezwungen; heute befinden Sie sich zu wohl, um sie nicht zu zerschmettern!" Da vereinte Moritz drei Brigaden zu einem Schlachtkeil und durchbrach die Aufstellung der Holländer. Dieß entschied. Cumberland brach um 2 Uhr die Schlacht ab und zog sich unter die Kanonen von Mastricht zurück**). Die Oesterreicher deckten den Rückzug. Die Verluste waren groß, die Verbündeten verloren 6000 Mann, die Franzosen 8000 vom Fußvolk und 1000 Reiter. Moritz hatte die Schlacht gewonnen, aber der Sieg war nicht entscheidend. Der Feind verließ in fester Haltung das Schlachtfeld, auf welchem am Abend Ludwig XV. eintraf, um die Glückwünsche als Sieger zu empfangen. Er schrieb an den Dauphin: „Nie war unser General so groß als heute, aber man muß ihm grollen, wenn man ihm Glück wünscht, daß er sich ausgesetzt hat wie der gemeinste Grenadier."

Cumberland.

Schlacht bei Lavelb.

Das war die letzte große Schlacht des östreichischen Erbfolgekrieges. Es kam nur noch zu Belagerungen. Während die Verbündeten unschlüssig bei Mastricht stehen blieben, erstieg Löwendal in der Nacht vom 5—16. September Bergen op Zoom, das Meisterwerk Coehorns. Seine Sturmkolonnen stießen in allen Werken nur auf 300 Mann, die sorglos gar keinen Widerstand leisteten. Noch ehe Alarm geschlagen wurde, befanden sich die Franzosen mitten in der Stadt. Es waren nicht mehr die Holländer aus der Zeit Wilhelms III.! Batthiany schreibt über sie: „Bald fassen sie einen verzweifelten Entschluß, bald wieder überlassen sie sich einem ganz ungegründeten Gefühle der Sicherheit. Uebel geleitet und übel gehorchend, räumen sie bei jeder Gelegenheit das Feld."

Bergen op Zoom.

Unterhandlung

Wieder begannen Unterhandlungen, die Noth drängte dazu, das englische Volk fand die steigende Steuerlast unerträglich. Wie war es erst in Frankreich! Der Finanzminister Orry erklärte dem König, daß er kein Geld mehr aufzutreiben wisse; die Intendanten meldeten aus den Provinzen, es sei unmöglich, neue Mannschaft auszuheben; der aus Guyenne berichtete, die Bevölkerung sei nahe

*) Weber l. c. 133—35.
**) Oester. milit. Zeitschrift. 1836. B. IV. 258—68.

daran Hungers zu sterben*). Seit der Niederlage seiner Flotte am Cap Finisterre war Frankreich abgesperrt zur See und lag sein Handel vollkommen darnieder. In der Schlacht von Laveld war der englische Reitergeneral Ligonier in die Gewalt der Feinde gefallen. Ludwig XV. schenkte ihm die Freiheit und drückte ihm selber seine Geneigtheit aus, Frieden zu schließen. Moritz ergänzte diese Andeutungen**): der König liebe den Krieg nicht und die Nation hasse ihn; er selbst wünsche die Fortsetzung desselben eben so wenig, denn treffe ihn ein Unfall, so werde selbst der König ihn nicht beschützen können; er besitze bereits alle Ehren, die er wünsche; bei seiner gestörten Gesundheit bedürfe er der Ruhe. Cumberland und Moritz würden vereint am besten den Frieden stiften. Was den König von Frankreich betreffe, so fordere er Nichts für sich selbst, er sei bereit, Flandern zurückzugeben, jedoch mit Ausnahme von Furnes, welches er behalten wolle, wenn die Engländer auf der gänzlichen Schleifung von Dünkirchen bestehen; gestatten sie aber, daß jener Hafen in seinem bisherigen Zustand bleibe, so werde sich der König mit der Zurückgabe von Cap Breton begnügen, dafür würden aber die Franzosen das vor Kurzem eroberte Madras zurückstellen. Genua müßte wieder hergestellt und der Herzog von Modena in seine Staaten wieder eingesetzt werden; daß Spanien berücksichtigt und in den Vertrag eingeschlossen werde, verlange die Ehre Frankreichs. In England vernahm man dieses Angebot mit Freude, nur traute das Ministerium dem Herzog von Cumberland nicht Ruhe und Besonnenheit genug für die Friedensverhandlungen zu, fürchtete vielmehr, er möchte bei seinem aufbrausenden Wesen und seiner Unerfahrenheit in diplomatischen Geschäften von Moritz überlistet werden. Die Verhandlungen sollten nur dem Namen nach in den Händen des Herzogs sein. Lord Sandwich kam insgeheim mit dem französischen Minister Marquis de Puysieux in Lüttich zusammen und ließ die Geneigtheit durchblicken, Cap Breton gegen anderweitige Zugeständnisse an Frankreich zurückzustellen. Beide kamen darauf überein, ein Congreß aller am Kriege betheiligten Mächte solle in Aachen eröffnet werden. Für Cumberland war es ein Schnitt ins Herz! Wie gerne wäre er als der Friedensstifter Europas dagestanden, wie einst Eugen mit Villars in Rastadt der erschöpften Welt den ersehnten Frieden verschafft hatte. Weil man in Frankreich die Vorliebe Georgs II. für seinen Sohn Cumberland kannte, so hatte man jenen Vorschlag gemacht, um den Hof für den Frieden zu gewinnen. Früher war schon angedeutet worden, wenn England und Frankreich, die allein Hilfsgelder zahlten, sich zum Frieden einigen würden, so könnten die andern Mächte den Krieg nicht fortführen. England

Nur spät kam der Congreß zusammen, langsam schritten die Verhandlungen voran. Daneben gingen drei geheime Verhandlungen der Höfe einher. Spanien unterhandelte im tiefsten Geheimniß in London, Maria Theresia durch Vermittlung des sächsischen Hofes mit Versailles und des portugiesischen Hofes mit Madrid. In Aachen war Frankreich vertreten durch den Grafen Saint-Severin d'Aragon, Spanien durch den Marquis von Sotomayor, Holland durch den Grafen Bentinck, den Baron Wassenaer und Hasselaer, Modena durch den Grafen Monzone, Genua durch den Marquis Doria, England durch Lord Sandwich, Sardinien durch den Grafen de la Chavanne, Oestreich durch den Grafen Kaunitz, der durch Scharfblick und Gewandtheit Maria Theresias Vertrauen verdiente. Kaunitz traf erst am 18. März in Aachen ein. Im Laufe der Verhandlung näherten sich Oestreich und Frankreich, gab aber England Oestreich preis, um beträchtliche Handelsvor- Congreß zu Aachen.

---

*) Flassan, Diplom. française V. 428.
**) Mahon l. c. III. Chap. 30.

theile von Spanien zu erlangen. Der Vertrag von Worms hatte Maria Theresia Entschädigung für die Gebiete verheißen, die sie an Sardinien abtrat. England verlangte nun diese Abtretungen an Sardinien, ließ aber die Forderung von Entschädigungen hiefür fallen, im Gegentheil sollte auf Kosten Maria Theresias auch Don Philipp in Italien ausgestattet werden. Als Robinson die Kaiserin mahnen wollte, unter den Bedingungen, die England zum Nachtheil für sie aufstellte, Frieden zu schließen, loderte ihr Unmuth auf: England habe sie zur Abtretung Schlesiens an Friedrich II., zur Aufopferung eines Theils der Lombardie an Sardinien gedrängt und doch sei sie von Unterhandlungen ausgeschlossen, welche ihre eigenen Angelegenheiten betreffen; ihre Feinde würden ihr bessere Bedingungen einräumen, als ihre Verbündeten. „Wenigstens werden sie den Frieden, dessen sie nicht minder bedürfen als ich selbst, wegen eines Streites zwischen mir und dem König von Sardinien über ein Stückchen Land mehr oder weniger oder über die Auslegung des Vertrages nicht verweigern. Und wer sagt Euch, daß Spanien Parma und Piacenza verlangt? Es würde Savoyen bei weitem den Vorzug geben. Setzt mich in Italien in den Besitz meiner Staaten vor dem Kriege wieder ein und ich will den Infanten versorgen. Da ist jedoch Euer König von Sardinien, der Alles erhalten muß, ohne daß man auf mich die geringste Rücksicht nimmt. Guter Gott, wie bin ich von Eurer Regierung behandelt worden! Da ist außerdem noch Euer König von Preußen! Ja fürwahr, all' diese Umstände zusammengenommen reissen zu viele alte Wunden auf, indem sie gleichzeitig neue und empfindliche schlagen*)." Die alte Verbindung mit England war damit aufgelöst, ein Bund mit Frankreich nahe gelegt.

Maria Theresia.

Doch stand Oestreich, wenn auch von seinen Verbündeten verlassen, nicht ganz vereinsamt da. Rußland näherte sich ihm, ja es kam sogar zu einem Schutz- und Trutzbündniß, 2. Juli 1746**). Elisabeth haßte Friedrich II., Maria Theresia fürchtete einen neuen Angriff von ihm. Beide versprachen sich, im Fall eine dieser Mächte angegriffen werde, 30,000 Mann Hilfstruppen: breche der König von Preußen den Frieden, so sei Maria Theresia ihres Verzichtes auf Schlesien entbunden und werde ihr Elisabeth zur Eroberung dieses Landes mit 60,000 Mann beistehen. Wenn die Pforte den Belgrader Frieden breche und eine der beiden Mächte angreife, so solle die andere alsogleich der Türkei den Krieg erklären und in deren Gebiet einrücken. Die Türkei jedoch erneuerte durch Vertrag vom 25. Mai 1747 den Belgrader Frieden für ewige Zeiten. Am 30. November 1747 schlossen aber die Seemächte mit Rußland einen Vertrag, wornach dieses ihnen gegen bestimmte Zahlung 30,000 Mann zu Hilfe sandte. Diese Truppen, vom Fürsten Repnin befehligt, waren auf dem Marsch durch Polen, Böhmen nach dem Rhein. Die Holländer wie die Franzosen sahen ihrer Ankunft mit Sorge entgegen.

Rußland. Türkei.

Kriegsplan für 1748.

Nach dem Kriegsplan sollten die Verbündeten in den Niederlanden 1748 mit 186,000 Mann, in Italien mit 90,000 Mann den Kampf wieder aufnehmen. Doch das Frühjahr nahte heran und noch war nicht ein Drittel der Truppen beisammen. Rascher waren die Franzosen. Moritz machte Scheinbewegungen, als wolle er Breda angreifen, warf sich aber am 3. April mit aller Macht auf Mastricht. Die Besatzung betrug 10,000 Mann und die Franzosen merkten am

Mastricht

*) Arneth III. 363—64.
**) Arneth III. 331—33.

entschlossenen Widerstand gar bald, daß 5000 Oesterreicher darunter waren. Mit den Worten „in Mastricht liegt der Friede" suchte Moritz die Franzosen zu den letzten Anstrengungen zu befeuern. Der Friede lag nicht in Mastricht, nutzlos wurde dort Blut vergossen*), er lag in der Erschöpfung Englands und Frankreichs, er lag in dem Umstand, daß England in der Preisgebung Maria Theresias seinen Vortheil fand, und Frankreich in der Trennung der Verbündeten. — Am 30. April schloßen England und Holland mit Frankreich die Präliminarien ab: alle Eroberungen werden in jedem Welttheil gegenseitig zurückgestellt. Dünkirchen behält auf der Landseite seine Befestigungen, während sie nach der Seeseite hin geschleift werden. Die Herzogthümer Parma, Guastalla und Piacenza werden dem Infanten Don Philipp zugewiesen; stirbt er aber ohne Nachkommenschaft oder gelangt er auf den Thron von Neapel, so fallen Parma und Guastalla an das Haus Oestreich und Piacenza an Sardinien. Der Herzog von Modena und die Republik Genua werden in ihre alten Besitzungen einschließlich Finales wieder eingesetzt. Die Abtretungen, welche der Vertrag von Worms an Sardinien bestimmte, werden mit Ausnahme von Piacenza und Finale bestätigt. Der Asiento-Vertrag wird auf vier Jahre erneuert (Vertrag von 1713). Die Artikel des Vertrages von 1718, welche auf die Gewährleistung der protestantischen Erbfolge und die Ausweisung des Prätendenten wie der Familie desselben aus Frankreich Bezug haben, werden bestätigt und zur Ausführung gebracht. Franz von Lothringen wird als römischer Kaiser anerkannt und die pragmatische Sanction, jedoch mit Ausnahme der an Preußen und Sardinien geschehenen Abtretungen, von allen Mächten gewährleistet. Das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz wird dem König von Preußen noch insbesondere gewährleistet. Der Umstand, daß in diesem Vertrage die französische Sprache gebraucht ist, kann die Mächte, welche sich dieser Sprache nicht zu bedienen pflegen, weder für künftige Verträge zur Anwendung derselben verbinden, noch eine Ursache zur Beanständung der gegenwärtigen Vertragsurkunde sein. In einem geheimen Vertrag ward noch bestimmt, jede Macht, welche sich weigere dieser Verabredung beizutreten, solle der ihr darin zu Theil werdenden Vergünstigungen verlustig sein**).

Friede zu Aachen.

Damit war den Andern das Messer an die Kehle gesetzt. Maria Theresia ließ erklären, sie habe von ihrem Standpunct viel gegen die Präliminarien einzuwenden, füge sich aber denselben. Der englische Gesandte, der ihr Glück zu wünschen kam, wurde nicht vorgelassen, Beileidsbezeugungen seien eher am Platz. Spanien konnte die Begünstigung Englands im Negerhandel kaum verschmerzen, und Sardinien den Umstand, daß ihm mit Finale der Zutritt zur See benommen sei. Doch traten alle dem Frieden bei, dessen Urkunde am 18. October 1748 von den Seemächten und Frankreich, am 23. October von Kaunitz für Oestreich,

Unzufriedenheit.

*) Arneth III. 362.
**) Wenck, Codex juris gentium recentissimi. II. 310.

am 25. October von Genua, am 28. October von Modena und am 7. November
Mastricht von Sardinien unterzeichnet wurde. Was Mastricht betrifft, so hatten die Präliminarien bestimmt, daß die Belagerung fortgesetzt werde, sonst aber überall Waffenstillstand eintreten solle; hatte doch Maria Theresia längst verlangt, daß man dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende mache. Am 3. Mai ward der Waffenstillstand auch auf Mastricht ausgedehnt, Moritz aber verlangte die Aufsteckung der weißen Fahne, am 7. Mai zog er als Sieger ein. Zwei Jahre darauf starb er im Schlosse Chambord, 54 Jahre alt. Als er hörte, daß Ludwig XV. im Frieden alle seine Eroberungen herausgebe, sagte er: „Frankreich ist reich genug, um seinen Ruhm zu bezahlen."

So endete dieser blutige Krieg. Friedrichs II. Angriff auf Schlesien wurde bald ein Kampf gegen den Bestand Oestreichs und flossen Ströme von Blut. Rußland und Schweden wurden in den Kampf hineingezogen wie Spanien und Holland, man stritt bei Velletri dafür wie in der Ebene von Culloden, am Kymmenefluß wie am Var, bei Cap Breton wie in der Nähe von Madras — ein Beweis, wie viele Fragen sich an den Bestand Oestreichs knüpfen. Preußen ging um eine Provinz reicher und mit Kriegsruhm aus dem Kampf hervor, Oestreich in seinem Besitz empfindlich geschmälert, aber innerlich geeinigt, neu gekräftigt, von hohem Selbstgefühl getragen. Den reinsten Kranz des Ruhmes trug seine Herrscherin davon, sie hatte nur ihr Recht vertheidigt, aber mit seltenster Größe der Seele.

Die acht Friedensjahre 1748—56.

Der Streit zwischen Friedrich und Maria Theresia hatte Jahre hindurch Europa erschüttert: jetzt finden wir beide eifrigst beschäftigt, die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen, Gebrechen, welche einem gesunden Fortschritt entgegenstanden, abzustellen, die Kräfte ihrer Völker zu steigern, um für neue Kämpfe hinlänglich gerüstet zu sein.

Fassen wir zunächst Friedrich II. ins Auge, dessen Thätigkeit in den zehn Jahren des Friedens (1746—56) eine erstaunliche zu nennen ist. Unablässige Arbeit des Fürsten erscheint ihm als Pflicht der Stellung. „Die Bürger," heißt es in seinen nachgelassenen Werken*), „haben einem Ihresgleichen den Vorrang nur wegen der Dienste eingeräumt, welche sie von ihm erwarteten, nämlich Aufrechthaltung der Gesetze, Handhabung der Gerechtigkeit, Vertheidigung des Staates gegen dessen Feinde, Widerstand gegen Sittenverderbniß und Hebung des Wohlstandes. — — Es gibt kein Wohl, als das allgemeine des Staates, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufhörlich zurückrufen, daß er Mensch, wie der geringste seiner Unterthanen, und daß er der erste Diener des Staates ist." — Dem 16jährigen Herzog Karl Eugen von Wirtemberg, dem Sohn Karl Alexanders, der durch seinen Einfluß auf Kaiser Karl VII. 1744 für volljährig erklärt worden ist, schrieb Friedrich II.: „Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es durch die Wohlthaten, die sie über Menschen verbreiten, nicht durch Gewaltthätigkeiten gegen Starrköpfe. Glauben Sie nicht, daß das Wirtembergerland Ihretwegen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen**)." Friedrich II.

Demgemäß war sein Leben Arbeit, 5—6 Stunden Schlaf genügten — im Sommer stand er um 3, im Winter um 4 Uhr auf. Die Diener hatten strengen Befehl, ihn nicht länger schlafen zu lassen. Er kleidete sich selber an und las dann die wichtigeren eingegangenen Berichte der Behörden durch und ertheilte die nöthigen Befehle***). Friedrich nahm den ganzen Umfang seiner Regierung in seine Hände, Verwaltung im Inneren, wie Leitung der auswärtigen An- Arbeitsamkeit.

*) Oeuvres posthumes VI. p. 63.
**) Göttinger Magazin I. S. 633.
***) Stenzel IV. 284.

gelegenheiten. Seine Minister waren nur die Vollstrecker seines Willens, sie hatten nur das Material zu ermitteln und zusammenzustellen und seinen Sinn in Denkschriften auszuarbeiten. Er selber behielt die Zügel straff in seiner Hand. Von seinen Beamten verlangte er vor Allem Wachsamkeit, Arbeitsamkeit und unbestechliche Ehrlichkeit. Sie mochten ihn um den Sinn seiner Befehle fragen, wenn er ihnen dunkel erschien; aber Rechenschaft zu geben sei er ihnen nicht schuldig. Der König war die Seele der Regierung. „Ich verberge meine Absicht denen, die mich umgeben, sagt er einmal; ich täusche sie sogar darüber, denn wenn sie vermutheten, was ich im Sinne habe, so könnten sie davon sprechen, ohne die Folgen zu ahnen; nur durch das Geheimniß kann ich mich vor Schaden bewahren. Ich verschließe mein Geheimniß in mich selbst; ich bediene mich nur eines Sekretärs, von dessen Zuverlässigkeit ich versichert bin. Wenn ich mich nicht selbst bestechen lasse, so ist es unmöglich meine Absicht zu errathen*)." — War die Arbeit abgethan, so griff er zur Flöte. „Doch war seine Seele weniger beim Spiel, in das sie nur ihre Stimmung hauchte, als bei den Angelegenheiten. Ganz mit sich selber, allein überlegte er sich die schwierigen Fragen, und gab seine Entscheidung, wenn seine Räthe mit der Ausarbeitung seiner Befehle zurückkamen**)."

Erholung

Der Tag ging in Arbeit vorüber. Erholung, um zu neuer Arbeit Spannkraft zu haben, suchte der König in Musik, in Lectüre, im Umgang mit geistreichen Männern. Bei der Tafel am Abend war meist eine Gesellschaft witziger und kenntnißreicher Männer um ihn versammelt. Da ließ der König seiner Spottlust oft den Zügel schießen, da wurden die neuesten Erscheinungen der Literatur, die wichtigsten Fragen der Philosophie und Geschichte besprochen. Friedrich II. selber hatte schriftstellerischen Trieb und fand, trotzdem er die Last der Regierung allein trug, doch Zeit, noch so viel zu schreiben, daß seine sämmtlichen Werke eine große Anzahl von Bänden umfassen. Aber er schrieb

Schriften

französisch: an seinem Hof wurde oft lange kein deutsches Wort gesprochen. Von dem Geist, der sich in der deutschen Literatur zu regen begann, hatte dieser deutsche König keine Ahnung. Die Franzosen erschienen ihm als das Volk der wahren Bildung, ihre Sprache als der edelste Träger des Geistes, von ihnen wollte er vor Allen geschätzt sein. Begreiflich, daß er den Mann, welcher ihm als wahrer Musterfranzose, als der größte Dichter aller Zeiten, als der

Voltaire.

klarste Kopf, als der erste Meister der Sprache galt, daß er Voltaire bei sich zu haben wünschte. Er lud ihn ein, und der Dichter kam, zumal der Tod der Marquise ihn von gewissen Banden befreit und einige Kränkungen ihm den Aufenthalt in Paris und Versailles unliebsam gemacht hatten.

Carroussel.

Bei einem Ringelrennen, 25. August 1750, zu Ehren Wilhelminens, bei welchem Römer, Perser, Tataren und Griechen die Quadrille bildeten, wurde die

*) Ranke III. 482.
**) Ranke l. c. 480.

Anwesenheit des langen hageren Fremdlings mit einem Murmeln der Bewunderung mitgetheilt: „Voltaire, Voltaire!“ Freude strahlte aus den Augen des Franzosen über den Ruhm, den er genoß, und über den Rang seiner Bewunderer — und er dankte in einem Vers, der seine Huldigung ausdrückt:

„Nie war in Rom und in Athen,
Ein Festspiel, dessen Glanz vor diesem nicht erbleichte:
Mit Paris Zügen war der Sohn des Mars zu sehen,
Und Venus war es, die den Apfel reichte*).“

Unter der Venus war Amalia, die schöne Schwester Friedrichs, verstanden. In der That Voltaire hatte sich herbeigelassen, ins Land der Barbaren zu ziehen, denn so erschienen ihm die Deutschen. Lieber wäre er allerdings in Paris geblieben und lieber hätte er sich in Versailles im Glanze des Hofes gesonnt. Aber der König mochte sein zudringliches Wesen nicht und hatte seine religiösen Bedenken gegen den Freigeist, obschon Voltaire eine Lobrede auf Ludwig XV., ja eine auf Ludwig den Heiligen, und die Geschichte des letzten Kriegs im Hofton verfaßt hatte. Als der Dichter in seiner Eigenschaft als Hofhistoriograph anfragte, ob er nach Berlin gehen dürfe (— wie gerne hätte er sich zurückhalten lassen, wie gern hätte er auch diplomatische Aufträge übernommen! —), kehrte ihm der König mit einem ungnädigen, — „er könne gehen, wohin er wolle“ — den Rücken. Auch die Pompadour, die sich ihm sonst immer gewogen zeigte, that nicht, als ob sie über seine Abreise traurig wäre, und gab ihm nur Grüße an den König von Preußen mit, welche dieser, als sie ihm ausgerichtet wurden, empört über dieses Vertraulichthun einer Kebse mit den stolzen und folgenschweren Worten zurückwies: „Je ne connais pas cette personne.“ Voltaire hatte 4000 Thaler Reisegeld verlangt und Friedrich, der sonst sparsam war, es sogleich gesendet. Als Voltaire noch immer mit der Abreise zögerte, wandte Friedrich einen Kunstgriff an, der sogleich wirkte. Er schrieb einem jungen Dichter, der bisher Friedrichs literarischer Correspondent in Paris gewesen war, er möge als aufgehende Sonne erscheinen, wenn Voltaire im Niedergang begriffen sei**). Voltaire sprang aus dem Bett, als er diese Zeilen las: „Was, ich will ihnen zeigen, daß ich noch keine untergehende Sonne bin. Jetzt geh' ich.“ Voltaire in Berlin.

Am 10. Juli 1750 traf der Dichter in Potsdam ein, und Friedrich wandte Alles an, um diesen Mann, den er für den größten Schriftsteller seiner Zeit hielt, dauernd an seinen Hof zu fesseln. Als ihm Voltaire eines Tags ein Schreiben seiner Nichte Denis vorlas, die untröstlich darüber that, daß er immer von Paris fern bleiben solle, sandte ihm der König den Kammerherrenschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens, die Zusicherung eines Jahresgehaltes von 20,000 Livres, freier Wohnung und Tafel im königlichen Schloß und einer Equipage, und ein Schreiben, das noch mehr werth war, als all' dieses, worin es unter Anderem hieß: „Sie sind Philosoph, ich bin es auch. Was ist natürlicher, als daß zwei Philosophen, gemacht mit einander zu leben, durch gleiche Studien, gleichen Geschmack und gleiche Denkart verbunden, sich diese Genugthuung geben? Ich achte Sie als meinen Lehrer in Beredtsamkeit und Wissen; ich liebe Sie als einen tugendhaften Freund. — Ich habe nicht die thörichte Anmaßung zu meinen, daß Berlin Paris aufwiegen könne. Wenn Reichthum, Größe und Pracht eine Stadt liebenswerth machen, so treten wir gegen Paris zurück. Wenn der gute Anstellung.

*) Nach der Uebersetzung von Strauß, Voltaire S. 145. Die Stelle ist aus Oeuvres de Voltaire XIII. 320.

**) Oeuvres de Fréderic XIV. 95.

Geschmack an einem Ort der Welt seinen Sitz hat, so gestehe ich, es ist in Paris. Aber bringen Sie denn diesen Geschmack nicht überall hin, wo Sie sind? Wir haben Hände, Ihnen Beifall zu klatschen, und was das Gefühl betrifft, so räumen wir keinem Orte der Welt den Vorrang ein. — — Sie werden hier glücklich sein, so lang ich lebe. Sie werden als der Vater der Wissenschaft und des Geschmackes angesehen werden und in mir all' die Tröstungen finden, die ein Mann von Ihrem Verdienst von einem erwarten kann, der ihn zu schätzen weiß *)." — Das war Sonnenglanz der Huld eines geistreichen Königs. Wer hatte es jetzt besser als Voltaire und wie wurde seiner Eitelkeit geschmeichelt! Er wohnte im Schloß neben dem König. Fürsten, Minister, Gesandte machten ihm den Hof als dem erklärten Liebling. Er hatte freie Verfügung über seine Zeit; er schreibt

Beschäftigung. an seine Nichte: „Mein Geschäft ist, Nichts zu thun. Ich genieße meiner Muße, eine Stunde des Tages widme ich dem König, um seine Werke in Prosa und Versen ein wenig abzurunden. Ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerherr. Den Rest des Tages habe ich für mich und der Abend schließt mit einem angenehmen Souper." — Was bei diesen Abendversammlungen an des Königs Tafel besprochen wurde, darüber schrieb er später: „An keinem Orte der Welt sprach man so frei über alle Arten menschlichen Aberglaubens; nirgends wurden sie mit so viel Spott und Verachtung behandelt, als bei den Soupers des Königs von Preußen. Gott wurde mit Achtung behandelt, doch keiner von denen geschont, die in seinem Namen die Menschen betrogen." — Voltaire erwiderte die Bewunderung. Er schreibt aus Potsdam: Dieser ehemals so wilde Ort ist jetzt eben so sehr durch die Künste verschönert wie durch den Ruhm geadelt. 150,000 siegreiche Soldaten, keine Procuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, ein Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmuth, Grenadiere und Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle, Gesellschaft und Freiheit; — wer sollte es glauben und doch ist Alles ganz wahr." — Voltaire legte damals seine letzte Feile an „Das Jahrhundert Ludwigs XIV." Dann schrieb er das Lehrgedicht „Das natürliche Gesetz." Seine Drama „Das gerettete Rom" wurde auf einem kleinen Theater im Vorzimmer der Prinzessin Amalia aufgeführt. Prinzen und Prinzessinen spielten die Rollen, Voltaire den Cicero. Friedrich schreibt noch 1778: „Nichts entging seinem Wissen. Die Unterhaltung mit ihm war eben so belehrend als angenehm. Seine Einbildungskraft eben so glänzend, als reich, sein Witz eben so schnell, als treffend. — Mit einem Wort, er war die Freude jeder Gesellschaft **)."

Allein an diesem Himmel in Berlin und Potsdam stiegen bald finstere Wolken auf. Die Stellung Voltaires war glänzend, aber er befand sich auf glattem Boden; daß sie auf die Dauer unhaltbar wurde, daran waren Voltaires Fehler, Geiz und Herrschsucht, vor Allem schuld.

Neben dem glänzenden Gehalt, den er bezog, verschmähte der Dichter schmutzigen Gewinn nicht. Wenn man auch Formeys Behauptung ***) nicht glauben will, er habe halbabgebrannte Wachskerzen eingesteckt und verkaufen lassen, er habe beim Spiel unehrenhaften Gewinn gemacht, so wirft doch der Proceß

*) Friedrichs Brief vom 23. August 1750.
**) Eloge de Voltaire.
***) Formey, Souvenirs I. 230 ff.

mit dem Juden Hirsch ein steten Flecken auf seinen Namen. Der eilfte Artikel des Dresdener Friedens hatte bestimmt, daß preußischen Unterthanen sächsische Steuerscheine, die sie in Händen hatten, Capital und Zins zur bestimmten Zeit ohne Abzug ausgezahlt werden müssen. Wenn nun preußische Unterthanen den sächsischen, welche ihre Steuerscheine nur zum Curswerth anbrachten, solche Papiere abkauften, so konnten sie Gewinn machen, denn die sächsische Kasse mußte sie ihnen zum vollen Nennwerth auszahlen. So hatte Friedrich diesen Artikel nicht verstanden und darum seinen Unterthanen verboten, sächsische Steuerscheine zu kaufen. Voltaire war der Gast und Günstling des Königs und durfte am allerwenigsten dessen Gebot übertreten, aber seine schmutzige Gewinnsucht ließ ihn diese zarte Rücksicht vergessen. Er bot dem Berliner Juden Abraham Hirsch, von dem er Brillanten für seine Kleidung in der Rolle als Cicero bezogen hatte, einen Wechsel auf Paris mit 14,500 Thlr. an, daß er für ihn nach Dresden reise und Steuerscheine kaufe, die damals sehr niedrig, auf 63, standen. Voltaire gedachte dann diese Scheine mit ihrem Nennwerth einlösen zu lassen und so einen Reingewinn von 10,000 fl. zu machen. Damit kein Beweis vorliege, sollte in den Briefen nur von Pelzwerk oder Diamanten die Rede sein. Voltaire stachelte den Juden noch damit, wie er durch seinen Einfluß beim König Alles vermöge und ihn so auch zum Hofjuwelier befördern könne. Der Jude wollte aber nebenbei noch Gewinn für sich machen und meldete, daß die Steuerscheine auf 70, bald daß sie auf 75 stehen, brachte Ausflüchte vor und sandte keine Steuerscheine. Voltaire wurde unruhig und ließ seinen Wechsel auf Paris protestiren. Der Jude, der auf eigene Rechnung Geschäfte gemacht hatte, kam dadurch in Verlegenheit, und verlangte bei seiner Rückkehr Schadenersatz. Um ihn für seine Reisekosten und Mühewaltung zu entschädigen und zugleich zu beschwichtigen, kaufte ihm Voltaire für 3000 Thlr. Diamanten ab, bereute es aber wieder, in der Meinung, er sei vom Juden übervortheilt worden, und forderte die dafür angerechneten 3000 Thlr. zurück gegen Rückgabe der Juwelen. Dieß wollte der Jude wieder nicht gelten lassen, denn die Diamanten könnten vertauscht sein, und so fand im Schloß, wo Voltaire nur den höchsten Fragen der Philosophie und dichterischem Schaffen leben sollte, mehrere Tage ein klägliches Feilschen mit dem Juden statt, welcher später behauptete, eines Tages hätten Voltaire und dessen Diener ihm einen Ring vom Finger gerissen und ihn heftig zum Zimmer hinausgestoßen; ein andermal habe Voltaire ihn an der Gurgel gepackt und ihn im Zimmer herumgezogen und ihm gedroht, durch seinen Einfluß ihn lebenslänglich in's Gefängniß werfen zu lassen, wenn er die Diamanten nicht wieder nehme und alles Schriftliche zurückstelle. — Der Jude behauptete, Voltaire habe seine Quittungen gefälscht. Die Sache kam vor Gericht. — Wer so hoch gestellt und vor Allen mit Gunst überschüttet ist, hat Neider zu fürchten. Welches Hohnlachen über Voltaires Treiben! Die Richter behandelten die Sache nüchtern und gerecht. Der Proceß ist gedruckt*): Hirsch hat dabei viel gelogen, Voltaire nicht minder. Der Jude wurde verurtheilt, den Pariser Wechsel auszuhändigen, 10 Thaler Strafe für Abläugnung seiner Unterschrift zu zahlen. Die Juwelen wurden von geschworenen Sachverständigen geschätzt und mußten um diesen Preis bezahlt werden. Voltaire erbot sich zu einem Eid, den die Richter aber für einen Meineid hielten. Schließlich schwor er nicht und fand sich mit dem Juden um den Verlust von 1000 Thlr. ab. In den Augen von Sachverständigen hatte

Abraham Hirsch.

---

*) Klein, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit V. 215—60.

Lessing Voltaire einen starken Makel auf sich gezogen. Lessing, welcher die französischen Actenstücke zu übersetzen hatte, drückte seine Meinung in dem Epigramm aus:

Um kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V*** war ein größerer Schelm als er*).

Friedrich II. Aber wie war erst Friedrich enttäuscht! Er schrieb an Wilhelmine: „Voltaire beschwindelt die Juden, er wird sich durch einen Purzelbaum wieder herausschwindeln." — An Voltaire, der am Schluß des Processes anfragte, ob er zu ihm nach Potsdam kommen könne, schrieb er: „Sie hatten die häßlichste Geschichte von der Welt mit dem Juden und erregten in der Stadt ein skandalöses Aufsehen. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist den Sachsen so bekannt, daß man sich sehr hart bei mir beklagt hat. — Ich für meinen Theil habe in meinem Hause bis zu Ihrer Ankunft Frieden erhalten und ich sage Ihnen, daß, wenn Sie Ränke und Kabalen lieben, Sie sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe ruhige und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschließen als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein und Sie können eben so gut in Berlin bleiben." — Welch ein Unterschied zwischen diesem Brief und dem Schreiben, das mit seiner Anstellung verbunden war! Voltaire erklärte demüthig, er habe gefehlt. Der Riß wurde mühsam geheilt, um bald wieder von neuem aufzubrechen.

Voltaire u. Maupertuis. Voltaire verhetzte den Kreis der Schöngeister, welche Friedrich II. um sich versammelt hatte, er wollte allein gelten und beneidete jeden um die Gunst, die er beim Könige genoß. Zum Großkanzler Jarriges hatte er schon früher gesagt: „Wissen Sie nicht, daß wenn sich zwei Franzosen an einem fremden Hofe oder in fremdem Lande beisammen befinden, einer von ihnen sterben muß!" — Friedrich hatte ihm schon in seinem Schreiben vom 24. Januar vorgeworfen, daß er nur auf sein Andringen d'Arnaud entlassen und Fréron aufgegeben habe. Namentlich auf Maupertuis, den ständigen Präsidenten der Akademie, warf der Dichter seinen Groll, er hätte diese Stelle selber gerne bekleidet. Maupertuis, stolz auf seine Leistungen, seinen Ruhm, seine Stellung, sah auf Voltaire herab als auf einen windigen Poeten; dieser fand hingegen, es fehle jenem an Geist. In seinen Briefen klagt er über das mürrische Wesen des Mannes, der ihn immer mit seinem Quadranten messe: er habe das Problem nicht gelöst, im Umgang angenehm zu sein; er habe ein Buch über das Glück geschrieben, aber er beglücke weder diejenigen, die es lesen, noch diejenigen, die mit ihm leben müssen, er selber sei nicht glücklich und es würde ihn betrüben, wenn Andere es wären. Bald glaubte Voltaire, auf bestimmte Beweise der Feindseligkeit des Präsidenten zu stoßen. „Maupertuis," schreibt er seiner Nichte, „hat ausgesprengt, daß ich die Verse des Königs schlecht finde, daß ich, als der König eben mir wieder Verse zur Durchsicht sendete, zu Jemanden gesagt hatte: wird er denn niemals müde mir seine schmutzige Wäsche zum Reinigen zu geben? In der That hatte Voltaire in ähnlichen Worten von den Dichtungen des Königs zu General Manstein gesprochen**),

---

*) Lessing ed. Lachmann I. S. 32.

**) Voilà le Roi, qui m'envoye son linge sale à blanchir. Souvenir d'un citoyen I. 294. Brief an seine Nichte vom 24. Juni 1752.

während er mit katzenartiger Falschheit dem Könige schmeichelte, ihm z. B. über sein Lehrgedicht von der Kunst des Krieges*) schrieb: „Nur Ihnen geziemt es diesen Tempel zu bauen, wie es Ovid geziemte die Liebe zu besingen und Horaz eine Ars poetica zu schreiben. — Das ganze Gedicht ist Ihrer würdig, und wenn ich meine Reise bloß unternommen hätte, um etwas so Einziges zu sehen, so dürfte ich meine Abwesenheit vom Vaterland nicht bereuen." Und wieder: „Sie sind wohl der größte Mensch, der je geherrscht hat." Dabei konnte er aber bittere Dinge über denselben König in Versen sagen**). Friedrich war für Lob sehr empfänglich; so schreibt er an Voltaire 1751: „Ich bin soeben von sechs Zwillingen entbunden worden, die im Namen Apollos in den Wassern der Hippokrene getauft werden sollen. La Henriade wird gebeten, Gevatter zu stehen: Sie werden so gefällig sein, sie heute Abend um 5 Uhr in das Zimmer des Vaters zu bringen. D'Arget Lucina wird sich einfinden, und die Phantasie des Homme Machine wird die armen Kindlein über dem Taufbecken halten***)." Aber das Verhältniß war doch einmal gestört. Jeder Windstoß konnte den Riß, der nur verkleistert war, wieder öffnen. Voltaire gerieth in Bestürzung, als La Mettrie eines Tages bei ihm fallen ließ, der König habe im Gespräch über die Gunst, in der Voltaire bei ihm stehe, und den Neid, den sie errege, geäußert, er werde ihn höchstens noch ein Jahr nöthig haben: „Man preßt die Orange aus und wirft die Schale weg." La Mettrie starb bald darauf, ohne daß Voltaire sich vergewissert hätte, ob auch Friedrich wirklich diese Aeußerung gethan.

Dieser La Mettrie war ein unbesonnener, sonst aber gutmüthiger Mensch, La Mettrie.
der den rohesten Materialismus mit der heitersten Miene von der Welt predigte, ein Mann von unverwüstlicher Lustigkeit. Julien Offray de la Mettrie†), geboren 1709 in Saint-Malo, der Sohn eines reichen Kaufmanns, der ihm eine glänzende Erziehung angedeihen ließ, war zuerst eifriger Jansenist, widmete sich aber dann gegen den Willen seines Vaters dem Studium der Medicin. In Leyden hörte er Boerhaave, von dem er mehrere Schriften übersetzte. 1742 wurde er Regimentsarzt bei den Gardes françaises und wohnte den Schlachten bei Dettingen und Fontenoy bei. Während der Belagerung von Freiburg erkrankte er, und schloß aus der geistigen Abspannung, die ihn in Folge seines Leidens befiel, daß die Fähigkeit, zu denken, nur eine Folge unserer körperlichen Organisation sei und daß die geringste Krankheit des Körpers sich auch in Störungen des Denkvermögens zeige. Das Werk, in dem er diese Gedanken ausdrückte, und in welchem er auch die größten Aerzte seiner Zeit mit der Rohheit eines Cynikers angriff, zog ihm die Verfolgung seiner Amtsbrüder und der Geistlichkeit zu; er verlor seine Stelle und nur die Flucht rettete ihn vor der Bastille. Als er in Leyden sein Hauptwerk: „L'homme Machine" veröffentlichte, erhoben sich auch die reformirten Geistlichen wider ihn und sein Buch wurde durch den Henker verbrannt. Da bot ihm Friedrich, der in ihm ein Opfer der Unduldsamkeit sah, die Stelle eines

*) L'art de la guerre.

**) So zeichnet er ihn in La Loi naturelle:

Assemblage éclatant de qualités contraires,
Ecrasant les mortels et les nommant ses frères,
Misanthrope farouche avec un air humain,
Souvent impétueux et quelquefois trop fin,
Modeste avec orgueil, colère avec faiblesse,
Pétri de passion et cherchant la sagesse,
Dangereux politique et dangereux auteur,
Mon patron, mon disciple et mon persécuteur.

***) Oeuvres de Fréderic XXII. 266.

†) Biographie générale, XXIX. 211.

Vorlesers an, und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie in Berlin. La Mettrie wurde sehr vertraut mit dem König, warf sich ohne Rücksicht in dessen Zimmer auf das nächste beste Kanapee, riß seine Weste auf, wenn es ihm zu heiß war, legte Perücke und Halstuch ab. Hin und wieder plagte ihn das Heimweh. Voltaire schreibt an seine Nichte den 2. September 1751: „Er verzehrt sich vor Sehnsucht, nach Frankreich zurückzukehren. Dieser sonst so heitere Mann, der über Alles lachen kann, weint oft wie ein Kind darüber, daß er hier ist." — Am 21. September 1751 schreibt Friedrich über ihn an seine Schwester. „Er starb zum Spaß an einer Fasanenpastete, die er ganz aufzehrte, und die ihm eine Unverdaulichkeit zuzog. Er setzte sich in den Kopf, den deutschen Aerzten zu beweisen, daß man in einem solchen Fall dem Kranken zu Ader lassen könne, und ist darüber zu Grund gegangen. Er war ein heiterer lieber Kerl, ein guter Arzt und schlechter Schriftsteller. Wenn man seine Schriften nicht las, konnte man sehr zufrieden damit sein." Sterbend wies La Mettrie jeden religiösen Trost zurück. Selbst seine Gesinnungsgenossen urtheilten bitter über ihn: d'Argens meint: „jede seiner Schriften ist ein Beweis seiner Narrheit und sein Stil zeigt die Trunkenheit seiner Seele. Man hört das Laster mit der Stimme des Wahnsinns. Er war ein Narr vom Wirbel bis zur Sohle." — Nicht minder bitter zeichnet ihn Diderot: man erkenne seine Leichtfertigkeit in dem, was er sage, und die Verderbtheit seines Herzens in dem, was er nicht zu sagen wage; seine Trugschlüsse seien roh, aber gefährlich durch die Heiterkeit, mit der er sie vergifte.

La Beaumelle. Im Winter 1751–52 kam ein wenig bedeutender Schriffsteller, La Beaumelle*), nach Berlin, um Friedrich und Voltaire zu sehen, wie er sagte, mehr noch um eine Anstellung zu suchen. Er hatte ein Buch geschrieben: Mes pensées ou le qu'en dira-t-on? Darin hatte folgende Stelle Voltaire sehr verdrossen: „Man durchgehe die alte und die neue Geschichte und man wird kein Beispiel finden, daß ein Fürst einem Schriftsteller als solchem 7000 Thaler Gehalt gewährte. Es hat größere Dichter als Voltaire gegeben, es hat aber nie einen Dichter gegeben, der besser belohnt worden ist. Der König von Preußen überhäuft Männer von Talent mit Wohlthaten, wie andere deutsche Fürsten ihre Hofnarren oder Zwerge." — Zwar behauptete La Beaumelle, diese Worte gereichten Voltaire eben so sehr zum Ruhm als dem König, allein der Dichter machte bei einem Abendessen Friedrich II. auf die Stelle aufmerksam und la Beaumelle bekam keine Anstellung. Maupertuis sagte la Beaumelle, wer ihn angezeigt habe, und dieser erklärte im Zorn, er werde Voltaire bis in die Hölle verfolgen. Er ging nach Frankfurt, und gab dort eine Ausgabe des Siècle de Louis XIV. mit boshaften Anmerkungen gegen dessen Verfasser heraus. Voltaire setzte Himmel und Erde gegen ihn in Bewegung — in Deutschland wegen des Nachdrucks, in Frankreich wegen einzelner Aeußerungen über hohe Personen. Seine Nichte Denis wußte den Minister d'Argenson auf das gefährliche Buch aufmerksam zu machen und la Beaumelle wurde auch in der That am 23. April 1753 in die Bastille gesetzt.

La Loi d'Epargne. Nun griff Voltaire la Beaumelles Schützer, Maupertuis, an. Der Präsident der Akademie hatte in einer Schrift den Satz ausgesprochen, daß die Natur sehr sparsam sei und zu jeder Bewegung immer die kleinste Kraft verwende. Maupertuis war sehr stolz auf sein neues Gesetz, das er in einem Büchlein über Kosmologie**) zuerst aufgestellt hatte und das er Loi d'épargne nannte: die

---

*) Von ihm ist Vie de Maupertuis suivie de lettres inédites de Fréderic le Grand. Paris 1856.

**) Essai de Cosmologie. Berlin 1850.

Natur sei eine gute Haushälterin und die wirkende Kraft immer ein Minimum. Ein ihm früher befreundeter Schweizer Mathematiker, König, der ihn 1750 in Berlin besuchte, sprach ihm sein Bedauern aus, daß besagtes Gesetz nicht ganz zutreffe, und daß das Richtige schon Leibnitz früher erkannt habe. Maupertuis wurde entrüstet über diesen Zweifel an seiner Unfehlbarkeit, und beide schieden in Verstimmung von einander. König gab Bemerkungen über das vermeintliche neue Gesetz in den Acta eruditorum in Leipzig 1751 heraus und berief sich dabei auf einen Brief von Leibnitz, den ihm ein Schweizer, Henze, mitgetheilt hatte: „Die Wirkung ist nicht das, was Sie meinen. Die Zeit kommt mit in Rechnung; die Wirkung ist gleich dem Product der Masse, im Verhältniß des Raumes und der Geschwindigkeit oder Zeit im Verhältniß der lebendigen Kraft. Ich habe bemerkt, daß in den Modificationen der Bewegung die Wirkung gewöhnlich ein Maximum oder Minimum wird*)." — Maupertuis verlangte die Vorlegung dieses Leibnitzischen Briefes. Der Besitzer desselben war aber 1749 als Verschwörer in Bern hingerichtet worden, sein Nachlaß wurde untersucht, der Brief aber nicht gefunden. Vergebens erklärte König, daß er ihn nur als Randbemerkung angeführt habe, welche Nichts für oder gegen das Gesetz der Sparsamkeit entscheide, und daß er unschuldig daran sei, daß der Brief nicht vorgelegt werden könne, daß er ihn aber gelesen habe. Auf Maupertuis Betrieb erklärte am 13. April 1753 die Berliner Akademie den Brief für gefälscht und aller Autorität entbehrend. Mit männlichem Stolz sandte darauf König sein Mitgliedspatent zurück und berief sich in der ganzen Sache in einer ruhig gehaltenen Schrift an die öffentliche Meinung**).

König.

Leibnitz.

Die ganze Sache war ein Fund für Voltaires Erbitterung gegen Maupertuis, er sandte anonym an eine gelehrte Zeitschrift die Antwort eines Akademikers in Berlin an einen in Paris, worin er sagte: Maupertuis sei vor dem Angesicht des gelehrten Europa nicht nur des Plagiats und Irrthums überführt worden, sondern auch, daß er seine Amtsstellung dazu mißbraucht habe, die freie Forschung zu unterdrücken und einen ehrlichen Mann zu verfolgen, der kein anderes Verbrechen begangen habe, als daß er anderer Ansicht sei als Maupertuis. Mehrere Mitglieder hätten gegen ein so schreiendes Verfahren protestirt und würden die Akademie verlassen haben, wenn sie nicht fürchteten, dem König, ihrem Beschützer, zu mißfallen. Der Aufsatz trug den Stempel, daß er aus Voltaires Feder stamme. In diesem Angriff auf die Akademie fühlte sich der König selber angetastet. Auch er griff jetzt zur Feder und schrieb den Brief eines Akademikers von Berlin an einen Akademiker in Paris und bezeichnete darin den Verfasser des ersten Artikels, jedoch ohne Voltaire zu nennen, einen offenbaren Verbreiter von Lügen, einen Libellenschmied und sein Thun als eine boshafte, feige, infame Handlung. Alle Welt wußte bald, daß der zweite Aufsatz aus der Feder des Königs stammte, und doch kamen beide immer Abends noch beim Souper zusammen, ja Voltaire las dem König sogar eine Spottschrift auf Maupertuis vor, die Blüthe seines Talentes, durch Steigerung und Verzerrung die Behauptungen von Jemanden lächerlich zu machen. Maupertuis hatte vor Kurzem in Dresden Briefe herausgegeben — Lettres sur les progrès des sciences, — die manches Gute, aber noch vielmehr Verschrobenes und Phantastisches enthielten. So hatte er den Vorschlag gemacht, eine lateinische Stadt zu bauen, um das Erlernen der alten Sprachen zu erleichtern und durch diesen Versuch die Universitäten entbehrlich

Doctor Akakia.

*) 16 Druckschriften erschienen in diesem Streit. Carlyle, Buch 16. cap. 11.
**) Appel au Public.

zu machen, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu graben, um ihr Inneres kennen zu lernen; deßgleichen nach der Meerenge Magelhaens zu gehen, das Gehirn der Patagonier zu öffnen, um den Sitz der Seele zu ergründen; Kranke mit Harz zu überziehen, um die Ausdünstung, das heißt die Verflüchtigung der Lebenskraft, zu verhindern; die Aerzte nur dann zu bezahlen, wenn sie die Heilung bewirkt hätten! Wer war gewandter als Voltaire, solche Behauptungen in's Lächerliche zu ziehen. Sein Buch*) enthielt eben so viel Bosheit als Witz. Der König lachte darüber, durfte aber den Präsidenten seiner Akademie nicht der öffentlichen Verhöhnung preisgeben lassen und nahm Voltaire das Wort ab, die Schrift nicht in Druck zu geben. Allein die Schrift wurde doch gedruckt, in Leyden, in Dresden, sogar in Berlin. In Paris gingen 30,000 Exemplare ab. Ganz Europa lachte. Daß auch diese Schrift in Berlin gedruckt wurde und zwar statt einer Vertheidigung Bolingbrokes, für welche Voltaire die Druckerlaubniß erlangt hatte, und daß Voltaire sich unschuldig stellte, war doch der Gipfel der Unverschämtheit. Friedrich schrieb ihm: „Ich erstaune über Ihre Keckheit. Nach Allem, was Sie gethan haben und was so klar ist wie die Sonne, läugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich ja nicht ein, die Leute werden sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sei weiß. Aber wenn Sie die Sache auf das Aeußerste treiben, so lasse ich Alles drucken, und es wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienten, für Ihr Betragen Ketten werth wären**)." — Voltaire antwortete dem König: „Ach, mein Gott, Sire, in dem Zustande, worin ich bin! Ich schwöre es Ihnen nochmals bei meinem Leben, auf welches ich gerne Verzicht thue, daß es eine abscheuliche Verläumdung ist. Ich beschwöre Sie, alle meine Leute confrontiren zu lassen. Wie? Sie wollen mich ungehört verurtheilen? Ich verlange Gerechtigkeit oder den Tod***);" — und unterzeichnete eine Erklärung, in der er versprach, nie zu schreiben gegen die französische Regierung, die Minister oder andere Fürsten, oder gegen Gelehrte, auf welche er Rücksicht zu nehmen habe, und sich mit dem Anstand zu benehmen, der einem Gelehrten und Kämmerer des Königs ehrbaren Leuten gegenüber geziemt†). Er schrieb unter dieselbe noch die feierlichste Versicherung, daß er sich in Allem nach den Wünschen des Königs richte; er versprach, den Streit mit Maupertuis zu vergessen, und bat am Schluß, ihn, einen Greis, zu schonen, der von Krankheit und Schmerz niedergedrückt sei, und zu glauben, daß er heute mit derselben Anhänglichkeit an den König sterben möchte, die er für ihn gehegt, als er in seine Staaten kam.

Je mehr der Doctor Akakia Aufsehen erregte, um so mehr glaubte Friedrich sich Maupertuis annehmen zu müssen. Er besuchte den Präsidenten seiner Akademie, der in Folge des Angriffs erkrankt war, und am 24. Dezember 1752 ließ er die Spottschrift gegen ihn durch die Hände des Henkers öffentlich verbrennen. Voltaire sah von seiner Wohnung aus das Auto da fé. Sofort sandte er sein Anstellungsdecret, seinen Orden und Kammerherrenschlüssel dem König zurück††). Der König schickte Schlüssel und Orden zurück. Voltaire schrieb:

---

*) Histoire du Docteur Akakia, Médecin du Pape, et natif de St. Malo.

**) Preuß I. 246.

***) Preuß I. 247.

†) Abgedruckt bei Preuß I. S. 247.

††) Das Packet enthielt die Ueberschrift:
„Je les reçus avec tendresse;
„Je vous les rends avec douleur;
„C'est ainsi qu'un amant dans son extrême ardeur
„Rend le portrait de sa maîtresse."

„Ihr Bote hat mich in meiner Ungnade getröstet und in mir Hoffnung erweckt, daß Ihre Güte die Schmach, mit der ich überhäuft wurde, wieder in Etwas gut machen würde. Es ist gewiß, das große Unglück, Ihnen mißfallen zu haben, ist nicht das kleinste, das ich empfinde. Aber wie soll ich wieder auftreten, wie leben? — ich weiß es nicht. Ich möchte in diesem schrecklichen Zustand vor Schmerz sterben. Was wollen Sie, daß aus mir werde und daß ich thue? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß Sie mich seit sechs Jahren an sich gefesselt haben. So verfügen Sie denn über ein Leben, das ich Ihnen geweiht habe, und dessen Ende Sie so bitter gemacht haben. Sie sind gütig, Sie sind nachsichtig, ich aber bin der unglücklichste Mensch, der sich in Ihren Staaten befindet. Verfügen Sie über mein Loos und haben Sie Mitleid mit mir!" — Das wirkte auf Friedrich. Die Spenersche Zeitung vom 7. Januar 1753 besagte, Voltaire habe keinen Antheil an den jüngsten gelehrten Streitigkeiten und beschäftige sich mit historischen Arbeiten; auch habe der König ihm Gnadenkreuz und Kammerherrenschlüssel zurückgegeben und ihn angewiesen, seine Wohnung im Schloß zu Potsdam von neuem zu beziehen. Voltaire ging auch nach Potsdam. Aber der Riß war schon unheilbar. Damals gab der König die Lettres au public heraus, was Voltaire von Neuem verletzte. Er schrieb an seine Nichte: „Hier sind die Briefe an das Publikum, der König hat sie geschrieben und drucken lassen und ganz Berlin weiß, daß er damit nur zeigen wollte, daß er auch ohne meine Hilfe sehr gut französisch schreiben kann. Er kann es ohne Zweifel, er hat viel Geist. Ich aber habe ihn in den Stand gesetzt, daß er uns entbehren kann, und jetzt genügt ihm der Marquis d'Argens*)."

In Voltaire stand der Entschluß fest, Friedrich zu verlassen. Er bat um Urlaub, die Bäder von Plombières zu besuchen. Der König aber, der nach geistigen Genüssen schmachtete, mochte ihn nicht gerne ziehen lassen; er meinte, in der Grafschaft Glatz gebe es auch vortreffliche Heilquellen. Voltaire aber bestand auf Plombières, man wolle ihn zur Badekur nach Sibirien schicken. Damals erschien ein neuer Angriff auf Maupertuis: Le tombeau de la Sorbonne, was den König abermals verletzte. Er schrieb dem Dichter am 16. März 1753: „Sie können meinen Dienst verlassen, wann Sie wollen, stellen Sie aber vorher Ihr Anstellungsdecret, Orden und Kammerherrenschlüssel und den Band Gedichte zurück, die ich Ihnen anvertraut habe**)." Dieser Band, im Schlosse nur in 12 Exemplaren gedruckt, enthielt nämlich Dichtungen, die, nur an Vertraute vertheilt, satirische Anspielungen auf mehr als ein gekröntes Haupt enthielten. Voltaire bat um persönlichen Abschied. Acht Tage lebte er mit Friedrich in Potsdam in alter Traulichkeit zusammen und schied von ihm am 26. März 1753 mit der Absicht, nicht wiederzukehren, aber mit dem Versprechen, im Spätjahr wieder zu kommen, wofür er Orden, Kammerherrenschlüssel und den Band Poesien behalten durfte. Abreise.

Kaum aber war Voltaire aus der Höhle des Löwen sicher in Leipzig angekommen, als er gar nicht eilig that nach Plombières zu reisen. — Er besuchte Gottsched, als Vertreter der deutschen Literatur, er begann sogleich wieder den Kampf gegen Maupertuis. Dieser, dessen Gesundheit durch den Streit schwer angegriffen war, schrieb ihm in der Hitze, seine Gesundheit sei noch stark genug, daß er ihn finden werde, wo er sich auch aufhalte, um vollständige Rache zu nehmen. Voltaire behandelte dies als Androhung des Mordes, und stellte sich In Leipzig. Maupertuis.

*) Preuß I. 250.
**) Preuß I. 254.

unter den Schutz der Behörde, und erließ einen witzigen Steckbrief gegen den Präsidenten in der Leipziger Zeitung: derselbe sei ein Philosoph von zerstreutem Wesen und hastigem Gang, kleinen und runden Augen, platter Nase, vollem Gesicht, schlimmem und selbstgefälligem Ausdruck; er trage beständig ein Scalpel in der Hand, um Leute von hoher Statur zu seciren. Wer über ihn Nachweis geben könne, erhalte 1000 Ducaten, angewiesen auf die lateinische Stadt, welche besagter Mann bauen lasse, oder auf den ersten Kometen von Gold oder Diamant, der nach seiner Vorhersagung auf die Erde fallen müsse.

Die Lacher waren alle auf der Seite Voltaires, der unablässig auf demselben Thema in verschiedenen Schriften variirte, in Prosa und in Versen. Der Aerger beschleunigte das Ende des Naturforschers, der schon lange brustkrank war. Maupertuis suchte Erholung in der Schweiz und starb 27. Juli 1759 in dem Haus Bernouillis in Basel. Damiron*) sagte mit Recht: „Maupertuis ist ein Dogmatiker, welcher zweifelt; ein Spiritualist, der noch im Materialismus steckt; ein Deist, aber aus Gründen, von denen Voltaire meint, sie beweisen sehr schlecht das Dasein Gottes; Voltaire, der ihn einen Atheisten nennt, ohne daß er es aber verdient; er ist ein Moralist, in welchem sich der Epikuräer, der Stoiker und der Christ vermengen und balgen; ein Sittenlehrer, der auf der einen Seite den Selbstmord zugesteht, und auf der anderen verwirft." — Mit wenig Worten — Maupertuis war keine Größe ersten Ranges und ein wenig klarer Kopf.

Der Jammer seines Akademiepräsidenten ging Friedrich zu Herzen: „Er ist ein Mann von Ehre, den man zu Grund zu richten sucht," schreibt der König an d'Argens. „Ich sehe mit Bedauern, daß so viel Geist und so viele Kenntnisse einen Menschen nicht besser machen können." In seiner Akademie wurde er selber lächerlich gemacht. Durfte er in den Händen Voltaires seine Gedichte lassen, die, wenn sie bekannt wurden, bittere Folgen haben mußten! Darum sandte der König nach Frankfurt den Befehl, Voltaire, wenn er komme, die Gedichte, Briefe und Scripturen abzunehmen, im Weigerungsfall ihn zu verhaften**). Der Dichter traf erst am 31. Mai in Frankfurt ein, er war 5 Wochen bei der Herzogin von Gotha geblieben, die von ihm eine Geschichte des deutschen Reiches geschrieben wünschte — so entstanden denn die Annales de l'empire, sein schlechtestes Werk. — Am anderen Morgen erschien der preußische Gerichtsrath Freiberg und ein Frankfurter Senator und forderten ihm im Namen des Königs Briefe, Kammerherrenschlüssel, Orden und das Gedichtbuch ab. Voltaire lieferte sogleich Schlüssel und Orden ab, die Briefe wurden gesucht und übergeben, die Gedichte aber waren in einer Kiste in Leipzig. Der Franzose gab sein Ehrenwort, im Gasthaus zu bleiben, bis die Kiste komme, und Freiberg versprach, ihn ziehen zu lassen, sobald die Gedichte abgeliefert seien. In der Zwischenzeit arbeitete Voltaire fleißig an seinen Annalen, aber auch an Klageschriften, darunter eine an den deutschen Kaiser, worin er wichtige Enthüllungen versprach. Den holländischen Buchhändler Duren, dem er von einem früheren Handel her grollte, und der ihn zu besuchen kam, begrüßte der Dichter mit einer Ohrfeige. Sein Sekretär Collin sagte zum Geschlagenen: „Trösten Sie sich, Sie haben sie von einem großen Manne bekommen." Am 18. Juni kam die Kiste, aber Freiberg hatte indessen von Fredersdorf aus Berlin die Weisung bekommen, der König sei abwesend, werde aber in kurzer Zeit zurückkommen. Am 17. war der König in Berlin eingetroffen und hatte auf den Bericht die Weisung gegeben, Voltaire ziehen zu lassen.

Voltaire in Frankfurt

*) Mémoire sur Maupertuis. Paris 1858. p. 149.
**) Varnhagen, Voltaire in Frankfurt.

Freiberg hatte aber diesen Befehl noch nicht, und weigerte sich die Kiste zu öffnen, und bat die nächste Post abzuwarten. Voltaire aber sah darin einen Wortbruch und suchte am 20. Juni mit seinem Sekretär unter Verkleidung zu entkommen, wurde aber unter dem Thor arretirt und unter militärischer Bedeckung in die Stadt zurückgebracht und dort in Haft gehalten, weil er des Königs Haft gebrochen.

Voltaire hat nach seiner Art diese Behandlung mit schamlosen Lügen übertrieben, er sei behandelt worden, wie wenn er unter Vandalen und Ostrogothen wäre; seine Nichte, Madame Denis, die ihm nach Frankfurt entgegen gekommen war, sei unter Militärbegleitung vom Pöbel durch die Straßen geschleppt worden und habe am Abend Bajonnette zu Bettvorhängen gehabt. — Voltaire benahm sich leidenschaftlich, aber ohne Würde. Indeß kam der Befehl der Freilassung und ein Verweis vom König an Freiberg: „Man muß nie mehr Lärm mit einer Sache machen, als sie verdient. Ich wollte nur, daß Voltaire Ihnen den Schlüssel, das Kreuz und den Band Gedichte übergebe, und sehe nicht ein, warum Sie ein solches Aufsehen mit der Sache erregen konnten *)."

Am 6. Juli war endlich Voltaire frei — er verließ Frankfurt mit Rachegedanken gegen Friedrich und in der Darstellung des Privatlebens des Königs von Preußen ließ er dieser Stimmung freien Lauf: den er früher als Salomo des Nordens begrüßte, nannte er jetzt den Tyrannen von Syrakus. Friedrich aber meinte: „Voltaire ist gut zum Lesen, aber es ist gefährlich mit ihm umzugehen." Der englische Gesandte Mitchell schrieb nach England: „So oft der König von Voltaire spricht, ermangelt er nicht, ihn das schlechteste Herz und den größten jetzt lebenden Schurken zu nennen." Die Enttäuschung war auf beiden Seiten. Deßungeachtet suchte Voltaire bald wieder mit Friedrich anzuknüpfen, um nach Preußen zurückkehren zu dürfen. Der König gab keine Antwort, erst 1757 fing der Briefwechsel zwischen beiden wieder an. Wie willkommen war nach dieser Demüthigung Voltaire eine Einladung nach Mannheim und Schwetzingen, zu Karl Theodor, Kurfürsten von der Pfalz, der ihn mit Artigkeiten überhäufte. Vier seiner Stücke wurden gegeben während der vierzehn Tage, da er sich dort aufhielt. In Straßburg nahm der Dichter einige Zeit Unterricht beim Historiker Schöpflin zur Vollendung seiner Reichsannalen. Von da begab er sich nach Colmar, um sie dem Druck zu übergeben. Indeß erfuhr er, daß seiner Rückkehr nach Paris und Versailles namentlich religiöse Bedenken entgegenständen, außer seiner Verwicklung mit Friedrich. Voltaire ging deßhalb an Ostern 1754 zur Beicht und Communion. Doch nützte ihm dies wenig, die Frommen waren empört über seinen Unglauben und seine Freunde über seine Heuchelei. — In Colmar bekam Voltaire den unerwarteten Besuch von der Schwester Friedrichs, von Wilhelminen, die mit ihrem Gemahl die Reise nach Südfrankreich machte. Kurze Zeit hielt er sich in der Abtei Sens auf bei seinem Freund Don Calmet. Die Mönche machten für ihn Auszüge aus den Kirchenvätern, die er dann in seiner Art zu negativen Artikeln in der Encyklopädie verwendete. Eine Reise nach Lyon ward unternommen, um den Herzog von Richelieu, der als Statthalter nach Languedoc ging, zu sprechen und von ihm zu hören, ob Etwas für ihn in Versailles zu hoffen sei. Die Antwort war wenig tröstlich; die Pucelle, in Abschriften in Paris verbreitet, hatte ihm den letzten Stoß gegeben. Erzbischof Tencin empfing ihn nicht. „Dieses Land ist nicht für mich gemacht," meinte Voltaire und begab sich nach Genf. Er war ein reicher Mann und kaufte sich das Landhaus Montrionne bei Lausanne

[Margin: Don Calmet.] [Margin: Voltaire bei Genf.]

*) Varnhagen van Ense, Voltaire in Frankfurt 1753. Berlin 1846.

und eine Villa in der Nähe von Genf — der er den Namen Delices gab — bald darauf zwei größere Besitzungen im Grenzländchen Gex, denn ein Philosoph müsse immer zwei bis drei Schlupflöcher unter der Erde haben gegen die Hunde, die ihn verfolgen. Es waren die beiden Herrschaften Tournay und Fernay, beide hatten etwa eine Quadratmeile im Umfang. Unabhängig wie ein König, lebte hier Voltaire von seinem 60. bis zu seinem 84. Jahr, weniger dem Landbau, als der Schriftstellerei. Es ist die Zeit seiner reichsten, seiner eifrigsten und folgeschwersten Thätigkeit.

Friedrich Doch kehren wir wieder zu Friedrich zurück. Er hatte in seinen Freunden offenbar wenig Glück; die Vertrauten seiner Jugend starben früh weg und das Verhältniß zu denen, welche später mit ihm in nähere Beziehungen traten, wurde Algarotti nie mehr so innig. Algarotti, der sich noch am meisten durch Güte des Charakters, Reinheit der Sitten und Feinheit des Benehmens hervorthat, hielt es in Berlin nicht aus, obschon ihn der König mit Ehren überhäufte, ihn auch in den Grafenstand erhob. Er starb 1764 in Pisa, ein Mann von Geschmack und reichem Wissen, das er in der anmuthigsten Weise wieder zu geben wußte, aber ihm fehlte der höhere Funke*). Länger — 25 Jahre — hielt der Provençale d'Argens d'Argens aus, aber auch ihn schreckte zuletzt der Spott des Königs und er zog sich nach seinem Geburtsort Aix zurück, wo er bis 1771 wissenschaftlichen Arbeiten mit der Ruhe eines Philosophen lebte. Ein heißblütiger Provençale hatte er sich gegen den Willen seines Vaters, der gerne einen Rechtsgelehrten in ihm gesehen hätte, der kriegerischen Laufbahn gewidmet. Als Begleiter des französischen Gesandten in Constantinopel sah er den Orient; 1733 wurde er bei der Belagerung von Kehl leicht verwundet, nach der Belagerung von Philippsburg zwang ihn ein Sturz vom Pferd den Kriegsdienst zu verlassen. Er lebte in Holland von seiner Feder, seine Lettres juives, chinoises et ecclésiastiques entzückten Friedrich, der damals noch Kronprinz war, derart, daß er den Verfasser bei sich haben wollte. D'Argens antwortete: er messe 5 Schuh 7 Zoll und fürchte unter die Grenadiere gesteckt zu werden. Sobald Friedrich den Thron bestieg, berief er d'Argens an seinen Hof, ernannte ihn zum Kämmerer und Vorstand der schönen Künste an der Akademie. D'Argens vereinte um sich Alles, was negativ war; seine Dogmen, äußerte er, hingen von der Jahreszeit ab; er nannte sich bald den modernen Demokrit, bald einen Epikuräer, bald wollte er Deist sein. Seine Feder war wie seine Rede zügellos; seine Heiterkeit, sein Witz, sein Wohlwollen, seine Dienstwilligkeit, seine ausgebreiteten Kenntnisse, wobei es ihm aber an aller Tiefe gebrach, machten ihn jedoch dem König angenehm, der in der Unterhaltung mit ihm Erholung fand und manchmal sich die Wahrheit sagen ließ. Die vielen Briefe, die er mit ihm wechselte, zeigen, daß er länger als jeder Andere Friedrichs Vertrauen genoß**).

Akademie Die neue Gestaltung der Akademie der Wissenschaften ist das Werk des Königs: am Vorabend seines Geburtstages, den 23. Januar 1744, hielt sie ihre erste Sitzung. Protector derselben war Friedrich, zum immerwährenden Präsidenten ernannte er Maupertuis, welcher das Recht erhielt, ausschließlich zu erledigten Stellen vorzuschlagen. Nach seinem Tode wurde seine

*) Die neueren ital. Kritiker (Foscolo) sprechen ganz anders über ihn als Friedrich II., der ihm auf dem Campo-santo in Pisa die Inschrift setzte: Algarotto, Ovidii aemulo, Neutoni discipulo, Fridericus rex.

**) Epîtres du Roi au Marquis d'Argens et du Marquis au Roi in den Oeuvres posthumes.

Stelle d'Alembert angeboten, der sie jedoch ablehnte. Nun verwaltete der König dieses Amt allein und ernannte die neuen Mitglieder, z. B. an Eulers Stelle 1766 de la Grange aus Turin und den Sternkundigen Castillon. Auch Haller, Heyne und Michaelis suchte der König zu gewinnen; der erstere scheute aber seinen Atheismus, Michaelis erhielt 1759 den Preis für seine Arbeit über die Einwirkung der Ansichten auf die Sprache und der Sprache auf die Ansichten. Die Akademie bestand aus 4 Classen, für Physik, Mathematik, speculative Philosophie und Philologie. Jede Classe zählte 6 Mitglieder, welche in Berlin zu wohnen und jährlich eine oder die andere Arbeit zu liefern verpflichtet waren. Die Denkschriften erschienen in französischer Sprache, in welche die Aufsätze der deutschen Mitglieder übersetzt werden mußten, wodurch sie allerdings einen weiteren Leserkreis fanden. Der eifrigste Mitarbeiter war der König selber, der in den Denkschriften seine philosophischen und historischen Arbeiten veröffentlichte, seine Betrachtungen über den Einfluß der Religion, Sitten und Gebräuche, über die Fortschritte seines Volkes in Künsten und Wissenschaften, Bemerkungen über die Regierungsformen, über die Gesetze, über die Selbstliebe*). D'Arget las dessen Aufsätze in den Sitzungen vor. Friedrich II. wurde 1776 Mitglied der Akademie zu Petersburg, und Kaiserin Katharina hinwider Ehrenmitglied der Akademie in Berlin. Preisschriften wurden mit einer Denkmünze, 50 Ducaten werth, gekrönt. 1752 erhielt der spätere Minister Hertzberg den Preis für seine Abhandlung über die erste Bevölkerung in der Mark Brandenburg. — Einer der eifrigsten Mitarbeiter war ein Schweizer, Johann Bernhard Merian, geb. 1623 zu Liestal, Sohn des Pastors in Basel, durch Bernouilli an Maupertuis empfohlen und von letzterem 1748 nach Berlin berufen, ein Mann von erstaunlichem Gedächtniß, riesigem Wissen, mit dem er zugleich die Gabe geschmackvoller Darstellung verband, ein Geist von Eifer und Mäßigung zugleich. Die Aesthetik vertrat Schulinspector Sulzer. Als dieser eines Tages auf die Frage, wie es mit den Schulen stehe, antwortete: „besser, denn ehmals; da man von der Idee ausging, daß die Menschen von Natur zum Bösen geneigt wären, herrschte ein System der Strenge; aber jetzt, da man erkennt, daß der Mensch von Natur mehr Neigung zum Guten, als zum Bösen habe, wird in den Schulen ein milderes Verfahren befolgt" — schüttelte der König den Kopf: „Mehr Neigung zum Guten? — Ach, mein lieber Sulzer! Er kennt nicht die verdammte Race, zu der wir gehören**)."

Denkschriften. Merian. Sulzer.

Wie so manche hervorragende Fürsten war Friedrich II. sehr baulustig. 1741 wurde der Grundstein zum Opernhaus gelegt, 1742 wurde es mit der Graunschen Oper „Kleopatra und Cäsar" eröffnet. Seine Inschrift Apollini et Musis ist von Algarotti, der Baumeister ist Knobelsdorf, das Haus faßte 2044 Zuschauer. 1748 wurde das Invalidenhaus eingeweiht, für 600 Mann und 13 Officiere und deren Angehörige, also für 1000 Seelen bestimmt, nämlich für Ausländer, da der Inländer in seiner Heimath den Gnadenthaler bezog. Die Aufschrift Laeso sed invicto militi ist von Maupertuis. 1747 wurde in dem alten Dom zum letzten Male gepredigt, 1750 der neue eingeweiht, zugleich zum Erbbegräbniß des regierenden Hauses bestimmt. Bei der Ueberführung der Särge ließ Friedrich den des großen Kurfürsten öffnen, ergriff die Hand des Ahnherrn und sagte zu seinem Gefolge: „Meine Herren, der hat viel gethan!" — Auch die Katholiken, welche bisher in Berlin nur eine Hauskirche besaßen, kamen zu

Bauten.

---

*) Preuß I. 261—66.

**) Je vois bien, mon cher Sulzer, que vous ne connaissez pas, comme moi, cette race maudite, à laquelle nous appartenons. Nikolai Anekdoten III. 274. Berlin 1790.

einem prachtvollen Kirchenbau, wozu aber der König nur einen geeigneten Platz schenkte, das nöthige Geld wurde durch Beisteuern unter den Katholiken Europas zusammengebracht. Rom steuerte 57,580 Thaler, Spanien 18,113 Thaler, der Dominikanerorden 5000 Thaler, der Cardinal Quirini 8086 Thaler*). 1773 war der Bau, bei dem der Plan der Kirche Maria rotunda in Rom vorgeschwebt hat, vollendet, von der hl. Hedwig, deren Gebeine aus dem Kloster Trebnitz nach Berlin gebracht wurden, bekam er den Namen. 1771 entstand in Potsdam das Militärwaisenhaus, 1774 das Armenhaus mit der Inschrift Fridericus Rex civibus egenis, 1780 die Gewehrfabrik mit der Aufschrift Officina Vulcani, Marti sacra, 1773 das Landarmenhaus in Kreuzberg in Schlesien mit der Inschrift Miseris Meliora Fridericus, 1776 das Kadettenhaus in Berlin mit der Inschrift Martis et Minervae alumnis, 1775 das Bibliotheksgebäude, Nutrimentum spiritus. Der König drängte stets zur Vollendung, sich selber, der doch wenig Prachtbauten gesehen hatte und solche nur aus Abbildungen kannte, hielt er für einen Meister vom Fach und griff oft, meist nicht zum Vortheil, in die Pläne seiner Baumeister ein. — Eine halbe Stunde von Potsdam begann 1745 Knobelsdorf ganz nach Friedrichs Entwurf den Bau des Lustschlosses oder vielmehr Landhauses im königlichen Weinberg, das den Titel Sanssouci oder Sorgenfrei bekam und der Lieblingsaufenthalt des Königs wurde, von wo er im Frieden, im Frühling und Sommer, seine Staaten regierte, von dem aus er auch unter dem Namen des Philosophen von Sanssouci seine Schriften datirte. Hier suchte er seine Erholung im Kreise gelehrter Freunde oder Künstler, seine Gemahlin aber durfte Sanssouci nie besuchen: „der König war kaum Gatte und hatte keine Kinder." — Müßig zu sein war übrigens Friedrichs Sache nicht, geistige Arbeit war ihm Bedürfniß**).

Hedwigskirche. Sanssouci.

Die Dichtungen, die hier entstanden, sind meist nur gereimte Betrachtungen; um so fester ist aber des Königs Ruf als Feldherr und Meister in der Heranbildung zum Kriege begründet. Friedrich redete gerne von den Segnungen des Friedens und wie sehr derselbe ein Bedürfniß für sein Volk sei, handelte aber, als ob er jeden Augenblick die Ruhe Europas bedrohte. Die Armee zu vermehren und sie vollkommener zu machen, war seine Hauptsorgfalt. 1750 bestand das preußische Heer aus 122 Bataillonen zu je 880 Köpfen, zusammen 107,000 Mann Fußvolk und 30,000 Reitern, 1752 schon aus 120,000 Mann Fußvolk und 32,500 Reitern, im Ganzen also aus 152,500 Mann. Des Königs Wahlspruch war der Grundsatz des Vegetius, der Friede sei das Studium, der Krieg die Ausübung der Kunst. Studium und Ausübung sollten die großen Feldübungen fördern; er selber schrieb für seine Generale ein eigenes Werk Tactique, das sie geheim halten mußten, von dem sie nur unter einander sprechen durften. Den kriegerischen Geist des Heeres setzte der König in drei Dinge: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit; die zur Gewohnheit gewordene Ordnung bewirke die Haltung in der Gefahr vor dem Feinde; der Gehorsam bewirke, daß Jeder ohne Widerspruch das Gebotene ausführe und Niemand verzweifle; die Tapferkeit bewirke, daß die Officiere

Sorge für das Heer.

*) Preuß I. 271.
**) Stenzel IV. 381.

nur von den Waffen ihr Glück erwarten und ihren Ehrgeiz darin finden und daß die Soldaten Zutrauen zu sich haben und es als Ehrenpunct betrachten, niemals zu weichen. Nicht das Feuern gewinne die Schlachten, sondern die gute Haltung der Truppen. Eine Schlacht gewinnen, heiße den Feind nöthigen, das Feld zu räumen; zu diesem Zweck haben die Truppen rasch anzurücken, nicht lange zu schießen, sondern sich des Bajonnets zu bedienen und den Gegner außer Fassung zu bringen und vom Schlachtfeld hinunterzutreiben; die Reiterei kröne das Werk durch die Anzahl der Gefangenen, welche sie einbringe, sie müsse rasch und geschlossen angreifen. Allen Officieren war bei infamer Cassation verboten, sich vom Feinde angreifen zu lassen. Die Ordnung, der Gleichtritt, die Schnelligkeit des Feuerns war musterhaft; nicht bloß die Führer, auch die Gemeinen verstanden im Nothfall, was zu thun sei. Schon 1747 drückt in seinem Bericht der französische Gesandte Valori sein Erstaunen aus, wie schnell die Verluste gedeckt seien, und wie das Heer sogar jetzt besser sei als früher*).

Nicht geringere Sorgfalt widmete der König den Finanzen. Man hatte Finanzen 1740 gefürchtet, ein Verschwender besteige den Thron, und fand bald, der junge König sei geiziger als sein Vater. Die Sparsamkeit blieb die gleiche, allein ein höherer Geist leitete das Ganze. Das Verhältniß von Einnahmen und Ausgaben wurde für jedes Jahr zum voraus genau bestimmt. Die Beamten standen unter strengster Aufsicht: Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit wurde von ihnen gefordert; im Sommer um 8 Uhr, im Winter um 9 Uhr mußten sie in die Amtsstube kommen und durften dieselbe nicht verlassen, bis alle Geschäfte abgethan waren. Ordnung und Sparsamkeit war aber nicht genug, auch die Quellen des Nationalreichthums sollten reichlicher fließen. Schon Sully hatte Ackerbau und Viehzucht als die beiden Brüste Sully. bezeichnet, aus welchen Frankreich seine Nahrung sauge. Colbert sah dann in Gold und Silber den Reichthum der Völker und wandte darum seine Aufmerksamkeit den Fabriken und dem Handel zu, welche die edlen Metalle herbeiziehen; Colbert. sein Prohibitivsystem sollte das Geld aus dem Ausland anlocken und seinen Abfluß dahin vermindern. Frankreichs Waaren mußten schöner und billiger sein, wenn sie die ausländischen verdrängen wollten; sie konnten aber nur billiger geliefert werden, wenn der Städter seine Lebensmittel billig kaufte, und dieß war nur dann möglich, wenn die Ausfuhr von Getreide gehindert wurde. Friedrich trachtete beide Richtungen zu verbinden, Ackerbau und Viehzucht zu fördern und Handel und Fabriken zu heben. Doch blieb er in den Anschauungen Colberts beengt: zur Idee, daß jede Arbeit fruchtbar ist und daß in der Freiheit sich die Kräfte am regsten entfalten, erhob er sich nicht. Die Handelssperre, das Monopolwesen blieb, der König beschränkte und beengte vielfach freien Kauf und Verkauf und hemmte die Kräfte, so sehr er auch das Beste zu thun vermeinte**).

*) Ranke III. 421—28.
**) Preuß I. 282—85.

Bauern. Der König wollte das Loos der **hörigen Bauern** mildern und es war ein hartes, wie aus dem Erlaß hervorgeht*): „Ich weiß, daß eins von den zu harten Dingen im Lande die Dienste sind, welche die Bauern thun müssen, wobei Nichts als ihr Verderben herauskommt; unerträglich ist, daß sie 5 oder 6 Tage in der Woche dienen sollen. So viel Geschrei es geben wird, so soll man doch darauf sehen, und zwar sowohl bei den königlichen Aemtern als bei den Edelleuten, daß den Bauern ein paar Tage in der Woche abgenommen werden." Gfrörer hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß das verschrieene Mittelalter die Bauern besser behandelte, als es damals in Preußen geschah, das alamannische und baierische Recht beschränkte die Arbeit der unfreien Kolonen auf drei Tage in der Woche**). Doch der Widerstand derer, welche Vortheil aus der Arbeit des Bauern zogen, war mächtiger als die Mahnung des Königs. Er befahl, jeder Beamte, welcher den Bauer mit dem Stock mißhandle, solle sechsjährige Festungsstrafe erstehen, doch die Bauern wurden nachher wie vorher geprügelt***). Auch hinsichtlich der Landwirthschaft trat Unverstand und Vortheil Friedrichs oft richtigen, wenn auch nicht immer klaren Ideen in den Weg. So befahl er die
Landbau. ledigen Plätze, die Landstraßen mit Bäumen zu bepflanzen. So ergingen Verordnungen zum Anbau des Waid, des Kümmels, Krapp, Safran, der Luzerne, des Sommer- und Winterrübsamens, 1746 der Kartoffeln, des Hopfens. Doch blieb der Landbau wie bei Colbert im Nachtheil gegen das Mercantilsystem. Der König beherrschte durch Kornspeicher die Getreidepreise. Manchen seiner Pläne trat die Natur entgegen. Damit kein Geld für Wein und Seide aus dem Lande gehe, ermunterte der König zum Pflanzen der Rebe und des Maulbeerbaums, aber die Maulbeerbäume wie die Reben verkümmerten, Boden und Sonne förderten
Industrie sie nicht. Besser gelang es ihm mit der Industrie, hinsichtlich der er nach dem Grundsatze verfuhr, die bestehenden Manufacturen sollten verbessert, diejenigen, welche noch ganz fehlten, eingeführt und fähige Fremde hiefür in's Land gezogen werden. So entstand 1743 in Berlin eine Sammetfabrik nach Genueserart, eine Klöppelei der Brabanter Spitzen. 1753 wurden auf feine Woll- und Flachsgespinnste Belohnungen ausgesetzt. Um feinere Wolle zu gewinnen, ließ der König 1748 Merino-Widder aus Spanien kommen. Damit für Messer und Scheeren kein Geld in's Ausland gehe, ließ er aus Ruhla und Schmalkalden Schmiede mit ihren Familien kommen. In ähnlicher Weise zog er andere Eisenarbeiter und Elfenbeinkammmacher in's Land. 1749 entstand eine Zuckersiederei. Seit 1753 nahm er sich des Berg- und Hüttenwesens mit besonderer Sorgfalt an.

Bevölkerung. Die Zahl der Unterthanen macht den Reichthum der Staaten aus — war Grundsatz bei Friedrich Wilhelm I. wie bei Friedrich II. Jener zog die Salzburger, über die weiter unten näher die Rede sein wird, nach Ostpreußen, dieser ließ in den zehn Friedensjahren die Oderbrüche urbar machen und besetzte sie mit Ansiedlern vom Rheinlande und Zweibrücken. 280 neue Dörfer entstanden. Mit Stolz äußerte er, als er 1763 vom Damme aus die blühende Landschaft betrachtete†): „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe." — In Pommern zählte man 1755 nicht weniger denn 59 neue Ansiedelungen und bezifferte den Zuwachs auf 50,000 Seelen. Schlesien

---

*) Ranke III. 409.
**) Gfrörer, G. des achtzehnten Jahrhunderts III. 565.
***) Stenzel IV. 34.
†) Preuß I. 294.

und Ostfriesland eingerechnet, hatte Friedrich um 1756 mehr denn doppelt so viel Unterthanen als sein Vater, nämlich 5.000,000.

Zur Erleichterung des Handelsverkehrs geschah Vieles. 1743—45 wurde der Plauensche Kanal gebaut, 8655 Ruthen lang, der aus der Elbe in die Havel bei Plauen führt, zu gleicher Zeit der Finnowkanal, welcher Havel und Oder näher verbindet, 12,508 Ruthen lang. 1746 fuhr das erste Schiff mit 100 Tonnen Salz aus der Havel in die Oder und Schlesien war jetzt mit der Nordsee, die Elbe mit der Ostsee verbunden. 1740 wurde der Swinekanal gebaut, Swinemünde wurde zum Hafen geschaffen und die gleichnamige Stadt entstand. Die Stadt Stettin gewann dadurch den Zoll, welchen sie vordem den Schweden bei der Durchfahrt durch die Peene bei Wolgast bezahlen mußte, welches viel dazu beitrug, ihren Handel blühender zu machen, und Ausländer dahinzog*). Die Embener Handelsgesellschaft errichtete einen einträglichen Handel nach Sina. Die Zolle wuchsen doppelt so hoch. Durch all' dies stiegen die Einnahmen des Königs, wie dieser selber berechnet — die Einkünfte von Schlesien und Ostfriesland nicht mit einbezogen — um 1.200,000 Thaler. „In einem armen Lande, sagt der König**) selber, findet der Regent keine Hilfsquelle in der Kasse seiner Unterthanen, ihm liegt daher ob durch seine Klugheit und gute Wirthschaft für die außerordentlichen Ausgaben, welche nicht vermieden werden können, zu sorgen. Die Ameisen sammeln im Sommer ein, was sie im Winter verzehren, und ein Fürst muß während des Friedens die Summen zusammensparen, die er im Kriege aufzuwenden hat. Dieser leider so wichtige Punct war auch nicht vergessen worden und Preußen war in der Verfassung, einige Feldzüge mit eigenem Geld zu thun, kurz, es war bereit beim ersten Zeichen auf dem Kampfplatz zu erscheinen und sich mit seinen Feinden zu messen." Kanale.

Nicht minder wichtig war die Thätigkeit des Königs zur Verbesserung der Rechtspflege, denn mit dieser stand es im Argen. Er selber sagt***): „Man hatte sich angewöhnt, den Gesetzen mit List auszuweichen. Die Sachwalter trieben ein schändliches Gewerbe. Man brauchte nur reich zu sein, um seine Rechtssache zu gewinnen, und arm, um sie zu verlieren." Der Eifer des Königs für unparteiische Rechtspflege ist unläugbar. Es war ihm Ernst, wenn er in seinem politischen Testament vom Jahr 1752 sagt: „Ich habe mich entschlossen, den Gang der Processe nie zu stören. Die Gesetze müssen sprechen und der Fürst muß schweigen." Er wollte aufrichtig, daß einem Jedem ohne Ansehen der Person wahres Recht gespendet werde, und wenn er einigemal in den Gang der Processe eingriff, so geschah es nur, weil er überzeugt war, daß das Urtheil ein Unrecht sei. Rechtspflege.

Auf den königlichen Gütern übten die Amtsleute die Gerichtsbarkeit, auf den adeligen übten Leute die Justiz, die nie das Recht studirt hatten und ihre Stellung mißbrauchten, um den armen Bauern den letzten Groschen aus der Tasche zu locken. Die gesetzlichen Gebühren z. B. für Taufe und Trauscheine wurden oft um das Fünfzigfache von ihnen erhöht. In einem Gutachten aus jener Zeit heißt Mißstände.

*) Guerre de sept ans. Chap. I.
**) Ibid.
***) Ibid.

es: die Rechtspfleger leben vom Raub, der Stock ist das Gesetzbuch der Amtsleute. — Eben so schlimm war es mit den oberen Gerichten bestellt. Die Einleitung der Processe lag oft in den Händen von Leuten, die früher Lakaien gewesen waren*). Diese Procuratoren pflegten in den Klagschriften denjenigen von den Räthen zu bezeichnen, welchem die Führung des Processes übertragen werden solle. Die Procuratoren und die Richter spielten unter der Decke: die Richter, heißt es, lebten vom Raub und verschleppten die Akten. Es gab zwar Appellationsinstanzen, allein sie waren aus den Vorständen der Gerichtshöfe zusammengesetzt und bekanntlich hackt eine Krähe der anderen die Augen nicht aus. Die Mißstände waren so schreiend, daß schon Friedrich Wilhelm I. durchgreifen wollte; allein da dies viel Geld gekostet hätte, so half er sich mit Drohen und Schelten, welches aber dem Eigennutz der Richter gegenüber unwirksam war wie ein Schlag ins Wasser, und mit Ernennung Coccejis zum Justizminister. Die Wahl war gut: Cocceji war ein tüchtiger Jurist, ein Mann von Muth und hoher Begabung und hatte während dreißigjähriger Wirksamkeit die Gebrechen tief empfunden. Ihm übertrug nun Friedrich II. 1746 — denn in den früheren Jahren nahm der Krieg seine Aufmerksamkeit und Mittel in Anspruch — die Reform des Rechtswesens: er solle nicht bei der Rinde des bösen Baumes stehen bleiben, sondern die Wurzel desselben anfassen. Cocceji verlangte die Umbildung der Collegien, die Aenderung des Verfahrens und der Gesetzgebung selber. In den Collegien sollen zukünftig nur eine geringe Anzahl von Räthen sitzen, aber nur erfahrene, zuverlässige und gut besoldete Männer. Die Procuratoren sollen aufhören, die Advocaten je nur bei einem Gerichtshof dienen und ihren Lohn erst nach Beendigung des Processes erhalten. Alle Sporteln sollen in eine Gesammtkasse fließen, damit die Richter nicht der Sporteln wegen die Processe hinziehen, während sie dieselben beschleunigen sollten. Cocceji drang wegen der Dunkelheit des bestehenden Rechts auf ein allgemeines Landrecht in deutscher Sprache nach der Vernunft und dem Landesgebrauch: er wolle zum Ruhm des Königs Etwas ausführen, was noch keine Macht der Welt zu Stande gebracht hätte. Der König stimmte zu. Die Reform begann zunächst in Pommern, wo die Mißstände am schreiendsten waren. Die Stände halfen mit. Zuerst wurden die Justizcollegien in Stettin und Cöslin neu eingerichtet. Der König befahl, daß die Processe in einem Jahr in allen Instanzen zu Ende gebracht werden sollten, und innerhalb eines Jahres wurden in der That 2400 alte Processe und darunter einer, der schon über 200 Jahre geschwebt hatte, und über den 70 Bände Akten geschrieben waren, zur Genugthuung der Parteien beendet und von 1794 neuen Processen 742 abgethan. Dann wurde in der Kurmark und so fort in den übrigen Provinzen zur Reform geschritten und in ähnlicher Weise das gewünschte Ziel erreicht. Damit der Schlendrian nicht aber wieder eintrete, befahl der König, daß ihm über alle im Gang befindlichen Processe jährlich Bericht abgestattet werde. Friedrich war mit Cocceji sehr zufrieden, er ernannte ihn zum Großkanzler und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden, und widmete ihm ein schönes Lob in seinen Schriften**): er sei ein Mann von unbescholtenem und biederem Charakter, dessen Tugend und Rechtschaffenheit der schönen Tage des römischen Freistaates würdig wären; seiner Gelehrsamkeit und Aufklärung nach schien er zur Gesetzgebung wie ein zweiter Tribonian und zum Glück der Menschen geboren zu sein. Das neue Gesetzbuch für alle Lande der preußischen Herrschaft (Codex Fredericianus) war vollendet und, nachdem die Landstände dasselbe

Gerichte. Cocceji. Reform.

---

*) Ranke III. 383—401.

**) Guerre de sept ans. Chap. I.

genehmigt hatten, wurde dasselbe bekannt gemacht. „Diese bei der Rechtspflege eingeführte neue Ordnung befestigte das Glück der Bürger, indem sie das Vermögen eines jeden Hausstandes sicherte: forthin konnte jeder unter dem Schutz der Gesetze, welche allein herrschten, in Frieden leben.“ So war der König. Ein anderer Vortheil war, daß Preußen einen Richterstand von wissenschaftlicher Befähigung und Unabhängigkeit der Stellung erhielt. Friedrich verbot ausdrücklich den Kammern, sich in die Rechtspflege zu mengen.

Außer Schlesien erhielt Preußen 1744 einen Zuwachs an Ostfriesland*). In dieser Landschaft hatte das Haus der Cirksena von Gretsyl nach und nach die fürstliche Gewalt errungen. Emden, Aurich, Gretsyl waren wohlhabende Städte darin. Das altdeutsche Ständewesen war hier noch in voller Blüthe. Zur Zeit, da die Niederländer gegen Spanien für ihre Unabhängigkeit stritten, waren die Landesherren spanisch gesinnt und lagen im Streit mit den Ständen. Die Generalstaaten benutzten dies, drängten sich als Vermittler auf, übernahmen die Gewähr der Verfassung, und warfen unter diesem Vorwand Truppen in's Land. Die Landesherren aber suchten sich dieser Bande zu entwinden. Gegen die Holländer ließ der große Kurfürst mit Zustimmung Kaiser Leopolds I. Truppen in's Land rücken und erhielt von diesem die Anwartschaft auf das Fürstenthum, im Fall das Haus der Cirksena aussterbe. Das Welfenhaus, welches durch eine Erbverbrüderung im Fall des Absterbens der Cirksena Ansprüche hatte, war dadurch tief gekränkt. Uebrigens bestätigte Joseph I. 1706 und Karl VI. 1715 feierlich die Antwartschaft der Hohenzollern. Karl Eduard, der letzte der Cirksena, lag mit den Ständen fortwährend im Streit. Ein Theil derselben ging auf seine Seite über, die Ritterschaft und die Stadt Emden aber widerstanden ihm und die Spaltung ging so weit, daß zuweilen zwei entgegengesetzte Landtage sich versammelten, der eine zu Aurich, der andere zu Emden. Preußen, Holländer, selbst Dänen mischten sich ein. So war der Stand der Dinge, als Friedrich den Thron bestieg. Er unterhandelte insgeheim mit dem Magistrat in Emden und verlangte für Zusicherung aller Privilegien das Versprechen der Huldigung, sobald der Fürst sterbe, während dieser, ein noch junger Mann, die Erbverbrüderung mit den Welfen aufrecht zu erhalten suchte. Am 13. Mai 1744 kamen die Unterhandlungen zwischen Preußen und Emden insgeheim zum Abschluß. In der Mitternacht des 24. Mai starb der junge Fürst plötzlich hinweg. Am 25. Mai schlugen die preußischen Beamten überall schon den Adler an und verlangten die Huldigung. Der Befehlshaber der Holländer ward aufgefordert, das Land zu verlassen, preußische Truppen rückten ein. Die Dänen, welche eine Tante des Fürsten gerufen hatte, verließen schnell das Land. Am 6. Juni 1744 erschien der preußische Justizminister Cocceji zu Aurich im Namen des Königs und berief die Stände. 180 Bauern als Vertreter ihrer Gemeinden nahmen an den Ver-

Ostfriesland.

*) Onno Klopp, Geschichte Ostfrieslands von 1571—1751.

handlungen des Adels Theil und alle gelobten, dem König als ihren Fürsten und Herren auf Grundlage der alten Verträge treu und hold zu sein. Von Pyrmont aus, wo er damals den Brunnen trank, bestätigte der König ihre Rechte: die Stände sollten sich regelmäßig versammeln; nur die Steuern dürften erhoben werden, die sie bewilligt hätten, und sie sollten von ständischen Beamten verwaltet werden. Bisher hatten die Landesfürsten außer dem Ertrag der Kammergüter nur 12,000 Thlr. aus dem Lande bezogen, auf Cocceji's Betreiben erhoben sie diese Beisteuer auf 24,000 Thlr. Als aber Cocceji auch Rekruten forderte, weigerten sie sich dessen, erklärten sich aber zuletzt bereit, für Erlaß der Rekrutenstellung weitere 16,000 Thlr. zu erlegen. Bald regte sich der Streit der alten Parteien wieder, so daß der Landtag zuletzt den König bat, die Oberaufsicht über das gesammte landschaftliche Kassenwesen zu übernehmen. 1751 kam Friedrich in's Land und wurde von einem Theil der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Manche hegten große Hoffnungen für Gründung einer Flotte und Hebung des Seehandels. Eine Gesellschaft nach Ost- und Westindien wurde auch gegründet und der König gab ihr seine Flagge, aber zur Gründung einer Kriegsflotte that er Nichts, da er meinte, es sei dies nicht Preußens Beruf, es würde seine Macht nur theilen, und Truppen in die See gehen lassen, die es höchst nothwendig auf dem Land brauchte. — Begreiflich ist diese Ansicht als beschränkt getadelt und auf den Grundsatz des Kanzlers Baco hingewiesen worden, daß, wer die Erde beherrsche, auch das Meer beherrsche. Onno Klopp sagt nicht ohne Grund*): „Die Kriegsflotten von Holland und England gegen Ende des 16. Jahrhunderts sind eher groß und mächtig gewesen, als die Handelsflotten zahlreich waren. Erst unter dem beschirmenden Schatten der Kriegsschiffe wuchsen die holländischen und englischen Handelsflotten empor, erdrückten die deutsche Hansa und machten fortan jede Concurrenz, die nicht ihr letztes Wort aus dem Munde der Kanonen sprach, unmöglich. Die Kolonien, um derenwillen nach der Meinung des Königs für andere Staaten eine Kriegsflotte nöthiger schien, waren ihnen nicht zugefallen wie ein Geschenk des Himmels, sondern die Anlage und Erwerbung derselben war nur möglich gewesen durch eine Kriegsflotte. Die deutschen Kaufleute dagegen wurden die Krämer der Engländer und Holländer, und darum vergleichungsweise arm."

Ostfriesland war ein Reichsland und seine Besitzergreifung mußte vom Kaiser bestätigt werden. Karl VII. starb darüber, der Reichsvicariatshof in München aber ertheilte dem König am 16. September 1745 die Belehnung. Hannover legte Berufung ein. Graf Kaunitz-Rietberg und das Haus Liechtenstein hatten Ansprüche an das Harlinger Land, das Allod der fürstlichen Familie, dessen sich Friedrich, obschon es in der Urkunde von der Anwartschaft ausgeschlossen war, gleichfalls bemächtigt hatte, und klagten beim Reichsgericht. Allein Gewalt ging über Recht. Friedrich hatte ja vom Kaiser Karl VII. das

*) Onno Klopp, König Friedrich II. Zweite Auflage. Seite 201.

Jus de non appellando erlangt. Kaiser Franz I. mußte ihm dasselbe zugestehen. Preußen löste sich vollkommen los vom Reich. Unter Friedrich II. hörte nun 1750 in den preußischen Kirchen auch das übliche sonntägliche Gebet für den Kaiser auf.

So waltete Friedrich in den acht Friedensjahren. Was er als Ideal eines Fürsten hinstellt*), hat er mit riesiger Arbeitskraft geleistet. „Die Fürsten sollen sein die Seelen ihrer Staaten. Der Schwerpunkt ihrer Regierung lastet auf ihnen selbst, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. — Sie ordnen die inneren Angelegenheiten wie die auswärtigen. Ein solcher Fürst füllt in seiner Person die Posten der ersten Beamten aus: er ist oberster Richter, er ist General, er ist Großschatzmeister. Seine Minister sind nur Werkzeuge in der Hand eines geschickten Meisters." Der Hintergedanke seines ganzen Strebens war nur, nach Kräften gerüstet zu sein zu einem neuen Krieg mit Oesterreich. Am Schluß einer vergleichenden Schilderung von seiner und Maria Theresias Thätigkeit während der Friedensjahre sagt er: „So bereiteten sich während des Friedens diese beiden Mächte zum Krieg, wie zwei Athleten, welche ihre Waffen schärfen und vor ungeduldigem Verlangen brennen, sich derselben zu bedienen**)."

Wir gehen bei diesen Worten nach Wien über. Der Erfolg hatte Maria Theresia nicht geblendet, der Jubel der Anerkennung sie nicht übermüthig gemacht. Der Anker, der sie festhielt, wo so Viele gestrauchelt wären, blieb ihr tiefes Pflichtgefühl. Fern von sträflicher Zuversicht war sie immer vor sich selber auf der Hut, und fürchtete auf ihrer schweren Laufbahn zu wanken und nach irgend einer Seite hin Unrecht zu thun. Sie griff zu einem eigenen Mittel, sie bat einen bewährten, kenntnißreichen, charaktervollen Mann gleich beim Beginn ihrer Regierung, täglich bei ihr zu erscheinen, nicht bloß um über Dienstsachen mit ihr zu sprechen, sondern auch über Angelegenheiten ihrer Familie und ihrer eigenen Person. Sie ertheilte ihm während des stürmischen Landtags zu Preßburg 1741 den ausdrücklichen Befehl, ihr von da ohne Unterlaß zu sagen, wo sie fehle, die Mängel ihres Charakters zu erforschen und ihr offen mitzutheilen. Erst in neuerer Zeit ist der Briefwechsel, welcher zwischen der Kaiserin-Königin und dem Grafen Tarouca — so hieß der Mann, dem dieser gefährliche Auftrag zu Theil wurde — in dieser Sache geführt wurde, gefunden und veröffentlicht worden***). Durch diese Briefe können wir, wie durch Fenster in ein Haus, in die innersten Regungen der Seele Maria Theresias blicken. Der Graf war kein Schmeichler und die Kaiserin-Königin ließ sich die Wahrheit sagen. Maria Theresia.

Da schreibt Tarouca einmal †): „Es gab Zeiten, in denen Eure Majestät mit einer Geduld, welcher eher in der Zelle eines Klosters, als auf dem Throne

*) Oeuvres III. 139.
**) Guerre de sept ans. Schluß des ersten Capitels.
***) Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1859. Maria Theresia und Graf Sylva Tarouca. Ein Vortrag von Karajan.
†) l. c. 24.

zu erwarten schien, Vorstellungen hinnahmen, welche Verweisen nicht unähnlich sahen. Dann kamen wieder andere Zeiten, in denen jener heldenmüthigen Ausdauer Verbrießlichkeit gefolgt war, so daß es mir nicht gelang, den Blick Eurer Majestät ausschließlich an das gefesselt zu halten, was mir als Pflicht auferlegt ward. Hab ich darüber, meine Königin, mich beklagt, mein Benehmen, meine Offenheit verändert? Zwei mächtige Beweggründe hielten mich aufrecht, mein Ehrgeiz und meine Liebe als Unterthan, die nicht so gewöhnlich sind, als man sich einbildet. Der erstere hat mich in hohem Grade gereizt, denn alle Reichthümer, die höchsten Stellungen sind Nichts gegen solches Vertrauen! Die zweite aber ist meinem Charakter in so vollem Maße eigen, daß er fast nur aus Liebe und Ehrgeiz zusammengesetzt scheint. Arm von Hause aus, sowohl als jüngstes Kind der Familie, als durch Wahl und Lässigkeit; meiner Denkungsart nach Philosoph genug, um nicht das Glück im Gelde zu suchen oder in äußerem Prunke; meiner Gesinnung nach etwas hochmüthig; älter durch meine körperlichen Gebrechen, als durch vorgerücktes Alter; auf keine lange Lebensdauer zählend, hatte ich hier Gelegenheit gefunden, meinen Grundsätzen und Gefühlen entsprechend wirken zu können und zwar in höherem Grade, als ich es je gehofft hatte .... In einer Art Leidenschaft befangen für Reitpartien und Carroussels haben Euere Majestät es einst geduldet, als ich mit moralischen Gegenvorstellungen mich quer über den Weg stellte. „Sprechen Sie nur fort, so sagten Sie, wenn ich auch nicht gleich folge, Ihre Worte kommen mir doch später zu Sinn!" So war ich auf die schönste Weise ermuthigt und ging sodann auf die Umgestaltung oder Mäßigung der Bälle. Gleichzeitig rief ich, kühn gemacht, die Unterredungen über die Ehe ins Leben, welche bei der Kaiserin-Mutter gehalten werden sollten."

Maria Theresia, so hart seine Vorwürfe auch oft lauteten, nennt sich doch „die Schülerin ihres treuen Dieners, ihres Erziehers," und schreibt im Jahr 1766: „Meine besten Freunde sind in diesem Monat geboren, Tarouca am 17., Daun am 24. September. Armer Daun, ich habe ihn verloren, aber mein ältester und meines Vertrauens würdigster Freund lebt noch ganz gut, nicht so seine Schülerin." — Erdrückt von der Last der Geschäfte schreibt sie zu Neujahr 1766: „Ich kenne mich nicht mehr, denn ich lebe wie die Thiere, ohne Begeisterung, ohne Vernunft. Gott! ich vergesse Alles. Um 5 Uhr stehe ich auf, lege mich spät zu Bett und thue doch den ganzen Tag Nichts. Ich denke nicht einmal mehr. Meine Lage ist fürchterlich; nur dann lebe ich wieder auf, wenn ich Jemanden von meinen alten Freunden erblicke. Ich wünsche Ihnen ein glücklicheres Loos, als mir durch mein ganzes Leben hindurch beschieden war." — Obschon die Liebe ihrer Völker und die Bewunderung der Welt, auf der Höhe ihrer Macht und ihres Ruhms, fühlte sich doch diese glühende Seele nicht glücklich, denn das, was sie erreichte, stand zu weit hinter dem, was sie anstrebte! So schreibt sie 1767 an Tarouca: „Sie sind glücklich, wenn Sie Ihre Jahre bedenken, Ihre Familie, Ihren Geist. Ihr Kopf hat Ihnen überall genügt. Daß einem Nichts mißglücke, ist nicht möglich, aber im Wesentlichen waren Sie doch glücklich! Welcher Unterschied im Vergleich mit mir. In allem Wesentlichen fühle ich mich unglücklich und zumeist durch meine Schuld. Ich bin so angegriffen, daß ich noch das bischen Verstand verliere, das mir geblieben ist, und daß ich schon deßhalb mich nothwendig verbergen müßte, wenn nicht ohnedies die entschiedene Neigung zum Rückzug vorhanden wäre." — 1769 schreibt Maria Theresia sogar an ihren Vertrauten: „Mein Loos, mein Leben ist zu sonderbar, zu niederschlagend; ich erwarte mein Ende mit mehr Ungeduld als Furcht!" — Welche Schmerzen, welche Sorgen bargen sich nicht unter dem Schimmer der Krone! Ihrem Freunde blieb sie treu, obschon dieser die ganze Schwenkung ihrer Politik, die Verbindung

Wunsch abzudanken.

mit Frankreich, in scharfen Worten mißbilligte. — Die ganze Glut ihrer Freundschaft und ihres Dankgefühls loderte noch einmal auf, als Tarouca 1771 dem Tode entgegensah. Sie klagt um den ältesten und achtbarsten Freund, den sie jetzt verliere; sie habe keinen solchen Freund mehr und fühle die ganze Bitterkeit des Schmerzes. Aber je mehr wir aus der gnadenreichen Huld unseres Schöpfers Gnade empfangen haben, um so schöner sei die Hoffnung, die sich uns im Hinblick auf die Barmherzigkeit Gottes eröffne. Tarouca starb am 8. März 1771. Er war ein Portugiese, geboren in Lissabon 1696, sein Vater kam als Botschafter 1726 nach Wien und blieb dort bis zu seinem Tode 1738. Der Sohn trat 1715 unter Prinz Eugen in die Armee, machte die Schlachten von Peterwardein und Belgrad mit, gewann die Gunst des großen Feldherrn, wurde von Karl VI. im Staatsdienst, namentlich in Brüssel, verwendet und stieg zur Würde eines Staatsrathes empor. Tarouca.

Ein anderer Fund, den Arneth in neuerer Zeit machte, läßt uns in diese große Seele gleichfalls einen sicheren Blick werfen. Es sind Aufzeichnungen Maria Theresias aus dem Jahr 1751 und 56*). Darin spricht sie ihr Bedauern aus, daß ihr Vater sie in völliger Unkenntniß der Geschäfte ließ, weßhalb sie anfangs voll Mißtrauen auf sich selbst und ihre eigene Befähigung zur Regierung gewesen sei. — Sie kannte ihre Minister nicht, die untereinander in Zwiespalt waren: „In diesen Verhältnissen befand ich mich, ohne Geld, ohne Credit, ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wissenschaft, und endlich auch ohne allen Rath, weil jeder Minister vorerst zu erspähen sich bemühte, wohin die Sachen sich wenden würden. So war meine Lage beschaffen, als ich von dem Könige von Preußen angegriffen wurde. Seine süßen Worte und Versprechungen machten sogar meine Minister irre, indem man nicht glauben konnte, noch wollte, daß der König feindlich gegen mich handeln würde. Dieses Vertrauen der Minister und insbesondere Sinzendorffs, dann meine Unerfahrenheit und mein guter Glaube waren Ursache, daß die Vertheidigungsanstalten in Schlesien und die Nachrückung der Regimenter größtentheils vernachlässigt wurden und dem Könige freie Hand blieb, sich binnen 6 Wochen Schlesiens zu bemächtigen." Bartenstein rieth zum Widerstand und die Kaiserin versichert, ihm verdanke sie einzig und allein die Erhaltung ihres Rechtes. Maria Theresia fährt fort. „Bis zum Dresdener Frieden habe ich herzhaft agirt, Alles hazardirt und alle meine Kräfte angespannt, weil ja meinen armen Erblanden nichts Unglückseligeres geschehen könnte, als in preußische Hände zu fallen, wie dann, wenn ich nicht immer gesegneten Leibes gewesen wäre, mich Niemand abgehalten hätte, diesem so meineidigen Feinde selbst entgegen zu ziehen. Wie ich jedoch gesehen, daß ich zum Dresdener Frieden die Hand bieten mußte, so habe ich auf einmal meine Denkungsart geändert und dieselbe allein nur auf den inneren Zustand meiner Länder gerichtet, um die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, durch welche die deutschen Erblande gegen ihre zwei mächtigsten Feinde, gegen Preußen und die Pforte, trotz des Mangels an Geld und an Festungen, trotz der Schwächung der Heere, erhalten und beschützt werden können." — — „Das System unseres Hauses ändert sich nun völlig, indem dasselbe früher das Gleichgewicht gegen Frankreich bildete, jetzt aber hieran nicht mehr, sondern nur an seine innerliche Erhaltung zu denken ist. Daher war schon seit dem Dresdener Frieden mein einziges Trachten, mich von der Lage der Länder und ihrer Leistungsfähigkeit zu unterrichten und die überall eingerissenen Mißbräuche, welche Alles in die ärgste Verwirrung gebracht, zu ergründen.

Denkschrift Maria Theresias

Geständnisse.

Bartenstein.

*) Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg. Wien 1870. 1. Kapitel.

Diejenigen aber, welche mir hievon hätten Kenntniß geben sollen, konnten oder wollten solches nicht thun. Auch darin bin ich Bartenstein Alles schuldig, welcher mir viel an die Hand gegeben und das wahre Licht angezündet, wie ich dann auch einige Privatpersonen gefunden, die mir durch Vermittlung des Cabinets-secretärs Koch Vieles beibringen ließen. Dessen Verschwiegenheit hat wenig ihres gleichen, wobei er ungemein ehrlich, christlich und ohne Intriguen ist. Er war mit mir fast auf dem Fuße wie Tarouca, welchen ich nach Herbersteins Tod zu meinem besonderen Vertrauten und Rathgeber gemacht. In Staatssachen habe ich ihn jedoch niemals gebraucht, sondern bin hierin allzeit Bartenstein gefolgt. Dieser und Haugwitz gaben mir für den Staat und die Erhaltung der Monarchie das Nöthige an die Hand, Tarouca und Koch aber dienten nur zu meinem Trost und Rath, zur Erkenntniß und Besserung meiner selbst. So lange ich lebe, werde ich diesen vier Personen, ihren Kindern und Kindeskindern für die Dienste erkenntlich sein, welche sie mir und dem Staate geleistet haben. Auch verpflichte ich meine Nachfolger, das Gleiche an den Nachkommen jener Männer zu thun, so lange deren vorhanden sind, indem außer der Belehrung meiner Nachfolger diese vier Personen die Hauptursache sind, weßhalb ich die vorliegende Schrift verfaßte, damit ihre Namen bei der Nachwelt verewigt und ihnen an den Ihrigen dasjenige ersetzt werde, wofür ich nicht genug erkenntlich sein konnte."

Hebung der Monarchie.

Fragen wir nach den Maßregeln, durch welche die Kaiserin eine neue Kräftigung der Monarchie zu bewirken hoffte, so bestehen dieselben in größerer Centralisation der Verwaltung, in Trennung der Justiz von der Administration, in der Besteuerung bisher steuerfreier Güter, in Erlassung gemeinsamer Gesetze für alle cisleithanischen Länder, in Erhöhung des stehenden Heeres auf 108,000 Mann, in besserer Einübung desselben, in der Sorge für die Pflege der Invaliden, in der Gründung von Schulen zur Heranbildung tüchtiger Officiere, in dem Bestreben, das Loos der Bauern zu erleichtern, und in dem Eifer, durch bessere Einrichtung der Schulen die Bildung des gesammten Volkes zu heben, und Industrie und Handel zu fördern. Und wie in Allem, so zeigte sich die große Herrscherin auch in dieser Richtung bei einmal gefaßten Vorsätzen gegen alles Widerstreben unerschütterlich und verdient die ehrenden Worte, die der Großkanzler Fürst kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges über sie schrieb: „Als die Kaiserin die Regierung antrat, fand sie Alles in der größten Unordnung, und ein achtjähriger Krieg konnte den Finanzen nicht aufhelfen. Welcher andere Souverän möchte binnen sieben Friedensjahren vermocht haben, die Dinge auf den Fuß herzustellen, wie wir sie gegenwärtig sehen. Bis in die spätesten Zeiten wird man anerkennen, daß Maria Theresia eine der größten Fürstinen der Welt war."

Haugwitz

Ihr Rathgeber zu vielen dieser Maßregeln war ein Schlesier, Graf Haugwitz: er hatte ihr Vertrauen gewonnen dadurch, daß er ihr 1742, nach Abschluß des Friedens von Breslau, auseinandersetzte, wenn man dem König von Preußen 3 oder 4 Jahre Ruhe lasse, so werde er mit der Eroberung Schlesiens nicht zufrieden sein, sondern ihr auch Böhmen wegzunehmen trachten. Was er vorausgesagt, traf ein. Jetzt mahnte er sie beständig, dem Frieden nicht zu trauen, sondern eine genügende Kriegsmacht bereit zu halten, und die zum Unterhalt

derselben nöthigen Summen aufzubringen. Dies sei aber nur möglich, wenn nicht blos die Bauern, sondern auch die Gutsherren zur Theilnahme an der Steuerzahlung herangezogen werden, und eine gleichartige Behandlung aller Staatsangehörigen eintrete. Die Verfügungen über das Militärwesen müssen aus den Händen der Landstände genommen und in diejenigen der Regierung gelegt werden. 14.000,000 Gulden seien nöthig, um 108,000 Mann auf den Beinen zu halten; die Stände sollten sich verpflichten, statt der bisherigen 9 Millionen 10 Jahre hindurch weitere 5 Millionen zu zahlen, dafür aber jeder anderen bisherigen Obliegenheit für die Truppen enthoben sein. Zur Aufbringung der nöthigen Summen sollte der Werth jedes unbeweglichen Gutes sowohl, als dessen Erträgniß durch beeidete Schätzer festgestellt, die Rente als 5% Erträgniß einer Kapitalsumme angenommen werden, von welcher der grundbesitzende Adel den hundertsten, der Landmann aber den fünfzigsten Theil zu tragen habe. Jede Steuerfreiheit des Adels, der Geistlichkeit und einzelner Städte habe fortan aufzuhören! — Damit kam die Staatsgewalt in einen ernsten Zusammenstoß mit den Ständen. Diese beriefen sich auf ihr seit Jahrhunderten unangefochtenes Recht der jährlichen Bewilligung der Steuern und Truppen. Gute Ueberzeugung und Eigennutz legten vergebens alle Schwierigkeiten in den Weg, Maria Theresias Wille war entschieden! Eine Aufzeichnung und Schätzung alles unbeweglichen Gutes wurde vorgenommen und die Steuerfreiheit einzelner Stände hörte auf *).

Die österreichischen und böhmischen Länder waren bisher durch abgesonderte Kanzleien regiert. Unter der österreichischen Hofkanzlei standen Oesterreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol, Vorarlberg und die Vorlande. Unter der böhmischen Hofkanzlei standen Böhmen, Mähren und Schlesien. Beide Hofkanzleien übten Verwaltung und Justiz. Die argen Mißstände, welche aus dieser Einrichtung hervorgingen, führten die Kaiserin auf den Gedanken, eine größere Verschmelzung in Bezug auf die einzelnen Ländergruppen, dagegen eine schärfere Trennung der Geschäfte eintreten zu lassen. An die Stelle der beiden Hofkanzleien traten nun ein Directorium in politicis et cameralibus und eine oberste Justizstelle, unter welcher die österreichischen und böhmischen Länder standen. Die tüchtigsten Arbeitskräfte suchte Maria Theresia für beide Stellen zu gewinnen. Die Einheit der Rechtsverwaltung legte den Gedanken nah, die Verschiedenheit der Provinzialrechte zu beseitigen und in allen deutsch-österreichischen Ländern die gleichen Rechtsgrundsätze zur Geltung zu bringen. 1753 ordnete die Kaiserin die Ausarbeitung eines neuen Civilgesetzbuches für sämmtliche deutsch-österreichischen Provinzen an. Nach zehnjähriger Arbeit kam 1766 der Codex Theresianus, 1768 die Constitutio Criminalis Theresiana zu Stande. Auch in den einzelnen Provinzen wurde die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt. Maria Theresia wollte nicht blos Gleichförmigkeit der Gesetze, sondern auch rasche Handhabung derselben. Ganz charakteristisch ist der Befehl: „Die Commission für Gesetzgebung solle die Mittel finden, wie abzuthun wären die Vorurtheile, der Schlendrian der sogenannten abusiven Gerichtsordnung, und wie die Aufzüge und die angefochtene Unschuld wider die gewöhnlichen Advocatenkünste für das Künftige können geschützt werden; und wie die gottlosen Leut und Pest eines Staates und einer christlichen Gemeinde können angesehen und bestraft werden**)." Die neuen Grundsätze durchzuführen, traten neue Stellen, die Kreisämter, in's Leben. Den Kreishauptmännern trug die Kaiserin auf, sorgfältiges Augenmerk zu richten auf die

Centralisation.

Einheit der Gesetze.

Kreisämter.

---

*) Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg S. 13—14.
**) Arneth l. c. 32.

reine Beibehaltung und Fortpflanzung der katholischen Religion, auf Abstellung alles ärgerlichen und lasterhaften Lebens, die reifere Jugend zum Besuch der Christenlehre anzuhalten und namentlich für die christliche und ehrbare Erziehung der Jugend emsige Sorgfalt zu tragen, Straßen und Wege in gutem Stand zu halten, die Bevölkerung vor Störung der Ruhe, vor Betrug durch falsches Maß und Gewicht, vor Vergewaltigung durch herrschaftliche Beamte zu schützen.

Juden. Wegen Betrügereien hatte sie namentlich die Juden im Verdacht. — 1777 schrieb sie*): „Ich kenne keine ärgere Pest vom Staat als diese Nation, wegen Betrug, Wucher und Geldvertragen, Leut in Bettelstand zu bringen, alle üble Handlungen ausüben, die ein anderer ehrlicher Mann verabscheute; mithin sie, so viel sein kann, von hier abzuhalten und zu vermindern, mir eine Tabelle einzuhändigen, wie viel Juden hier sind, wo sie wohnen, alle Quatember selbe wiederholen, was zu oder abgefallen." — Nach der Wiedereinnahme von Prag 1744 gab sie den Befehl, mit kommendem Neujahr alle Juden aus der Hauptstadt Böhmens zu entfernen, weil sie überzeugt war, diese hätten es gegen die österreichische Regierung mit dem Feinde gehalten. Man zählte ihrer 20,000. Vergebens waren alle Vorstellungen, — die Antwort der Kaiserin war, „die Juden müssen alle hinaus," ja sie wollte sie aus ganz Böhmen entfernen. Ende März 1745 mußten die Prager Juden wirklich die Hauptstadt verlassen, sie siedelten sich in den nächsten Ortschaften um Prag an. Die Christen, für welche die Kaiserin zu handeln glaubte, verwendeten sich jedoch am allereifrigsten für die Juden, schließlich aus Interessen des Handels auch die böhmischen Stände, denen Maria

Protestanten. Theresia endlich nachgab**). Den Protestanten sicherte die Kaiserin ihre Rechte zu, und daß ihnen die Thüre zu ihr niemals verschlossen sei, verbat es sich aber, daß sie fremde Gesandte zur Verwendung für sie anriefen. —

Stellung zu Rom. Während des Erbfolgekrieges stand die Regierung auf gespanntem Fuß mit dem hl. Stuhl und einige Zeit hindurch sogar außer diplomatischem Verkehr. Nach der Erhebung des Großherzogs von Toskana zur Kaiserwürde fand eine Wiederannäherung statt. Den Vermittler machte der portugiesische Gesandte, Sebastian Josef Carvalho, der spätere Marquis von Pombal***). Ihren religiösen Gefühlen gemäß konnte der Kaiserin eine völlige Wiederversöhnung mit dem hl. Stuhl

Benedict XIV. nur angenehm sein. Papst Benedict XIV. hinwieder kam ihren Wünschen entgegen. Er willigte in die Errichtung eines Erzbisthums in Görz und in die Loslösung desselben vom Patriarchat Aquileja; — er willigte in ihr Begehren wegen Verringerung der Anzahl der katholischen Feiertage. Am 9. März 1754 erschien eine Verordnung, wornach an 24 früheren Festtagen zwar der Gottesdienst besucht, nach demselben aber jedwede Arbeit erlaubt werden solle.

Kriegswesen. Wichtig waren die Verbesserungen im Kriegswesen. Die Kaiserin war lebhaft von den bestehenden Mängeln überzeugt. „Wer würde glauben, sagt sie in ihrer Denkschrift, daß nicht die mindeste Regel eingeführt war bei meinen Truppen? Jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, beim Exerciren und im Alarm; Einer schoß geschwind, der Andere langsam, die nämlichen Worte und Befehle wurden bei dem Einen so, bei dem Anderen anders ausgedrückt, und da ist es denn kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner Regierung der Kaiser immer geschlagen worden, und wie ich selbst das Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist." — Es wurde bald anders. Wir dürfen hier nur das Zeugniß anführen, welches der Kaiserin ihr genialer Gegner, ein Meister im Kriegswesen, ausstellt†):

*) Arneth l. c. 31.
**) Arneth l. c. 42—51.
***) Arneth l. c. 56—57.
†) La guerre de sept ans. Chap. I. Gegen Ende.

„Die Kaiserin hatte im vorigen Kriege die Nothwendigkeit einer besseren Kriegszucht eingesehen. Sie wählte thätige Generale, und welche geschickt waren, Kriegszucht unter den Truppen einzuführen; die alten und zum Dienst ihrer Stellen untüchtigen Officiere wurden auf Pension gesetzt, und an ihrer Statt wurden junge Leute von Stande angestellt, die voll Eifer und voll Liebe zum Kriegsdienst waren. Alle Jahre wurden Lager in den Provinzen errichtet, in welchen die Truppen von Inspectionsbevollmächtigten, die mit den großen Kriegsmanövern sehr wohl bekannt waren, geübt wurden; die Kaiserin begab sich selbst verschiedene Male in die Lager bei Prag und Olmütz, um die Truppen durch ihre Gegenwart und ihre Freigebigkeit anzufeuern. Besser als irgend ein Fürst verstand sie es, jene Ehrenzeichen, auf welche man einen so hohen Werth setzt, geltend zu machen; sie belohnte die Officiere, welche ihr von ihren Generalen empfohlen waren; und so erweckte sie überall Wetteifer. Unter Leitung des Fürsten Liechtenstein bildete sich eine eigene Schule der Artillerie, er brachte dieses Corps auf 6 Bataillone, den Gebrauch der Kanonen aber zu einem bisher ganz unerhörten Grade."

In Wien hielt man es nicht für demüthigend, auch vom Feinde zu lernen. Nicht nur wurden häufige Feldlager abgehalten als bestes Mittel zur Heranbildung kriegstüchtiger Truppen, Maria Theresia wohnte selber den Uebungen bei: das spornte die Führer und begeisterte das Heer. Der Soldat, der wußte, daß sein Wohl ihr am Herzen liege, — nicht bloß die Gewehre, auch Kost und Kleidung wurden besser, — begrüßte sie mit dem Rufe „Mutter.“ Eine Medaille, ihr zu Ehren geprägt, trug die Inschrift: Mater castrorum, und sie genoß eine nicht geringere Verehrung bei der Armee, als jene Victoria, die in den stürmischen Zeiten des römischen Kaiserthums zuerst diesen Namen trug und zweimal über die Kaiserwahl verfügte*). Sorge für die Armee.

Um ein tüchtiges Officierskorps heranzubilden, stiftete die Kaiserin 1752 die Militärakademie zu Wiener Neustadt und eine Vorschule hiezu in Wien für 100 arme adelige Knaben oder Söhne von Officieren. 1754 wurde die Ingenieurakademie in Wien gegründet. Diesen Anstalten widmete sie die regste Sorgfalt. Die Grenzer wurden in regelmäßige Truppenkörper eingetheilt, um sie nicht bloß als Schutzwehr gegen die Türken, sondern auch in anderen Kriegen mit Vortheil verwenden zu können. Das Loos der Invaliden lag der Kaiserin nicht minder am Herzen. Hinsichtlich der Behandlung der Soldaten verordnete sie: „Hart wäre es, wenn man solche Leute als wie Sclaven hielte. Bin völlig der Meinung, daß je mehr Freiheit gelassen wird, desto mehr man auf solche Leute trauen kann.“ — In jeder Beziehung suchte sie den Soldatenstand auszuzeichnen und zu einem ehrenvollen zu machen, — doch war sie weit davon entfernt, eine Ueberhebung desselben auf Kosten friedlicher Bürger zu gestatten. Der Pandurentrenck, dem man namentlich gegen Frauen die ärgsten Verbrechen Schuld gab, wurde in Folge einer kriegsrechtlichen Untersuchung zum Tod verurtheilt. Nur durch die Fürbitte des Kaisers und Karls von Lothringen ließ sich Maria Theresia bewegen, das Todesurtheil in lebenslängliche Haft auf dem Spielberg bei Brünn umzuwandeln. Trenck starb 1749 voll Reue über seine Vergehen**). Die Kaiserin schrieb die schönen Worte: „Die Militär-Akademie Trenck.

*) Scriptores hist. Augustae. Ed. Keil. II. p. 94.

**) Dubik, Die letzten Tage des Pandurenobersten Franz Freiherrn von der Trenck Oesterreichische Blätter für Literatur 1845.

Unschuldigen haben sich nicht zu beklagen, die Schuldigen können nicht genug abgestraft werden, indem ich einen Excedenten nicht einmal würdig ansehe, daß er in einem so venerablen Corps, welches der Schutz der Länder sein soll, begriffen sei, also die Ehre des Militärs selbst es verlangt, daß selbe ernstlich gestraft und nicht ihnen das Wort oder Schutz gehalten wird. Ich bin Mutter von selben Ländern und sind mir Alle gleich lieb, wenn ein Jeder in seinen Schranken bleibt." — Zur Verhinderung der Duelle erging der strenge Befehl, daß nicht nur der Herausforderer und der Geforderte, sondern alle dabei betheiligten Personen, selbst im Falle, daß keiner der Duellanten verwundet werde, durch das Schwert vom Leben zum Tod gebracht werden sollten*).

Duelle.

Unterricht.

Der Rohheit und dem oft noch heidnischen Aberglauben des Volkes zu steuern, verordnete Maria Theresia, daß nur anständige und genugsam erfahrene Schulmeister anzustellen seien**). Als sie von großen Mißständen im Waisenhause zu Wien vernahm, ließ sie eine Untersuchung einleiten und stellte bald darauf den hochbefähigten und durch rastloses Wirken für die Bildung der Jugend verdienstvollen Ignaz Parhamer, einen Jesuiten, an die Spitze und bald war das Waisenhaus eine wahre Musteranstalt. In die Bruderschaft für die Christenlehre, die er in Wien stiftete, schrieben sich Maria Theresia, der Kaiser und ihre Kinder ein. Bei den Mittelschulen drang die Kaiserin besonders auf gründliches Wissen im Latein und fehlerlosen Gebrauch der deutschen Sprache. Nutzlose Gedächtnißübungen sollten unterbleiben, dagegen die Jugend an selbständiges Nachdenken gewöhnt werden. 1752 erging der Befehl zur Gründung von Schulen, die unseren Realschulen ähnlich sehen. In gewerbreichen Orten sollten die Gewerbsleute durch theoretische Ausbildung in den Stand gesetzt werden, dereinst in der Praxis Tüchtiges zu leisten; Arithmetik, Geometrie, Physik, Mechanik, Zeichnen, Buchhaltung und Correspondenz, Handelswissenschaft, Geschichte und Geographie, endlich Landwirthschaft wurden als die Lehrfächer bezeichnet***).

Parhammer.

Mittelschulen.

Realschulen.

Universität.

Auf die Universitätsstudien gewann Gerhard van Swieten großen Einfluß. Geboren zu Leyden, ein Schüler Boerhaves, dann 9 Jahre hindurch Professor in seiner Vaterstadt, hatte Swieten einen großen Ruf als Arzt, Lehrer und Schriftsteller erlangt. Nach dem Tode ihrer Schwester Marianne, an deren Krankenbett Swieten berufen war, lud ihn Maria Theresia als ihren Leibarzt, als Präfecten der Hofbibliothek und Professor der medicinischen Facultät nach Wien.

wieten.

Ihr Schreiben an ihn vom 8. Jänner 1745 kennzeichnet ihr ganzes Wesen. Sie sieht den Verlust ihrer Schwester als einen der schwersten Schläge an, welche sie bisher betroffen, doch die Gnade Gottes halte sie aufrecht auf dem Weg der Arbeiten, des Kummers und der Thränen, den sie zu wandeln habe; sie unterwerfe sich aber Allem geduldig und hoffe nur auf den Lohn in jener

*) Arneth l. c. 86–102.
**) Helfert, Die Gründung der östreichischen Volksschule durch Maria Theresia.
***) Helfert, l. c. 107—8.

Welt. Indem sie Swieten für seine Thätigkeit am Krankenbette ihrer Schwester dankt, drückt sie ihren Wunsch aus, einen Mann von solchem Geist und Charakter in ihrer Nähe zu haben. Wenn er aber seine gewohnte Ruhe ungern aufgebe, wenn seine Gattin eine Abneigung gegen diese Veränderung hege, so wolle sie, die Kaiserin, lieber ihren Vortheil opfern, als ihn unglücklich machen; sie gebe ihm volle Freiheit, obschon eine Ablehnung der Berufung ihr sehr schmerzlich wäre, doch opfere sie ihren Wunsch gerne seiner Ruhe und seinem Glück*). Swieten nahm an und fand in Wien volle Anerkennung und wurde bald mit der Reorganisation der medicinischen Studien, dann mit der Leitung des gesammten Medicinalwesens in Oestreich betraut. Dann ging es an die Umgestaltung der theologischen und philosophischen Facultäten. Die juridischen Studien wollte die Kaiserin zu solcher Blüthe bringen, daß keine Hochschule Europas sich hervorragenderer Rechtsgelehrten rühmen dürfe. Die amtliche und gesellschaftliche Stellung der Professoren wurde erhöht. Die Kaiserin trug auch Sorge für ein neues Universitätshaus, 1756 wurde es in ihrer Gegenwart eröffnet. 1000 Ducaten wurden dabei an arme Studenten vertheilt. Um dem weniger bemittelten Adel Gelegenheit zu bieten, seine Söhne zu verwendbaren Staatsdienern heranbilden zu lassen, gründete die Kaiserin im Lustschloß Favorita die Lehranstalt, die von ihr seitdem den Namen trägt, das Theresianum. Nach dem Plan des Jesuiten Joseph Franz wurde zur Förderung des diplomatischen Verkehrs mit der Türkei 1754 die Orientalische Akademie gegründet. — Auf ihre Muttersprache legte die Kaiserin hohen Werth und der Dichter Gottsched fand 1749 einen so glänzenden Empfang, daß er sich mit der Hoffnung trug, Vorstand der Akademie der Wissenschaften zu werden, deren Gründung damals beabsichtigt war. Doch hemmte Geldnoth die Ausführung des Planes. Wichtig für Erhaltung historischer Denkmäler war 1749 die Gründung des Archives des kaiserlichen Hauses, des jetzigen geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives. Bartenstein war der erste Director**).

Theresianum.

Orient. Akademie

In Arbeitsamkeit, im Eifer für das Wohl ihrer Unterthanen, in ihrer Leutseligkeit und ihrer Gabe, stets in Fühlung zu sein mit dem Volke, blieb Maria Theresia auch nach der Zeit der Bedrängniß sich gleich. Ihr frommer reiner Sinn blieb unwandelbar wie ihre Gewissenhaftigkeit. Andere glücklich zu machen, war ihr Glück. Darum blieb ihr auch das Volk anhänglich, wenn auch die Lasten des Staatslebens fühlbarer wurden. Alles sah nur auf sie, der Kaiser dagegen ward wenig beachtet. Franz I. war ein einfacher, bescheidener Mann, ein Feind aller Etikette. Bei einer Hoffestlichkeit konnte er einmal in der Ecke des Saales sich setzen und zwei Damen, die ihm Platz machen wollten, sagen: „Achten Sie nicht auf mich, ich will hier warten, bis der Hof sich entfernt. Der Hof sind die Kaiserin und meine Kinder, ich bin hier nur ein einfacher Privatmann.“ Der Engländer Hanbury meldet über ihn: „In oftmaligem ungezwungenem Gespräch konnte ich mich überzeugen, daß er geneigter zu dem sei, wozu ihn die Geburt, als wozu das Glück ihn gemacht hat. Schon die Natur bestimmte ihn, Herzog von Lothringen, nicht aber

Franz I.

*) Das französische Original bei Arneth, „Maria Theresia's erste Regierungsjahre,“ S. 565—66.

**) Arneth l. c. 109—36.

Kaiser von Deutschand zu sein. Drückend lastet seine Würde auf ihm und er fühlt sich unbehaglich bei den ihm in Gemäßheit derselben widerfahrenden Ehrenbezeugungen. Nichts ist weniger vereinbar mit seinem ganzen Wesen als die habsburgische Etikette. Er leidet unter all' den Processionen und Ceremonien, die an diesem Hofe so häufig sind. Aber er ist glücklich, wenn er ganz unbeachtet die Hofburg verlassen und sich ohne alle Dienerschaft auf den Wällen der Stadt mit seiner Schwester oder einem seiner bevorzugten Gesellschafter ergehen kann*)."

Franz hatte einen hellen Kopf, er verstand sich gut auf die Finanzen und das Kriegswesen, aber er hatte weder die Arbeitslust, noch die Willensstärke seiner Gemahlin. Er sammelte gerne Medaillen, Münzen, werthvolle Steine, er ging gern mit Gelehrten um. Sein Liebling war der Director des Münz- und Duval. Antikenkabinetes, Duval, den er aus Noth und Elend emporgehoben und dessen schönem Talent er die Laufbahn eröffnet hatte. Valentin Duval war der Sohn armer Eltern, geb. zu Artonnay in der Champagne 1695, und hütete einem Pächter das Vieh. Wegen eines tollen Knabenstreiches nahm er die Flucht nach Lothringen. Unterwegs bekam er die Blattern, ein barmherziger Schäfer gewährte dem Kranken einen Platz in seinem Stalle, wofür er ihm nachher zwei Jahre die Schafe hütete. Die Bekanntschaft mit einem Einsiedler Palemon in den Vogesen erweckte in ihm den Vorsatz, gleichfalls Einsiedler zu werden. Doch die Stelle wurde durch einen Anderen besetzt und Duval blieb Hirte. Aber in der Einsamkeit verkam er nicht, seine edel angelegte Natur rang nach geistiger Nahrung. Kaum hatte er lesen gelernt, als er seinen Dienstlohn, den Erwerb auf der Jagd, für Bücher verwendete. Der Fund eines kostbaren Petschafts brachte ihn mit dessen Eigenthümer, einem Engländer, in Berührung, der ihm Bücher lieh und Anleitung gab. Eines Tages ward der Hirtenknabe über Büchern von einer Jagdgesellschaft überrascht. — Franz von Lothringen war darunter. Der Geist und die Kenntnisse des Hirten setzten in Erstaunen und bei dem Prinzen stand der Entschluß fest, dieses Talent nicht ersticken zu lassen. Duval erhielt in dem Jesuitencollegium zu Pont-à-Mousson eine glänzende Ausbildung, machte riesige Fortschritte und durfte dann Frankreich, Italien, Belgien, die Niederlande bereisen, um sich für den Lehrstuhl der Numismatik und der Weltgeschichte vorzubereiten. 1719 eröffnete er seine Vorlesungen in Luneville, zu seinen Schülern gehörte auch der ältere Pitt. Duvals Schicksal schien fortan mit dem des Hauses Lothringen verkettet zu sein, mit dem Herzog Franz kam er nach Florenz und später nach Wien. Er hatte ein dankbares Herz, er wurde am Hofe nie ein Schmeichler und lebte nur seiner Wissenschaft. „Wissen Sie, welche Damen soeben an Ihnen vorübergingen, ohne daß Sie dieselben beachteten?" — sagte eines Tages Erzherzog Joseph zu ihm, — „meine Schwestern — allerdings sind sie noch keine Antiken." — Duval mußte in der Burg in der Nähe des Kaisers wohnen; er starb 1775.

Musik. Wie in Potsdam so wurde auch am Hofe zu Wien das Schauspiel und die Tonkunst gepflegt, namentlich die letztere. Maria Theresia ließ ihren Kindern einen tüchtigen Unterricht in Musik und Gesang ertheilen: in Familienconcerten

*) Arneth l. c. 145—50.

**) Seine Arbeiten und die Literatur über ihn sind verzeichnet in Const. Wurzbachs Biog. Lexikon. B. 3.

spielte Erzherzog Joseph das Violoncell. Am Hofe zu Wien war aber ein inniges zartes Familienleben. Maria Theresia war eine liebevolle Gattin und Mutter. Ihre Ehe war mit Kindern reich gesegnet — das 16. kam 1756 zur Welt — und eine sorgfältigere Mutter war schwer zu finden. Insbesondere galt ihrem Aeltesten, dem Erzherzog Joseph, ihre Sorge. Die Anweisung, welche sie dem Feldmarschall Batthiany gab, als sie ihn zum Ajo des siebenjährigen Erzherzogs ernannte, zeugt von hoher Weisheit: sie will, ihr Sohn solle gehorchen lernen, damit er einst verstehe zu herrschen; der Ajo möge namentlich Schmeichler von ihm fern halten, die ihm von der Hoheit seiner Geburt eine übertriebene Vorstellung beibringen oder über Andere spotten und ihnen Uebles nachreden; er möge ihn lehren, den wahren und soliden Werth an Jedermann zu ehren und nicht sein Gemüth zum Nachtheil seines Nächsten zu ergötzen*). Erzherzog Joseph.

So ging es in Oestreich. Deutschland erholte sich allmälig von den Wunden des Krieges, geistig lag es aber noch immer im Banne Frankreichs. An den kleinen Höfen ahmte man den französischen nach. Der genialste deutsche Fürst der Zeit, Friedrich II., buhlte ja um die Gunst der Franzosen, hielt nur sie für ein Volk, das Geist und eine lesenswerthe Literatur besitze, und doch schrieb schon Lessing, der Meister deutscher Prosa, und erschienen 1748 die ersten Gesänge der Messiade und tönte Klopstocks Stimme in die Gesänge der Dichter wie eine große Glocke in das Gebimmel der kleinen. Aber Friedrich „irrte um Galliens Pindus und die Haine des Dichters rauschten ihm ungehört." Deutschland.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche diesen Hang zur Ausländerei geiselten. Ein Wagner aus Quedlinburg schrieb: „Gott hat die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christo durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen, die nach der langen Nacht der Unwissenheit die ersten, die meisten und die höchsten Erfinder gehabt und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen haben, als die übrigen vier Meistervölker zusammen in 1000. Aber herrlich wird ein Volk nur durch Vereinigung des Verstandes mit der Ehrliebe. Verstand allein oder Großmüthigkeit und Landesliebe allein machen nicht berühmt; die Deutschen aber sind aus gänzlichem Mangel der letzteren in Armuth, Ohnmacht und Verachtung gefallen. Aus dem Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die deutsche Niederträchtigkeit, oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich vermehrt und verhärtet. Hieraus folgt die unsinnige Aefferei, hieraus die Verstandesverfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und deutsche Armuth, fremder Nationen Reichthum, Macht, Stolz und Trotz, ihre Verläumdungen und der Deutschen Dummheit, unsere Bettelei, daß wir der Ausländer Lohnsoldaten heißen, stetes Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsere eigenen Unkosten gepeitscht werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Eintauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Liederlichkeit und Blindheit. Alles dies hängt an einander am Märchen von der ausländischen Klugheit und deutschen Einfalt. Dies Märchen scheut man sich in's Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangels der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich wegen Mangels an Geschichtskenntniß. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: die Ausländer möchten uns doch mit Ausländerei.

*) Arneth l. c. 154—68.

in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehörten auch unter die fünf klugen Jungfrauen. — — Die Deutschen setzen ihre Ehre in die Affenkunst der Nachahmung, in Geduld und Demuth. Der Gemüthsunadel löscht in ihnen die Menschheit, die allgemeine Empfindniß, die Selbstliebe und die Selbsterhaltung aus. — Eines Volkes Ehre hängt größtentheils an seiner Muttersprache, diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Ueber sie muß man schärfer halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern als über der zartesten Liebsten Ehre. Landesehre geht über alle Ehre, ist aller Ehre Grund. Der Mangel nöthiger Ehrliebe ist eben die vornehmste Ursache des üblen deutschen Namens. In Deutschland wohnt aller Verstand außer den Schulen, bei den Ausländern zuweilen in den Schulen. — Bei diesen sind oft die Gelehrtesten die Klügsten, in Deutschland ist's umgekehrt: das Volk ist sinnreich, fast allein, obwohl nicht allezeit; die Vornehmen sind schulfüchsig, prangen mit Statu quo und sind selten klug*)." — Dies war der Fluch deutscher Zerrissenheit.

Religionshaß. Der confessionelle Haß, der zwei Jahrhunderte hindurch Deutschland durchtobte, schien erloschen. Nur in der Geschichte der Salzburger Auswanderung zeigte sich wieder eine starke Regung der Gegensätze**).

Die Salzburger. Die Salzburger Erzbischöfe wahrten immer strenge den katholischen Glauben. Gegnerische Ansichten verbreiteten zuerst heimlich eingedrungene Wiklefiten und Hussiten. Zur Zeit Luthers war aber die Disciplin unter dem Klerus vielfach gelockert und seine Lehre fand einen empfänglichen Boden. Speratus und Agricola, beide Domprediger, wirkten dafür, der erstere starb als evangelischer Bischof in Pomesanien, der zweite als Prediger in Eisleben. Die Bauern erhoben sich für
Reformation. das neue Evangelium, der Cardinalerzbischof Mathias Lang mußte auf Hohen-Salzburg seine Zuflucht nehmen. 1526 ward aber der Aufstand mit fremder Hilfe bezwungen, jede Neuerung schien getilgt. Die Bauern konnten insgesammt dem ersten Anschein nach wohl für Katholiken gehalten werden, sie leisteten und vollbrachten äußerlich Alles, was einem katholischen Christen geziemt, gingen in die h. Messe, wohnten Processionen bei, machten sogar Wallfahrten mit, insgeheim aber hingen viele Luthers Lehre an, hielten Versammlungen, hörten fremde Prediger und genossen das Abendmahl unter beiden Gestalten. In den Unterscheidungslehren meist unklar, unter sich nicht übereinstimmend, waren sie nur einig in Verwerfung der Autorität der kath. Kirche. Ein Adam von Lasser, Pfleger über das Tefferegger Thal, brachte die Ungebühr dieser religiösen Heuchelei und dieser heimlichen Versammlungen zuerst zur amtlichen Kenntniß: sie wurden verboten, aber die Regierung vermochte die Zusammenkünfte in abgelegenen Höfen und Thälern nicht zu hindern und auf der andern Seite bekam jetzt der religiöse Widerstand der Bauern einen politischen Beigeschmack — er wurde Auflehnung gegen den Landes-
Schaitberger. herrn und seine Beamten. Ein regsamer Eiferer, Schaitberger († 1740), machte es sich zur Aufgabe seines Lebens, die Kirche durch Predigten, Schriften und Lieder unter dem Landvolk zu bekämpfen, die lutherische Lehre dagegen zu ver-

*) Vgl. Herder in den Briefen zur Beförderung der Humanität I. 27—28. Menzel K. A. Geschichte der Deutschen. V. 400.

**) Die Literatur über die Salzburger Emigranten ist reich auch in neuerer Zeit. Gegen Pichler, der im VII. und VIII. Heft seiner Salzburgischen Landesgeschichte diese Zeit unparteiisch behandelt, richtete Pause seine Geschichte der evangelischen Salzburger im Jahre 1732. Lpz. 1827, Schulze (Gotha 1838), Redenbacher (Dresden 1853), Obstfelder (Naumburg 1857), Krüger (Gumbinnen), Kessel (Riedner Zeitschrift für Theologie, 1859). Am besten ist Clarus: Die Auswanderung der protestantisch-gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 32. Innsbruck 1864.

breiten; zur Auswanderung gezwungen, unternahm er unter Verkleidung Reisen in das Land und fand auch den Weg zu den Vertretern der protestantischen Fürsten am Reichstag zu Regensburg. Eines Rückhaltes sicher, begannen nun die Bauern sich auch äußerlich der katholischen Kirche zu entfremden. Der religiöse und politische Zwiespalt im Lande nahm zu, bis 1627 Leopold Anton Freiherr von Firmian auf den erledigten Stuhl von Salzburg erhoben wurde. Er war entschlossen, das Reformationsrecht, welches ihm der westfälische Friede an die Hand gab, und welches die protestantischen Fürsten ungescheut übten, geltend zu machen. Das Jahr 1624 galt als Normaljahr und 1624 hatte kein Unterthan im Erzstifte Salzburg sich zu einem anderen als dem katholischen Glauben bekannt. Leopold Firmian berief Jesuiten und ließ durch sie in den verdächtigen Landestheilen Missionen abhalten; zugleich erneuerte er das Verbot häretischer Schriften. Dieß führte zur Entscheidung. Die Bauern weigerten sich, die Begrüßungsformel „Gelobt sei Jesus Christus!" zu gebrauchen, das Scapulier zu tragen, und lasen zum Trotz die verbotenen Bücher. Nun ließ der Erzbischof 1729 den Bauer Johann Lärchner von Obermays wegen Führung verbotener Bücher zuerst einthürmen, dann wegen kecker Aeußerung des Trotzes und Störung des öffentlichen Gottesdienstes des Landes verweisen. Mit ihm wanderte ein Veit Prämbel aus Werfen aus. Beide gingen nach Regensburg und beklagten sich beim preußischen Gesandten Dankelmann, der die Sache sogleich an die evangelischen Stände brachte. Diese nahmen, ohne näher zu untersuchen, die Klage sogleich als begründet an und richteten an den Salzburgischen Gesandten Ziller beim Reichstag eine Beschwerde wegen Verletzung des westfälischen Friedens und der Reichsverfassung durch fürsterzbischöfliche Beamte. Ziller weigerte sich die Beschwerde anzunehmen: es sei überhaupt zu wünschen, daß unruhige Köpfe wie die beiden Auswanderer mit ihren meistens boshaft und fälschlich erdichteten Beschwerden nicht sogleich Gehör finden. Auch die Kurfürsten von Köln, Baiern und der Pfalz und der Fürstbischof von Bamberg verboten ihren Gesandten, die Beschwerde der Evangelischen in dieser Angelegenheit anzunehmen. Leopold Firmian dagegen verwies jegliche Klage an den Kaiser als den obersten Richter des Reiches.

Firmian.

Die Kunde von den Schritten der evangelischen Stände in Regensburg steigerte die Neigung der Bauern zum Widerstande, sie traten fortan kecker auf. Fremde Sendlinge durchstreiften das Land und hielten die Fäden der Bewegung in der Hand. Als die Obrigkeit einschritt, ergingen neue Klagen an den Reichstag, und von da eine Vorstellung an den Kaiser, in welcher die Auswanderung der evangelisch Gesinnten oder Abordnung einer kaiserlichen aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzten Commission zu unparteiischer Prüfung der Sache verlangt wurde. Die evangelischen Stände beachteten nicht, daß die Kläger alle heimischen Instanzen übergangen und nicht den Muth gehabt hatten, vor ihren Behörden sich als Evangelische zu erklären. Hilfe wurde von Regensburg versprochen und ein meuterischer Geist, wie 1524 im großen Bauernkrieg oder in dem Revolutionsjahre 1848, regte sich unter den Salzburgern. Man sprach davon, den katholischen Landesfürsten zu verjagen und einen evangelischen anzunehmen; dem Bischof loderten schon die Hosen, und wenn er noch nicht fort sei, so müsse er bald fort. Die Bauern müßten jetzt auch einmal Herren werden, die katholischen Köpfe würden bald unter ihren Füßen umkugeln und im Blute schwimmen. Die friedlichen Unterthanen aber klagten über Bedrängung, über Drohungen der Unruhstifter. Der Erzbischof war in Sorgen, er hatte nur einige hundert Mann reguläres Militär, die Bauern aber hatten jeder seinen Stutzen und sie schoßen sicher. Der Fürst suchte deßhalb zu beschwichtigen. Strenge Befehle ergingen an die Geistlichen und Beamten, das Volk nicht zu reizen. Zwei Commissäre wurden

Corpus Evangelicorum.

Auflehnung.

in das Gebirg entsendet, um die Beschwerden der Mißvergnügten zu vernehmen und allenfallsige Gebrechen abzustellen. Diese Beamten zogen von Gericht zu Gericht und ihre Aufschreibungen sind noch vorhanden. Die Unterthanen wurden aufgefordert, ihre Klagen freimüthig vorzulegen. Ein wildes Treiben entrollt sich da vor unseren Augen von Wühlerei, Bedrohung Schwacher und Schwankender, von Versprechen unter Gebet und Salznehmung, einander beizustehen, der Fürst sei jetzt in der Klemme und müsse ihnen zugestehen, was sie verlangten *). Aus den Aeußerungen schlossen die Beamten, die Unzufriedenen seien keine correcten Lutheraner, so wenig als gute Katholiken, sondern nur Unruhestifter und die Religion bloß Vorwand. Dieser Ansicht ist auch der protestantische Kirchenhistoriker Schröckh **): wohl nur ein kleiner Theil dieser Leute verdiene den Namen Evangelische im strengen Sinne des Wortes; die meisten hätten mehr gewußt, was sie nicht glauben sollten. Gar befremdend war es, als einer dieser Bauern während der Auswanderung einem Prediger auf die Frage, ob er eine Seele habe, die Antwort gab: das wisse er nicht, der Herr Pfarrer werde es am besten wissen. Nur hätten die Untersuchungsrichter dies amtlich feststellen sollen, denn nur auf die Lutheraner und Reformirten bezog sich die Bestimmung §. 30 des westfälischen Friedens: „Den unmittelbaren Reichsständen gebührt nach der bisher im ganzen Reiche geübten Praxis das Recht, die Religion ihrer Unterthanen zu reformiren, den Unterthanen dagegen wird, im Falle sie von der Religion des Territorial-Herren abweichen, das Recht der Auswanderung zugestanden." §. 34: „Unterthanen, welche im Jahre 1624 zu keiner Zeit die öffentliche oder Privatübung ihrer Religion gehabt, sowie diejenigen, welche nach Bekanntmachung des Friedensschlusses in künftiger Zeit etwa eine andere Religion, als die des Landesherren, bekennen oder annehmen werden, sollen geduldet werden und mit freiem Gewissen, ohne Inquisition oder Störung ihre Privatandacht zu Haus abhalten dürfen," wobei aber ausbedungen ist: „derlei Unterthanen sollen aber ihre Pflichten mit schuldigem Gehorsam und Unterwürfigkeit erfüllen, auch zu keinerlei Unruhen einen Anlaß herbeiführen." Die Paragraphe 36 und 37 bestimmen weiter: „Wenn aber ein Unterthan, der im Jahre 1624 weder die öffentliche noch die Privatübung seiner Religion gehabt, oder der nach Bekanntmachung des Friedensschlusses seine Religion ändern will, freiwillig auswandern oder von seinem Landesherren dazu angehalten werden sollte, so soll ihm freistehen, entweder unter Beibehaltung oder nach Veräußerung seiner Güter abzuziehen, die beibehaltenen Güter durch Diener bewirthschaften zu lassen und, so oft die Sache es erfordert, dieselben in Augenschein zu nehmen und sich dahin zu begeben." §. 37. „Den Unterthanen, welche nach Bekanntmachung des Friedensschlusses ihre Religion ändern, soll zur Auswanderung der Termin nicht unter drei Jahre festgestellt werden."

Unter-suchung.

Die Rechts-frage.

Die Beamten nahmen den Bauern das Versprechen ab, den Obrigkeiten Gehorsam und dem Fürsten den Eid der Treue zu leisten, sich aller Zusammenkünfte, Erregung von Unruhen, Bedrohung der Katholischen und Verführung derselben durch Predigten bis auf die vom Landesherren zu gewärtigende Resolution zu enthalten, wobei ihnen unbenommen bleibe, insbesondere in der

*) „Getrauten sie sich unter dem Beistand des hl. Geistes Alles zu erwarten und mit standhaftem Gemüthe zu übernehmen, was ihnen auch immer begegnen möchte, so sollten sie in das Salz tunken und lecken. Darauf tunkete ein Jeder mit seinem Finger in das Salz und leckte dasselbe auf, zum Zeichen, daß sie alle eines Herzens und Sinnes waren — und sobald wurden sie auch eingeschrieben." Clarus l. c. 171.

**) Clarus l. c. 105.

Stille, ohne Predigten und gefährliche Zusammenkünfte, ihre Religion abzuwarten. Die Bauern versprachen das, hielten aber ihr Gelöbniß nicht. Kaum waren die Untersuchungsrichter abgezogen, so wurden die Versammlungen fortgesetzt, aufregende Predigten gehalten, denjenigen, welche sich der Bewegung nicht anschlossen, mit Todtschlagen, Sengen und Brennen gedroht: die Säbel müsse man schleifen, Pulver und Blei haben. Am 5. August versammelte sich ein großer Theil der Bauern zu Schwarzach; drei lasen hier Predigten aus Büchern vor; auch wurde verabredet, daß keiner von den Gegenwärtigen mehr sich in die Kirche zu einem Gottesdienst begeben, sondern zu Haus verbleiben und lesen, auch wenn ein Kind geboren, solches nur Gott getauft und dabei gelassen werden solle. Nur die Wagrainer meinten, es sei besser, wenn man dem Erzbischof eine Bittschrift überreiche, und Treue und Gehorsam für den Fall gelobe, daß er ihnen für eine gewisse Zeit die freie Ausübung der Religion gestatte. Vertrauensmänner beschlossen dann für sich, Abgeordnete nach Regensburg zu schicken und die protestantischen Fürsten um Beistand zu bitten. Um ungehindert reisen zu können, trugen diese Abgeordneten Skapuliere um den Hals und Rosenkränze in den Händen, wurden, aber in Wildenstein an ihrem Dialekt als Salzburger erkannt und, weil sie keine Päffe hatten, festgenommen. Vor dem Richter erklärten die Verhafteten, sie hätten nie daran gedacht, sich gegen den Fürstbischof zu empören; sie hätten nur in Regensburg den protestantischen Gesandten Beschwerden in Religionsangelegenheiten vorbringen wollen. Der Erzbischof verlangte und der Kaiser gewährte die Auslieferung der Gefangenen gegen die schriftliche Erklärung, daß sie der Freiheit, auswandern zu dürfen, sich zu erfreuen hätten, wenn sie unschuldig befunden würden. *Bauerntag in Schwarzach.*

Indeß wuchs die Bewegung, Bergknappen, Bauern hielten Vorträge, selbst Frauen wurden von der Predigerkrankheit ergriffen. Wenn die Geistlichen von den angegriffenen katholischen Lehren sprachen, so verließen die Unzufriedenen in auffälliger Weise den Gottesdienst; sie tauften ihre Kinder selbst und hielten Leichenbegängnisse. Kühne Pläne wurden besprochen: man müsse sich auf schweizerischen Fuß stellen, alle Kirchengelder an sich ziehen, ihre Güter sammt dem Nutzen in Händen behalten, Regimenter bilden, Salzburg aushungern, um die Regierung zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Statuen von Heiligen wurden zerschlagen; denen, welche die Kirchen noch besuchten, wurde gedroht. Während sie Gewissensfreiheit verlangten, wollten sie dieselbe anderen nicht gestatten und nannten die Katholischen schäbige Hunde, die bald wie die wilden Thiere in den Wäldern herumspringen müßten. Entweder fehlte den Unzufriedenen ein kühner Kopf, um die Fahne des Aufruhrs offen und mit Erfolg aufzupflanzen, oder von Regensburg aus wurde vor einem voreiligen Losschlagen gewarnt. *Steigen der Bewegung.* *Pläne.*

Der Fürst rüstete: er war es seinen treuen Unterthanen schuldig. Da aber seine heimischen Mittel nicht ausreichten, so wandte er sich an den Kaiser. Dieser sagte so viele Truppen zu, als begehrt würden, verlangte aber eine ausdrückliche Erklärung über die Verwendung. Der Erzbischof gab die Erklärung ab, er wolle die Truppen nur in der Absicht, um durch den Schrecken, den dieselben verbreiten würden, die Aufrührer im Zaum zu halten und die festen Plätze zu bewachen; eine gewaltthätige Action begehre er nicht, 1000 Mann Fußvolk würden für das Bergland, 200 Reiter für das Flachland genügen. — Auch bat er um ein kaiserliches Patent, welches die Salzburger von Empörung wider ihren Landesherren abmahne, dessen Bekanntmachung aber ihm überlassen bleiben möge. Der Kaiser bewilligte Alles, nur mahnte er, die Lasten der Unterthanen, so viel als thunlich, zu erleichtern, und sich in der ganzen Angelegenheit genau an die Reichsgesetze zu halten. Prinz Eugen rieth insbesondere zu behutsamem Vorgehen, damit das Uebel nicht schlimmer werde. *Karl VI.*

Am 22. September 1731 überschritt ein Regiment kaiserlicher Truppen die salzburgische Grenze, bald darauf wurden 30 Aufwiegler ohne Aufsehen und Geräusch verhaftet. Auf die Nachricht davon rotteten sich da und dort Haufen zusammen, um die Gefangenen zu befreien und die Brücken über die Salzach zu zerstören, aber ohne Erfolg. Am 22. Oktober wurde die Musterung der Schützen angeordnet, und dann denselben befohlen die Waffen abzulegen. Die Plötzlichkeit der Maßregel verdutzte die Schützen, sie lieferten ihre Waffen ab. Bibeln und Katechismen wurden weggenommen. Hatte man bisher nicht geglaubt, die geistliche Regierung würde je Ernst machen, so zeigte sich jetzt das Gegentheil.

Entwaffnung

Preußen.

Da kam den Unzufriedenen Hilfe von Preußen. Friedrich Wilhelm I. drohte am 23. October 1731, wenn die Verfolgung der Evangelischen in Salzburg nicht aufhöre, so sollten es die Katholiken in seinem Lande empfinden, die Verantwortung dafür falle auf diejenigen, welche es veranlaßt hätten. Diese Anwendung des Grundsatzes „haust du meinen Juden, so haue ich deinen Juden" nannte man damals Retorsio juris iniqui. In ähnlicher Weise äußerten sich der König von Dänemark und andere evangelische Stände. Vergebens war Salzburgischerseits die Einwendung, man habe es hier nicht mit Lutheranern oder Reformirten, sondern mit Empörern zu thun. Da erließ Leopold von Firmian am 31. October 1731 das vielgetadelte Emigrationspatent: da er nicht länger die unermüdlichen Störer der Ruhe und Sicherheit des Landes willfahren lassen könne, so verordne er, daß Alle und Jede, die sich für das Augsburgische oder reformirte Bekenntniß erklären, auswandern müssen, und zwar die nicht ansässigen binnen 8 Tagen, alle ansässigen binnen drei Monaten. Der Erzbischof handelte nach dem Grundsatze, den Zündstoff müsse man so schnell als möglich aus dem Lande entfernen, und die Unzufriedenen gebrauchten die Religion nur als Vorwand. So hatte auch Friedrich Wilhelm I. den stillen Mennoniten nur drei Monate Frist zur Auswanderung gewährt, denn sie waren weder Lutheraner noch Reformirte, und streng nach dem Reformationsrecht gehandelt: wem das Land gehört, der bestimmt auch den Glauben seiner Unterthanen. Der Erzbischof gab sich aber eine Blöße, indem er den Angesessenen nicht die gesetzliche Frist von drei Jahren gewährte, demnach alle für Empörer erklärte, während die gerichtliche Untersuchung noch im Gange war. Allerdings hätte während dieser drei Jahre fremdes Militär im Lande bleiben und hätten die treuen Unterthanen die Verpflegung desselben tragen müssen. Dem Kaiser erklärte er, der westfälische Frieden setze Gehorsam und ruhiges Betragen voraus, Rebellen aber verdienten keine solche Berücksichtigung: noch immer führen sie fort, die öffentliche Ausübung ihrer Religion sich anzumaßen und selbst gegen das Militär gefährliche Drohungen auszustoßen. Es sei falsch, daß die Verhafteten im Kerker umgekommen, Gesunde wie Kranke fänden die gehörige Pflege. Als die Bewohner einiger Gerichte um Milderung des Auswanderungsbefehles baten und Reue „über ihre gehabte Grobheit" bezeugten, verlängerte Firmian für alle Haus- und Hofbesitzer die Frist bis zum 23. April 1732, ihre Güter könnten sie bis Michaeli 1734 behalten, müßten sie aber inzwischen durch katholische Unterthanen verwalten lassen. Kinder und Kranke sollten soviel als möglich geschont und geduldet werden, bis alle Unangesessenen abgezogen. Die Anderen aber benahmen sich wie zuvor, als ständen keine Truppen gegen sie im Lande, und ergriffen jede Gelegenheit, die alte Kirche zu höhnen, die Katholiken zu beschimpfen. Da begann am 30. November die zwangsweise Fortschaffung der Unruhigsten. Die bairische Regierung machte Schwierigkeiten, sie durchzulassen, sie durften sich in Baiern nicht aufhalten, nicht von einander absondern, noch weniger sich niederlassen. Um so herzlicher war die Aufnahme in Augsburg und Ulm, doch wurde in letzterer Stadt Keiner zur Communion

Befehl auszuwandern.

Milderung.

Abschub.

reif befunden, so wenig wußten sie, was lutherische Lehre sei, sie mußten erst im Glauben unterwiesen werden*). Deßungeachtet wurde Leopold Anton von Firmian als ein unmenschlicher Hasser der Augsburgischen Confession verschrieen.

Zwei Abgeordnete der Unzufriedenen in Salzburg begaben sich nach Berlin. In Kassel sicherte König Friedrich von Schweden, der von Geburt ein hessischer Prinz war, denjenigen, welche mit Eisenwerk umzugehen wüßten, Aufnahme in Schweden zu, denen aber, die sich auf Berechtesgadener Arbeit verständen, Aufnahme in Hessen und 20 Freijahre, wenn sie die Reisekosten zu decken vermöchten. In Berlin ließ Friedrich Wilhelm I. die beiden Salzburger von seinen Theologen Roloff und Reinbeck zuerst in der Religion prüfen und, als sie gut bestanden, erklärte er, wenn auch etliche Tausend kommen würden, ihnen „aus höchster Gnade, Liebe und Erbarmung Haus und Hof, Aecker und Wiesen zu geben und ihnen als seinen eigenen Unterthanen zu begegnen." Dieß zündete. Während der Erzbischof von Salzburg das ganze Corpus Evangelicorum (seit 1553 begannen die protestantischen Reichsstände eine eigene Körperschaft zum Schutze ihrer Glaubensgenossen zu bilden) auf dem Nacken hatte, fand er bei seinen katholischen Mitständen — wie viele Bischöfe und Aebte waren nicht mit hohen Kirchenwürden apanagirte Söhne hoher Familien! — nur wenig Unterstützung und dem Kaiser, der gerade für die pragmatische Sanction die Zusicherung des evangelischen Ständetages anstrebte, kam der ganze Streit ungelegen. Die Mehrzahl seiner Räthe meinte, Nachgiebigkeit sei der Strenge vorzuziehen, man dürfe den mächtigen König von Preußen nicht reizen, der Fürsterzbischof möge die dreijährige Emigrationsfrist freiwillig gestatten, ehe er dazu gezwungen werde. Wenn aber die Unzufriedenen noch drei Jahre im Lande blieben, stand zu befürchten, daß der Geist der Empörung um sich greife. Der beste Ausweg wäre der, wenn die Bauern vor Ablauf der drei Jahre selbst, und zwar freiwillig, auszuwandern verlangten. Der Erzbischof ließ darum unter seinen Bauern bekannt machen: die Bedingungen des westfälischen Friedens werde er einhalten, soferne sie sich dessen würdig zeigten; es sei ihnen aber verboten, Proselyten zu werben, religiöse Versammlungen zu halten, die Hausandacht jedoch sei ihnen bis zur Auswanderung unverwehrt. Die Bauern antworteten nun, ein Leben ohne öffentliche freie Religionsübung wäre ihnen ärger als der Tod, und sie bäten daher, daß sie auf den Georgentag auswandern, auch mit ihren Gütern dem früheren Edict gemäß verfahren dürften. Der Erzbischof ließ sie ziehen.

Friedrich Wilhelm I.

Karl VI.

dreijähr. Frist.

Dänemark, Schweden, Holland, Preußen suchten den Strom der Auswanderung in ihr Land zu leiten: sie klagten insgesammt über die Härte des Fürstbischofs, sie hatten aber insgesammt keinen Grund dazu; sie alle drohten, an den Katholiken Repressalien auszuüben, und verfuhren doch alle härter gegen ihre katholischen Unterthanen als Leopold von Firmian gegen seine meuterischen Bauern. — In Schweden stand Todesstrafe auf Verbreitung der katholischen Lehre; die Holländer nahmen den Katholiken auf ihrem Gebiete Kirchen und Schulen und schlossen sie von allen Stellen aus. In Brandenburg war seit 1653 den Katholiken weder öffentliche noch Privatübung ihrer Religion gestattet, in Pommern nicht einmal die Hausandacht unter Mitwirkung eines herbeigeholten Geistlichen. — Aber die lauen katholischen Stände regten sich nicht für ihre Glaubensbrüder, während die Protestanten sich ihrer Gesinnungsgenossen eifrig annahmen. Uebrigens kam der König von Preußen seinen Glaubensgenossen in Thätigkeit zuvor und zog allein den Nutzen aus der Salzburger Bewegung. Ein volkswirthschaftliches Interesse leitete ihn: die Provinzen Ostpreußen und Litthauen waren durch Krieg

Die prot. Mächte.

Die kath. Mächte.

*) Clarus l. c. 369.

Preußen. und Pest verwüstet, meilenweit sah man kein menschliches Wesen, ganze Dörfer waren verödet. Wenn es gelang, den Strom der Auswanderer dahin zu leiten, so waren alle dafür aufzuwendenden Kosten ein gut angelegtes Capital. Zuzügler aus der Schweiz, aus Franken, Halberstadt hatte man bisher zu gewinnen gesucht, aber sie kamen spärlich. Da kam die Salzburger Angelegenheit wie ein glücklicher Fund. Daher die Erklärung des Königs vom 2. Februar 1732, daß er aus christlich-königlichem Erbarmen und Mitleid gegen seine im Erzbisthum Salzburg auf das heftigste bedrängten und verfolgten evangelischen Glaubensverwandten, da dieselben bloß und allein ihres Glaubens willen, und weil sie demselben wider besseres Wissen und Gewissen abzusagen sich nicht entschließen könnten, noch wollten, ihr Vaterland zu verlassen gezwungen würden, ihnen die hilfliche und mildreiche Hand zu reichen und sie in gewissen Aemtern des Königreiches Preußen unterzubringen und zu versorgen sich resolvirt habe*). Er stellte an den Erzbischof das Ansuchen, sie als seine Unterthanen ziehen zu lassen.

Auswanderung. Der Auszug fand größtentheils 1732 in Zügen von ungefähr 800 Mann statt, man rechnet 24 solcher Züge, und 22,151 Salzburger, von welchen 16,313 nach Preußen sich begaben. Einwanderer aus Tyrol, Baiern und dem Schwarzwalde traten an ihre Stelle, die Auswanderer erzielten meist den Preis, zu dem sie ihre Güter selber angegeben hatten. An gesetzlichen Abschoß- und Abfahrtsgeldern blieben ungefähr 1,500,000 Gulden im Land. Einem Verkehr der Ausgewanderten mit den Zurückgebliebenen ward entgegengearbeitet. Wer noch wegen ausständiger Güter zurückkehrte, hatte sich bei der Behörde zu melden, die ihn beaufsichtigte. Bei den Protestanten fanden die Salzburger auf ihrem Durchzug nach Preußen die herzlichste Theilnahme und erwarb sich der König von Preußen den Ruhm eines Beschützers des Glaubens; man betrachtete sie als Märtyrer ihrer Ueberzeugung und wetteiferte in brüderlicher Aufnahme. Die Theilnahme stieg, jeder nachkommende Zug bekam es besser, man ging den Bekennern unter Glockenklang mit Musik und Gesang entgegen, veranstaltete Sammlungen, viele kamen wohlhabender in Preußen an, als sie Salzburg verlassen hatten. Auch Katholiken und Juden wurden von Theilnahme ergriffen; aus England, aus Holland, aus Dänemark liefen Summen für sie ein, von der holländischen Judenschaft 20,000, im Ganzen 900,000 Gulden. Dies ist die letzte große Regung confessionellen Gegensatzes in diesem Jahrhundert. Fortan ist Toleranz die Losung!

In Berlin. In Berlin war der Empfang glänzend. Die Schuljugend, die Geistlichen, die angesehensten Einwohner gingen den Bekennern, der König ritt seinen neuen Unterthanen entgegen. Es ist ganz in seiner Art, wenn Friedrich Wilhelm I. sie in seiner Gegenwart über ihren Glauben examiniren ließ, wenn er dann verlangte, sie sollten das Lied singen: „Auf meinen lieben Gott," und wenn er, als sie es nicht kannten, selber auf offenem Felde mit mächtiger Stimme den Gesang begann; seine Umgebung stimmte ein, militärisch geordnet zog das Volk, tapfer singend, in Berlin ein. Ein Prediger Schönemann begrüßte die Fremdlinge mit dem Lied: „Seid willkommen, liebste Brüder, seid willkommen Christi Glieder! Papstes Joch ist abgethan! Jetzt seid ihr in Canaan!" —

Enttäuschung. Auf die erste Begegnung überwallender Liebe folgten naturgemäß nicht lange darauf Abkühlung und Enttäuschung. Die Salzburger fanden es bald in Memel, Tilsit, Insterburg, Gumbinnen, Goldapp, Stallupönen, Ragnitt, Darkehnen, Pilkallen und Schirwindt, wohin man sie versetzte, nicht so ganz canaanmäßig. Auf der Reise in einemfort gefeiert und von einem Rausche der Bewunderung umgeben, waren sie jetzt wieder in die nackte Prosa versetzt. Viele erlagen in den

*) Clarus l. c. 445.

Ebenen an der Ostsee der Sehnsucht nach dem Grün der Thäler, dem Blau der Berge ihrer Heimath, Viele erlagen der veränderten Lebensweise. Dagegen hatten die Preußen über Eigensinn, Arbeitsscheu, über Streitsucht, Neigung zum Trunk bei den Eingewanderten zu klagen. Als die Salzburger den Treueid schwören sollten, weigerten sich viele: „wenn wir schwören wollten, hätten wir es ja auch in unserem Lande thun können. Deßwegen sind wir herausgegangen, weil wir nicht schwören wollten. Sind wir treu, so glaube man uns; sind wir nicht treu, so greife man uns!" — Friedrich Wilhelm I. mußte gestehen, es fänden sich viele unter den Salzburgern, die nicht recht einschlagen wollten, und in der Gemüthsbeschaffenheit finde sich zwischen ihnen und den Israeliten beim Auszug aus Aegypten manche Aehnlichkeit. Manche liefen davon. Doch griff der König nicht sogleich mit seiner wilden Energie durch, denn er fürchtete dadurch dem Erzbischof in seinen Behauptungen über die Unzufriedenen Recht zu geben. Schon 1733 erging jedoch der Befehl, die Widerspenstigen auf die Festung zu bringen, die Grenze durch Husaren zu bewachen und jeden Entweichenden festzunehmen; wie Göcking behauptet *), erging sogar der Befehl, einen solchen kurzweg aufzuhängen. Schließlich siegte die preußische Strenge über der Salzburger Unbändigkeit, die Leopold von Firmian nicht zu bezwingen vermocht hatte: sie wurden arbeitsame und vermögliche Leute. Friedrich II. nennt in einem Schreiben an Voltaire Litthauen das Non plus ultra der civilisirten Welt! —

Wenden wir uns von Deutschland nach **Frankreich** und fassen wir die dortigen Zustände in den Friedensjahren 1748—56 ins Auge! Voltaire**) sagt von diesen Jahren überhaupt: „Europa sah niemals schönere Tage. Der Handel blühte von Petersburg bis nach Cadix, Kunst und Wissenschaft standen allenthalben in Ehren: alle Nationen tauschten wetteifernd ihre Güter aus. Europa glich einer großen Familie, die nach einem Zwist wieder in Eintracht beisammen ist." — In Paris war reges Leben, aber auch in den andern großen Städten Frankreichs blühte Gewerb und Handel und entstanden große Spitäler, Theater, Getreidehallen, Börsen. Frankreichs Sprache, Literatur und Mode beherrschten Europa. Die Ausfuhr war stark, in der Anfertigung feiner Tücher und Seidenweberei hatte Frankreich ganz Europa überflügelt. Der große Absatz von Zucker, Kaffee, Seide, Cacao, Indigo machte die Colonien San Domingo, Martinique, Guadeloupe, Isle de France und Bourbon zu wahren Goldgruben des Reiches. Dem äußeren Anscheine nach war Alles glänzend und herrlich. Aber nur dem Scheine nach! Im Inneren nagte ein Wurm am Leben der Gesellschaft. Die Regierung war verachtet und ohne inneren Halt. Nie verdiente ein König mehr die Verachtung seines Volkes als Ludwig XV.

Frankreich.

Aeußerer Glanz.

Lacretelle sagt, man könne in dieser Zeit geradezu von einer Regentschaft der Marquise Pompadour reden. „Man möchte glauben, es sei kein König da, wenn man nicht von Zeit zu Zeit mit seinen Ausschweifungen, seinem knaben-

Pompadour.

---

*) Clarus l. c. 571.
**) Siècle de Louis XV. II. Chap. 31.

haften Treiben und seinem furchtsamen Eingreifen sich beschäftigen müßte. Die Regierung ist so schwach, daß von ihr gar keine Anregung mehr auf das Volk ausgeht. Die Nation treibt sich umher, spaltet sich, unterhält sich mit Ränken, studirt Systeme, sucht sich eine neue Bestimmung zu bilden, gehorcht nicht mehr recht und ist doch noch nicht im offenen Zustand der Empörung. Die fromme Madame Maintenon, trotz aller Anmuth ihres Geistes, hatte einst Mühe, den alternden und frommgewordenen Ludwig XIV. zu unterhalten; es war viel leichter, einen ausschweifenden König zu fesseln, man mußte ihm nur Vergnügen verschaffen und irgend eine leichte Beschäftigung geben. Die Pompadour verschaffte ihm ein Serail oder ließ ihn sich eines bilden, um eine gefährliche Nebenbuhlerschaft fern zu halten, und wurde durch dasselbe Mittel, das weiland Cardinal Dubois anwendete, erster Minister. Die öffentliche Meinung ist so launisch, daß die Pompadour der Verachtung entging, welche den Cardinal verfolgte. Der Hof hatte anfangs dergleichen gethan, als verachte er die Tochter des unadeligen Poisson. Eine unüberlegte Lebhaftigkeit, ein allzu vertrauliches Verliebtthun, und namentlich eine bürgerliche Ausdrucksweise verriethen das Dunkel ihrer Herkunft, doch die Macht gab ihr bald eine gewisse Würde. Ihre Ueberzeugung von der Dauer ihrer Herrschaft wußte sie aller Welt beizubringen. Sehr veränderlich in ihren Neigungen und ihrem Geschmack horchte sie mit Begeisterung auf die Pilosophen und unterstützte neue Berühmtheiten, alle aufstrebenden Männer wurden ihre Anhänger; Gewinnsüchtige vergrößerten deren Anzahl, denn sie hütete sich wohl die Uneigennützigkeit der Mailly und der Chateauroux nachzuahmen. Sie machte, es ist wahr, einen glänzenden und selbst wohlthätigen Gebrauch von ihrem Reichthum, sie stattete arme Mädchen aus, sie unterstützte alte Leute mit Almosen, sie baute Dörfer wieder auf, welche durch ein Unglück zerstört waren, indem sie that, als folge sie hierin nur den Lehren der neuen Philosophie. Der Hof pries die Marquise und Anweisungen auf die Staatscasse bezahlten die Zustimmung des Hofes*)."

Ludwig XV. Der König verrichtete dabei alle frommen Uebungen eines katholischen Christen. Fromm können wir ihn deshalb nicht nennen, wohl aber scheint er geglaubt zu haben, gegen Könige müsse die Religion in gewissen Dingen Nachsicht haben. Die Pompadour aber hielt die Priester für persönliche Feinde, weil ihr keiner die Absolution ertheilen wollte, wenn sie nicht ihr unsittliches Verhältniß zum König aufgebe. Ihre Freunde waren die Philosophen, namentlich Voltaire, der kleine Theaterstücke für sie schrieb, die am Hof aufgeführt wurden und in denen sie Rollen übernahm, dann Quesnay, der Leibarzt des Königs und Stifter der Schule der Oeconomisten, der Abbé Bernis, der Graf Stainville, später Herzog von Choiseul. Der König beschäftigte sich mit mechanischen Arbeiten, auch mit Buchdruckerei, setzte er doch eigenhändig kleine Gedichte, selbst einige Schriften von Quesnay in seiner Druckerei im Schloß, um der tödtlichen Langweile an Regentagen zu entgehen, während er gegen jede ernste Arbeit, die seine Stellung als König von ihm verlangte, eine unüberwindliche Abneigung hegte. Er ließ seine Minister gewähren, auch wenn er ganz entgegengesetzter Ansicht war, nur um sich nicht anstrengen zu müssen. Mißlang eine Maßregel, so konnte er nachher selber sagen, er habe es vorausgewußt; ja es freute ihn sogar, wenn seine Voraussagung in Erfüllung ging.

---

*) Lacretelle, III. X. 53.

Da seine Minister nicht einig waren, so fehlte es an Einheit im Gang der Regierung. Die widersprechendsten Befehle konnten rasch nach einander erfolgen. Träge und unfähige Regenten hatte Frankreich auch früher gehabt, aber dieser Mangel wurde ausgeglichen, weil sie sich wenigstens durch einen fähigen Mann leiten ließen. Uebrigens fehlte es Ludwig nicht an Verstand, noch an Gedächtniß, nur an Kraft des Willens, an Schwung der Seele. Wenn er nicht jagte, so war hohes Spiel, oder gemeiner sinnlicher Genuß seine Erholung.

Das Leben in der königlichen Familie war ein trauriges. Der Dauphin kannte sehr wohl die Verirrungen seines Vaters und deren Folgen, aber er seufzte nur in seiner Familie darüber, und der König hielt ihn mit dem Auge der Eifersucht fern von den Geschäften. Der Dauphin war sehr gebildet, sehr gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflicht, aufrichtig in seiner Frömmigkeit, ein unterwürfiger und zärtlicher Sohn, ein treuer Gatte. Die Königin, welche nur zu gut wußte, daß ihr Vater und ihre Mutter rein vom Wohlwollen Frankreichs lebten, schwieg mit einer Geduld, die an Schwäche grenzte, zu allen Verirrungen ihres Mannes, ihrem Sohn nahm sie aber das Wort ab, daß er nie einem anderen Weib, als seiner Gattin, sein Herz schenken wolle. Im Kreis, der um sie sich sammelte, wehte der Geist der Tugend und der Religion, während in den Gemächern des Königs in Rede und Thun die wildeste Zügellosigkeit herrschte und die schmutzigsten Anekdoten das freudigste Lachen hervorriefen. Der König erschien selten im Kreis seiner Familie und nur mit Bangigkeit sah man ihn kommen. Madame Campan, welche die Prinzessinen erzog*), erzählt: „Der König dachte nur an das Vergnügen der Jagd; man hätte glauben können, die Höflinge machen einen schlechten Witz, wenn man sie an den Tagen, wo nicht gejagt wurde, ganz ernstlich sagen hörte: Heute thut der König Nichts (le roi ne fait rien aujourd'hui.) Auch die kleinen Reisen waren für den König eine sehr wichtige Angelegenheit. Am ersten Tag des Jahrs bemerkte er in seinem Kalender genau die Tage, an dem er nach Compiègne, nach Fontainebleau, nach Choissy fahren wollte. Die größten Staatssachen, die wichtigsten Ereignisse brachten keine Aenderung in diese Anordnungen. Noch bestand die Etikette mit all' den Formen, die sie unter Ludwig XIV. erhalten hatte, nur fehlte die Würde. Von der alten französischen Munterkeit war keine Rede mehr. Geist und Anmuth durfte man nicht mehr in Versailles suchen, dagegen hatten Witz und Einsicht ihre Stätte in Paris aufgeschlagen. Ludwig XV. sah seine Familie sehr selten. Jeden Morgen stieg er auf einer Geheimtreppe in das Zimmer seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Adelaide; oft brachte er den Café mit, den er selber zubereitet hatte, und trank ihn in ihrem Zimmer. Sie zog sogleich die Glocke, um ihrer Schwester — Madame Victorie — den Besuch des Königs anzuzeigen. Diese erhob sich augenblicklich, um ihrer Schwester — Madame Sophie — zu läuten, welche hinwiederum alsbald an der Glocke für Madame Louise zog, die jüngste Tochter des Königs, welche etwas verwachsen und sehr klein war und durch viele Zimmer springen mußte und athemlos oft nur noch eintraf, um den Vater umarmen zu können, der alsbald zur Jagd ging. Abends um 6 Uhr unterbrachen die Prinzessinen die Vorlesung, um sich mit den Prinzen zum König zu begeben. Diesen Besuch nannte man das Stiefelausziehen des Königs („le débotter du roi") und es war mit

Der Dauphin

Die Königin.

Der König.

seine Töchter.

*) Mémoires de Madame Campan. Chap. I. S. 12.

gewissen Förmlichkeiten verbunden. Die Tracht war genau vorgeschrieben. Die Kammerherren begleiteten sie mit großen Leuchtern. Der Palast, sonst so still und öde, schien dann auf einen Augenblick belebt. Der König küßte jede Prinzessin auf die Stirn. Der Besuch war aber so kurz, daß die durch ihn unterbrochene Vorlesung oft nach einer Viertelstunde wieder begann. Die Damen legten ihren Mantel ab, griffen wieder zur Stickerei und ich zu meinem Buch." —

Die Großen. War der König auch ein kläglicher Mann, so ging doch oft von den Großen ein besserer Ton aus. Aber die von Ludwig XIV. legitimirten Prinzen von Geblüt starben rasch nach einander weg. Der Herzog von Orleans, der Sohn des Regenten, zog sich aus der Welt zurück und behielt sich nur ein Einkommen von einer Million Livres vor, die er größtentheils unter die Armen vertheilte, während er mit einem einzigen Diener um einen Louisd'or täglich im Kloster Sainte-Geneviève lebte, wo er die griechische, syrische, hebräische und chaldäische Sprache erlernte, um die heilige Schrift besser zu verstehen, über die er Bände von Erläuterungen schrieb. Sterbend bekannte er sich 1752 zu den Ansichten des Thomas von Aquin. — Auch unter dem übrigen hohen Adel war nicht mehr der stolze Geist der Fronde. Viele waren Höflinge, die das leichtfertige Leben des Königs nachahmten und mit ihrer Kunst, Mädchen zu verführen, prahlten und oft auf den Ruf der tugendhaftesten Frauen muthwillig einen Flecken warfen. Mit Recht bemerkt ein Geschichtschreiber*): „Diejenigen, welche das Volk hochachten sollte, gaben sich alle Mühe, sich verächtlich zu machen, und seit die Regierung die Förderung des Lasters zu ihrer Hauptangelegenheit zu machen schien, ging die Gesellschaft in schnellem Schritt der Auflösung entgegen."

Auflauf 1750. Welche Glut der Anhänglichkeit an den König zeigte sich nicht in Paris und ganz Frankreich, als Ludwig XV. in Metz erkrankte! Welche Verachtung und welcher Haß gegen den König zeigt aber nicht ein Vorfall im Jahre 1750! Von Zeit zu Zeit räumte die Polizei unter dem fremden Gesindel auf, das in Paris sein Brod oder auch das Laster suchte. Aber es verschwanden auch von Zeit zu Zeit schöne Mädchen und bald verbreitete sich das Gerede, der König könne Heilung gegen die Folgen seines ausschweifenden Lebens nur dadurch gewinnen, daß er sich im Blute von unschuldigen Kindern bade. Man sprach von ihm, als einem neuen Herodes, der unschuldige Kinder abschlachten lasse. Als am 23. Mai 1750 eine starke Streifung stattfand und wieder mehrere Mädchen verschwanden, erfüllten die Mütter die öffentlichen Plätze mit dem Geschrei ihrer Verzweiflung. Die Menge gerieth in Wuth, mehrere Polizeidiener wurden erschlagen — das Militär mußte feuern, es gab Verwundete und Todte. Der Ruf ertönte: „Auf nach Versailles und zünden wir das Schloß an!" — Die Pompadour kam gerade zu einem ihrer Freunde nach Paris, um da zu speisen. Ganz bleich sagte ihr dieser: „Bleiben Sie nicht hier, gehen Sie sogleich wieder fort, sonst wird man Sie in Stücke zerreißen!" Sie floh nach Versailles, wo Alles in Schrecken war. Der König wollte gerade nach Compiègne aufbrechen, die Frauen baten ihn auf den Knieen, es nicht zu thun. Er vermied fortan Paris: „Was soll ich ein Volk ansehen, das mich Herodes nennt!" Der Weg, auf welchem er fortan an Paris vorbei nach Compiègne fuhr, heißt Chemin de la revolte. Der stolze Ludwig XIV. hatte oft die ersten Bürger der Stadt Paris empfangen — eine solche Zusammenkunft fand jetzt nicht mehr statt. Die Pariser hielten fortan den König nicht mehr blos für liederlich, sondern auch für feig. Die Nation und das Königthum nahmen Abschied von einander. Dem König waren

---

*) Sismondi, Histoire de France. Vol. 29 p. 15.

die Zügel der Regierung entfallen, die Pompadour hob sie auf. Sie setzte Minister ein und ab. Sie war es, welche Orry die Leitung der Finanzen entriß und dieselbe in die Hände Machaults brachte, diesen 1749 sogar zum Staatsminister, 1750 zum Siegelbewahrer, 1754 zum Marineminister erhob. Als Gegenleistung bezahlte er ihre Schulden aus der Staatscasse. Maurepas, der Kriegsminister, fiel 1749, obschon der König sich an ihn gewöhnt hatte, weil sie glaubte, er sei der Verfasser eines Spottgedichtes, worin es hieß: sie trete auf Lilien umher. D'Argenson hielt sich nur durch seinen Namen. Sie machte kühne Griffe in die Staatscasse, die nicht weniger durch das hohe Spiel des Königs litt, als durch Schenkungen, die er auf ihre Anempfehlung an Höflinge machte. Die Auflagen stiegen, ein Anleihen nach dem anderen wurde gemacht, und doch verschwanden diese Millionen wie Märzenschnee. Die Geldnoth trieb zu einer Maßregel, in welcher der Staat gegen das herkömmliche Recht sich auf den Boden der Revolution stellte. Verschwendung.

Ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben war bei dem Leichtsinn des Königs und der Verschwendungslust der Pompadour, welche den König nur zu unterhalten suchte, um die Herrschaft über ihn nicht zu verlieren, nicht zu erwarten — der Finanzminister Machault beschloß also, durch eine durchgreifende Maßregel die Einnahmen zu vermehren, um nicht immer zu Anleihen greifen zu müssen. Durch Erlaß vom Mai 1749 sollte jeder Franzose den zwanzigsten Theil seines Einkommens (l'impot du vingtième) als Steuer erlegen, auch Geistliche und Adelige, welche bisher von Steuern frei waren und nur freiwillige Gaben (don gratuit) erlegten, selbst in den Provinzen, welche das Vorrecht hatten, sich selbst zu besteuern und die Steuern selbst zu erheben. Die Rechte der Körperschaften wie der Provinzen waren damit angegriffen, Adel, Geistliche, Parlamente leisteten entschiedenen Widerstand, eine dumpfe Gährung bemächtigte sich der Gemüther. Die Regierung behauptete, die Gesammtheit habe immer mehr Recht, als einzelne Körperschaften, und es gebe kein göttliches noch menschliches Gesetz, durch welches Jemand der Pflicht überhoben werden könne, zu den Lasten der Gesellschaft seinen Pflichttheil beizutragen*). Das war die Lehre der Philosophen, welche über das Gesetz auch ihren Beifall zu erkennen gaben. Le vingtième.

Die Geistlichkeit insgesammt rüstete sich zum entschlossensten Widerstand, der Adel aber nur in einigen Provinzen. Das Parlament in Paris erhob Einsprache im Namen des Volkes, das schon mit Lasten überbürdet sei. Der König antwortete, am nächsten Tage müsse der Erlaß eingetragen sein und um zwei Uhr solle man ihm in Choisy Bericht darüber erstatten. Das Parlament gehorchte, machte aber Vorstellungen wegen der Dauer der Auflage und daß ihr Ertrag zur Abtragung der Staatsschuld und nicht zur Deckung der laufenden Bedürfnisse verwendet werde. Trotz der neuen Steuer wurden 1749—50 doch Anleihen im Betrage von 50.000,000 Livres abgeschlossen. Das Parlament machte Vorstellungen, doch der König hörte sie nur kaltblütig an und sagte zuletzt, ein längerer Verzug

*) Ranke, Französische Geschichte. IV. 521.

könnte sein Mißfallen erregen. Als das Parlament noch einmal die Vorstellung machte, die Erhöhung der Staatsschuld lasse sich mit der neuen Steuer nicht vereinbaren, erklärte Ludwig XV. im Ton des Herren: „Ich habe jetzt Güte und Geduld genug gezeigt, ich will, daß man mir gehorche und zwar heute noch." — Das Parlament trug das neue Anleihen mit dem Beisatz ein, es geschehe auf besonderen Befehl des Königs. Die Stände der Bretagne weigerten sich beharrlich, auf die Forderung des Zwanzigsten einzugehen.

Klerus. Machault rechnete am meisten auf die Geistlichkeit und im Nothfall auf die Einziehung der Kirchengüter. Die Aufhebung einiger reichen Klöster erschien ihm als das allereinfachste Mittel, den Staatsschatz zu bereichern. 1749 erging ein Erlaß, welcher die Gründung neuer religiöser Genossenschaften ohne besondere Genehmigung der Regierung verbot und deutlich durchblicken ließ, man sehe im Anschwellen des Kirchengutes ein Uebel für den Staat. 17. August 1750 verlangte die Regierung binnen 6 Monaten einen genauen Ausweis über das Vermögen aller Pfründen und den Jahresertrag desselben. Der alte Bischof von Marseille verwahrte sich dagegen: „Bringen Sie uns nicht in eine Lage, in welcher wir Gott oder dem König ungehorsam sein müßten!" Sechzehn Bischöfe, welche gerade in Paris zu einer Berathung bei Christoph von Beaumont eingetroffen waren, beharrten auf ihrem Recht, dem Könige freiwillige Gaben (Dons gratuits) überreichen, aber zu keiner Steuer gezwungen werden zu können. Die Parlamente, die Philosophen hielten mit der Regierung, seit es dem Klerus galt.

Pompadour. Die Pompadour begrüßte mit Freuden den Plan, ihre Todfeinde zu lähmen *). Sie hatte damals die Ernennung zur Hofdame der Königin (Dame du palais de la reine) und das Recht erlangt, sich in Gegenwart der Königin zu setzen (le tabouret), obschon durch Winkelzüge. Bisher hatte die gute Maria Lescinska sich geweigert, eine Frau, die in Aergerniß erregender Weise von ihrem Gemahle getrennt lebe, bei sich zu empfangen, obschon sie an die Unschuld ihres Verkehrs mit dem Könige glauben wolle. 1750 schrieb nun die Pompadour an ihren Mann: „Ich erkenne mein Unrecht und will es wieder gut machen. Nehmen Sie mich wieder auf und Sie werden mich fortan nur bestrebt sehen, die Welt ebenso sehr durch die Eintracht, in der wir leben, zu erbauen, als ich dieselbe bisher durch meine Trennung geärgert habe." — Es war nur Schein, sie wollte um keinen Preis den Hof verlassen und die Herrschaft über den König aufgeben. D'Etioles verabscheute seine Frau jetzt eben so sehr, als er sie einst geliebt hatte. Es galt aber einen Brief von ihrem Mann zu erlangen, den sie zu ihrem Zwecke zeigen konnte. Der Herzog von Soubise übernahm es, ihn durch Drohungen und Versprechungen willfährig zu machen, und so schrieb d'Etioles an die Pompadour, er verzeihe ihr aufrichtig, sei aber fest entschlossen, nie mehr mit ihr zusammenzuleben. Der Brief war zart, gemessen und fest. Die Pompadour zeigte ihn, um zu beweisen, daß nicht sie gegen ihren Mann fehle, sondern daß ihr Mann sie verlasse. Es gab fortan Geistliche, welche sie zum Abendmahl zuließen, nur die Jesuiten bestanden darauf, daß sie vom Hofe sich entferne. Die Königin hatte keinen Einwand mehr gegen ihre Ernennung zur Hofdame. Die Pompadour nahm eine Stellung ein mächtiger als einst die Montespan. Sie war eigentlicher Premierminister und mit ihr verhandelten vorher alle Gesandten über die Fragen, welche ihre Regierungen durchsetzen wollten.

Die Philosophie. Während das Königthum die Grundlagen seines Bestandes selber lockerte, und Klerus, Adel und Parlamente um den Bereich ihrer Rechte stritten,

*) Sismondi, vol. 29 p. 6—8.

gewannen Ansichten Verbreitung, welche bald dem Königthum und dem Klerus eben so gefährlich wurden als dem Adel und den Parlamenten, nämlich die der neueren Philosophie. Der Zweifel, die Verneinung untergrub die Wurzeln alles Bestehenden. Es war aber nicht der ruhige Zweifel des Engländers, sondern der leidenschaftliche des Franzosen, der bald selber wieder ein Glaube und unduldsam wie die Mode wurde. Der englische Theismus wurde bei den lebhafteren Franzosen bald ein spöttischer, Alles, auf dem das alte Frankreich beruhte, verhöhnender Atheismus. Der Apostel, der anerkannte Führer dieser Richtung war aber Diderot.

Denis Diderot, geboren 5. October 1715, stammt aus einer angesehenen vermöglichen Bürgerfamilie in Langres, die seit mehr denn 200 Jahren das Messerschmiedhandwerk betrieb. Der Vater, ein ehrenhafter strenger Mann, bestimmte seinen Erstgebornen für den geistlichen Stand und so kam Denis schon mit 9 Jahren unter die geschickte Leitung der Jesuiten, mit dem 12. Jahre bekam er schon die Tonsur: er war so eifrig, daß er zu den Jesuiten nach Paris entfliehen wollte. Ein Mitschüler, dem er sein Geheimniß mittheilte, verrieth ihn. Der Vater aber brachte ihn nun selber nach Paris in das College Harcourt, wo Diderot bald für einen der ausgezeichnetsten Köpfe, aber auch für einen guten Gesellen galt, der seinen schwächeren Kameraden die Aufgaben machte. Allmälig verlor sich die Liebe zum geistlichen Beruf, aber auch zum Rechtsgelehrten wollte sich Diderot nicht ausbilden: er betrieb mit Eifer alte und neue Sprachen, mathematische und andere Studien, nur von einem Brodfach wollte er Nichts wissen. Wollen Sie Procurator werden wie ich? fragte ihn eines Tages ein Freund seines Vaters in allem Ernst. — Nein. — Advocat? Nein. Arzt vielleicht? Ebensowenig. Was denn? Gar Nichts. Ich will studiren, das macht mich glücklich und zufrieden, ich verlange mir nichts Anderes. Der Vater ließ ihm sagen, er solle alsbald ein Brodfach wählen oder heimkommen, und beschloß, als der Sohn in Paris blieb, die Hungerkur anzuwenden. Diese schlug aber nicht an: hin und wieder sandte die Mutter einen Sparpfennig, hin und wieder gelang es Diderot bei einem Landsmann, der nach Paris kam, ein Anlehen zu erheben, dann suchte er vom Unterricht zu leben: er bekam oft Geld, Geschenke, Versprechungen, oft auch gar Nichts dafür. Der Hunger war oft peinlich, machte aber Diderot auch findig; er kannte, so erzählt sein Biograph*), 63 verschiedene Arten, Geld herauszuschlagen. Er verfaßte schöne Reden, das Stück zu 5 Thaler, für ehrgeizige Prediger, die damit glänzen wollten. Aber auch noch tiefer stieg er im Hunger hinab: eines seiner 63 Mittel war, einem angesehenen Ordensmann vorzuspiegeln, er wolle die Welt verlassen, habe aber noch Schulden zu bezahlen. Der gute Mönch lieh ihm mehrmals Geld auf seine zukünftige Bekehrung hin, gab aber, als die Forderungen sich gar zu oft erneuerten, Nichts mehr her. Sie wollen mir kein Geld mehr leihen? Nein, gewiß nicht. Gut dann werde ich auch nicht Carmeliter**). — Einige Zeit war Diderot Hofmeister bei einem reichen Mann, gab aber schon nach 3 Monaten die Stelle wieder auf: „Ich mache Ihre Kinder zu Menschen, aber ich fühle, daß ich selber dabei ein Kind werde." Der Freiheitsdrang riß ihn fort.

30 Jahre war Diderot schon alt, da spielte ihm die Liebe einen Streich. Im gleichen Hause mit ihm wohnte eine Witwe Champion mit ihrer schönen,

*) Genin in der Biographie générale. B. 14. S. 82.
**) Villemain, Cours de Littérature, ed. Bruxelles 1852. p. 172.

sittsamen Tochter. Diderot wußte sich einzuschmeicheln und das Herz des Mädchens zu gewinnen. Als er bei der Mutter um ihre Hand anhielt, äußerte diese erstaunt: „Was, Sie wollen heirathen? ohne Amt, Stellung und Vermögen? Sie haben ja Nichts als ein gutes Mundstück (une langue dorée), mit dem Sie meinem Kind den Kopf verdreht haben!" — Diderot reiste, die Einwilligung seines Vaters einzuholen, nach Langres. Der alte Messerschmied behandelte ihn aber wie einen Narren, und drohte mit dem Fluch, wenn sein Sohn sich nicht ändere. Als Diderot nach Paris kam, verbat sich die Mutter der Geliebten seine Besuche, pflegte ihn aber doch, als er darüber krank wurde. 1743 kam die Vermählung zu Stande. Diderot übersetzte für 100 Thaler Stanyans Geschichte Griechenlands, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. — Gerüchte vom Geschehenen kamen nach Langres. Der Vater verlangte derb Erklärung. Diderot packte Frau und Kind in eine Kutsche und schrieb: „In drei Tagen wird meine Frau und mein Kind in Langres ankommen. Machen Sie dort mit ihnen, was Sie wollen, und schicken Sie dieselben zurück, wenn Sie satt daran haben."

Die Abwesenheit seiner Frau benutzte jedoch Diderot, um ein Liebesverhältniß mit einer Madame de Puysieux, einem treulosen, habgierigen, aber geistreichen Weibe, anzuknüpfen. 50 Louis'dor scheinen der Preis gewesen zu sein, um den sie mit Diderot lebte, denn dieser sucht jetzt in jedem Jahr um diesen Betrag eine Abhandlung bei einem Buchhändler zu verkaufen. So ward er philosophischer Schriftsteller. Die erste Arbeit ist sein Essay sur le mérite et la vertu *) und gibt großentheils die Gedanken einer ähnlichen Arbeit Shaftesburys wieder. Diderot ist hiernach Theist: die Tugend ist ihm untrennbar verbunden mit dem Glauben an Gott und es gibt kein Glück ohne Tugend. (Point de vertu sans croire en Dieu; point de bonheur sans vertu!) Doch ist das Herz des Schriftstellers, man fühlt es aus seiner Kälte heraus, nicht recht bei diesen Grundsätzen. Wärmer strömt ihm die Rede vom Munde in La promenade d'un Sceptique, worin die christliche Kirche wie die Philosophenschulen, aber auch der Glaube an alles Edle und Hohe, gleichmäßig verhöhnt sind. Lust ist das einzig Begehrenswerthe, Selbstsucht ist höchste Macht in Allem, was da ist. Die Pensées philosophiques warf Diderot in drei Tagen auf's Papier, vom Charfreitag bis Ostersonntag; sie sind gegen Pascal gerichtet, namentlich gegen dessen Sittenlehre und die Anschauung, daß in Sachen des Glaubens die Vernunft sich unbedingt der Offenbarung unterwerfen müsse. Diderot scheint noch Theist zu sein, mahnt aber in Einem fort: erweitert die Anschauung von Gott (Elargissez Dieu), zeigt ihn dem Kinde nicht im Tempel, sondern überall und immer! Das Schaffen der Welt zeige nicht weniger klar von einer bewußten Vernunft als das Begreifen der Welt! Die Gottheit sei eben so unabweislich im Auge einer Milbe als das Denkvermögen in den Werken Newtons. Wegen ihrer lebendigen Darstellung, wegen der Mischung von Phantasie und Witz galten die Philosophischen Gedanken lange für eine Arbeit Voltaires und fanden großen Beifall. Viel schroffer wird die christliche Lehre in der Introduction aux grands principes ou Réception d'un philosophe bekämpft. Der positiven Religion gegenüber preist hier Diderot diejenige, welche er im Grunde seines Herzens geschrieben finde, diejenige, welche dem höchsten Wesen die reinste und würdigste Huldigung darbringe, die nicht auf gewisse Zeiten und Orte beschränkt sei, sondern allen Zeiten und Orten angehöre, die Religion, welche Sokrates und Aristides gelehrt habe und in alle Ewigkeit dauern werde, während alle anderen Religionen im Strom der Jahrhunderte

Philosophische Schriften

Theist.

Uebergang zum Atheismus.

*) Im I. Band der Oeuvres de Diderot. Paris 1821.

untergehen. Der Glaube ist aber sehr mageren Inhaltes, denn der Verfasser erklärt, er glaube an Nichts, was nicht bewiesen werden könne. Auf die Frage, ob er an Gott glaube, antwortet Diderot: je nach Umständen! Auf die Frage nach der Seele antwortet er gleich trostlos: sie könne nichts Anderes sein als der Inbegriff unserer Sinneseindrücke; er spreche übrigens nicht gerne von Etwas, das er nicht kenne. An der Unsterblichkeit der Seele zweifelt hier noch Diderot, sie habe einen Anfang, also auch ein Ende; nichts destoweniger mache ihn der Gedanke der Vernichtung erzittern, darum erhebe er seinen Geist betend zum höchsten Wesen, daß es ihn nicht vergehen lasse, nachdem er die Herrlichkeit der Werke desselben gesehen. Aber schon 1751 bekämpft Diderot offen den Glauben an Gott und Unsterblichkeit. In welchen niedrigen Seelenstimmungen er sich damals bewegte, zeigt der Schmutzroman Les bijoux indiscrets, den er, um die habgierige Puysieux zu befriedigen, 1748 verfaßte. Die Bewunderer Diderots haben die Frechheit und Leichtfertigkeit dieser Arbeit mit ihrer Originalität zu entschuldigen gesucht, allein der Stoff ist aus einem Fabliau des 13. Jahrhunderts entlehnt, und dort mit unendlich mehr Anstand und Talent behandelt; nur die Plattheit und Langweiligkeit ist Diderots Eigenthum.

Ein Engländer Nikolaus Saunderson hatte, obschon blindgeboren, es doch zum Professor der Mathematik und Physik an der Universität Cambridge gebracht († 1739). Der Fall erregte in Frankreich Aufsehen, er konnte für einen Beweis von der Unabhängigkeit des Geistes von äußeren Hemmnissen gelten und von der Stärke des Willens. Diderot benützt hingegen den blinden Mathematiker, um den teleologischen Beweis für das Dasein Gottes anzugreifen: „Ich bin blind! wenn ihr wollt, daß ich an Gott glauben soll, so müßt ihr mich ihn wenigstens fühlen lassen!" Mit demselben Recht könnte ein Sehender sagen: „Wenn ihr wollt, daß ich an Gott glauben soll, so müßt ihr mich ihn sehen lassen*)." — Voltaire, dem Diderot nach Ferney das Sendschreiben über die Blinden schickte, antwortete: „Ich bin nicht der Ansicht Saundersons, welcher Gott läugnet, weil er blind geboren ist. Ich täusche mich vielleicht, aber ich hätte an seiner Stelle ein höchst vernünftiges Wesen anerkannt, welches mir so viel Ersatz für das Gesicht gegeben hat. Es ist sehr anmaßend zu behaupten, man ahne, was es ist, und warum es Alles geschaffen hat, was vorhanden ist; aber es scheint mir sehr keck zu läugnen, daß ein Gott ist." — Diderot antwortete: „Saundersons Ansicht ist eben so wenig die meine als die Ihrige, aber das kommt vielleicht daher, daß ich sehe." — So meinte auch Diderot, die Blinden besäßen das Gefühl der Schamhaftigkeit nicht, das in den Augen und nicht in der Seele seinen Sitz zu haben scheine. Man sehe also daraus, daß die Sittlichkeit eines Blinden von der unsrigen verschieden sei, die eines Tauben sei wieder eine andere als die eines Blinden und wahrscheinlich würde ein Wesen, das mehr Sinneswerkzeuge als der Mensch besitze, dessen Moral sehr mangelhaft finden.

Das Sendschreiben über die Blinden brachte Diderot in den Thurm von Vincennes. Doch war die Haft nicht hart: er speiste an der Tafel des Gouverneurs, er konnte Besuche empfangen und nach Herzenslust arbeiten. Aber Diderot war nur wohl in freier Luft. Der Freigeist befragte ein Orakel um den Tag seiner Loslassung: „Ich hatte eine kleine Ausgabe des Platon im Sacke, ich beschloß, den ersten Satz der Seite, die ich zufällig aufschlage, als maßgebend anzusehen, öffnete das Buch und stieß auf den Satz: „diese Angelegenheit ist der Art, daß sie bald zu Ende gehen wird." Ich lächelte: eine Viertelstunde darauf meldete

Von den Blinden.

In Vincennes.

*) Villemain l. c. 173.

Atheismus. mir jedoch der Gefängnißbeamte, daß ich am nächsten Tag entlassen werde." — Die Haft hatte Diderot nicht eingeschüchtert. 1753 erschien seine Interprétation de la Nature, in welcher er seinen Atheismus vollkommen bloßlegt: Die Materie ist ihm ewig, ohne Anfang und Ende, immer klar in all' ihren kleinsten Stofftheilen (Molecules), voll Thätigkeit und Empfindung. Kein Gott hat sie vorweltlich geschaffen, oder thront überweltlich über ihr. Gott und Natur sind Eins. Alle Atome sind lebendig. Die Welt ist auch die Weltseele. Im ganzen All' ist nur Eine Substanz, die aber in stetem Kreislauf sich bewegt, das Einzelne wechselt, verwandelt sich, das Ganze ist unwandelbar. Geboren werden und Sterben heißt nur die Form verändern. Jede Form des Seins hat ihr eigenes Glück und Unglück. Freiheit, freier Wille ist daher nur leeres Wort. Alles vollzieht sich nach dem Gesetze innerer Nothwendigkeit. Persönliche Unsterblichkeit ist ein Traum, die Erde ernährt und verzehrt uns; die einzige Unsterblichkeit ist in der Nachwirkung unserer Thaten. All' unsere Erkenntniß stammt aus der Erfahrung, Psychologie ist Nervenphysiologie*). Wir haben hier die Lehre Moleschotts, nur im französischen Gewande des 18. Jahrhunderts. Gut und Schlecht, Tugend und Laster sind Naturbestimmungen: die Wurzel der Tugend ist die Stimme der Natur, der Mensch strebt nach Glück, das Glück beruht aber allein in der Tugend. Was ist aber Glück, was Tugend? Wir sehen den Verfasser nach dem ersten beständig jagen und die zweite nicht besitzen. Der alte Vater wünschte vor seinem Tod seine Verwandten zu sehen und Diderot sandte Frau und Tochter nach Langres, benützte aber ihre Abwesenheit nur, um ein neues Verhältniß mit einem Fräulein Voland anzuknüpfen, da er die Puysieux als untreu befunden hatte. Hin und wieder steigen doch Gewissensbisse in ihm auf und er schreibt eines Tages, „was ist von einem Menschen zu erwarten, der seine Frau und sein Kind vergessen, der sich in Schulden gestürzt und aufgehört hat, Gatte und Vater zu sein**)." — Sophie Voland war geistreich, gebildet und gutmüthig. Seine Briefe an sie, 1759—74, die mit seiner Bibliothek nach Petersburg kamen und erst in neuerer Zeit herausgegeben wurden, sind eine der reichhaltigsten Quellen für die Literaturgeschichte jener Zeit und zeigen uns den redseligen Mann nach seinen guten und schwachen Seiten. Zu den guten Seiten gehörte die Dienstwilligkeit, Diderot konnte schwer eine Bitte abschlagen. Ein unglückliches Mädchen bittet ihn um einen Brief an ihren Verführer und Diderot schreibt ihr sogleich einige so wirksame Zeilen, daß ihr Wunsch in Erfüllung geht. Ein Kaufmann verlangt eine gute Empfehlung seiner Waare und Diderot entwirft sogleich eine, welche guten Erfolg hat. Eines Tages überreicht ein junger Mann Diderot sogar eine Schmähschrift auf ihn selber, er wolle sie dem Herzog von Orleans widmen, bittet ihn aber, die Widmung für ihn gut abzufassen, und Diderot schreibt dieselbe lachend und so einschmeichelnd, daß der Herzog dem armen jungen Menschen 25 Goldstücke spendet***). Diderot war der findige Helfer in der Noth; Panurge, Pansophe, Pamphile nennt ihn Voltaire. Oft wurde er betrogen, 15 Jahre nährte, kleidete, unterrichtete er einen gewissen Glenat, machte ihn zum Vertrauten all' seiner Geheimnisse, bis er darauf kam, daß dieser von der Polizei gedungen sei, um über ihn und seine Gesinnungsgenossen und ihr Treiben sichere Berichte abzustatten. Diderots Wohnung war der Zufluchtsort der Bedrängten.

Leichtsinn. — Dienstwilligkeit.

---

*) Weiter ausgeführt sind diese Grundgedanken in der Abhandlung Sur la Matière et le Mouvement 1770, in den Réflexions sur le Livre de l'Esprit, in Entretien entre d'Alembert et Diderot, Le Rêve de d'Alembert u. s. w.

**) Mémoires, Correspondances et Ouvrages inédits de Diderot. Paris 1830. 4 vol.

***) Michelet, Louis XV. p. 339.

Diderot hatte schon einen Namen, als ihm der Buchhändler Le Breton die Herausgabe der Encyclopädie*) anbot, d. h. eines großen und umfassenden Werkes, durch welches in alphabetarischer Ordnung das Ganze der Wissenschaften den Ungelehrten auf eine faßliche übersichtliche Weise mitgetheilt werde. Die Engländer waren mit dem Beispiel vorangegangen und die Cyclopädia von Chambers (Dublin 1728) hatte Beifall gefunden. Je mehr Diderot bisher verschmäht hatte, sich in die Schranken eines Faches einzuschließen, um so feuriger ging er auf den Plan ein, den Kern aller Wissenschaften in Einem großen Werke mitzutheilen, und 30 Jahre seines Lebens widmete er diesem Werke, ausdauernd und oft allein die Last desselben tragend. D'Alembert, ein Mathematiker von Namen und ordnender Geist, übernahm die Mitleitung, beide zusammen gewannen die fähigsten Köpfe unter den Gesinnungsgenossen zum Mitarbeiten, Rousseau z. B. für die Artikel über Musik, Voltaire begrüßte das Werk mit Entzücken und schrieb eine Reihe von Arbeiten dafür. Wie zur Zeit Ludwigs XIV. gelehrte Gesellschaften, wie die Mauriner, Großes in der Wissenschaft geleistet hatten, so verbanden sich jetzt die Männer der negativen Richtung, um ein gemeinsames Bild der Fortschritte des menschlichen Geistes zu entwerfen und der Nachwelt zu überliefern. 1750 erschien der Entwurf von Diderot, worin er insbesondere den Nutzen einer gemeinsamen Behandlung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe hervorhob, und zu gleicher Zeit der Discours Préliminaire von d'Alembert, der im Geiste Lockes den Ursprung unseres Wissens behandelt und mit großer Feinheit und Schärfe die verschiedenen Stufen des Erkennens beurtheilt. Der erste Band, der 1751 erschien, war dem Minister d'Argenson gewidmet. Das Aufsehen war groß, die gebildete Welt parteite sich für oder gegen. Aber scharfe Köpfe durchschauten auch klar das Ziel des neuen Werkes und traten ihm in den Weg. 7. Februar 1752 wurden die beiden ersten Bände mit Beschlag belegt, schon wollte d'Alembert das Unternehmen nach Berlin verlegen, wovon Voltaire jedoch abrieth, weil man dort mehr Bajonette als Bücher sehe und weil dort Athen nur im Cabinete des Königs sei. Lamoignon de Malesherbes war thätig, den Minister und den Hof zu gewinnen. Die aufgegriffenen Papiere wurden zurückgestellt und die Herausgeber aufgefordert, ein Unternehmen, das der Nation zur Ehre gereiche, fortzuführen. 1756 erschienen Band 4—6, die Herausgeber waren vorsichtiger geworden. Voltaire jammert darüber, d'Alembert tröstet ihn: was in dem einen Artikel unklar, sei in einem anderen, wo es die Behörde nicht suche, um so deutlicher gesagt, die Nachwelt werde schon merken, was man gemeint, und was man gesagt habe. Diderot spricht deutlich im Artikel Encyclopédie: „so oft ein nationales Vorurtheil Rücksicht verlangt, so muß man in dem ihm bestimmten Artikel es als wahrscheinlich gelten lassen, in anderen Artikeln aber den Schmutz und Staub wegräumen. Diese Art, die Menschen zu enttäuschen, ist wirksam für gute Köpfe und hat keinen Nachtheil." — Nicht blos religiös-verletzende, sondern politisch tief wirksame Sätze wurden ausgesprochen, so in dem Artikel Droit, daß der allgemeine Wille immer gut sei. Die Gegner gewannen wieder Boden, als 1757 Damiens Mordversuch den Hof erschreckte. Ein Erlaß verbot alle Schriften, welche die Religion oder das königliche Ansehen antasten. Es regnete Streitschriften, Predigten gegen die Philosophen, sie wurden im Theater

Encyclopädie.

*) Der Titel des Werkes ist: Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, par une Société de Gens de Lettres, mis en Ordre et publié par Mons. Diderot, de l'Académie Roy. des Sciences et des Belles-Lettres de Prusse, et quant à la partie mathématique par M. d'Alembert de l'Académie Royale des Sciences de Paris etc.

verhöhnt. D'Alembert, den der Atheismus Diderots anwiderte und der die Ruhe liebte, zog sich von dem Unternehmen zurück. Die Regierung widerrief März 1759 das Privilegium, der Verkauf der erschienenen oder nachher erscheinenden Bände ward verboten. Doch schien die Gefahr größer, als sie war. Malesherbes, der das ganze Bücherwesen unter sich hatte, bekam Befehl, sich der Papiere Diderots zu bemächtigen, gab aber diesem zuvor einen Wink davon. Als Diderot klagte, wie er denn in 24 Stunden die ganze Unzahl von Manuscripten verbergen könnte, gab Malesherbes den Rath: schicken Sie dieselben nur zu mir, da wird Niemand sie suchen — und so geschah es. Die Encyclopädisten hatten ihre Schützer in den höchsten Kreisen. Der Druck wurde fortgesetzt, die Polizei schien Nichts davon zu merken. Das Benehmen der Regierung war würdelos und diente nur dazu, auf das Werk aufmerksam zu machen. Katharina bot Diderot an, dasselbe unter ihrem Schutze in Rußland zu vollenden, Voltaire trieb, das Angebot anzunehmen. Diderot blieb aus Rücksicht auf die Verleger. Aber welche Enttäuschung, als er bemerkte, daß auch diese ihn betrogen hatten. Erschreckt vom Lärm und den Drohungen milderten sie an vielen Stellen unmittelbar vor dem Drucke den Satz und stumpften die ärgsten Spitzen ab. Auch Diderot wollte jetzt Alles aufgeben, er, dessen Ausdauer, Geduld und Arbeitskraft allein das Ganze zusammengehalten hatte. Mit Mühe gelang es ihn zu beschwichtigen! 1766 erschienen die letzten 10 Bände. Die erste Auflage war 30,000 Exemplare stark, der Druck hatte 1.158,958 Livres gekostet, die Verleger gewannen 263,393 Livres, Diderot hatte ein für allemal 20,000 Livres und für jeden Band noch 2500 Livres. Im Jahr 1774 gab es schon 4 Uebersetzungen des Werkes.

Ihr Werth. Der Plan der Encyclopädie ist großartig, die Ausführung verschieden, d'Alembert selber bezeichnet sie als sein Harlekinskleid, an welchem manches Stück guten Tuches sei. Voltaire nennt sie einen großen Kramladen und die Verfasser Ladenburschen. Die ersten Theile sind besser als die letzten. Unläugbar enthält das Werk viel Gutes: es sollte das gesammte menschliche Wissen umfassen, neu begründen, alle Vorurtheile zerstreuen, alle Irrthümer ausrotten und auf Erden Liebe und Eintracht zur Herrschaft bringen. Manchem Mißbrauch hat das Werk ein Ende gemacht, z. B. der in Europa damals allgemein üblichen Anwendung der Folter. d'Alembert meinte sogar, wenn dem ganzen Brand der Bibliothek in Alexandrien nur ein Werk, wie die Encyclopädie, entgangen wäre, so würden wir uns über den Verlust trösten können. — Nisard dagegen sagt*), wenn ein ähnliches Unglück käme und nur die Encyclopädie würde gerettet, so könnten wir uns keineswegs trösten, denn man finde nicht Herz und nicht Geist darin, die Rettung eines einzigen classischen Werkes, in dem sich diese finden, wäre viel mehr werth. Die Encyclopädie wimmelt von Widersprüchen, die Leser nehmen auf guten Glauben hin und die Verfasser mißbrauchen dieses Zutrauen und verkaufen unreife Früchte für gute Waare. Ein blendender Aufsatz folgt dem andern. Geschicklichkeit, Gewandtheit und Kenntniß sind unläugbar, aber der Leser legt das Buch mit dem Zweifel an Allem nieder, was die Grundlage der menschlichen Gesellschaft bildet. Das

*) Histoire de la Littérature française. IV. 504—5.

Urtheil ist schnell fertig, aber es geht nicht in die Tiefe der Dinge. Die gesammte Weltanschauung ist gleich flach und trostlos. — Nisard bemerkt recht gut: „Die Literatur des 17. Jahrhunderts beschäftigt sich mit dem Menschen, um seine Natur sittlich zu vervollkommnen, und hebt seinen Blick zum Himmel empor. Die Encyclopädie wendet die Vernunft von Allem ab, was über sie hinausgeht, und senkt den Blick auf die Erde. Der Schauplatz, wo dieser Geist glänzt, sind die Salons, in welchen bezahlte Phrynen den Vorsitz führten. Unter dem Vorwand, neue Wahrheiten zu suchen, machte man sich hier frei von seinen Pflichten, besprach in der allgemeinen Erschlaffung der Sitten die Aufhebung der Mißbräuche und Einer verderbte den Anderen, während man einander aufzuklären glaubte. Die Geschichte des menschlichen Geistes weist keine Zeit nach, wo der Widerspruch vollständiger war zwischen dem, was man zu thun vorschützte, und dem, was man wirklich trieb, zwischen den Schriften und dem Leben, zwischen der Maske und dem Gesicht. Die Rolle, die man spielte, war Menschenliebe, Verehrung des Rechtes; der Kern war Grundsatzlosigkeit, die augenblickliche Laune gab das Gesetz. Das Gewissen sprach leise, als habe es Angst, selber ein Vorurtheil zu sein. Gut und Bös war eine Sache des Temperaments, die eigenen Laster schrieb man auf Rechnung der Gesellschaft. Wenn man in Büchern öffentlich Unschuld gepredigt hatte, glaubte man im Privatleben von seinen sittlichen Verbindlichkeiten frei zu sein. In den Büchern dieser Schriftsteller ist ein steter Streit zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen dem, was besteht, und dem, was kommen soll, zwischen Religion und Philosophie. Liest man die Briefe dieser Gelehrten, so handelte es sich um lauter persönliche Fragen und tritt eine Eitelkeit der anderen entgegen. Die Leute, die so hoch sprechen vom Beruf des menschlichen Geistes, drehen sich da in kläglich engen Kreisen: sie loben einander, ohne daß es ihnen ernst ist; sie liebkosen einander, ohne daß sie sich mögen; sie wetteifern in boshaften Witzen und Schmähungen gegen ihre Gegner. — Wenn die Schule der Encyclopädie etwas Gutes geschaffen hat, so kann man mit vollem Recht sagen, daß es bisweilen im Plane Gottes liegt, das Gute auch durch unwürdige Hände zu vollbringen. Die Encyclopädisten suchten den Menschen Gott zu nehmen, indem sie ihnen entweder vormachten, er sei unerfaßlich, oder indem sie die Vorsehung läugneten unter dem Vorwand, man dürfe sie mit den Unregelmäßigkeiten der physischen und den Erbärmlichkeiten in der moralischen Welt nicht vermengen. Man nimmt aber dem Menschen Gott nicht allein, es verschwand auch das Gefühl seiner Wirksamkeit in der Natur, die zu uns von ihm nur dann spricht, wenn wir mit dem Glauben an ihn vor sie hintreten. Wie viele kräftige Seelen, die im Lesen der Encyclopädie Gott verloren hatten und nach ihm dürsteten, sieht man aus der glänzenden Aufnahme, welche die Schriften Bernardins de Saint-Pierre fanden, nur weil in ihnen von der Wirksamkeit Gottes in der Natur die Rede war. Seinem Sohn, der ihm aus Paris meldete, er habe die Encyclopädie gekauft, schrieb ein verständiger Vater zurück: „Setze dich auf die

Encyclopädie und lies Bernardin de Saint-Pierre." Die Philosophen sagten allerdings, wenn es auch keinen Gott gebe, wäre der Mensch doch verpflichtet, gut und gerecht zu sein. „Gegen wen, fragt Villemain*), verpflichtet und nach welchem Gesetz? Gott ist nicht bloß eine Nothwendigkeit als Vergelter des Guten und Bösen, sondern auch als Quelle aller Einsicht und Gesetz aller Gerechtigkeit. Gibt es kein höchstes geistiges Wesen, das vor Allem war, hängt die Idee des Wahren und Guten nicht von einer ewigen Idee in Gott selber ab, ist sie nur ein irdisches Uebereinkommen, aus unsern Bedürfnissen und Vortheilen entstanden, so ist sie Nichts. So verstehe ich den Satz von Malebranche: „Gott ist der Ort der Geister, wie der Raum der Ort der Körper ist." Eine absolute Wahrheit setzt ein absolutes Wesen, einen Gott voraus."

Katharina. Obschon er sich alle Mühe gab, gelang es Diderot doch nicht Mitglied der Akademie zu werden. Als man selbst bei dem König Fürbitte für ihn einlegte, erklärte dieser kurzweg: er hat zu viele Feinde. Dagegen schmeichelte ihm Katharina von Rußland. Als sie hörte, daß Diderot in Geldnoth sogar seine Bibliothek verkaufen wolle, kaufte sie ihm dieselbe um 15,000 Francs ab, unter der Bedingung jedoch, daß er für sie dieselbe überwache und einen Jahresgehalt als Bibliothekar von 1000 Francs annehme. Zwei Jahre später ließ sie ihm diesen Gehalt auf einmal auf 50 Jahre zum voraus anweisen. Freudig schreibt Diderot: „Ich bin jetzt in meinem Gewissen verbunden noch 50 Jahre zu leben." — 1773 folgte er einer Einladung der Semiramis des Nordens nach Petersburg. Er wurde mit großer Achtungsbezeigung aufgenommen. Diderot hatte unangemeldeten Zutritt zur Kaiserin alle Tage von 3 bis 5 oder 6 Uhr. Katharina schreibt über ihn an Voltaire: „Ich sehe ihn sehr oft, unsere Unterhaltungen nehmen kein Ende und alle Menschen sollten ein Herz haben wie das seinige." Diderot schreibt hinwiederum an die Voland: „Das Cabinet der Kaiserin stand mir jeden Tag offen; ich trat ein, man hieß mich setzen, und ich plauderte mit meiner gewohnten Ungebundenheit. Bei dem Herausgehen mußte ich mir immer sagen: daß wenn ich die Seele eines Sklaven in dem Lande freier Menschen gehabt hatte, ich in mir die Seele eines freien Mannes in einem Lande fühlte, das man das Land der Sklaven nennt." — Die Kaiserin überhäufte ihn mit Geschenken und einer ihrer Adjutanten mußte ihn bis an die Grenze begleiten, als Diderot das Klima von Petersburg nicht mehr aushielt. Mit Friedrich kam er nicht zusammen. Der König stieß sich am demokratischen Geist in seinen Schriften: es herrsche darin ein selbstgefälliger und anmaßender Ton. Natürlich unterließ Diderot in Paris nicht, mit den schönsten Farben seines Pinsels das Bild der Kaiserin von Rußland zu verschönen.

Dichtungen. Als Erzähler und Dichter schwärmte Diderot für das bürgerliche Trauerspiel und den Familien- und Sittenroman der Engländer. Es fehlt seiner Darstellung nicht an einem gewissen sinnlichen Feuer, und seinen Dramen nicht an einzelnen rührenden und ergreifenden Scenen. Sein „Familienvater" wurde häufig aufgeführt und hielt sich namentlich auf der deutschen Bühne und half dem weinerlichen Lustspiel und bürgerlichen Trauerspiele auf die Beine. Doch wird Diderot, indem er natürlich sein will, oft flach, und schwülstig, wenn er erhaben werden will. Immer declamirt er, reines Himmelslicht schimmert selten durch

---

*) l. c. p. 174.

Stellen voll Glut. Unter seinen Erzählungen führt Jacques le Fataliste den Satz durch, daß alles Menschengeschick vorherbestimmt sei, schildert die Nonne (la Réligieuse) den Kampf gegen das Klosterleben, — Rameaus Neffe ist schon aus Göthes Uebersetzung bekannt. Am besten gelangen Diderot kleine Erzählungen, hier zeigt sich sein Talent der Detailmalerei mit seiner Gedankenfülle im Bunde sehr wirksam. — Ueber die Pariser Kunstausstellung 1765 sollte Grimm in seiner Correspondenz Berichte erstatten, gestand aber Diderot voll Sorge, daß er auch keinen Funken von Verständniß für Malerei oder Bildhauerkunst habe. Diderot machte sich dienstwillig sogleich an die Arbeit und lieferte 1765—67 die Salons, anmuthige und anschauliche Schilderungen einzelner Kunstgegenstände. So wurde er der Urheber der französischen Kunstkritik. Doch ist er auch hier wieder oft leidenschaftlich, launisch, declamatorisch, und fährt mit den vollen Segeln der Sophistik*). Les Salon.

Eine hochbegabte, kenntnißreiche, arbeitsame Natur voll von Widersprüchen: Mann des Gedankens und der Laune, ringend nach Wahrheit und Sophist und Declamator, Kritiker und Enthusiast, gutmüthig wie ein Kind und Lehrer von Sätzen, deren Ausführung Danton zu einem Schreckbild in der Geschichte machte! Hin und wieder finden sich tief religiöse Stellen in seinen Schriften, die wie das Alpenglühen Erinnerungen an ein sonniges reingestimmtes Jugendleben widerstrahlen, dann spricht sich wieder die wildeste Erbitterung gegen alle Religion aus, fanatischer Haß gegen das Christenthum! — Diderot war Lebensgeist und Mittelpunkt aller Befeindung der Kirche in jener Zeit, — er that die meiste Arbeit, sah frei von literarischer Eitelkeit am meisten auf die Sache. Im Ganzen nie glücklich bei allem Ruhm und allen Huldigungen! Gesteht er doch**): „Unter Schmerzen hilflos geboren werden, ein Spielwerk von Unwissenheit, Noth, Krankheit, Bosheit, Leidenschaft, Schritt vor Schritt zum Kindischsein zurücksinken, verkehren mit Schurken und Narren aller Art; nicht wissen, woher man kommt, wohin man geht, wozu man da ist, — dies nennt man Leben." Sein letztes Wort war: „Der Unglaube ist der Anfang der Philosophie." († 1784***.) Charakter.

Der andere der Dioskuren war d'Alembert, eben so ruhig, nüchtern als Diderot — ungestüm, leidenschaftlich, phantasievoll. Er war außerhalb der guten Gesellschaft geboren und hatte die Verirrung seiner Mutter die ganze Jugend hindurch zu tragen. Doch hob ihn sein Talent, sein Fleiß und die Würde seines Charakters rasch zu einer Höhe empor, auf welcher er der Gegenstand der Beachtung der gebildeten Welt wurde. D'Alembert war der uneheliche Sohn der Madame Tencin, einer Dame, die in den Zeiten der Regentschaft einen Salon hielt, und des Ritters Destouches-Canon. Seine Mutter ließ ihn auf der Treppe der kleinen Kirche Saint-Jean le Rond in der Nacht aussetzen und kümmerte sich nicht weiter um das arme Kind. Erst später, als d'Alembert schon einen Weltruf hatte, brüstete sie sich, seine Mutter zu sein — da wollte aber der Sohn von der herzlosen Mutter Nichts wissen. — Der Polizeibeamte, der das Kind in Windeln fand, gab es aus Mitleid nicht in das Findelhaus, sondern zur Frau eines Glasers, die sich desselben wie eine Mutter annahm, und gegen die d'Alembert sein ganzes Leben hindurch sich dankbar bewährte. Der Vater fühlte Gewissensbisse und setzte dem Kind einen kleinen Gehalt aus, so daß der Kleine in eine d'Alembert.

*) Sehr anziehend und belehrend sind die Bemerkungen Goethes zu einigen Urtheilen Diderots im Anhang zu Rameaus Neffe, B. 36 der Ausgabe von 1830.

**) Mémoires inéd. I. 202.

***) Naigeon. Mémoires sur Diderot (Edit. Brière).

Erziehungsanstalt gebracht werden konnte, wo er so rasche Fortschritte machte, daß ihm der Lehrer bedeutete, er könne bei ihm Nichts mehr lernen. Mit Eifer warf sich der Jüngling auf die klassische Literatur. Die Jansenisten, die an ihm einen Pascal heranbilden wollten, stellten ihm vergebens vor, daß die heidnische Dichtung das Herz austrocke. Einige Zeit schwankte d'Alembert, ob er Rechtswissenschaft oder Heilkunde als Berufsfach ergreifen solle. Endlich blieb er bei der Mathematik, gegen den Rath seiner Pflegemutter: „Sie wollen eben ein Philosoph werden! Wissen Sie, was ein Philosoph ist? ein Narr, der sich sein ganzes Leben quält, damit man nach dem Tod von ihm rede." D'Alembert hatte nicht das Glück, einen großen Lehrer in dem Fache zu treffen, für das ihn die Natur bestimmt hatte: er war Autodidact und hatte oft den Schmerz, in einem Buch zu finden, daß eine Entdeckung, auf die er stolz war, schon früher von Anderen gemacht worden sei. Aber so rasch waren seine Fortschritte, daß er schon in seinem 23. Jahr der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit und eine zweite über Integralrechnung überreichen konnte; 24 Jahr alt wurde er schon Mitglied der Akademie. Bald darauf folgten Abhandlungen über die Dynamik, über das Gleichgewicht und die Bewegung der Flüssigkeiten, über die Winde, über reine Analysis, folgten astronomische Untersuchungen. Die Regierung beauftragte ihn mit einem Gutachten über das Canalsystem Frankreichs. D'Alembert galt als eine Größe in der Mathematik*).

Discours préliminaire.

Für Andere wurde er eine Größe durch seine Einleitung zur Encyclopädie 1750, von welcher der erste Theil die Natur des menschlichen Geistes untersucht, und von den Kräften zu ihren Aeußerungen in Sprache, Wissenschaft und Kunst übergeht. D'Alembert ist allerdings befangen im Wahn der Zeit, daß alle Vorstellungen des Geistes aus sinnlichen Eindrücken entstehen, allein er spricht darin auch Sätze aus, die nicht im Geiste Diderots sind**), wie z. B. daß die Eigenschaften, die wir an der Materie beachten, Nichts mit der Fähigkeit zu wollen und zu denken gemein haben, oder an einer anderen Stelle, daß die sittlichen Wahrheiten eben so sicher seien als die geometrischen. Im zweiten Theil behandelt er die Fortschritte der Wissenschaft bis auf seine Zeit und die Leser wurden von Stolz über die Entwicklung der Menschheit erfüllt. Die Arbeit ist klar, aber kalt. D'Alembert ging aus von Bacos Werk über den Fortschritt der Wissenschaften, aber es fehlt ihm der Enthusiasmus des englischen Gelehrten; er ist vorsichtig, stets berechnend. Dasselbe Gebrechen haftet auch an seinen Lobreden auf einzelne Männer der Akademie (Eloges): bei allem Gedankenreichthum lassen sie kalt, weil der Verfasser stets rechnet, eine grübelnde unschlüssige Natur ist. Auch in religiösen Dingen war d'Alembert der fanatische Haß Diderots gegen alle Religion zuwider. An Friedrich den Großen schreibt er den 2. August 1770: „Montaigne gefällt mir mit seinem „Was weiß ich?" — namentlich in der Frage über Gott. Es gibt im Weltalle, insbesondere im Bau der Pflanzen und Thiere, Zusammenstellungen und Verbindungen der einzelnen Theile, welche mit Sicherheit auf eine bewußte Intelligenz hinzudeuten

---

*) Condorcet, Eloge de d'Alembert.
**) Villemain l. c. 19me leçon.

scheinen, wie eine Uhr auf das Dasein eines Uhrmachers hinweist. Das ist unbestreitbar. Nun aber gehe man vorwärts, nun frage man, wie ist diese Intelligenz, hat sie die Materie wirklich geschaffen, oder die schon vorhandene wirklich eingerichtet? Ist eine Schöpfung möglich und, wenn sie es nicht ist, ist die Materie ewig? Und wenn die Materie ewig ist, ist diese Intelligenz nur der Materie selbst inwohnend oder von ihr getrennt? Wenn sie ihr inwohnt, ist die Materie Gott und Gott die Materie? Ist sie von ihr getrennt, wie kann ein Wesen, das nicht Materie ist, auf die Materie wirken? Immer lautet die Antwort: „Was weiß ich*).“

D'Alembert blieb im engen Stübchen seiner Erzieherin, als auch Monarchen ihm zu schmeicheln begannen. Friedrich II. lud ihn mehrmals nach Berlin ein und wollte ihn zum Vorstand seiner Akademie machen. Die Kaiserin Katharina, welche hoffte, den Mord Iwans und den Mord ihres Gatten durch glänzende Thaten und reiche Belohnungen an Gelehrte vergessen zu machen, lud d'Alembert ein, die Erziehung des Thronfolgers zu übernehmen. Ihr Brief an ihn wurde Katharina II. von den Philosophen mit dem Schreiben Philipps an Aristoteles verglichen. Es heißt darin: „Geboren oder berufen sein, um zum Glück und zur Bildung eines ganzen Volkes beizutragen, und dem entsagen, heißt das Gute zurückzuweisen, das man thun soll. Ihre Philosophie stützt sich auf die Menschheit; es heißt sein Ziel verfehlen, wenn man dieser nicht dient, so lange man kann. — Ich weiß es, Sie sind zu sehr ein Mann von Ehre, als daß ich Ihre Weigerung der Eitelkeit zuschreiben darf; Sie lieben die Ruhe, um die Wissenschaft und die Freundschaft pflegen zu können. Aber das soll Sie nicht hindern, kommen Sie mit all' Ihren Freunden, ich verspreche Ihnen alle Annehmlichkeiten und Genüsse. Sie haben bei mir vielleicht mehr Ruhe und Freiheit als in Ihrem Vaterland.“ . . . Die französische Akademie bewahrt heute noch diesen Brief als ein Ehrendenkmal für eines ihrer Mitglieder auf. Der Großfürst Paul machte später in Paris d'Alembert Vorwürfe, daß er nicht gekommen sei, und als dieser sich mit dem Klima entschuldigte, sprach er: „Das ist der einzige Fehler, den Sie in Ihren Rechnungen gemacht haben.“ Nach dem Tode Maupertuis drang Friedrich noch mehr in Friedrich II. d'Alembert, nach Berlin zu kommen. Dieser kam, aber blieb nicht, aber er blieb bis an sein Ende ein Bewunderer des Königs, über den er an die du Deffand schreibt: „Als ich mit ihm von dem Ruhm sprach, den er erworben, antwortete er mit der größten Einfachheit: daß man von diesem Ruhm große Abzüge machen müsse, daß der Zufall fast den Hauptantheil daran habe und daß er weit lieber Racines Athalie hätte zu Stand bringen mögen als diesen Krieg. Als Jemand den Tag, an dem er den Frieden schloß, für den schönsten seines Lebens erklärte, sagte der König: der schönste Tag im Leben ist derjenige, an welchem man daraus scheidet!“ D'Alembert blieb im engen Zimmer, bis ihn der Arzt in eine gesundere Wohnung drängte. Er war ein harmloser, gutmüthiger Mann, der das wenige Vermögen, das er sich erwarb, an seine Erzieherin, an talentvolle Studirende verwendete. Unter Freunden konnte er sehr heiter sein. Die skeptische Richtung seiner Zeit hat er mehr getheilt, als befördert. Seine Freunde warfen ihm Feigheit vor. Voltaire schrieb an ihn 23. Juni 1760 das berüchtigte Wort: Ecrasez l'infâme. D'Alembert antwortete 7. Mai 1762: „Sie

*) Oeuvres posthumes de Fréderic II. vol. XIV. p. 115.

kommen mir immer mit dem Ecrasez l'infâme! Mein Gott, lassen sie sie nur selber zu Grund gehen." D'Alembert war zu nüchtern und zu skeptisch, um den fanatischen Haß seiner Freunde gegen die Kirche zu theilen. Schmerzliche Krankheit und Hoffnungslosigkeit trübten seine letzten Tage. Er starb 29. October 1783 in Paris.

Holbach. Ein sehr eifriger Mitarbeiter der Encyclopädie war Baron Holbach (Paul Heinrich), geboren 1723 zu Heidelsheim in der Pfalz im heutigen Großherzogthum Baden, kam er früh nach Paris, wo sein Vater, ein Emporkömmling, sich ein großes Vermögen erwarb, von welchem der junge Holbach zu Gunsten der Philosophen einen verschwenderischen Gebrauch machte. Sein Haus in Paris und sein Schloß Grandval war der Versammlungsort der Freidenker. Zweimal in der Woche gab er große Tafel. Er hatte die besten Weine und einen ausgezeichneten Koch, und hieß der Nährvater der Philosophen (Le maître d'hôtel de la philosophie). Diderot, d'Alembert, Helvetius, Raynal, Grimm, Buffon, Marmontel waren seine steten Gäste, einige Zeit hindurch auch Rousseau. Hier wurden Dinge besprochen, von denen Morellet sagt: sie hätten verdient, daß der Blitz das Haus zerschmettere, wo sie sich versammelten. Holbach war aber nicht blos mit seiner Börse ein eifriger Beförderer der neuen Ansichten, sondern auch mit seiner Feder. Zuerst hatte er Schriften materialistischer Richtung, über Chemie, Physik, Bergbau und dergleichen aus dem Deutschen, Englischen und Schwedischen in's Französische übersetzt. Dann trat er mit eigenen Arbeiten, aber unter fremdem Namen auf*), das enthüllte Alterthum, das enthüllte Christenthum, voll frecher Angriffe auf das Christenthum, dessen Lehrsätze als ein Haufe von Widersprüchen, dessen Sittenlehre als etwas ganz Gewöhnliches, dessen Wirksamkeit als etwas Verhängnißvolles für das Leben der Völker dargestellt wurde. Der Mangel an Tiefe, an philosophischer Anschauung, wetteifert nur mit dem Mangel an gründlicher Kenntniß der Geschichte. Die Philosophen selber erklärten dieses Buch als das schrecklichste, was noch erschienen sei. Ihm folgte der Geist des Klerus**) 1770. Diese Schrift wurde vom Parlament verurtheilt, durch den Henker verbrannt zu werden.

Système de la Nature. Im gleichen Jahr erschien das System der Natur***) — die Lehre des Materialismus in der derbsten und trostlosesten Weise. — Der erste Theil handelt von der Natur und ihren Gesetzen, vom Menschen, von der Seele und ihren Fähigkeiten, von der Unsterblichkeit und von der Glückseligkeit. Der zweite Theil handelt von der Gottheit, von den Beweisen für das Dasein Gottes, von den göttlichen Eigenschaften, von der Einwirkung der Gottheit auf das Glück der Menschen. Der Gedanke des Ganzen ist: Gott und Natur, Geist und Materie sind eins. Das All ist das große wiederkäuende Thier, welches seine Geschöpfe verschlingt, um neue hervorzubringen. Der Mensch ist das Werk der Natur, seine Gedanken, Willensregungen und Handlungen sind nur die nothwendigen Wirkungen seiner Wesenheit. Die Natur handelt nach unverbrüchlichen und ewigen Gesetzen. Was die Menschen Gott nennen, ist nur die

---

*) L'antiquité dévoilée 1767, als Verfasser war ein Boulanger genannt. Le christianisme dévoilé.

**) Esprit du clergé.

***) Système de la Nature ou des Lois du Monde physique et moral. Als Verfasser war ein Mirabaud genannt, der längst verstorben war.

Materie selbst und deren unablässige Bewegung und Thätigkeit, der ewige Kreislauf des Entstehens und Vergehens, in welchem die Theilchen sich bald verbinden und sich bald wieder trennen. Die Formen wechseln, die Summe der Materie bleibt dieselbe. Der Tod ist nur Uebergang in eine andere Daseinsform. Man kann nicht von Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit in der Natur sprechen, denn in ihr geschieht Alles mit Nothwendigkeit und nach ewigen Gesetzen. Ein Gott über der Welt ist eine willkürliche Vorstellung, gerade so wie wenn der Mensch sich einbildet, er handle aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit, er habe ein selbständiges Ich, während die Seele nur eine Eigenschaft der Materie ist, nur der Körper selbst ist, wenn man ihn ausschließlich nach einigen seiner Verrichtungen betrachtet. Nur die größere Beweglichkeit des Gehirns erhebt den Menschen über die Thiere und die leblosen Menschen. Auch die sittlichen Eigenschaften hängen vom Temperament, von Erziehung, Klima und Lebensweise ab. Heilung der Seele ist Heilung des Körpers. Es gibt eben so wenig einen angeborenen sittlichen Instinct als es angeborene Ideen gibt. Die Haupttriebfeder unseres Handelns ist die Selbstliebe; der Mensch begehrt von Natur aus das Nützliche und verabscheut das Schädliche. Tugend ist die Kunst sich glücklich zu machen, indem man zum Glück der Anderen beiträgt. Je aufgeklärter die Menschen sind, um so besser werden sie. In einem Staat von Gottesläugnern werden die meisten glücklichen Menschen sein, — ein Satz, dem die Geschichte widerspricht.

So das System der Natur — es machte das größte Aufsehen. Daß Holbach der Verfasser sei, wußten nur die Eingeweihten. Der Inbegriff der Lehren der Philosophie war hier nur consequent, derb und trocken zusammengestellt. Vielen graute vor dem Inhalt. Voltaire bekämpfte diese Lehre, selbst Friedrich II. schrieb dagegen*). Wie in jugendlich frischen Kreisen das Buch eckelerregend wirkte, schildert Göthe in Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben**): „Keiner von uns hatte das Buch hinausgelesen, denn wir fanden uns in der Erwartung getäuscht, in der wir es aufgeschlagen hatten. System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich Etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie, und so manches Andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von Allem, was darin lebt und webt, das Nähere, so wie das Allgemeinere erfahren. Daß hierin wohl Manches vorkommen müßte, was den gemeinen Menschen als schädlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzuläßig erscheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Büchlein sollte nicht unwürdig die Feuerprobe bestanden haben. Allein wie hohl und leer war uns in dieser atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie sollte sein von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts

*) Examen critique du Systême de la Nature. Oeuvres de Fréderic. IX. 153 ff.
**) Buch 11. B. 26. S. 69.

und links und nach allen Seiten, ohne Weiters die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dieß Alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unseren Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen, als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen schweren, zwar bewegten, aber doch dichtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben."

Diese schrecklichen Grundsätze auch für den gemeinen Mann, selbst für Diener und Köchinen, mundgerecht zu machen, gab Holbach 1773 unter dem Namen des Pfarrers Meslier „den gesunden Menschenverstand" heraus*). Dieses Buch erlangte die weiteste Verbreitung, nicht minder das Gesellschaftssystem**). Holbach dachte wie ein Demokrat, wenn er auch wie ein Aristokrat lebte. Die wildesten Grundsätze der Revolution wurden schon in diesen Holbach'schen Clubs ausgesprochen: daß allgemeine Bewaffnung zur Freiheit gehöre, daß Vorstellungen an die Regierung an der Spitze der Bajonnette überreicht werden müssen, daß die Hinrichtung eines Königs dem Geist einer Nation einen neuen Aufschwung gebe. Es sind dies Aeußerungen Diderots, der auch den Wunsch aussprach, mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König zu erdrosseln***).

Helvetius Seine Sittenlehre ist aber noch schwunghaft gegenüber der des Helvetius, welchem nur der Umstand einen Namen machte, daß der Geist der Zeit durch und durch negativ Jeden willkommen hieß, der die schon erschütterten Schranken vollkommen niederriß. Je kecker Einer Gott und Sittengesetz läugnete, um so mehr galt er als Philosoph. So ging es auch Helvetius, der keine Natur von der Begabung Diderots war und in der Literatur nur Befriedigung seiner Eitelkeit suchte und im Leben selber hoch über seiner Sittenlehre stand, so daß Rousseau über ihn im Emil die Worte schrieb: „Vergebens suchst du dich unter dich selber zu erniedrigen, dein Geist zeugt wider deine Grundsätze, dein wohlthätiges Herz verläugnet deine Lehre†)."

Lebensgang. Claude Adrienne Helvetius ist geboren zu Paris 1715, der Enkel und Urenkel von berühmten Aerzten, sein Vater hatte 1719 dem jungen König Ludwig XV. das Leben gerettet, wurde von da an Leibarzt, Staatsrath und erster Arzt der Königin. Der junge Helvetius zeigte Talent, aber noch mehr Ehrgeiz. Das Lesen der Iliade und des Quintus Curtius stimmten ihn kriegerisch. Schon sein Lehrer Poré sagte, daß man mit Lob ihn zu Allem bringen könne. Lockes Buch über das menschliche Erkenntnißvermögen befestigte auch ihn in der Anschauung, daß all' unser Wissen nur von den Sinnen herrühre. Der Vater bestimmte ihn für's Finanzfach und sandte ihn zuerst zu einem Verwandten, einem Generalpächter, nach Caen. Hier bestand eine Akademie und Helvetius wollte alsbald ihr Mitglied werden. Er schrieb ein Drama Fiesco und erhielt

*) Le bon sens ou idées naturelles, opposées aux idées surnaturelles.
**) Le système social ou les principes naturels de la morale et de la politique.
***) Et ma main ourdirait les entrailles du prêtre au défaut d'un cordon pour étrangler les rois!
†) Vgl. Louvet in der Biographie générale. B. 23. S. 875—86.

schnell Zutritt, — auf die Mahnung eines einflußreichen Mitglieds: man habe genug Phöbuse, aber keinen Plutus (d. h. Dichterlinge, aber keinen Mann von Vermögen). Im 23. Jahr ward Helvetius durch die Gunst der Maria Leczinska Generalpächter, was ihm ein Einkommen von 300,000 Francs jährlich eintrug. Alles huldigte nun dem jungen, schönen und reichen Generalpächter, der aber bald in Lebensgenuß übersättigt Ruhm da suchte, wo er damals am glänzendsten zu erlangen war, in der Literatur. Er gab manchem Dichter einen Jahresgehalt, er huldigte Montesquieu, er drückte Voltaire seine Verehrung aus, er schmeichelte Diderot. Als Generalpächter schützte er oft die Armen, als Gutsherr übte er viele Wohlthaten. Nach 13 Jahren legte er seine Stelle nieder, um ganz nur wissenschaftlichen Beschäftigungen zu leben. Ehrgeiz.

1758 erschien sein Werk de l'Esprit, nach welchem unsere geistige Thätigkeit ganz von den Sinnen abhängt und der Mensch vom Thier sich nur durch größere Vollkommenheit seiner physischen Organe unterscheidet und die einzige Triebfeder unseres Handelns unser Interesse ist, die Liebe zum Vergnügen und die Furcht vor dem Schmerze. Der Nutzen ist der Grund aller Veränderungen in der sittlichen Welt, wie die Bewegung in der natürlichen. Wir lieben nur uns selber in den Anderen. Es gibt nichts absolut Gutes. Recht und Unrecht wechselt nach Zeit und Land. Alle Menschen sind gleich, haben dieselben Bedürfnisse. Die Ungleichheit der Talente hängt nur von äußeren Einflüßen ab, daß z. B. Leidenschaften erregt werden, die den Geist befruchten; man wird dumm, sobald man aufhört von Leidenschaften bewegt zu sein. Die Erziehung macht den Menschen zu dem, was er wird. Die Völker sind das, was die Gesetzgeber aus ihnen machen. Der Geist ist ursprünglich eine leere Tafel, erst das Leben beschreibt sie. Hunger und Liebe sind die großen Hebel im gesellschaftlichen Leben. De l'Esprit.

Obschon trocken geschrieben, machte das Buch doch Aufsehen wegen der Keckheit der Sätze. Man erzählt, der Dauphin habe, das Buch in der Hand, entrüstet gesagt, er wolle der Mutter zeigen, was ihr Haushofmeister für Bücher drucken lasse. Der Censor, welcher die Erlaubniß zum Druck gegeben, verlor seine Stelle. Das Parlament ließ ein Exemplar von Henkershand verbrennen. Der Erzbischof von Paris schleuderte den Bann dagegen. Helvetius schrieb einen Widerruf: „Ich wollte keine der Wahrheiten des Christenthums angreifen, zu dem ich mich aufrichtig nach aller Strenge seiner Lehrsätze und seiner Sittenlehre bekenne, dem ich all' meine Gedanken, Ansichten und Fähigkeiten meines Wesens unterwerfe, überzeugt, daß all' das fern von der Wahrheit ist, was mit seinem Geist sich nicht verträgt. — Das sind meine wahren Ansichten, mit denen ich gelebt habe, leben und sterben will." — Es war vergebens, gewisse politische Aussprüche reizten insbesondere wie z. B.: „Hat der Sohn eines Faßbinders Geist, Muth, Klugheit, Thatkraft, unter Republikanern, wo das kriegerische Verdienst den Weg zur Größe öffnet, so kann er ein Themistokles, ein Marius werden, in Frankreich wird er höchstens ein Cartouche." — So nannte er auch die Hinrichtung Karls I. von England ein für das Wohl des Volkes nöthiges Opfer, um in Zukunft Jedem Schrecken einzujagen, der es wagen wolle, die Völker einer Willkürherrschaft zu unterwerfen. Auch Friedrich II. äußerte*): „Es ist Aufnahme.

---

*) Raumer Beiträge. II. 540.

kein richtiger Gedankengang im Buch, nur verkehrte Sätze und Fehlschlüsse, geschraubte Dinge und vollständige Narrheit, an deren Spitze die französische Republik stehe." — Selbst Diderot sprach sich gegen das Buch aus, das so viele falschen Grundsätze und Beweise eines schlechten Geschmacks enthalte. Madame du Deffand aber äußerte, das Buch sage nur das offen heraus, was alle Welt insgeheim glaube. Madame de Grassigny behauptete, das ganze Buch sei in ihrem Salon zusammengefegt und zusammengestoppelt aus ihren Unterredungen und den Witzen ihrer Gäste. — Voltaire meinte: „welche Thorheit, am Hofe den Philosophen und unter den Philosophen den Hofmann spielen zu wollen!" Grimm schreibt, sehr Vieles im Buche sei aus Gesprächen mit Diderot entnommen. Daß von Robespierre 1792 Helvetius ein elender Schöngeist, ein sittenloses Wesen genannt und seine Büste im Jakobinerklub in Stücke zerschlagen wurde, ist bekannt.

Aber auch Freunde fand Helvetius trotz des erbärmlichen Gehaltes seiner Arbeit. So war der Geist der Zeit. Das Buch erlebte 50 Auflagen, es wurde in die meisten Sprachen Europas übersetzt. Gottsched meinte in der Vorrede zu seiner Uebersetzung, weil von den Katholiken verfolgt, müsse diese Schrift den Protestanten besonders werth sein. Hume und Robertson priesen sie. Helvetius fand 1764 in England eine glänzende Aufnahme, im nächsten Jahre speiste er an der Tafel Friedrichs II. und wohnte in seinem Palast. Friedrich hatte jährlich 2.000,000 Thaler mehr nöthig und Helvetius richtete ihm in Preußen hiezu das französische Accise-System ein. Der König fand den Charakter des Mannes vortrefflich, wenn auch sein Buch ihn nicht überzeugen könne, das Volk aber verwünschte ihn. Hamann schreibt an Jakobi: „Und so hat der Staat seine eigenen Unterthanen für unfähig erklärt, sein Finanzsystem zu handhaben, und auf diese Weise sein Herz, d. h. die Börse seiner Unterthanen, einer Gesellschaft fremder Schwindler anvertraut, die mit allen seinen Zuständen unbekannt sind." — Auch andere deutsche Fürsten gewährten dem Franzosen die schmeichelhafteste Aufnahme.

Du Bonheur. Nach Frankreich zurückgekehrt, beschäftigte sich Helvetius mit einem Lehrgedicht in 6 Gesängen über das Glück, das unter den Menschen dann erscheinen würde, wenn diese aufgeklärter ihr Interesse mit dem der Gesammtheit zu vereinigen wissen würden. Seine Verse sind noch geschraubter und unklarer als seine Prosa. Voltaire urtheilte darüber: „Plutus ist nur ein Kammerdiener des Apollo." Niemand liest es heute mehr zu Ende. Nach seinem Tode erschien seine Schrift über den Menschen **), seine geistigen Fähigkeiten und seine Erziehung, in welchem er mit verbissenem Stolz trotz seines Widerrufes auf die Behauptungen in seinem ersten Buche zurückkommt und namentlich seinen Haß gegen das Christenthum ausspricht. Die ihn genau kannten, sagten, er glaube das Gegentheil von dem, was er schreibe, und seine einzige Leidenschaft sei, durch verwegene Behauptungen Ruhm zu erwerben.

Leben u. Sitte. Die Veränderung im ganzen Leben der Nation war groß — Glanz nach Außen, Mangel an Tiefe im Innern. Diejenigen, welche durch ihren Rang ein Beispiel geben sollten, zeigten, daß sie alle Achtung vor Principien aufgegeben hatten. Das niedere Volk, das gar keine Erziehung hatte, ahmte ihnen nach. Ehrenhaftigkeit war nur noch im Mittelstand, nahm aber auch hier mit jedem Jahre mehr ab. Der Sinn für Sittlichkeit schwand mit jedem Tag mehr. Der

*) Preuß III. 1—35.
**) De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation.

Unterschied von Rang und Stand nahm ab*). Alle Klassen der Gesellschaft vermengten sich. Die große Rolle spielten aber bald nur die Schriftsteller, sie bemächtigten sich der Gesellschaft, und sobald diese den Reiz geistreicher und witziger Rede empfunden, mochte sie denselben nicht mehr entbehren. Unter Ludwig XIV. kamen die Gelehrten an den Hof, der damals die Welt war. Jetzt nahm die Welt die Schriftsteller in Beschlag: sie verloren an Tiefe, an Kraft, an Würde, aber sie gewannen an Einfluß und Weltläufigkeit. Früher war Versailles, jetzt war Paris der Mittelpunkt geistigen Lebens. Man traf sich in den Kaffeehäusern und in den Salons von Damen. Der Genuß des Kaffees hatte sich seit Ludwig XIV. verbreitet und machte das Gespräch geistig angeregter, aber auch die Stimmung reizbarer. Bei der Empfänglichkeit der Franzosen für Schönheit und Geist der Frauen bekamen einzelne Damen, welche Gelehrte in ihren Salons versammelten, großen Einfluß auf die Bildung und die Literatur der Nation. Hier wurden alle wichtigen Fragen durchgesprochen und bildete sich die öffentliche Meinung. Man darf das Treiben in diesen Salons in einer Geschichte des 18. Jahrhunderts nicht übergehen**). Bureaux d'Esprit.

Zuerst versammelte Madame Tencin hervorragende Männer aus allen Classen der Gesellschaft in ihrem Hause. Claudine, Alexandrine Guerin, Marquise de Tencin, stammte aus einer angesehenen Familie zu Grenoble (geb. 1681), welche sie fürs Kloster bestimmte, für das sie aber weder paßte noch Neigung hatte. Mit ihrem Geist und ihrer Beredtsamkeit erreichte sie es, daß sie dasselbe verlassen durfte, und ein Canonicat in Neuville bekam. Aber auch hier behagte es ihr nicht, sie wußte Lossprechung von jedem Gelübde zu erlangen, begab sich nach Paris, wo sie durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Gewandtheit hervorragende Männer eroberte — zuerst Fontenelle, dann Bolingbroke, endlich Dubois, den sie vollkommen beherrschte, und der sie reich und ihren Bruder zum Cardinal machte. Sogar der Herzog von Orleans lag einige Zeit in ihren Banden, doch ihr Eifer für Politik nahm ihm wieder die Neigung zu ihr. Einige Zeit hindurch waren Beförderungen und Ehren nur durch sie zu erlangen. Der Tod Dubois und des Regenten machte ihrem politischen Einfluß ein Ende. Ludwig XV. bekam Gänsehaut, wenn er nur ihren Namen nennen hörte, schwächte aber nicht ihren Einfluß auf die Gesellschaft. Noch immer war sie schön, daß sie Männer fesselte, 1726 erschoß sich ein Staatsrath Fresnay in ihrer Wohnung. Sein Testament enthielt Anklagen gegen sie und sie kam in Untersuchung, aus der sie sich aber glänzend herauszuwinden wußte. 1731 fing sie wieder in Paris an ein großes Haus zu machen, die ersten Geister ihrer Zeit trafen sich hier und sie herrschte wie eine Königin über sie. Ihr Eifer war schuld, daß Montesquieus Buch über den Geist der Gesetze schnell in Paris verbreitet wurde. Ihr feiner und zugleich herrischer Geist hielt die Männer in den Schranken, denen sie hin und wieder auch tüchtige Lehren gab. So sagte sie zu Marmontel: „Der ist unglücklich, der Alles von seiner Feder erwartet. Ein Schuhmacher kann sicher auf sein Brod rechnen, aber nicht ein Schriftsteller!" — Den Einfluß der Frauen auf die Literatur bezeichnet der Rath, den sie einem andern Schriftsteller gab: „Verschaffen Sie sich lieber Freundinen, als Tencin

*) Duclos, Considérations sur les Moeurs de ce siècle. 1751. p. 101.
**) Henry Martin, Hist. de France. XV. 329—30.

Freunde!" Zu Fontenelle sagte sie auf seine Brust deutend: „Hier haben Sie kein Herz, sondern nur Hirn." Sie war selbst Schriftstellerin und einer ihrer Romane*) wird wegen der Kraft der Leidenschaft, der Einfachheit und der Naturwahrheit der Darstellung und der ergreifenden Wirksamkeit einzelner Scenen heute noch von französischen Literarhistorikern als die beste Leistung der französischen Schriftstellerinen im 18. Jahrhundert bezeichnet**) Die Tencin starb 1749, ihr Scepter war schon an die Geoffrin übergegangen, die ihr nachfolgte wie eine Bürgerliche einer Königin.

Marie Therese Robet, geb. zu Paris 1699, vermählte sich in ihrem Geoffrin. 14. Jahr einem reichen Bürger Geoffrin, der nach seinem frühen Tod ihr ein großes Vermögen hinterließ. Sie hatte in ihrer Jugend wenig Bildung erworben, aber angeborener Reichthum und Feinheit des Geistes und Umgang mit Gebildeten ersetzten bald diesen Mangel und ihre Herzensgüte und die edle Art, wie sie ihren Reichthum verwendete, gewannen ihr rasch Einfluß. In ihrem Hause traf man die ersten Männer Frankreichs, und Fremde meinten, sie seien nicht in Paris gewesen, wenn sie nicht bei der Geoffrin Zutritt gefunden hatten. Am Montag war bei ihr Diner für Künstler und Kunstfreunde, am Mittwoch für Philosophen. Die Unterhaltung war belebt; noch ehe sie in Hitze und Streit auszuarten drohte, gab sie mit feinem Gefühl der Rede eine andere Wendung und hielt die Geister in Schranken. Wer einmal bei ihr Zutritt gefunden, der durfte in der Noth ihrer Hilfe versichert sein. Sie selber sagte, sie habe eine Neigung zum Verschenken (humeur donnante). Eines Tags hört sie, daß der Graf Stanislaus Poniatowsky wegen Schulden in's Gefängniß komme; — augenblicklich befriedigte sie seine Gläubiger. Bekanntlich wurde er später König von Polen. Ein ander Mal sieht sie ihre Milchfrau in Thränen, weil sie eine Kuh verloren hat. Sie kauft ihr sogleich zwei, eine um ihren Verlust zu decken, und die andere, um sie für ihren Kummer zu trösten. Auf die armen Gelehrten regnete es Geschenke, Kleider, Möbel, Geld. Sie gab und stachelte Andere zur Wohlthätigkeit, sie selber lebte sehr einfach. Begreiflich, daß ihr Name durch Europa flog. Als Poniatowsky König wurde, ließ er „seiner Mutter" keine Ruhe, bis sie nach Warschau zu ihm zu Besuch kam. Der ganze polnische Adel fuhr und ritt ihr entgegen und führte sie wie im Triumph in's Schloß. Stanislaus hatte ihr in Warschau ein Haus bauen lassen, das ganz demjenigen glich, welches sie in Paris besaß, damit sie sich heimisch fühlen sollte. Die Kaiserin Katharina lud sie zum Besuch nach Rußland. Aber auch die große Kaiserin-Königin empfing sie in Wien mit Auszeichnung. Maria Theresia zog sie zur Tafel und zeigte ihr ihre Gemächer. Die Geoffrin bat, ob sie in deren Oratorium eine Lücke ausfüllen dürfe, und als Maria Theresia es ihr gewährte, sandte sie ihr ein prachtvolles Gemälde von Carlo Marotto, wofür Maria Theresia als Gegengeschenk ein kostbares Porzellanservice sandte. Ganz Paris unterhielt sich von den Begebenheiten ihrer Reise. Die Franzosen waren stolz auf die Auszeichnung, die ihren Schriftstellern und ihren geistreichen Damen von den auswärtigen Mächten zu Theil wurden. Wie schmerzlich ihr Hingang betrauert wurde, zeigt der Brief d'Alemberts an Friedrich II., worin er seine Einsamkeit bejammert, während ihn sonst die Freundschaft der Geoffrin tröstete, bei der er früher die Abend- und Morgenstunden zubrachte: — jetzt seien alle seine Arbeiten nur Flickwerk. — Zutritt in Versailles hat die Geoffrin nie gefunden, ein Beweis, wie unklug und geistlos die damalige Regierung war***.)

*) Mémoires du comte de Comminges.

**) Villemain, Tableau du 18. Siècle p. 95. — Asse in der Biographie générale. Vol. 44.

***) Camille Lebrun in der Biographie générale 20. Thomas schrieb eine Eloge de Mad. Geoffrin.

Minder liebenswürdig und gemüthvoll war Marie de Vichy=Chambrond, Marquise du Deffand. Sie stammte aus einer edlen Familie in Burgund und äußerte früh ungewöhnliche Gaben, aber auch religiöse Zweifel. Ihre Verwandten sandten den berühmten Massillon, um sie zu bekehren, der aber wenig ausrichtete und über ihren Geist und ihre Schlagfertigkeit staunte. Ihre Eltern vermählten sie 1718 mit einem Marquis du Deffand. Die Ehe war unglücklich und wurde bald getrennt. Schön und verführerisch stürzte sich die du Deffand in die Genüsse der Welt. Ihr hoher Name, ihre Verwandtschaft, die Ueberlegenheit ihres Geistes warfen einen Schleier über die Verirrungen ihrer Jugend. Als sie einen Salon eröffnete, fanden sich bald die ersten Männer der Zeit ein. Auch Voltaire gehörte zu denen, welche in Prosa und Versen ihrer Schönheit und ihrem Geist schmeichelten. Fürsten, fremde Gesandte, Minister, Schriftsteller waren immer in ihrem Haus zu finden. 1753 wurde sie blind. Sie nahm ein Fräulein Clara Franzisca d'Espinasse zur Gesellschafterin. Die Espinasse war ein uneheliches Kind einer vornehmen Dame, die ihr eine glänzende Erziehung gab, sie als Schützling in ihr Haus aufnahm, ohne sich jedoch je als ihre Mutter zu bekennen. Die Gräfin Alban starb rasch weg, ohne Etwas für ihre Tochter thun zu können, und die Espinasse befand sich in der größten Noth, als ihr die du Deffand die Stelle einer Gesellschafterin anbot. Einige Zeit hindurch waren beide mit einander zufrieden. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Die du Deffand war geistreich, aber hochmüthig und boshaft. Sie verwandelte Tag in Nacht, schlief den ganzen Tag, und ließ sich während der Nacht vorlesen. Der Dienst war anstrengend. Die Espinasse hatte eine hübsche Gestalt, war aber blatternarbig, aus ihrem seelenvollen Aug' und durch ihre melodische Stimme jedoch sprach eine feinfühlige schwunghafte Seele. Bald gefiel die Vorleserin der Gesellschaft mehr als die Herrin, namentlich war d'Alembert gefesselt von der Dienerin. Mehrere der Gäste kamen eine Stunde früher, als die du Deffand sie erwartete, und blieben im Zimmer der Espinasse. Als die Marquise dies hörte, kam es zum Bruche. Die Espinasse war mittellos, allein durch den Herzog von Choiseul erlangte sie einen Jahresgehalt vom König, die Geoffrin gab ihr einen Gehalt von 3000 fl., die Herzogin von Luxemburg kaufte ihr ein ganzes Ameublement und so eröffnete sie 1764 ihren eigenen Salon und bezauberte die Besucher durch die Weite und Feinheit ihres seltenen Geistes. Wenn sie sprach, vergaß man die Häßlichkeit ihres Gesichtes. Sie hatte ein Herz voll Liebe und suchte Gegenliebe, aber immer fand sie sich in der ehrgeizigen Hoffnung betrogen, daß ein hervorragender Mann um ihre Hand werben werde. Zuletzt setzte sie ihre Hoffnung auf den Marquis de Mora, den Sohn des spanischen Gesandten, aber seine Familie und dann sein Tod traten der Vermählung entgegen. Ein Herr Guibert, auf den sie noch Hoffnung gesetzt hatte, gab seine Hand einer Anderen und so viele Enttäuschung verzehrte diese brennende Seele, die Marmontel wegen ihres reichen Geistes und ihrer leicht erregbaren Phantasie eine zweite Sappho nannte. Sie starb 1776. „Ach wäre sie 15 Jahre früher gestorben, sagte die du Deffand, sie hätte mir d'Alembert nicht weggenommen." Dieser war der stete Verehrer und in seinem Brief vom 14. November 1776 an Friedrich II. gesteht er seinen Jammer, wie er sich allein in der Welt finde, auf ewig des vorzüglichsten Gegenstandes seiner Zuneigung beraubt, und wie seine Seele dann in Schmerz in sich zurücksinke, und wie er nur das Leere sehe, das sie umschließe und niederbeuge. In ihren Briefen an Guibert fand er die ihm schmerzliche Bemerkung: „d'Alemberts Gegenwart drückt auf meine Seele und macht mich mit mir selber gram. Ich fühle mich unwürdig seiner Freundschaft und seiner Tugend;" — aber kein Wort, was auf Liebe hinwies. Die du Deffand suchte sterbend Trost in der

Du Deffand.

d'Espinasse.

Religion, nur verlangte sie vom Pfarrer, er solle sie um Nichts fragen, und solle keine lange Rede an sie halten. Sie starb 24. September 1781 *).

Aber auch andere Damen eröffneten sogenannte Bureaux d'Esprit. Madame Epinay. Necker empfing jeden Freitag Gäste. Madame Epinay versammelte 25 Jahre hindurch einen Kreis von Schriftstellern um sich, sie selbst schriftstellerte; ihr Buch, Conversations d'Emilie, wurde sogar von der Akademie gekrönt als ein sehr nützliches Werk für weibliche Erziehung. Der Stil ist rein, aber etwas kalt. Ihre Denkwürdigkeiten, ein Roman nach Art von Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben, enthalten sehr wichtige Beiträge für die Geschichte der damaligen Houdetot. Geistesrichtung **). Nicht minder ist ihre Schwester, die Gräfin Houdetot (geb. 1730, gest. 1813), als Dichterin und Freundin geistreicher Gesellschaft bekannt. Rousseau schwärmte namentlich für sie und das Bild der Julie in der Heloise Quinault ist durch seine Leidenschaft für sie hervorgerufen. Die Schauspielerin Quinault (geb. 1700, gest. 1783) preist selbst Voltaire wegen ihrer liebenswürdigen und weisen Kritik seiner Dramen. Mitten auf dem Tische, um welchen sie Dichter, Gelehrte, Naturforscher versammelte, war immer ein Tintengeschirr, um witzige Einfälle, Gedichte, die der Augenblick eingab, sogleich niederzuschreiben.

Die Schriftsteller waren also die mächtigsten Männer der Zeit und geistreiche und schöne Damen schwangen über sie wie Feen einen Zauberstab. — Sittlich Zeitrichtung. besser war man hier nicht, als in Versailles, aber offener. Dort war der schreiende Widerspruch, indem man sich zugleich auch immer religiös geberdete, hier sagte man sich keck von jeder Religion los. Verachtung der Kirche war zur allgemeinen Leidenschaft geworden. Man war rastlos bemüht, die Seelen, die noch glaubten, dieses ihres Inhalts zu berauben, in großen Büchern und in kleinen Flugblättern den Unglauben als allein vernünftig, schön und reizend darzustellen. — Philosophie war so viel als nicht an Gott und an Unsterblichkeit glauben und bald wollte Jeder ein Philosoph sein. Diejenigen, welche noch am Glauben festhielten, scheuten sich ihn öffentlich zu bekennen. Daß eine Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen könne, bedachten die Wenigsten. Der Adel, welcher das bestimmteste persönliche Interesse hatte, am alten Glauben festzuhalten, ging im Unglauben voran und machte aus der Gottlosigkeit einen Zeitvertreib für sein müßiges Dasein: Herzoge und Grafen schützten die Schriftsteller, welche am keckften das Bestehende angriffen: diese wurden von der Regierung geräuschvoll, aber unwirksam angegriffen. Die Verfolgung schien mehr die Absicht zu haben, sie zum Schreiben anzuspornen, als sie davon abzuhalten. Man hat mit Recht bemerkt, daß volle Preßfreiheit der Kirche bei weitem nicht so nachtheilig gewesen wäre ***). In England sind dieselben Ge-

---

*) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. Tome I. Rousseau, Confessions livre 11. Désnoirestierres in der Biographie Générale. Band 13.

**) Mémoires et correspondances de Mad. d'Epinay, renfermant un grand nombre de lettres inédites de Grimm, de Diderot et de J. J. Rousseau, ainsi que des détails très curieux sur les liaisons de l'auteur avec les personnages les plus célèbres du dix-huitième siècle. Paris 1818. 3. Vol.

***) Tocqueville. Das alte Staatswesen und die Revolution. Leipzig 1857. B. III. Kap. 2.

danken gegen die Religion ausgesprochen, aber eifrig bekämpft und schließlich von der Gesellschaft verworfen worden — die Regierung hat sich nicht eingemischt. In Frankreich galt der Haß der Kirche, weil sie als die Schützerin der verachteten Regierung dastand. Sobald sie gelähmt war, kam der Staat an die Reihe. Mit unpraktischen Ideen waren alle Köpfe erfüllt, weil alle Theilnahme des Volkes an der Regierung aufgehört hatte. Keine Erfahrung reinigte die Theorien. Die bestehenden Thatsachen wurden gering geschätzt, dagegen beherrschte eine ungemeine Zuversicht auf sich selber alle Köpfe. Sie glaubten, es sei etwas Leichtes, nach ihren Theorien die ganze Gesellschaft umzugestalten und unser Geschlecht neu zu beleben.

Die ganze literarische Bewegung ist nur ein Zeichen des krankhaften Zustandes, in welchem sich das französische Volk damals befand. — Fremde bemerkten eine Veränderung im französischen Nationalcharakter. Walpole, der Sohn des Ministers, findet bei seinem Aufenthalt in Paris, die fröhliche Beweglichkeit sei verschwunden, ans Lachen dürfe man gar nicht mehr denken. Die Franzosen trügen Philosophie, Literatur und Freigeisterei zur Schau. „Mit ersterer befaßte ich mich nie, der zwei anderen bin ich längst müde. Freidenkerei ist Sache des eigenen Beliebens, paßt aber nicht für die Gesellschaft. Uebrigens hat man entweder Gewißheit erlangt, oder weiß, daß dies nicht möglich ist. Und was Andere betrifft, so glaube ich, es stecke eben so viel Bigotterie dahinter, ob man sie berede, eine Religion anzunehmen oder zu verlassen. Ich speiste heute mit einem Dutzend Gelehrter und das Gespräch wurde, obschon alle Bedienten zugegen waren, selbst über das alte Testament viel zwangloser geführt, als ich es an meinem eigenen Tisch in England dulden würde, wenn auch nur ein einziger Lakai anwesend wäre*)." — „Die Männer, fährt Walpole fort, wollen zuerst Gott und dann den König zu Boden haben, — ein Werk, an dem Jung und Alt, Männer und Weiber auf das eifrigste arbeiten. Die Männer im Allgemeinen sind langweilig und geistlos, eitel und unwissend; sie tragen Ernsthaftigkeit zur Schau, weil sie das für philosophisch und englisch halten." — Ueber die Philosophen spricht Walpole schlimm, sie seien oberflächlich, anmaßend, absprechend und fanatisch, kurz im höchsten Grade unangenehm und völlig unerträglich. Sie predigen unaufhörlich und zwar den baarsten Atheismus. Sie hassen die Priester, sähen aber gern einen Altar zu ihren eigenen Füßen, weßhalb es viel angenehmer sei, sie zu lesen, als mit ihnen umzugehen. Selbst Voltaire genüge ihnen nicht mehr. Eine ihrer Jüngerinen habe von ihm gesagt, er sei ein Frömmler, das heißt ein Deist. Viele Männer geberdeten sich nämlich nur als Atheisten, weil es Mode sei, und sie nicht zu widersprechen wagen. Die Wirkung, welche diese Lehren für Viele hatten, schildert Walpole bei einem späteren Ausfluge nach Paris 1771: die Kirchen seien leer, sie glichen verlassenen und zur Zerstörung bestimmten Theatern, der Mangel an Andacht sei auffallend, die Geistlichen gingen einher, wie wenn nicht lange mehr ihres Bleibens wäre**).

Veränderung im Nationalcharakter.

Die Philosophen.

Die reichste Thätigkeit unter den sogenannten Philosophen entfaltete Voltaire. Er war in Ferney reich, unabhängig wie ein König und bei seiner

Voltaire.

*) Walpole, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georgs II. u. III. Einl. S. 122.

**) Walpoles Denkwürdigkeiten. Einleitung (das achtzehnte Jahrhundert in Walpoles Briefwechsel) S. 125—135.

seltenen Lebenskraft und Frische auch in hohen Jahren für die Zwecke der Partei fieberhaft thätig. Flugschriften, Gedichte, Romane, philosophische Arbeiten strömten aus seiner Feder. — Gedruckt wurden sie bald in der Schweiz, bald in Holland, viele unter fremdem Namen, oft längst Verstorbener, denn Voltaire meinte: „ich bin ein warmer Freund der Wahrheit, aber gar kein Freund vom Märtyrerthum" — und schrieb an d'Alembert: „Melden Sie mir ja, sobald die geringste Gefahr droht, damit ich das Werk in allen öffentlichen Blättern mit meiner gewohnten Unschuld und Ehrlichkeit abläugne." — In streng wissenschaftlicher Form philosophische Ansichten mitzutheilen, war nicht Voltaires Sache — das noch am meisten zusammenhängende Werk ist sein philosophisches Wörterbuch. — Der „Patriach von Ferney" theilt seine Ansichten mit, wie ihn der Augenblick bestimmt, bald in Gedichten, bald in Romanen. Bei seinem Witz, Muthwillen und seiner Laune, bei der Lebendigkeit und der packenden Art seiner Darstellung ist er jedoch mit seinen vielen Schriften viel wirksamer gewesen, als wenn er in einer einzigen, in strengem Zusammenhang seine Anschauungen mitgetheilt hätte*). — Immer frisch und zündend ist er in der Form. Der Inhalt dagegen ist meist nur Wiedergabe der von englischen Deisten schon ausgesprochenen Lehren. Voltaire hat das Erz, welches jene an den Tag brachten, in kleine Münzen umgeprägt und durch die Welt verbreitet.

Tagesereignisse gaben den Anlaß zu seinen Schriften. Am 1. November 1755 erfolgte das Erdbeben, welches Lissabon größtentheils zerstörte. Wir wissen aus Göthe, welch' tiefen Eindruck es in Deutschland hervorbrachte. Wir lesen in
Lissabon. Walpoles Denkwürdigkeiten, daß es die Gemüther in England mit Schrecken erfüllte: London werde das gleiche Loos treffen, denn es fehle nicht an Sündern. Ein verrückter Soldat verkündigte den Untergang der Hauptstadt und die Leute verließen schaarenweise London, um die verhängnißvolle Nacht auf Booten, im Feld und in Kutschen zuzubringen. Die Frauen ließen sich Erdbebenmäntel machen, um sich warm zu halten, weil sie außer dem Haus wachen mußten. In Erwartung des Untergangs spielten die Leute, so daß ein Geistlicher ausrief: „Welch' gottloses Volk. Ich glaube, daß wenn die Trompete des jüngsten Gerichts ertönt, sie würden wetten, man blase zu einem Puppenspiel." — Uebrigens hatte die Aufregung die Folge, daß die Maskenbälle abgeschafft wurden, um die himmlische Langmuth nicht zu ermüden. — Voltaire gab das Ereigniß Anlaß **), die Lehre des
Candide. Leibnitz von der besten Welt zu verhöhnen in seinem berühmten Roman Candide oder die beste Welt, der Geschichte eines westfälischen Barons, der in der Lehre des Leibnitz erzogen, nach Reisen durch die halbe Welt und Schicksalen aller Art zur Ansicht kommt, man muß arbeiten ohne viel zu grübeln, so allein kann man das Leben erträglich finden. Es geht einmal in dieser Welt bunt durcheinander. Es ist nothwendig, daß es Verbrechen und Unglück gibt, gäbe es nur Gutes und nichts Böses, so wäre diese Erde eine andere Erde, eine andere Ordnung der Dinge. Gott hat gemäß seiner unendlichen Macht eine unendliche Menge von Welten geschaffen, deren keine der anderen gleichen kann. Vollkommen ist nur diejenige,

*) Strauß, Voltaire IV.

**) Zunächst zu einem Gedicht Désastre de Lisbonne, dann zu Candide ou l'Optimisme. Genéve 1754.

welche der Aufenthalt des höchsten Wesens selber ist, dem das Böse sich nicht nahen darf. Dies ist die Lehre in der Erzählung Zadig oder das Geschick, und Zadig. in Memnon oder die menschliche Weisheit wird geradezu behauptet, unser Erdball sei unter den hunderttausend Millionen der unterste, nahezu eine Art Tollhaus des Universums. — Im Naturmenschen ist die Schilderung des Gegensatzes L'Ingenu des schlichten gesunden Menschenverstandes zur Verschrobenheit der Sitten und zur Künstelei des Glaubens der Hauptzweck. Ein nach Europa verschlagener Hurone kommt durch das, was ihm in Frankreich begegnet, zur Ueberzeugung, daß in Staat und Kirche Alles auf den Kopf gestellt sei. — Ein Justizmord, den das Ueber Parlament in Toulouse 1762 sich zu Schulden kommen ließ, gab Voltaire den Anlaß Toleranz zu seiner beredten Schrift über die Toleranz*). Ein protestantischer Kaufmann, Jean Calas, wurde gerädert, weil das Volk glaubte, er habe seinen eigenen Sohn, der sich wahrscheinlich selber erhängt hatte, darum umgebracht, daß dieser habe katholisch werden wollen. Die ganze Verhandlung war übereilt. Ein jüngerer Sohn des ungerecht Hingerichteten flüchtete nach der Schweiz und durch ihn erhielt Voltaire Nachricht von dem ganzen Proceß. Eine fieberhafte Erregung ergriff ihn: er schrieb Briefe an alle Welt, und erreichte es wirklich 1765, daß das Urtheil umgestoßen, der Hingerichtete sammt seiner Familie unschuldig erklärt und letzterer eine Entschädigungssumme von 36,000 Livres zuerkannt wurde. Voltaire findet in seiner Schrift die Wurzel der Intoleranz im Christenthum selbst, obwohl er, um sich zu decken, Jesus selber als Muster wahrer Duldsamkeit hinstellt, und den Christen zuruft: „Wollt ihr würdig sein eures Meisters, so werdet Märtyrer, aber keine Henker!“ Er preist die Griechen und Römer, die allerdings gegen Andersgläubige duldsam waren, weil sie deren Götter in ihren Götterkreis aufnehmen konnten. Nur gegen die Christen waren sie nicht tolerant, denn hier war der Glaube an einen Gott, der die anderen Götter ausschloß. Der Glaube an einen einzigen wahren Gott verwirft die anderen Götter als nichtig, und in sofern ist allerdings im Christenthum eine gewisse Ausschließlichkeit, aber mit dem Glauben soll die Liebe Hand in Hand gehen. Bei Voltaire hat das Wort Toleranz jedoch nur die Bedeutung der Duldung Andersgläubiger, weil es mit allen Religionen Nichts ist. Er verhöhnt es, Andere zu seinem Glauben herüberziehen zu wollen, da Gott selbst seine Sache am besten führen werde, weil er innerlich zu gar keiner Kirche sich bekennt. Ein anderer Justizmord gab Voltaire bald Anlaß, von neuem als Vertreter der Gerechtigkeit gegen Verfolgungssucht aufzutreten. Bedrohte wandten sich von allen Seiten an ihn, er verfügte wie ein König über die Philosophen und ihren Anhang. Vernunft und Toleranz war der Ruf, der von Ferney ausging und durch ganz Europa wiederhallte! Voltaire schrieb damals an d'Alembert das bittere Urtheil über seine Landsleute: „Ich begreife nicht, wie denkende Wesen in einem Land von Affen bleiben mögen, die oft zu Tigern werden. Was mich betrifft, so schäme ich mich, auch nur an der Grenze zu wohnen.“

Fragen wir nach dem Kern der Lehren, welche Voltaire von Ferney aus Lehre von Gott. in so vielen Schriften und Flugblättern verbreitete, so ist es zunächst die Lehre, daß ein Gott ist. Doch ist ihm der Glaube an ihn nicht Bedürfniß des Gemüthes, sondern Ergebniß des Denkens. Der kosmologische und physikotheologische Beweis haben für ihn volle Kraft. Alles, was in der Welt ist, hat Sein und Bewegung nicht von sich, sondern von einem Anderen und dieses wieder von einem Anderen. Diese Betrachtung führt zuletzt auf ein Wesen, welches sein Dasein aus sich selber

*) Traité sur la tolérance à l'occasion de la mort de Jean Calas. 1762.

hat, nothwendig ist und immer gewesen, und Ursprung aller Dinge ist. Ich bin, also muß von aller Ewigkeit her Etwas vorhanden gewesen sein; wäre dieß nicht der Fall, so wäre das All' durch ein Nichts entstanden. Ich bin bewußt und vernünftig, also muß es ein ewiges Vernunftwesen geben. Die Atheisten kann man mit dem Wort widerlegen: „Ihr seid, also gibt es einen Gott*).“ Sehr oft und in verschiedener Weise bringt Voltaire den physikotheologischen Beweis vor**): wie wir beim Anblick einer Uhr auf das Dasein eines Uhrmachers schließen, so müssen wir beim Anblick der bewunderungswürdigen Welt an einen schaffenden Meister denken — und dieser Werkmeister muß die höchste Weisheit und ewig sein. Die Welt ist mit Intelligenz gemacht, also ist sie von einer Intelligenz gemacht. — Auch der Nützlichkeitsbeweis wird von ihm geführt: ohne den Glauben an Gott kann keine Gesellschaft bestehen, er ist also eine Nothwendigkeit; wir wären im Elend ohne Hoffnung, im Laster ohne Gewissenspein. Die Gesetze müssen uns vor offenkundigen Verbrechen schützen, die Religion vor geheimen. An den Prinzen Heinrich von Preußen schreibt Voltaire sogar den berühmten Satz: „wenn Gott nicht vorhanden wäre, so müßte man ihn erfinden, aber die ganze Natur ruft uns zu, daß er vorhanden ist.“ Sagt uns die Natur, daß ein allmächtiger weiser Gott ist, so lehrt uns die Gesellschaft, daß er ein gerechter Vergelter von Lohn und Strafe sein müsse. Mehr wagt Voltaire nicht von Gott auszusagen. Einmal äußert er sich sogar: „Ich glaube, daß es ein intelligentes Wesen, eine bildende Kraft, einen Gott gibt. Ueber alles Weitere tappe ich im Finsteren. Heute behaupte ich eine Idee, morgen zweifle ich daran, übermorgen läugne ich sie und jeden Tag kann ich mich irren. Alle ehrlichen Philosophen, wenn sie einmal von der Leber weg sprechen, haben mir gestanden, daß es ihnen nicht anders gehe***).“

Ursprung des Uebels. Nicht weniger schwankend ist Voltaire in der Frage, woher das Uebel in der Welt. Zuerst läugnete er optimistisch das Uebel, es gebe eigentlich keines, alle besonderen Uebel bildeten das allgemeine Beste. Seit 1755 erklärte er die Frage nach dem Uebel†) für ein unentwirrbares Gewirr, aus dem es keine Rettung gebe, als im Glauben an die Vorsehung. Das höchste Wesen sei stark, wir seien schwach, jenes unendlich, wir nothwendig beschränkt. Der einzelne Strahl sei Nichts gegen die Sonne, wir müßten uns nur demüthig der höheren Klarheit unterwerfen, die uns in der Dunkelheit der Welt aufhelle. Ob Alles gut oder bös sei, wir sollen so handeln, daß Alles besser werde††). — In der Frage nach der

Natur der Seele. Natur der Seele und ihrer Unsterblichkeit blieb Voltaire in ewigem Schwanken begriffen. Seine eigentliche Herzensmeinung ist†††): „Wir wissen durchaus nicht, weder was uns leben, noch was uns denken macht. Ob die Seele Geist oder Materie ist, ob sie bei unserer Geburt aus dem Nichts hervorgeht, ob sie nach uns lebt in Ewigkeit — was sind diese Fragen, die so erhaben scheinen? Nichts Anderes, als die Frage eines Blinden an einen anderen Blinden, was das Licht sei.“ — Von der Annahme der selbständigen materiellen Natur der Seele hält

---

*) Vous existez, donc il-y-a un Dieu. Homélie sur l'Athéisme.

**) Im Briefe gegen Holbach, im Traité de Métaphysique, im Philosophe ignorant. Im Dict. philos. heißt es: Je ne vois dans la nature comme dans les arts que des causes finales. Il n'y-a-point de nature, il n'y-a-que de l'art.

***) Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer, mais toute la nature nous crie qu'il existe. Oeuv. (Gothaer Ausgabe) vol. 54. S. 418.

†) Tout est bien und Tout en Dieu im philosophischen Wörterbuch.

††) Que tout soit mal ou bien, faisons que tout soit mieux. Désastre de Lisbonne.

†††) Artikel Ame im philosophischen Wörterbuch.

ihn die Betrachtung ab, wie Denken und Essen in naher Beziehung stehen*); er könne nicht zwei Wesenheiten in sich annehmen, eine, welche denkt, und eine, welche verdaut. Folgerichtig durchgeführt müßte nach Voltaire derjenige, welcher am besten verdaut, auch der beste Denker sein. — Ihn stört ferner die Betrachtung: „Alle, die eine immaterielle Seele annehmen, sind daher auch genöthigt zu sagen, die Seele denke unaufhörlich.“ „Aber denken wir auch, wenn wir tief und gesund schlafen? Denkt der Ohnmächtige, der sich in Wahrheit in einem vorübergehenden Tode befindet; wenn aber der Mensch nicht denkt, so ist es ein Widerspruch, in ihm eine Substanz anzunehmen, deren Wesen das Denken ist“ — als ob alle Thätigkeit der Seele immer aus der Tiefe auf die Oberfläche des Bewußtseins träte. — Seine ganze Anschauung von der Seele ist flach. — Gern hätte er wieder hie und da an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, denn der Gedanke an eine Vergeltung ist ja nach ihm zu einem gesunden Zustand der menschlichen Gesellschaft eben so nöthig, als der Glaube an einen Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. „Lande, wer kann, ruft er einmal aus; wer aber sagt, ihr schwimmt vergebens, es gibt keinen Fuß Land, entmuthigt euch und raubt mir alle Kräfte**).“ — Diese Flachheit der Auffassung hängt mit der Annahme, die Sinneserfahrung sei lediglich Anfang und Grund aller Erkenntniß, mit der Läugnung aller angebornen Ideen zusammen. Eng damit ist die Läugnung der Willensfreiheit verbunden, auf welche Voltaire schließlich kam, nachdem er früher trotz aller Schwierigkeiten an Gott und Vorsehung glaubte. Derselbe Voltaire, welcher im Briefwechsel mit Friedrich II. als Vertheidiger des freien Willens auftrat, belobt in seinen späteren Jahren***) den vollständigsten Determinismus: „Meine Ideen treten mit Nothwendigkeit in mein Gehirn; wie kann also mein Wille, der von diesen Ideen abhängt, zugleich von einer Nothwendigkeit abhängig und doch unbedingt frei sein.“ — Ist aber bei der Unfreiheit des Willens, beim Mangel angeborner Ideen nicht jedes feste Princip der Moral in Frage gestellt? — Nein, meint Voltaire. Zwar bringt Niemand bei seiner Geburt den Begriff von Recht und Unrecht mit auf die Welt, aber die menschliche Natur ist so eingerichtet, daß Allen in einem gewissen Alter diese Wahrheit sich herausbildet†). — Natura sibi consona, die Natur steht überall mit sich im Einklang. Das Gesetz der Gravitation wirke auf alle Sterne, wie es auf einen Stern einwirkt, ja auf die ganze Stoffwelt; so wirkte auch das Grundgesetz der Moral in gleicher Art auf alle Menschen und Völker. Es gebe tausend Abweichungen in der Anwendung und Auslegung dieses Gesetzes, aber der Grund sei überall ein und derselbe; er ist die Idee von Recht und Unrecht. Sobald wir wissen, daß zwei mal zwei vier sind, haben wir auch den Begriff von Recht und Unrecht. Alle Philosophen von Zoroaster bis auf Shaftesbury sind, so verschieden sie auch sonst denken mochten, in der Sittenlehre immer übereinstimmend gewesen††). Die Moral sei dieselbe bei allen Menschen, also komme sie von Gott. Der Inbegriff derselben sei: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben. — Thue deinem Nächsten, was du willst, das er dir thue†††).“

Unsterblichkeit.

Determinismus.

Die Moral ist ewig, meint Voltaire, aber die Religionen sind Menschenwerk. Voltaire spricht sich, wo er kann, gegen jede positive Religion aus, ins-

*) Philos. ignorant.
**) Oeuvres XXXIX. S. 139.
***) Namentlich im Philosophe ignorant.
†) Schreiben an Friedrich 11. October 1737.
††) Philosophe ignorant. Cap. 36.
†††) Oeuvres XXXVI. S. 102.

Religionshaß. besondere gegen das Christenthum. Wo er noch am gemäßigtsten ist*), da stellt er Christus über alle Morallehrer des Alterthums und läßt ihn sagen, er habe nie eine Religion stiften wollen. Schon in seiner Epistel an Urania 1723 faßt er Alles zusammen, was er gegen das christliche Dogma zu sagen vermag, indem er es verzerrt. Dort gesteht er offen:

Vernimm, Allmächtiger, zu dem ich flehe,
Vernimm auf Deinem Himmelsthron die Stimme,
Die offen Dir der Seele Leiden klagt.
Mißfallen kann Dir mein Unglauben nicht,
Denn offen liegt mein Herz vor Deinen Augen:
Der Wahnsinn lästert, ich verehre Dich.
Nicht einen Christen zwar darf ich mich nennen,
Denn wär' ich's, würd' ich Dich noch lieben können!

und schließt mit der Moral:

Gedenke, daß des Höchsten ew'ge Weisheit,
Mit eig'ner Hand der heiligen Natur
Religion Dir tief in's Herz geschrieben.
Glaub' mir, daß Deines Geistes lautern Freimuth
Sein ewig unversöhnter Haß nicht trifft;
Glaub', daß vor seinem Thron stets überall
Das Herz des Guten kostbar ist; ja, glaub mirs,
Daß ein bescheidener Bonz, ein milder Derwisch
Vor seinen Augen eher Gnade finden,
Als ein unbarmherziger Jansenist,
Und als ein Priester, den die Herrschgier stachelt.
Und was auch liegt d'ran, unter welchem Titel
Wir zu ihm flehen? Jede Huldigung
Nimmt väterlich er auf und keine ehrt ihn.
Ein Gott bedarf nicht uns'rer Andacht; können
Wir ihn beleidigen, ist's durch böses Thun.
Denn nur nach unseren Tugenden, mit nichten
Nach unseren Opfern, wird der Herr uns richten.

Bei dieser Ansicht vom Christenthum blieb Voltaire, obschon er, um Andere zu täuschen, hin und wieder zum Abendmahl ging, ja sich sogar zum zeitlichen Vater der Kapuziner im Lande Gex ernennen ließ. Es war das eines Mannes unwürdige Possenspiel, wenn er sich, 74 Jahre alt, obschon kerngesund, in's Bett legte und für todtkrank ausgeben ließ, nur um durch diese Täuschung die Sacramente zu erlangen, und dann munter aus dem Bett sprang und sich über die Geistlichen und die Sacramente lustig machte. Der Aufenthalt in Ferney ist die Zeit, da ein Angriff gegen die Kirche auf den andern folgte**), unter dem gleichen Spiel Kampf gegen die Kirche. mit falschen Namen und Büchertiteln, bald sollte Bolingbroke kurz vor seinem Tode seine religiösen Ansichten kurz zusammengefaßt, bald die Almoseniere des Königs von Polen die Erklärung der Bibel zusammengeschrieben haben. Bald ist ihm der göttliche Stifter unserer Religion ein Mythus, bald ein ländlicher Sokrates, doch stellt er den Kongfutse entschieden höher. Was Voltaire an Christus gefällt, ist sein Auftreten gegen die Priester. Uebrigens versichert er wiederholt,

*) Im Artikel Réligion im Dictionnaire philosophique.

**) Le Sermon des Cinquantes (1761), Extrait des Sentiments de Jean Meslier (1762). Quéstions sur les Miracles (1765), Examen de Mylord Bolingbroke (1767), Dieu et les Hommes (1769), Collection d'anciens Evangiles (1769), La Bible enfin expliquée (1776), worin der Haß gegen die Religion sich bis zur Wuth steigert, u. a. m.

daß Jesus kein Christ war, d. h. daß er keine Religion hat stiften wollen, und daß er dem Christenthum, wie es seit Constantins Zeiten sich gestaltete, ebenso fern stand, wie dem Zoroaster oder Bramah, daß das sogenannte Christenthum den Platonismus zu seinem Vater und die jüdische Religion zu seiner Mutter habe. Die ganze Kirchengeschichte ist ihm nur eine fortlaufende Reihe von Verirrungen des menschlichen Geistes; er will herausgebracht haben, daß dieser Lehre zu lieb ungefähr 10.000,000 Menschen geschlachtet worden seien. Die Unwissenheit geht in diesem Vorwurf mit der Bosheit Hand in Hand. Den Reformatoren wirft Voltaire Unfähigkeit vor: hätten sie Etwas getaugt, so hätten sie alle Dogmatik bei Seite geworfen und die Moral als die Hauptsache in der Religion voran gestellt. Sie seien Kopfhänger gewesen, hätten finstere Sitten und eine Rede voll Galle gehabt und die Welt in ein Kloster verwandeln wollen. Leo X. wird dagegen von Voltaire gelobt als ein feingebildeter Mediceer; zwar habe der Luxus seines Hofes Anstoß erregen können, aber die Sitten seien auch verfeinert und die Menschen umgänglicher gemacht worden. Mit den Jahren steigerte sich Voltaires Haß gegen die Kirche und alle ihre Lehren, neues wie altes Testament. Als Buffon zum Beweis einer allgemeinen Fluth auf die Massen von Muscheln hinwies, die oft auf der Höhe der Berge gefunden werden, meinte Voltaire, sie rührten wohl von Pilgern her, welche sie, von den Kreuzfahrten heimkommend, dort weggeworfen hätten, oder von Reisenden, die Austern verzehrt hätten. Er kam deßhalb in Streit mit Buffon und meinte, dessen Naturgeschichte sei doch nicht so natürlich. Später söhnte er sich mit ihm aus und nannte ihn Archimedes II., wogegen nun Buffon meinte, man werde nie einen zweiten Voltaire finden. In den späteren Briefen an die Vertrauten kommt die Geheimformel: écr .... l'inf ... d. h. écrasez l'infâme immer wieder vor. Voltaire soll einmal gesagt haben: „Ich habe satt, immer wieder zu hören, daß 12 Männer hingereicht haben, das Christenthum zu begründen. Ich habe Lust zu beweisen, daß einer genug ist, um dasselbe zu zerstören," ein Beweis, den er schuldig blieb. In der Abhandlung „Gott und die Menschen" stellt Voltaire den Satz auf: „die Anbetung eines Gottes, der bestraft und belohnt, vereinigt alle Wünsche; die verruchte und verächtliche Theologie entzweit sie. Jaget die Theologen fort und die Welt ist ruhig; lasset sie zu und gebt ihnen Ansehen und die Erde ist überschwemmt mit Blut. Christliche Religion, da sieh deine Wirkung!" *Gegen die Reformation.* *Streit mit Buffon.*

Soviel von Voltaire als Patriarchen, wie er sich nennen ließ — nun von ihm als politischem Dichter — und seine Wirksamkeit ist hier nicht minder bedeutend*). Freiheit und Gleichheit ist schon in seinen Jugendgedichten seine Losung. Darum hat auch die Revolution ihn als ihren Vorläufer gepriesen und als ersten Heros ihn in's Pantheon versetzt. Dem Preis der Freiheit gilt eines seiner schönsten Gedichte, die Ode an den Genfer See. In einem Gedicht auf die Justizkammer 1716 fordert der junge Dichter sogar zum Losschlagen auf: *Politische Wirksamkeit.*

Verjährter Wahn, Scheu vor den Schatten,
Weich aus dem Herzen! schnöder Trug,
Fort mit dem Schlaf, dem trägen, matten,
Der uns den Geist in Fesseln schlug.
Flamm' auf, o Volk! ein Wetterschauer;
Im Geist durchbrach ich schon die Mauer
Der Unbill: eine Bresche fiel,
Auf laß' das Reich des Unrechts enden!
Ergreif' mit kecken Siegerhänden
Die Freiheit, unserer Sehnsucht Ziel!

*) Voltaire als politischer Dichter. Eine historische Skizze von Adolf Ellissen in den Epigonen. Bd. IV. Leipzig 1847.

Sein Aufenthalt in England gewann Voltaire für die Monarchie, welche von freiheitlichen Einrichtungen umgeben ist. Frei sein, sagt er, heißt nur vom Gesetz abhängen. Daß der Mensch frei und daß alle Menschen gleich seien*), das ist das allein naturgemäße Leben. Jeder andere Zustand ist nur ein unwürdiges äußerliches Machwerk, ein schlechtes Possenspiel, in welchem der Eine die Rolle des Herren, der Andere die des Sklaven spielt, dieser die Rolle des Schmeichlers, jener die des Versorgers übernimmt. Zeigt mir, daß die Vilains mit Sätteln auf dem Rücken und die Ritter mit Sporen an den Fersen erschaffen waren, so will ich an das göttliche Recht der Ritter glauben. Der Weg zur Freiheit liegt in der Aufklärung **). Darum begrüßte er den Kampf der Nordamerikaner wider die Engländer, darum pries er Christian VII. von Dänemark, als dieser 1770 uneingeschränkte Preßfreiheit verlieh. Und der König antwortete ihm für die Uebersendung einer Ode: „Ihnen gelingt es die Menschen durch Erleuchtung im freien Denken und Fühlen glücklich zu machen. Mit dem besten Willen in der Welt und der Macht eines Souveräns bin ich nicht so glücklich“ u. s. w. Der Anfang dieser Ode Voltaires an den Dänenkönig zeigt, wie der Patriarch von Ferney sich als ein Gleicher zu den Königen der Erde stellte:

Fürst, dessen Edelsinn die Atmosphäre
Ererbter Despotie im Keime nicht erstickt,
So denkst Du mein am fernen Baltischen Meere?
Wie Deines Landes Bürger willst beglückt
Du mich auch wissen? Willst Dein Reich erweitern?
Mit Deinem Licht auch meine Nacht erheitern?
Nur wenig Erdenkönige möchten Dir,
Dem Ueberschreiter jener Grenzen, gleichen,
Die eng umziehen des Herrscherthrons Revier.
Oft schrieb ich Sinas Kaiser, doch kein Zeichen
Der Gunst, ja keinen Gruß nur sandt er mir.
Zufriedener bin ich mit der hohen Amazone,
Die jetzt an Mustafa's, des dicken Sultans, Throne
So mächtig rüttelt. Auch der weise Stanislaus
Und er, der große Fritz, (mit dem mein kleiner Strauß
Längst ausgekämpft) sie suchen wohl zu Zeiten
Mit ihrer Güte heim mein niederes Haus,
Und Fama putzt mit so willkommener Kunde Zeilen
Dann schnell die Schweizer Zeitungen heraus.
Mit Ganganelli steh' ich nicht so ganz vorzüglich;
Ob meiner Fahrt nach Preußen sieht der Hirt
Der Gläubigen mich als Ketzer an; er irrt
Und wär' er hundertmal untrüglich. —

Gustav III.

Gustav III., König von Schweden, dem Voltaire in einer Epistel zum Sturz der Aristokratie (19. August 1773) Glück wünschte, dankte ihm dafür in den Worten: „Sie richten also Ihren Blick dann und wann auch auf das, was hier in unserem Norden vorgeht. Seien Sie überzeugt, daß wir Schweden wenigstens den Werth Ihres Beifalls erkennen und ihn als die kräftigste Aufmunterung ansehen, es in allen Dingen recht zu machen. Alle Tage bitte ich das Wesen der Wesen, zum Heil der ganzen Menschheit und zur Förderung des Reiches der Vernunft und der wahren Weisheit auf Erden Ihre kostbaren Tage zu verlängern. Möge der Himmel Sie unter seine heilige Obhut nehmen.“ Wir begreifen, wie Voltaire sagen konnte: „ich spiele Königsspiel und bin dabei der

*) Das Gespräch zwischen A. B. C.
**) Plus les hommes seront éclairés plus ils seront libres.

Vierte*)," — mit dem Stolze eines Mannes, der sicher ist zu gewinnen. Katharina II. verschwendete Schmeicheleien an ihn und er pries sie dafür wieder als Pallas (!), als Semiramis des Nordens**), von wo jetzt das Licht komme: Katharina II.

Apollos, Mars' und Themis Jüngerin,
Die auf den Thron die schönsten Künste alle
Berief, die so erhaben denkt, wie je
Ein großer Mann nur dachte, und zu denken
Uns Ander'n auch erlauben will, die nicht
Nur über den Despoten von Byzanz,
Nein über die gehässigeren Tyrannen,
Der Dummheit Vorurtheile, triumphirte,
Leih' meiner schwachen Stimme Melodie,
Gieb meinem Feuer, dem erlöschenden,
Die erste Klarheit wieder! Ist der Norden
Doch Quell des Lichtes jetzt für uns geworden.

Allerdings hatte Voltaire auch die Vorgängerin Katharinas, Elisabeth, die Semiramis des Nordens genannt, da er für seine Geschichte Peters des Großen viel Geld und schöne Pelze von ihr erhielt. Daß die Stimme eines Mannes, um dessen Gunst die Herrscher Europas buhlten, auch in den inneren Angelegenheiten Frankreichs ein großes Gewicht hatte, ist leicht begreiflich. Die Processe, gegen welche er auftrat, gaben ihm Anlaß, gegen die Folter anzukämpfen, „diese Erfindung, die vortrefflich ist, um dem herauszuhelfen, der von Natur kräftig ist, und den zu Grund zu richten, welcher schwach ist an Leib und Seele;" um die Abschaffung des geheimen Gerichtsverfahrens, der Vermögenswegnahme, der verschärften Todesstrafe, ja der Todesstrafe überhaupt zu fordern, „ausgenommen in dem Fall, wo sie das einzige Mittel ist, um das Leben Vieler gegen einen wüthenden Hund zu retten." Als der Kanzler Maupeou die Parlamente angriff, hielt es Voltaire mit der Regierung, weil er in jenen eine forschrittsfeindliche Körperschaft sah. Dagegen begrüßte er mit Jubel die Schrift Beccarias, des Reformators der Criminalgesetzgebung, über die Vergehen und ihre Bestrafung. Voltaire bestimmt die Gesetzgebung als „die Kunst, die Völker glücklich zu machen und zu schützen; Gesetze, die dem entgegenwirken, stehen im Widerspruch mit ihrem Zweck und müssen darum abgeschafft werden***)." Folter. Todesstrafe. Gesetze.

Voltaire nahm sich der Bauern gegen den furchtbaren Druck an, der auf ihnen lastete. Doch war er nicht Demokrat: als Menschen seien wir alle gleich, aber nicht als Glieder der Gesellschaft, auf der Weltbühne spiele Jeder seine besondere Rolle. Er erwartete Besserung nicht von unten, sondern von oben. Er wäre zufrieden gewesen, an die Stelle des historischen Adels eine Aristokratie des Geistes zu setzen. Alles für, Nichts durch das Volk! 1768 schreibt er: „Was das Volk anlangt, so wird es immer dumm und roh sein. Das sind Ochsen, für welche man ein Joch, eine Peitsche und Heu bereit halten muß." — Die Bewegung wuchs ihm über den Kopf. Voltaire fühlte es wohl und schrieb schon 1764: „Alles, was ich rings um mich sehe, wirft den Keim zu einer Revolution, die unfehlbar eintritt, von welcher ich aber schwerlich mehr Zeuge sein werde. Die Franzosen erreichen ihr Ziel fast immer zu spät, endlich aber erreichen sie es doch. Das Licht hat sich immer allgemeiner verbreitet: bei der ersten Gelegenheit Nicht Demokrat. Revolution.

*) J'ai brélan de roi quatrième.

**) C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière, in der Epistel an die Kaiserin Katharina II. 1771.

***) Commentaire sur le libre de délits et des peines (1766). Lettre à Beccaria sur Morangies (1771), Essai sur les probabilités en fait de justice (1772), Prix de la justice et de l'humanité (1777).

kommt es zum Ausbruch und dann wird ein höllischer Lärm entstehen. Glücklich, wer jung ist, er wird noch schöne Dinge erleben."

Grimm. Eine Hauptquelle für die Schilderung geistiger Zustände im damaligen Frankreich ist die Correspondenz von Grimm*). Friedrich Melchior Grimm, geb. zu Regensburg 1723, studirte zu Leipzig unter Ernesti, wollte unter Gottscheds Leitung sich zum Dichter ausbilden, fand aber bald, daß er hiefür keinen eigentlichen Beruf habe. Er wurde Secretär beim kursächsischen Reichstagsgesandten Schönberg, wohnte mit ihm der Wahl Franz I. in Frankfurt bei und begleitete dann dessen Sohn nach Paris, wo er zuerst Vorleser beim Prinzen von Sachsen-Gotha, dann Secretär des Grafen Friesen, des Neffen und Erben des Marschalls Moritz von Sachsen, und durch diesen in die besten Gesellschaften eingeführt wurde. 1749 kam er mit Rousseau und durch diesen mit Diderot und d'Alembert in Verkehr. Uebermäßig gefühlvoll war er einmal aus Liebe dem Selbstmord nahe, ein ander Mal, wie ihn uns Rousseau zeichnet, lag er Tagelang in einer Lethargie, daß er nicht sprechen konnte. Im Umgang mit den kaustischen Philosophen verlor er bald diese Sentimentalität. Im Streit zwischen den Freunden der italienischen und der französischen Musik ergriff er damals Partei für die letztere in einer mit so viel Witz geschriebenen Schrift**), daß Voltaire beim Lesen ausrief: „wie maßt sich dieser Böhme an, mehr Geist zu haben als wir!" — und damit war sein Ruf als Schriftsteller begründet. Der Abbé Raynal nahm

Grimms literar. Correspondenz. ihn zum Mitarbeiter bei der literarischen Correspondenz, d. h. brieflichen Mittheilungen über die laufenden französischen Literaturerscheinungen, die alle Monate zweimal an deutsche Fürsten versendet wurden, und bald ward Grimm die Seele des Unternehmens. Von 1753 bis 1790 lieferte er diese Berichte, die scharf, fein, umfassend, selbständig das geistige Treiben in der Hauptstadt allseitig beleuchten. Bücher wie Schriftsteller sind gleich unparteiisch wie anziehend besprochen. Grimm vereint deutsche Gründlichkeit mit französischem Witz und Formgewandtheit. Diese Berichte wurden an die Herzogin zu Gotha (wo sie noch vollständig gesammelt sind), an Friedrich II., an die Kaiserin von Rußland, an die Könige von Schweden und Polen, an den Herzog von Zweibrücken, an mehrere Prinzessinen, auch an nichtfürstliche Theilnehmer versendet und trugen Grimm viel Geld und Ehren ein. Die Stadt Frankfurt wählte ihn zu ihrem Vertreter bei der französischen Regierung. Als aber einer seiner Berichte, welcher über die französischen Minister loszog, diesen in die Hände kam, verlor Grimm seine Stelle. Katharina ernannte ihn dafür zum Staatsrath, der Kaiser zum Reichsfreiherren. In der französischen Gesellschaft hatte Grimm ohnehin einen festen Halt, seit er sich der Epinay gegen eine Beschuldigung muthvoll angenommen, im Zweikampf für sie eine Wunde erhalten hatte und schließlich der Erfolg die Richtigkeit seiner Ansicht bestätigte. Die Zuneigung der Epinay regte aber die Eifersucht Rousseaus auf, sie wurden von da an Gegner. Grimm wurde Cabinetssecretär des Herzogs von Orleans und begleitete dann den Marschall d'Estrées 1756 in's Feld und benutzte seine Stellung, um deutschen und anderen Fürsten wichtige Mittheilungen zu machen. Von da an lebte er als vornehmer Herr in Paris,

*) Correspondance littéraire, philosophique et critique adressée à un souverain d'Allemagne. I. partie 1753 à 1770, publié par Michaud ainé et Chéron, Paris 1813. VI. voll. II. partie de 1771 à 1782, publié par Salgues, Paris 1812. V. voll. III. partie 1782—90 publié par Suard. V. voll. 1813. Nouvelle édition, revue et mise dans un meilleur ordre, avec des notes et éclaircissements, par Tachereau, 15. voll. Paris 1829—31.

**) Le petit prophète de Boehmisch-Broda.

bis 1790 der französische Staat und die bessere Gesellschaft zusammenbrach. Grimm hatte eine ruhige innere Entwicklung erwartet und jetzt brach das ganze Gebäude zusammen; mit Schmerz zog er sich vom Boden Frankreichs zurück, er starb in Gotha 1807 *).

Wie die Zeit auch auf Geister von edlerem Streben wirkte, sieht man an Buffon. Jean Louis Leclerc Graf von Buffon, geb. 7. September 1707 zu Montbar, ist der Sohn eines Parlamentsrathes zu Dijon, der ihm eine glänzende Ausbildung geben ließ; seiner Mutter, einer Frau von Geist und Charakter, bewahrte er sein ganzes Leben hindurch ein zärtliches Andenken. Zuerst las er mit Eifer die Classiker, dann schien er Beruf zu haben für Mathematik Da seine Eltern reich waren und ihn zärtlich liebten, so war er nicht gedrängt zu rascher Standeswahl und benützte seine Freiheit zu Reisen. Mit zwei ihm befreundeten Engländern, einem Herzog von Kingston und dessen gelehrtem Erzieher, machte er eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien, Länder, in denen die Erhabenheit der Natur und die Größe historischer Erinnerungen gleich mächtig ergreift. Während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in England widmete er sich namentlich der Mathematik, in welcher damals die Akademie zu London so Glänzendes leistete. Nach seiner Heimkehr trat Buffon zuerst mit einer Uebersetzung der Statik der Gewächse von Hales und der Flexionen von Newton auf, die mit Genehmigung der Akademie 1735 zu Paris erschienen. Als Besitzer großer Wälder beschäftigte sich Buffon mit der Frage nach dem Wachsthum und der Dauer des Holzes, über welche er sinnreiche Abhandlungen veröffentlichte, über die Anziehungskraft, über die Brennspiegel: es gelang ihm 1747 einen zu bauen, der auf 200 Schuhe Entfernung Holz in Brand steckte. Seine Arbeiten erwarben ihm schon 1739 einen Sitz in der Akademie, im gleichen Jahre erhielt er die Leitung des Jardin des Plantes. Hier war er an seinem Platze, jetzt wandte er all' seine Kräfte auf Durchführung Eines Gedankens. Sein Fleiß war groß und regelmäßig, sein alter Diener mußte ihn jeden Morgen 5 Uhr wecken und keine Einladung konnte Buffon abhalten, eine Stunde weniger des Tages seiner Arbeit zu widmen. Aus dem Jardin des Plantes sollte eine Art Abbild der Natur und Buffon selber wollte ihr Geschichtschreiber werden. Der Größe der Aufgabe entsprach seine Begeisterung, die 50 Jahre, die er noch lebte, widmete er nur dem Studium und der Darstellung der Natur; keine Leidenschaft lenkte ihn ab, er wollte nicht wie die Philosophen zunächst die Welt umgestalten, er glaubte am meisten zu nützen, wenn er in seinem Fache Tüchtiges leiste. 1749 erschienen die ersten drei Bände der Histoire naturelle, générale et particulière, nach und nach wuchs sie auf 36 an.

Buffon. *Naturgeschichte.*

Europa nahm das Werk mit Bewunderung auf, es war wie von einem electrischen Schlag berührt. Buffon weckte die Liebe zur Erforschung der Natur in allen Schichten der Gesellschaft, man durchwühlte den Boden, um Beweise für oder gegen seine Lehrsätze zu finden und ihm zu übermitteln: aus allen Theilen der Welt sandte man ihm seltene Thiere oder Pflanzen und Steine und Kisten für ihn wurden von den Caperschiffen während des Krieges nicht als Beute, sondern wie ein unantastbares Eigenthum behandelt. Die Großartigkeit der Auffassung blendete: die Entwicklung des Erdballs z. B. wie die Richtung der Meeresströmungen, der Zusammenhang Asiens mit Amerika —

*) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. Vol. VII.

wie das Verhältniß der Thierwelt zu den Zonen u. dgl. — das waren neue Dinge. Buffons Geist hat immer die Richtung auf das Ganze und weiß aus dem Einzelnen das Allgemeine zu entwickeln. Sein Blick ist scharf und seine Einbildungskraft ist glänzend. Selbst der zweifelsüchtige Hume ward ergriffen: „Ich war in Folge meines Nachdenkens in einen Zustand vollkommenen Zweifels gerathen, als ich Buffons Werk in die Hände bekam und es war für mich eine außerordentliche Ueberraschung, zu sehen, wie das Genie dieses Mannes Dingen, welche noch Niemand gesehen hat, eine bis zur Gewißheit gehende Wahrscheinlichkeit zu verschaffen wußte. Dies erscheint mir, ich gestehe es gerne, als einer der größten Beweise für die Kraft des menschlichen Geistes*)." Es war auch insbesondere die Schönheit der Sprache, die an die großen Schriftsteller der Zeit Ludwigs XIV. erinnerte, der majestätisch hinrollende Strom neuer Gedanken in schönen Bildern, die Feier und Würde des Vortrags, die im Herzen des Hörers Begeisterung entzündete. Manche Behauptung von ihm hat sich seitdem als irrig erwiesen, in Manchem ist die Wissenschaft über ihn hinausgegangen: was die Darstellung anlangt, bleibt seine Naturgeschichte ein Meisterwerk, Niemand verstand besser die Natur durch die Sprache wiederzugeben, sie gleichsam zu vergeistigen. Man kann nicht schöner als er das erste Erscheinen des Menschen in der Natur schildern, nicht anschaulicher den Löwen, das Pferd, das Kameel, die Wohnstätte dieser Thiere, überhaupt die Verbindung der lebenden mit der leblosen Natur zeichnen, als Buffon es gethan hat. Er ist der Meister des Colorits, der Urheber des pittoresken Stiles in Frankreich.

Buffon hielt die Form der Darstellung für hochwichtig, die Arbeit über die Epochen der Natur soll er achtzehnmal umgeschrieben haben, ehe er sie in die Druckerei gab. Um die Feierlichkeit seines Stiles zu bezeichnen, sagten seine Gegner, er setze sich an den Schreibtisch stets mit Degen und Manchetten. Von Buffon selber rührt das berühmte Wort her Le style c'est l'homme, der Stil ist der Mensch**). Der Stil ist nur das Abbild der Gedanken und ihrer Ordnung und Bewegung, er soll Ideen und nicht Worte festhalten, ein schöner Stil ist nur möglich durch die Menge der Wahrheiten, welche er vorführt. Wenn du Etwas darzustellen hast, meint Buffon, so öffne kein Buch, sondern nimm Alles aus deinem Kopf. Gut schreiben heißt zugleich richtig denken, richtig fühlen und es richtig wiedergeben, es heißt zu gleicher Zeit Geist, Herz und Geschmack haben. Der gute Stil setzt die Vereinigung und Uebung aller Seelenkräfte voraus. Die Ideen bilden den Kern des Stiles, die Harmonie der Worte ist nur Beigabe und hängt nur vom feinen Gefühle ab. Es genügt ein Ohr zu haben, um Mißtöne zu vermeiden, es geübt und durch das Lesen der Dichter und Redner verfeinert zu haben, damit man unwillkürlich in dem schönsten Tonfall oder in rednerischen Wendungen sich ergeht. Die Nachahmung allein hat noch niemals Etwas geschaffen, auch ist diese Harmonie nicht Hauptsache. Der Ton ist nur die Naturgemäßheit des Ausdrucks mit dem Gedanken, er darf nie gezwungen sein, er muß aus der Sache selber hervorgehen. Hat man sich zu den höchsten Ideen

Der Stil.

*) Villemain, Tableau du 18 siècle. 21. leçon.
**) Discours de réception à l'Académie française, 1753.

erhoben und ist der Gegenstand groß, so wird der Ton erhaben sein. — Nur gut geschriebene Werke kommen bis auf die Nachwelt. Die Menge der Kenntnisse, die Besonderheit der Thatsachen, selbst die Neuheit der Entdeckungen sind nicht sichere Bürgen der Unsterblichkeit; wenn die Werke, die sie enthalten, ohne Geschmack, ohne Adel, ohne Genie geschrieben sind, so werden sie zu Grunde gehen, weil die Kenntnisse, Thatsachen und Entdeckungen wachsen und leicht in geschickteren Händen sich umwandeln. Diese Dinge liegen außer dem Bereiche des Menschen, der Stil kommt vom Menschen selbst*). Der Stil kann nicht gesteigert und übertragen werden, ist er edel und erhaben, so wird der Verfasser zu allen Zeiten gleichmäßig bewundert werden, denn nur die Wahrheit hat Dauer und ist selbst unsterblich.

Die Geschichte der Erde und die Epochen der Natur sind Theorien**). Buffon sagt: „Die genaue Beschreibung und die Kenntniß der einzelnen Thatsachen macht noch nicht die Naturgeschichte aus. Man muß sich über diese erheben, die Thatsachen durch Analogien verbinden und aus diesen allgemeine Gesetze herleiten und so die Kenntniß der zweiten Ursachen anstreben, weil die Kenntniß der Grundursachen für uns nicht erreichbar ist." So kommt er zu seiner Entstehung der Erde, die nach ihm wie die anderen Planeten nur ein losgerissenes Stück vom Sonnenball ist, das sich allmälig abgekühlt hat. Nach 60,000 Jahren hat der Erdball sich so gestaltet, daß der Mensch erscheinen konnte. Buffon leitet das ganze Menschengeschlecht von Einem Paare ab, das er im Norden Asiens auftreten läßt, da, wohin auch die Arier ihre erste Heimat verlegen. Nach einer glänzenden Schilderung aller abweichenden und gemeinsamen Merkmale der Racen, stellt Buffon die Einheit des Menschengeschlechtes als Grundsatz auf. Nisard***) bemerkt dazu: „Es gibt wissenschaftliche Wahrheiten, die nur den Verstand berühren und die, einmal gewonnen, tief und unbeweglich im Geiste haften, den Gestirnen ähnlich, welche, durch das Fernrohr entdeckt, immer das gleiche Licht ausstrahlen. So sind gewisse Wahrheiten der Physik und Astronomie. Man erlernt sie mit einer geheimen Freude, aber es geht Nichts davon aus dem Kopf in's Herz und sie haben keinen schätzbaren Einfluß auf das sittliche Leben. Andere Wahrheiten dagegen wirken auf die Stimmung der Einzelnen, wie auf den Geist der Völker und gleichen unsterblichen Kräften, die, einmal entstanden, nicht mehr aufhören zu wirken. Zu diesen gehört die von Buffon zum ersten Mal gefundene und ausgesprochene Wahrheit von der Einheit des Menschengeschlechts, die neben seinem Denkvermögen das erste Zeichen von dessen Ueberlegenheit über die Thiere ist: Während nämlich diese an den Boden, auf dem ihre ersten Geschlechter entstanden, gefesselt sind, und sie außerhalb ihrer Heimat entarten, ist der Mensch überall zu Haus, er lebt auf allen Orten der Erde und ist kein anderer im Osten und im Westen, sondern er ist überall derselbe, überall der König der Schöpfung und der Herr der Thiere. Und wenn denn der Mensch der Heer der Thiere ist, wer hat ihn auf die Erde gesetzt und aufrecht gehen und zum Menschen gemacht und ihm die Fähigkeit gegeben, vom Tag seiner Entstehung an, sich gegen die Natur zu vertheidigen und sich zu vermehren, wenn nicht Gott? — Dahin führt uns also durch ihre eigene Kraft jene große Wahrheit und Buffon selber gesteht gegenüber der Erschaffung des Menschengeschlechts ganz einfach, daß er keinen besseren Erklärungsgrund für die Gegenwart des Menschen auf der Erde wisse.

Die Erde.

Der Mensch.

*) Ces choses sont hors de l'homme, le style est de l'homme même.
**) Histoire et Théorie de la Terre. Epoques de la Nature. 1778.
***) Histoire de la Littérature franç. IV. p. 414.

— Eine der immerdar thätigen Einwirkungen dieser von Buffon gefundenen Wahrheit ist es also, daß sie das Menschengeschlecht in seinen eigenen Augen immer erhebt, durch den Gedanken, daß es allein von keinem der Theile der Erde ausgeschlossen ist, und daß der erste Mensch das einzige Kunstwerk des göttlichen Meisters ist. Das 18. Jahrhundert hatte kein Gefühl für diese Wahrheit. Die Einheit des Menschengeschlechts führte zu Gott hin, und das paßte nicht in den Kram der Vorurtheile jener Zeit, sie wurde kurzweg abgeläugnet. Voltaire stellte ihr eine Theorie entgegen, durch die er die Verschiedenheit der Racen mit der Entstehung mehrerer Menschenpaare auf verschiedenen Puncten der Erde erklärte, um damit die Geister von einer religiösen Anschauung zu einer zufälligen Entstehung verschiedener Menschenpaare abzuleiten. Die neue Wahrheit brach sich deßungeachtet Bahn, und von dem Tag an, da sie in der Welt erschien, regte sie die Bedenken
Negerbefreiung. an, die schließlich zur Emancipation der Neger führten — trotz Voltaire, der sie nothwendiger Weise für Sklaven erklärte, und trotz der Politik, die zum Nutzen der Colonien vorschrieb, die Niederhaltung der Schwarzen ja nicht zu mildern. So erkannte Frankreich, von Buffon überredet, dennoch in den Negern Menschen und in der vierten Sitzung der Nationalversammlung stellte ein La Rochefoucauld den Antrag, ihre Befreiung in Erwägung zu ziehen. Man würde Buffon den schönsten Theil seines Ruhmes nehmen, wenn man nicht sagte, daß der Antragsteller durch das rührende Bild geleitet war, welches der Naturforscher vom Charakter der Neger entwarf*): „Ich kann ihre Geschichte nicht schreiben, ohne daß mich ihr Zustand schmerzlich berührt. Sind sie nicht unglücklich genug dadurch, daß sie in Knechtschaft gebracht, daß sie gezwungen sind immerfort zu arbeiten, ohne je Etwas erwerben zu können. Muß man sie noch verwünschen, schlagen und wie Thiere behandeln? Die Menschlichkeit empört sich gegen diese gehässige Behandlung, welche die Gewinnsucht anwendet und jeden Tag erneuern würde, wenn unsere Gesetze nicht der Rohheit der Herren einen Zügel angelegt und dem Elend ihrer Sklaven Schranken gesetzt hätten. Man zwingt sie mehr zu arbeiten, spart aber dafür selbst an der gewöhnlichen Nahrung und entschuldigt dies Benehmen mit der Behauptung, sie ertragen den Hunger sehr leicht, sie essen in drei Tagen nicht so viel, als ein Europäer auf einmal, und sie mögen noch so wenig essen und schlafen, so sind sie doch immer gleich stark und abgehärtet für die Arbeit. Wie können Leute, denen nur ein Funken menschliches Gefühl noch bleibt, solche Grundsätze annehmen und mit solchen Vorwänden die Thaten ihrer Habsucht rechtfertigen!" —

Im Gegensatz zu den Philosophen seiner Zeit, welche die Seele nur als
Die Seele. eine Eigenschaft der Materie behandelten, geht Buffon von der Ansicht aus, daß die Seele von der Materie ganz verschieden, einfach, untheilbar und unsterblich ist. Eine falsche Zweitheiligkeit nimmt er nur insofern im Menschen an, daß er ein geistiges und innerlich-materielles Princip aufstellt und daher den Kampf in uns selbst ableitet, während die christliche Lehre den Schauplatz dieses Kampfes in uns selbst legt und den Geist zum Sieger und Besiegten macht. Die Unsterblichkeit
Gott. des Geistes betont dieser Naturforscher viel stärker, als selbst das Dasein Gottes. Trotz dieser Anschauung von der ewigen Natur des Geistes nimmt doch Buffon die Sinne als den Ursprung unserer Erkenntniß an, indem er der Zeitströmung, die sich in Lockes Lehre verrannt hatte, huldiget. Von Gott spricht er nur wie nothgedrungen: „Je mehr ich in das Innere der Natur eindringe, um so mehr muß ich ihren Urheber bewundern und anerkennen." — Dieser Urheber scheint aber nach des Plinius Ausdruck — die Natur als Meisterin und Werk zugleich

*) Variétés dans l'espèce humaine.

zu sein*), denn in den Epochen der Natur sagt er: „wenn plötzlich der größte Theil der vorhandenen Geschöpfe zerstört würde, so könne man neue Gattungen entstehen sehen, denn die organischen Theilchen (Molécules), die unzerstörbar und immer thätig sind, würden sich unter einander verbinden und wieder gebildete Körper hervorbringen.“ Ein Schüler, das Conventsmitglied Herault de Sechelles, behauptete später, Buffon habe ihm einmal im Vertrauen geäußert: „Ich habe immer „der Schöpfer“ geschrieben, um mich dem Sprachgebrauch zu fügen. Man darf aber nur diesen Ausdruck wegnehmen und an seine Stelle die Kraft der Natur setzen, die Anziehungskraft, die Bewegung, um meine wahre Meinung zu kennen.“ — Ein eisiger Wind weht darum durch diese Natur, die Buffon mit so viel Farbenreichthum schildert. Weil Gott, weil die Liebe fehlt, tritt ein anderer Mangel ein. — Buffon nimmt Partei für diese oder jene Thiere, er behandelt mit besonderer Gunst z. B. den Löwen, den Hirsch, den Schwan; bagegen sagt er eines Naturforschers wenig würdig: „Diese traurigen Wasservögel, von denen man nicht gern spricht und deren Menge erdrückend ist.“ — Nisard bemerkt dazu mit Recht**): „Hätte Buffon mit der Herzenseinfalt eines Newton an den Schöpfer geglaubt, so wäre ihm der Wurm eben so merkwürdig wie der Löwe vorgekommen und der demüthigste Wasservogel wie der Schwan, er hätte nicht die einen mit seiner Abneigung belastet und die andern durch angedichtete Eigenschaften mit der Ehre, ihm gefallen zu haben. Sein Jahrhundert, stärker als seine Vernunft, hinderte ihn die Hand zu sehen, welche diese unendliche Mannigfaltigkeit von Geschöpfen ausgegossen, und selbst in die unscheinbaren Infusorien ein Theilchen von jenem Leben gelegt hat, welches selbst die wehrlosesten nicht aufgeben, ohne es zu vertheidigen. Buffon hat diese Schwäche für sein Jahrhundert mit einem Theil seines Genies als Naturforscher bezahlt, nämlich mit der Genauigkeit, und dasselbe Jahrhundert, welches ihm Gott verbarg, hat am allermeisten an seiner Wissenschaft gezweifelt.“ — Bekanntlich wollten ihn die sogenannten Philosophen nur für einen guten Naturschilderer gelten lassen. Gebrechen.

Trotz ihrer Abneigung stieg Buffons Ruhm mit jedem Jahr, sein Leben verfloß in Ruhe und in Ehre. Ludwigs XV., der sonst gegen Gelehrte sehr knauserig war, gab Befehl, am Jardin des Plantes nicht zu sparen. Katharina II. sandte dem berühmten Naturforscher ihr mit Diamanten geschmücktes Bildniß. Im Eingang zum Museum wurde noch während Buffons Leben sein Standbild mit der vielsagenden Inschrift aufgestellt Majestati naturae par ingenium. Fähige Schüler wie Bailli arbeiteten in seinem Geiste fort. Die Schönheit seiner Schreibweise erhielt sein Werk immerdar in Ehren. Buffon starb 16. April 1788, sein Leichenbegängniß war wie das eines Königs. Die französischen Literarhistoriker stellen ihn heute unter die Größen Frankreichs und ziehen ihn in Vergleich mit Aristoteles und Plinius***). — Die von ihm angeregte Liebe zu den Naturwissenschaften erlosch nicht, auch während der Stürme der Revolution. Anerkennung.

Zu den Geistern edleren Gehaltes gehört auch Luc de Clapiers, Marquis de **Vauvenargues**, ein Provençale, geboren zu Aix 1715, der Sohn einer alten, aber verarmten Familie. Ein Verehrer Fenelons, ein Freund der Wissenschaft, mußte er früh in die Armee eintreten, so wollte es der Geist seiner Familie; er machte 1734 den Feldzug in Italien mit, war bei seinen Soldaten so beliebt, daß sie ihn, obschon er erst ein Jüngling war, doch ihren Vater nannten, litt 1742 bei Belleisles Rückzug aus Prag so sehr, daß er von da bis zu seinem frühen Tode kränklich blieb, doch machte er als Haupt- Vauvenargues.

---

*) Itemque rerum naturae opus et rerum ipsa natura. Villemain l. c.
**) l. c. IV. 425.
***) Villemain, Tableau du XVIII. siecle, p. 194.

mann noch die Schlacht bei Dettingen mit. Einem Freunde, der auf diesem Rückzug erlag, ist seine erste Schrift, eine Lobrede voll Wärme und Kraft, geweiht. Jetzt wollte er in die Diplomatie eintreten, da befielen ihn die Blattern, entstellten sein Antlitz und nahmen ihm nahezu das Augenlicht. Mit der Ruhe eines Stoikers ergab sich Vauvenargues in all' diese Schläge: sein einziger Trost war die Hoffnung, seine Anschauungen der Welt mittheilen zu können; 1746 gab er sein erstes und einziges größeres Werk heraus*), die Anleitung zur Erkenntniß des menschlichen Geistes, nebst Betrachtungen und Grundsätzen. 1747 starb der Vielgeprüfte mit den auch für einen Theisten stolzen Worten: „O Gott, ich glaube dich nie beleidigt zu haben, ich falle mit der Zuversicht eines reinen Herzens in den Schooß dessen zurück, der mir das Leben gab." — Es ist das Bekenntniß des Glaubens an einen persönlichen Gott, mit welchem Vauvenargues in den tonangebenden Kreisen ziemlich allein stand. Allein er war in seiner Jugend fern von Paris und dessen Unglauben und Verführungen gewesen und gehörte von Natur aus mehr zu den Geistern des 17. als des 18. Jahrhunderts. Eine vollständige Ausgabe seiner hinterlassenen Arbeiten und Briefe erschien erst 1862. Sein Ruf ist seitdem gestiegen, 1856 schrieb die Akademie einen Preis auf seine beste Lobrede aus**).

Vauvenargues ist eine religiöse Natur, aber doch angeweht vom Geiste seiner Zeit. Gott war sein Trost in seinen Enttäuschungen, in seinen Leiden. Er ist eine positive Natur und rang mit denselben Fragen wie Rousseau, löste sie aber in anderer Weise. 1745 schrieb die Akademie einen Preis aus über das Wort der Schrift: (Sprüche 29, 13): „Der Reiche und der Arme begegneten einander — der Herr aber erleuchtet die Augen beider," — also über die Ungleichheit der Stände. Seine Arbeit erhielt den Preis nicht, obschon sie hohen Werth besitzt. Vauvenargues findet die vermeintliche Gleichheit der Wilden als nichtssagend, sie beruhe nur auf allgemeiner Armuth und allgemeiner Trägheit. Die Ungleichheit sei ewig, sie beruhe auf der Verschiedenheit der Begabung, sie sei mit dem gesellschaftlichen Leben untrennbar verbunden — sie werde aber gemildert durch allgemeine Rechtsgleichheit, durch die unverletzliche Pflicht der Wohlthätigkeit und die Gewißheit des Ausgleiches in einem anderen Leben. — Eine ähnliche Ansicht hat Voltaire, der sich des strebsamen Jünglings mit Wärme annahm, dem Vauvenargues, den Patriarchen nur von der schönen Seite kennend, begeisterte Huldigung entgegenbrachte. Voltaire scheint gefühlt zu haben, daß in Vauvenargues etwas Höheres lebe, dessen er selbst verlustig geworden, denn er schreibt an ihn 1744: „Wären Sie einige Jahre früher geboren, so wären meine Schriften ein gut Theil besser geworden." — Ein geistreicher Franzose***) bedauert den frühen Tod Vauvenargues, weil er wahrscheinlich der Vermittler zwischen Voltaire und Rousseau geworden wäre und diese drei zusammen der alles edlere Geistesleben vernichtenden Philosophenpartei Schranken gesetzt hätten. Unter seinen Arbeiten ist eine Betrachtung über den Glauben und ein Gebet an die hl. Dreieinigkeit. Voltaire verlangte, er solle sie als unpassend für einen Philosophen unterdrücken. Vauvenargues that es nicht, machte vielmehr die Bemerkung: „Newton, Pascal, Fenelon, Bossuet, Racine, die erleuchtetsten Menschen der Welt, in dem aufgeklärtesten Jahrhundert, haben auf der Höhe ihres Lebens, in der Vollkraft ihres Geistes, an Jesus Christus geglaubt!" — An einer anderen Stelle bemerkt er:

Ueber die Ungleichheit.

Voltaire.

*) Introduction à la connaissance de l'esprit humain, suivie de Réflexions et de Maximes. Paris 1746.

**) Gilbert, Eloge de Vauvenargues, couronné par l'Académie française.

***) Henry Martin, Hist. de France, vol. XV. p. 407.

„Die Unerschrockenheit eines Ungläubigen, der aber im Sterben ist, vermag ihn nicht vor Unruhe zu schützen, wenn er erwägt: ich habe mich tausendmal über handgreifliche Dinge getäuscht, kann mich also auch über Religion täuschen. Nun habe ich aber nicht mehr Zeit noch Kraft, in die Sache tiefer einzugehen, und muß doch sterben." — Keine Arbeit Vauvenargues ist mustergiltig, weder die über den freien Willen, noch seine Erkenntnißlehre, noch ist es seine Sittenlehre, in welcher er den Leidenschaften zu viel Recht zugesteht, — er ist noch zu sehr Kind seiner Zeit, er ist sich oft noch nicht klar, er starb ja 32 Jahre erst alt, aber Goldkörner finden sich auf jeder Seite, Spuren eines tiefen Geistes, eines edlen Sinnes, welche ihn bei längerem Leben hoch über seine Zeit gehoben hätten. „Vom Herzen gehen die großen Gedanken aus*)" — war einer seiner Sprüche.

Vauvenargues war nur von Wenigen beachtet, sein milder edler Geist drückte sich in einfacher schöner Sprache aus. Jetzt trat aber ein Mann auf, der die tiefen Schäden der Gesellschaft in einem Tone besprach, der an das Ohr der großen Menge schlug — im Grund ein Gegner der Aufklärung, aber ohne die nachhaltige Ruhe und Würde Montesquieus, ein Gegner der Bildung, auf die Frankreich so stolz war und von der er das Unglück der Einzelnen und das Verderben der Gesellschaft herleitete. Die Schäden der Gesellschaft waren aber so empfindlich und die Stimme des Propheten, der da rieth zur Natur zurück zu kehren, so eindringend, daß Alles mit Staunen und einem geheimen Grauen zugleich an seinen Lippen hing. Der Mann traute sich zu, die Vorsehung habe ihm den Beruf gegeben, die entartete Zeit an die Grundgesetze des Lebens zu mahnen — leider strauchelte er selber zu oft unter der Last, die auf seine Schultern gelegt war, und ist sein Leben ein durch Leidenschaften allzu bewegtes.

Johann Jakob Rousseau, geb. zu Genf am 18. Juni 1712, stammt von einer Pariser Familie, die im Jahre 1534, weil sie der Reformation anhing, nach Genf ausgewandert war. Sein Vater war ein sehr geschickter Uhrenmacher, der sogar nach Constantinopel berufen wurde. Seine Mutter, die Tochter des Predigers Bernard, war eine schöne, geistreiche, allseitig gebildete — vor allem tugendhafte Frau. „Von ihr, schreibt Rousseau, ist mir nur ein gefühlvolles Herz geblieben; es hatte ihr Leben beseligt, es ist hingegen die Quelle meiner Leiden geworden. — Ich kostete meiner Mutter das Leben und meine Geburt war mein erstes Unglück." — Rousseau wuchs auf, ohne daß Mutterliebe seine Entwicklung überwachte. Der Vater, der in ihm ihr Bild sah, überschüttete ihn mit Zärtlichkeit, aber in unbesonnener Weise. Rousseau erzählt, daß er im sechsten Jahr zu lesen verstand und daß der Vater, um ihm Freude zu machen, ihm Romane vorlas oder ihn vorlesen ließ: „Wir nahmen bald an dieser Uebung so lebhaften Antheil, daß wir wechselweise unabläßig lasen, und ganze Nächte mit dieser Beschäftigung zubrachten. Wir konnten niemals eher aufhören, als bis wir einen Band zu Ende gebracht hatten. Mein Vater sagte bisweilen ganz beschämt, wenn er früh Morgens die Schwalben zwitschern hörte: „mache Jakob, daß wir zu Bett kommen, ich bin ein größeres Kind als Du**)." — In der That verdarb

[Margin notes: Rousseau; Erste Jugend.; Romanlesen.]

*) Les grandes pensées viennents du coeur. Vgl. Villemain, l. c. 15. leçon. Nisard, l. c. IV. Chap. 7.

**) Confessions I. Anhang.

der Vater durch ungesunde Nahrung das begabte Kind, das von Leidenschaften jetzt schon wußte, die für sein Alter zu früh waren, und die ihm vom menschlichen Leben nur verkehrte Vorstellungen beibrachten, von welchen Erfahrung und Nachdenken ihn nie mehr zu heilen vermochten. — Rousseau ist ja bekanntlich der Mann der Utopien. Von 1719 an kamen bessere Bücher zu seiner Kenntniß, Plutarch. Werke über Geschichte, namentlich Plutarch, den der Knabe wiederholt mit seinem Vater durchlas. „Dadurch bildete sich in mir jener freie republikanische Geist, jener hohe und unbiegsame, aller Art von Unterdrückung und Sklaverei widerstrebende Charakter, der mich während meines ganzen Lebens in Lagen, die für den freien Schwung desselben so wenig gemacht waren, geleitet hat. Ohne Republikaner. Unterlaß mit Rom und Athen beschäftigt und mit den großen Männern derselben gewissermaßen im Umgang, selbst ein geborner Bürger eines Freistaates, und Sohn eines Vaters, der keine stärkere Leidenschaft kannte, als Vaterlandsliebe, fühlte ich mich mit ihm von gleichem Triebe beseelt. Ich dünkte mich Grieche oder Römer, ich ward die Person, deren Leben ich las; meine Augen funkelten und meine Stimme erhob sich bei Erzählung der Züge von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die mich gerührt hatten. Als ich eines Tages bei Tische die Geschichte des Scävola erzählte, erschrack man nicht wenig, da man mich aus Begierde, die Handlung lebhaft vorzustellen, meine Hand ausstrecken und über ein Kohlenfeuer halten sah." — Hier haben wir den Ursprung seiner Schwärmerei für die Verzärtelung Republik. Rousseau fährt fort: „Fürstenkinder können nicht mit mehr Sorgfalt in Acht genommen werden, als ich während meiner ersten Jahre. Ich war von Allen angebetet, die mich umgaben. — So begann sich in mir jenes stolze und zugleich zärtliche Herz, jener weichliche, aber dennoch unbiegsame Charakter zu bilden oder zu äußern, der immer zwischen Schwäche und Muth, zwischen Weichheit und Tugend hin und her schwankt, mich bis an mein Ende mit mir selbst in Widerspruch gesetzt hat und Ursache ist, daß weder Enthaltsamkeit, noch Genuß, Eigenliebe. weder Vergnügen, noch Weisheit mir recht zu Theil geworden sind." — Hier haben wir den Ursprung der dritten Richtung in Rousseaus Leben, der egoistischen.

Ein Streit des Vaters mit einem französischen Officier unterbrach den Gang dieser Erziehung. Der Vater zog es vor, Genf zu verlassen, als das Gefängniß zu beziehen, und der junge Rousseau wurde mit seinem Vetter Bernard Liebe zur Natur. nach Lossay zu einem Prediger in Kost und Erziehung gegeben. Hier auf dem Land schlug die Liebe zur Natur tiefe Wurzel und vier Jahre war hier Rousseau glücklich. „Sanfte, wohlwollende, ruhige Gefühle waren die Grundzüge meines Charakters. Ich kannte keine lebhaftere Begierde, als von Allen, die sich mir näherten, geliebt zu werden." — Wenn er aber meint: „nie besaß ein Mensch von Natur weniger Eitelkeit als ich" — so widerspricht er sich gleich darauf selbst, wo er erzählt, daß er ungerecht angeschuldigt einen Kamm zerbrochen zu haben, weil er sich weigerte es zu gestehen, als hartnäckiger Lügner empfindlich Trotz. gezüchtigt wurde und fortan einen maßlosen Trotz entwickelte. Von da an ging die Heiterkeit seines kindlichen Lebens zu Ende, mit der Anhänglichkeit und kindlichen Ehrfurcht vor dem Lehrer war es aus. Rousseau und sein Vetter wurden nach Genf zurückgebracht, wo sie zwei Jahre fast ohne Aufsicht trieben, was sie wollten. Kleine Liebeleien, von denen Rousseau schon um diese Zeit erzählt, zeigen, welch' feuriges Temperament er hatte.

Berufswahl. Rousseau war jetzt 15 Jahre alt und die Frage nach einer Berufswahl war nahe gelegt. Sollte er Uhrmacher, Prediger, Beamter werden? Das Vermögen der Mutter reichte nicht aus, um ihn studieren zu lassen. Die Verwandten thaten Schreiber ihn zuletzt zu einem Stadtschreiber, damit er dort „das nützliche Handwerk eines Beutelfegers" erlerne. Rousseau ist aber immer nur der Mann, der thut, was

ihm beliebt, nie, was er soll*), und so ließ er es an der nöthigen Gelehrigkeit und Unverdrossenheit fehlen, und nun wurde er als träge und dumm mit Schimpf und Schande fortgeschickt. Die Verwandten thaten ihn zu einem Kupferstecher in die Lehre, einem groben heftigen Mann, unter welchem der sonst an liebevolle Behandlung gewöhnte Knabe schnell Stumpfheit und Trotz zeigte und sich gewöhnte, sich zu verstellen, zu lügen und sogar zu stehlen. Ein Obergesell gab ihm Anleitung zu letzterem und Rousseau machte rasche Fortschritte. Er stahl für sich und Andere und gesteht dabei: „Ich habe sehr heftige Leidenschaften, und so lange diese in mir toben, ist meinem Ungestüm Nichts gleich, ich kenne weder Schonung, Ehrerbietung noch Furcht, noch Wohlanständigkeit; ich bin frech, unverschämt, heftig, kühn; Schande hält mich nicht zurück und Gefahr schreckt mich nicht ab. Außer dem einzigen Gegenstande, der mich beschäftigt, ist das Universum Nichts für mich. Aber alles Dieses dauert nur einen Augenblick, und im folgenden bin ich gleichsam schon vernichtet. Man fasse mich im Augenblick der Stille und ich bin die Trägheit und Furchtsamkeit selbst; Alles erschreckt mich, ich stutze vor Allem; eine Fliege, die vorbeisummt, jagt mir Furcht ein; nur ein Wort, das ich sagen, nur eine Bewegung, die ich machen soll, setzt meine Trägheit in Schrecken. Furcht und Scham spielen so sehr den Meister in mir, daß ich mich vor den Augen aller Sterblichen verbergen möchte." — Vor dem gänzlichen Versinken von der Erhabenheit des Heldensinns in die Niederträchtigkeit eines Taugenichts ward Rousseau durch die wiedererwachende Neigung zum Lesen gerettet: — er las eine ganze Leihbibliothek aus, er las in der Werkstatt, er las, wenn er Botschaften ausrichten mußte. „Auch dieses ist eine meiner Eigenthümlichkeiten. Mitten unter dem Joch einer angenommenen Gewohnheit kann ein Nichts mich davon losmachen, mich verändern, mich an sich ziehen, mich in Leidenschaft setzen, und dann ist Alles vergessen. Ich denke an Nichts, als an den Gegenstand, der mich beschäftigt." — Rousseau lebte also wieder in der Welt der Romane und vergaß über erdichteten Zuständen die Wirklichkeit. Begreiflich, daß der Lehrherr ihn schlug und das Verhältniß zwischen beiden zuletzt unerträglich wurde. Als Rousseau eines Sonntags von einem Spaziergang zu spät zurückkam und das Stadtthor schon geschlossen fand, war die Furcht vor den Schlägen, die ihn am anderen Morgen zu Hause erwarteten, entscheidend. Er ging nicht mehr zu seinem Lehrherrn, sondern beschloß sein Glück in der weiten Welt zu suchen. So endet das erste Buch seiner Geständnisse und Rousseau bemerkt am Schlusse desselben wehmüthig: „Ich hätte in diesem Stand ein guter Christ, ein guter Bürger, ein guter Freund, ein guter Hausvater, ein guter Arbeiter, in aller Art ein guter Mensch werden können; ich hätte meinen Stand geliebt und ihm Ehre gemacht, und wäre nach ruhigem sanftem Leben friedsam in Mitte der Meinigen gestorben und vergessen worden. Statt dessen, welch' ein Gemälde von Unglück habe ich zu entwerfen!" —

Kupferstecher. *Charakter.* *Hochmuth.* *Muthlosigkeit.* *Flucht.*

Froh sein eigener Herr zu sein trat Rousseau seine Wanderungen an, den Kopf voll romanhafter Vorstellungen. „Auf jedem Schritt hoffte ich Feste, Schätze, Abenteuer, Freunde zu allen Diensten bereit, Mädchen mir zu gefallen bemüht zu finden. Ich brauchte mich nur zu zeigen, um das ganze Weltall in Bewegung zu setzen." — Rousseau sang vor manchem Schloß, aber keine Prinzessin wollte sich zu ihm herunterneigen. Gute Aufnahme fand er bei Landleuten, dann bei einem wohlwollenden katholischen Pfarrer, der eifrig war, den talentvollen Jungen für die Kirche zu gewinnen. Von ihm bekam Rousseau Empfehlungen nach Annecy an eine fromme mitleidige Dame, eine Frau von Warens, eine Neubekehrte, die vom König von Sardinien einen Gnadengehalt von 2000 fl. bezog. Rousseau

Abenteuer. *Warens.*

*) Barante, Tableau littéraire du 18. Siècle. 18. édit. Paris 1860, p. 150.

Gestalt. brach sogleich auf. Er war jetzt 16 Jahre alt. „Ohne das zu sein, was man einen schönen jungen Menschen nennt, war doch meine kleine Person nicht übel gebildet, ich hatte einen artigen Fuß, wohlgestaltete Beine, etwas Ungezwungenes in meinem ganzen körperlichen Anstand, eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung, einen kleinen runden Mund, schwarze Haare und Augenbraunen, kleine etwas tiefliegende Augen, aus denen aber das Feuer meines Temperamentes heftig hervorblitzte.“ — Rousseau traf Frau von Warens auf dem Gange in die Kirche; er hatte eine alte grämliche Betschwester erwartet und fand eine Frau von reizender Schönheit und unerschöpflicher Seelengüte. „Diejenigen, welche keine Sympathie der Seelen gelten lassen, mögen versuchen zu erklären, wie es zuging, daß Frau von Warens bei der ersten Zusammenkunft, mit dem ersten Blick, mir nicht allein die lebhafteste Zuneigung, sondern auch ein unumschränktes und nie zurückgenommenes Vertrauen einflößte.“ — Frau von Warens nahm sich „des armen Kleinen“ aufs liebevollste an und mit ihrem Geld und ihren Empfehlungen unterstützt ging Rousseau

Bekehrung. nach Turin, wo er in einer Missionsanstalt zum Katholicismus und in den Dienst des Königs übertreten sollte. Rousseau wurde durch die Gründe seiner Bekehrer nicht gewonnen; sein Wille war aber schwach genug, daß er dennoch öffentlich zum Katholicismus übertrat. Von den Hoffnungen, die er auf seinen Uebertritt gründete, ging keine in Erfüllung. Man gab ihm 20 Livres, die bei seinem Uebertritt gesammelt worden waren, und empfahl ihm, ein guter Christ zu sein. „Von dem eigennützigen Schritt, den ich gethan, blieb mir Nichts übrig als die Erinnerung, ein Abtrünniger und Betrogener zu gleicher Zeit gewesen zu sein.“ — So lang das Geld aushielt, trieb sich Rousseau frei in Turin herum, dann trat er in den Dienst einer kranken adeligen Dame. Als nach deren Tod ein

Diebstahl silbernes Band fehlte und bei Rousseau gefunden wurde, gab dieser an, Marie, ein liebenswürdiges tugendhaftes Dienstmädchen, das im Hause war, habe es ihm

Verläumdung. gegeben. Es war eine Lüge und Marie ein Mädchen von geprüfter Treue. Um seine eigene Schande zu decken, beharrte Rousseau mit teuflischer Unverschämtheit auf seiner Aussage. „Das arme Mädchen fing an zu weinen und sagte Nichts als die Worte zu mir: Ach Rousseau, ich traute Ihnen ein besseres Herz zu! Ich werde durch Sie äußerst unglücklich und doch möchte ich nicht an Ihrer Stelle sein.“ Wir müssen jedoch zu Rousseaus Ehre bemerken, daß die Erinnerung an diese Niederträchtigkeit ihn sein ganzes Leben gequält und daß er, um sie zu sühnen, vor aller Welt sie offen gestanden hat. Aber selbst in der Art, wie er diese Schurkerei sich erklärt, zeigt sich uns der Egoist. „Ich schob mein Vergehen auf den ersten Besten, der sich mir darbot. Als ich Marie hereintreten sah, hätte mein Herz brechen mögen, aber die Gegenwart so vieler Zeugen überwog meine Reue. Die Bestrafung fürchtete ich weniger, aber ich fürchtete die Schande, und zwar fürchtete ich die letztere mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als irgend Etwas von der Welt. Ich hätte versinken, mich in den Abgrund der Erde verbergen mögen, die unüberwindliche Scham siegte über jede andere Rücksicht. Die Scham allein machte mich unverschämt*).“

Auch im dritten Buch finden wir Rousseau, wie bisher von einem Gegensatz in den andern überspringend, bald wieder als Achill, dann als Tersites, bald als Held und dann wieder als Taugenichts. Unter den Bekanntschaften, die er in

Gaime. Turin damals machte, war die eines savoischen Abbé und Erziehers, Gaime, eines jungen einsichtsvollen Geistlichen, der diesem Vagabunden oft den besten Rath gab, und dessen Bild Rousseau im Landgeistlichen von Savoyen verewigt hat. Den Rath des Abbé, in sein Vaterland zurückzukehren, befolgte Rousseau

*) Am Schluß des 2. Buches der Geständnisse.

noch nicht, nahm dagegen Dienste in der Familie der von Solar. Während er bei einem großen Gastmahl aufwartete, kam die Rede auf den Wahlspruch des Geschlechtes: Tel fiert qui ne tue pas, den die Anwesenden nicht richtig zu erklären wußten, wohl aber der Diener: „Mancher verwundet ohne zu tödten.“ Einstimmiges Lob ward Rousseau zu Theil. Man beschloß, Alles für die Ausbildung des Dieners zu thun: er sollte Sekretär werden. Ein Sohn des Grafen gab ihm Unterricht im Latein. Rousseau hätte vielleicht als vornehmer Beamter geendet. Dieser gerade Weg, den man ihm vorzeichnete, entsprach aber seiner Lust nach Abenteuern nicht. Ein leichtsinniger Kamerad aus Genf, den er damals in Turin traf, verleitete ihn, mit ihm in der Stadt umherzustreifen und gegen die Herrschaft trotzig zu sein. Rousseau wurde vergebens gewarnt und gab Lehrer, Beschützer und Aussicht auf ein künftiges Glück auf, um mit seinem Kameraden als Landstreicher umherzuziehen. — „Berge, Wiesen, Haine, Bäche, Dörfer schwebten meiner Einbildungskraft mit unerhörtem Wechsel und immer neuem Reize vor — und alle die glänzenden Abenteuer, deren Hoffnung in den vergangenen Jahren mich hieher gelockt hatte.“ — Noch näher zeichnet sich Rousseau selber am Schluß des 4. Buches. „Mein toller hartnäckiger Kopf will sich nicht von den Dingen Gesetze geben lassen; er will lieber schaffen als Wirkliches verschönern. Wahrhafte Gegenstände bilden sich daselbst höchstens in ihrer eigentlichen Gestalt ab, eingebildete hingegen zeigen sich nicht anders als mit den schönsten Reizen geschmückt. Es muß Winter sein, wenn ich den Frühling malen soll, und um eine schöne Landschaft zu schildern, muß ich von engen Mauern umgeben sein. Steckt man mich in die Bastille, so werde ich sicher das schönste Bild der Freiheit entwerfen.“

Verscherzt sein Glück

leichtfertig.

Die Reisekameraden blieben beisammen, so lang das Geld langte, und Rousseau blieb zuletzt Nichts übrig als zur Frau von Warens zurückzukehren. Er nannte sie Mama und sie ihn ihren Kleinen. Jahre lang lebte er nun bei dieser gutmüthigen Frau, die ihn von schlechter Gesellschaft abzubringen und fähig zu machen suchte, in irgend einer amtlichen Stellung sein Brod zu verdienen. Geschäftsmänner meinten aber, Rousseau sei ein unbrauchbarer Mensch. Dann sollte Rousseau Landgeistlicher werden, aber er lernte Nichts im Seminar und zeigte nur Sinn für Musik. — Rousseau erwähnt dabei, wie schwierig er arbeite und wie er jedes seiner Bücher vier bis fünfmal habe abschreiben müssen, ehe er es dem Druck übergab: „Nie hab' ich, die Feder in der Hand, meinem Tisch und Papier gegenüber, Etwas hervorzubringen vermocht. Unter freiem Himmel, zwischen Felsen und Bäumen, oder des Nachts in meinem Bett, wenn ich nicht schlafen kann, entwerfe und schreibe ich in meinem Gehirn; — man kann urtheilen, mit welcher Langsamkeit, zumal wenn man sich hinzudenkt, daß es mir ganz an wörtlichem Gedächtniß fehlt und ich in meinem Leben nicht Verse zu behalten im Stande gewesen bin. Gewisse Perioden habe ich 5 bis 6 Nächte in meinem Kopfe gewendet und wieder gewendet, ehe ich sie zu Papier bringen konnte.“ — Rousseau verlegte sich nun auf die Musik, und verkehrte deshalb viel mit einem Herrn Lemaitre, einem tüchtigen Componisten. Als dieser nach Lyon reiste, sandte Fran von Warens Rousseau mit ihm als Begleiter. In Lyon ward Lemaitre an einer Straßenecke von Epilepsie befallen. Rousseau bat die Leute, die sich herzudrängten, diesen in sein Gasthaus zu führen, benutzte aber einen Augenblick, wo Niemand auf ihn Acht gab, und ließ den Armen im Stich und eilte wieder nach Annecy zur Frau von Warens. Bald aber wurde aus der Mama die Geliebte und Rousseau hat im 4. und 5. Buch seiner Bekenntnisse die Geschichte dieser seiner Leidenschaft mit der vollen Glut und Farbenpracht seiner Phantasie, aber auch rücksichtslos geschildert. Er konnte in seinen Bekenntnissen bei der Nachwelt sich an den

Bei F. v. Warens.

Production.

Musik.

Liebe.

Pranger stellen, aber er hatte kein Recht, die Schande seiner Wohlthäterin, die ihn Jahre lang auf ihre Kosten unterhalten hat, auf die Nachwelt zu bringen. Neben dieser Liebe geht eine Reihe von anderen Liebschaften, die Rousseau noch als alter Mann mit sichtlicher Freude erzählt. — Also auch in reifen Jahren steht Rousseau nicht über den Verirrungen seiner Jugend, und doch scheint er mitten im unreinen Leben zu glauben, er stehe hoch über allen Andern an Tugend, wenigstens kann kaum anders der merkwürdige Anfang des 1. Buches der Geständnisse aufgefaßt werden, der also lautet: „Ich unternehme eine Sache, wovon man noch kein Beispiel gesehen hat, und deren Ausführung schwerlich jemals einen Nachahmer finden wird. Ich will meinen Mitgeschöpfen einen Menschen in der ganzen Wahrheit seiner Beschaffenheit zeigen; und dieser Mensch soll Niemand anders sein als ich. — Ich und kein Anderer. Ich fühle mein Herz und kenne die Menschen. Ich gleiche keinem von Allen, die mir vorgekommen sind, und bilde mir ein, keinem auf der ganzen weiten Welt zu gleichen. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich doch anders. Ob die Natur recht oder unrecht that, die Form zu zerbrechen, in welche sie mich gegossen, wird man nicht eher entscheiden können, als nach Durchlesung dieser Blätter. — Mag die Posaune des Gerichts erschallen, wenn sie will; ich werde mich, dies Buch in der Hand, meinem höchsten Richter darstellen. Ich werde freimüthig zu ihm sagen: Sieh, so handelte ich, so dachte ich, der war ich. Ich habe Gutes und Böses mit gleicher Offenherzigkeit niedergeschrieben. Ich habe Nichts Nachtheiliges verschwiegen, Nichts zu meinem Vortheil hinzugesetzt. Wenn ich irgendwo eine unbedeutende Verzierung eingewebt habe, so ist es nur geschehen, um eine Lücke auszufüllen, wo mich mein Gedächtniß im Stiche ließ. Ich kann als wahr angenommen haben, wovon ich fühlte, daß es wahr gewesen sein könnte; nie aber, wovon ich mir des Gegentheils bewußt war. Ich habe mich ganz so gezeigt, wie ich gewesen: niedrig und verächtlich, wo ich dies, gut, edelmüthig und erhaben, wo ich das letztere war. Ich habe mein Inneres enthüllt, wie es Dir selbst vor Augen gelegen. Laß Ewiger die unzählige Menge deiner Mitgeschöpfe sich um mich her versammeln, sie mögen meine Geständnisse hören, mögen über meine Unthaten seufzen, und über mein Leiden erröthen! Jeder von ihnen lege dann auch sein Herz mit gleicher Aufrichtigkeit enthüllt zu den Füßen Deines Thrones, und dann sage einer, wenn er es vermag, ich war besser als dieser da!" — Wahrscheinlich sollen die Schönheiten seines Buches seine Flecken tilgen. Wie hoch steht da der hl. Augustin in seinen Selbstgeständnissen über den Verirrungen seiner Jugend und wie tief fühlen wir bei ihm in jedem Satz, daß wir keinen Roman, sondern eine wahre große Seelengeschichte vor uns haben. Das Beste war, daß Rousseau neben all' diesem abenteuerlichen Treiben und Versuchen bald als Singmeister, bald als Steuerbeamter eine Rolle zu spielen, doch gründliche Studien machte in Werken tieferer Art, wie Leibnitz, Newton; auch versuchte er zu componiren.

Selbsttäuschung

Nach Paris.

Dazwischen kam die erste Reise nach Paris in Begleitung eines Schweizers, der in die französische Armee eintrat, und wobei Rousseau sich einige Zeit mit dem Gedanken trug, mindestens Marschall zu werden. Paris fand er unter seiner Erwartung, auch Versailles. Er hatte zu viel in der Phantasie erwartet und sagt dabei das stolze Wort: „Es ist vielleicht dem Menschen und der Natur kaum möglich den Reichthum meiner Phantasie zu übertreffen;" und äußert gleich nachträglich: „Ich bin beinahe außer Stand nachzudenken, wenn ich still sein soll. Mein Körper muß in Bewegung sein, wenn mein Geist thätig sein soll. Der Anblick der Fluren, die freie Luft gibt meiner Seele Schwung und wirft mich auf gewisse Weise in die Unendlichkeit der Wesen, um sie nach meiner Willkür und ohne Furcht und Zwang zusammen zu setzen, unter ihnen zu wählen und

mir das Schönste davon anzueignen. Ich schalte uneingeschränkt über die ganze Natur. Mein Herz schwebt von Gegenstand zu Gegenstand, vermischt, vereinigt sich mit denen, die ihm schmeicheln, nährt sich mit reizenden Bildern und berauscht sich in der Fülle süßer Empfindungen. Wenn ich, um diese Gefühle festzuhalten, mir alles dieses im Geist ausmale, welche Stärke des Pinsels steht mir dann zu Gebot! Man will in meinen Schriften diese hinreißende Kraft des Ausdrucks gefunden haben, aber man hätte die Bilder, die ich auf Reisen geschaffen und nie geschrieben, sehen sollen. Aber warum hätte ich sie denn niederschreiben sollen? — Um mir den Reiz des Genusses der Gegenwart zu rauben und Anderen zu sagen, daß ich genoß? Was gingen mich Leser, was Publicum, was die ganze Welt an, so lange ich im Himmel schwebte. Hätte ich Anstalt getroffen zum Schreiben, so würde sich nicht der kleinste Gedanke mehr dargeboten haben. Wie konnte ich vorher wissen, ob ich Ideen haben würde. Sie stellen sich ein, wenn es ihnen, nicht, wenn es mir beliebt. Sie kommen entweder gar nicht oder drängen sich so haufenweise zu, daß ich der Anzahl oder der Stärke derselben unterliegen möchte. 10 Bände des Tages hätten nicht hingereicht*)." — So ist Rousseau oft von seinen Ideen mehr besessen, als daß er sie besitzt.

Daß das Soldatenleben nicht für ihn passe, fühlte Rousseau schnell — es hätte seinen Eigenwillen gebrochen. Er verließ Paris bald wieder und schlenderte auf dem Heimweg in seinen Träumereien nach Herzenslust durch das Land. Von Müdigkeit, Hunger und Durst erschöpft, bittet er eines Tages einen Bauern, ihm für Geld und gute Worte Etwas zu essen zu geben**). Der Mann bot ihm schlechte Milch und schwarzes Gerstenbrod an und versicherte, es sei Alles, was er habe. Als er aber den Fremden die Milch mit Wollust einschlürfen und das Brod sammt Spreu und Allem, was daran hing, verschlingen sah, sagte er, er sehe, er habe einen guten ehrlichen jungen Menschen vor sich, der nicht die Absicht habe, ihn zu verrathen, und brachte aus einem Versteck eine Flasche Wein, Weizenbrot, Schinken und wollte schließlich für all' das keinen Heller annehmen und gab zu verstehen, daß er seinen Wein aus Furcht vor der Steuer, sein Brod aus Furcht vor der Accise verbergen müsse, und versicherte, er würde der unglücklichste Mensch sein, wenn man argwöhnte, daß er nicht in Gefahr stünde, vor Hunger zu sterben. So war die Lage der Bauern unter Ludwig XV! Der Eindruck auf Rousseau blieb unauslöschlich: „Dieses war der erste Keim jenes unversöhnlichen Hasses gegen die Erpressungen, denen der unglückliche Arme ausgesetzt ist, und gegen seine Unterdrücker ein Keim, der nachher in meinem Herzen so tiefe Wurzeln geschlagen hat. Dieser Mann durfte bei seinem geringen Wohlstand nicht wagen das Brod, das er im Schweiß seines Angesichtes gewonnen hatte, öffentlich zu verzehren und konnte seinem Unglück nur dadurch zuvorkommen, daß er den Schein des allgemeinen Elends, das um ihn verbreitet war, gleichfalls annahm." — In Lyon ging Rousseau das Geld aus — er brachte die Nacht außerhalb der Stadt unter freiem Himmel zu, nahe dem Ufer der Rhone: „Der Abend war unvergleichlich, das lechzende Gras wurde vom Thau erquickt, es ging nicht der geringste Wind. Die Nacht war ruhig und vollkommen heiter, die Luft frisch, ohne kalt zu sein, die Nachtigallen sangen mich in Schlaf. Mein Schlummer war süß, mein Erwachen war es noch weit mehr, als ich um mich her das Wasser, das entzückende Grün und die herrliche Landschaft erblickte. Frohen Muthes sang ich ein Liedchen, indem ich gegen die Stadt ging, um mir ein Brod zu kaufen. Da rief mir ein Mönch zu, ob ich Musik verstehe, und als ich es

Französische Zustände.

In Lyon.

*) Confessions, l. IV. gegen Ende.
**) Confessions, l. IV. gegen Ende.

bejahte, schlug er mir vor, Noten abzuschreiben gegen gute Belohnung." — Naturliebe, Träumerei, Abenteuer *)! Rousseau traf Madame Warens wieder, lebte einige Zeit mit ihr auf dem Land und war einige Zeit hindurch glücklich. Da kam eine Krankheit. Rousseau glaubte sich dem Tode nahe. Fromme Gefühle erwachten, er suchte in der Religion Hoffnung und Trost, sagt aber dabei, er habe am liebsten unter freiem Himmel sein Gebet verrichtet: „Ich habe nie gerne im Zimmer gebetet. Es ist mir, als ob die Mauern und all' die kleinen Werke der Menschen sich zwischen die Gottheit und mich in den Weg stellten. Ich mußte sie in ihren Werken betrachten, während daß sich mein Herz zu ihr erhob; auch bestand mein Gebet überhaupt mehr in Bewunderung und Betrachtung, als in frommen Bitten; ich wußte, daß bei dem Geber alles wahren Guten das beste Mittel, das zu erhalten, was wir bedürfen, nicht sowohl ist, jene Güter zu erbitten, als sich ihrer würdig zu machen suchen**)."

Krankheit. Gebet.

Rousseau begann medicinische Bücher zu lesen, bei seiner Neigung zur Hypochondrie und seiner überwiegenden Einbildungskraft glaubte er aber bald, jede Krankheit zu besitzen, von der er gerade las. Schließlich verrannte er sich im Wahn, er leide an einem Herzpolypen. Um sich zu heilen, begab er sich nach Montpellier, wo ihn der Arzt als eingebildeten Kranken behandelte. — Bei der Rückkehr fand er seinen Platz bei der Warens durch einen Anderen besetzt. Rousseau's Schmerz war groß, der Aufenthalt im Haus wurde ihm unerträglich. Er ging 1741 wieder nach Paris, um hier der Akademie der Wissenschaften ein neues System der Notenschreibung mitzutheilen. Am 22. August 1742 hielt er darüber eine Vorlesung. Die Akademie fand, das System sei zwar sehr sinnreich, aber nicht brauchbar. Wieder hatte sich eine Hoffnung, auf die er das Glück seines Lebens gründete, als Seifenblase erwiesen. Die verschiedensten Pläne wurden entworfen: er wollte mit einer Flugmaschine, er wollte als Declamator, als Schachspieler, als Operndichter sein Glück machen. Die Oper Les Muses galantes hatte keinen Erfolg. 1743 bekam er die Stelle eines Privatsecretärs beim französischen Gesandten in Venedig, hielt es aber bei dem rohen und herrischen Manne nicht aus und war nach 18 Monaten schon wieder in Paris. Eine Zeitschrift, die er mit Diderot herausgeben wollte, brachte es nicht über die erste Nummer hinaus.

Hypochondrie. Nach Paris. Pläne.

Uebrigens hatte Rousseau Zutritt zu den tonangebenden Kreisen gefunden. Man sah in ihm einen geistreichen leidenschaftlichen Sonderling, dem es namentlich an feinen Formen fehle — man nannte ihn nur den Bären. Aber in welchem Gegensatz fühlte sich erst Rousseau zu dieser Gesellschaft, die geistreich, gebildet, aber sittenlos, witzig und herzlos war, bei der Alles außen glänzte, während innerlich Alles faul war — Rousseau mit seinem Hang zum Idealen, der ihm trotz aller Verirrungen geblieben war, und seiner Liebe zur Natur und zur Freiheit! Eines Abends wiederhallte der Saal von Gotteslästerungen — Rousseau drohte fortzugehen, wenn man nicht aufhöre: wenn es eine Feigheit sei, zu dulden, daß von einem abwesenden Freunde übel gesprochen werde, so sei es ein Verbrechen, wenn man dulde, daß Gott gelästert werde, der überall gegenwärtig sei.

1749 trat dieser Gegensatz offen zu Tage. — Rousseau besuchte damals

*) Gegen Ende des vierten Buches der Confessions.
**) Confessions, L. V.

öfter Diderot, während dieser im Gefängniß zu Vincenne aß. Auf dem Weg dahin las er im Mercur de France die Ankündigung einer Preisaufgabe, welche die Akademie zu Dijon stellte, ob der Fortschritt in den Wissenschaften und Künsten zur Verbesserung oder zur Verderbniß der Sitten beigetragen habe. Wahrscheinlich meinte die Akademie die Frage so: ob das Wiederaufleben der Studien des klassischen Alterthums im 15. und 16. Jahrhundert eine Verschlimmerung oder Verbesserung der Sitten zur Folge hatte, denn sonst wäre die Frage eine sonderbare, indem die Literatur eines Volkes ja aus seinem Leben und seiner Geschichte hervorgeht, nicht aber eine von demselben unabhängige Macht ist. Aber Rousseau nahm die Frage wörtlich — galt doch die Literatur in Frankreich als eine Macht an und für sich, herrschte doch Voltaire wie ein König in Ferney. Rousseau war tief ergriffen von der Frage, er bekam heftiges Herzklopfen, der Athem versagte ihm, er mußte sich unter einem Baum niedersetzen und vollbrachte dort eine halbe Stunde in solcher Bewegung, daß er, als er sich erhob, seine Kleider von Thränen benetzt fand, ohne daß er sein Weinen bemerkt hatte. So Vieles, was er in seinem bewegten Leben bisher empfunden, strömte jetzt in ihm zusammen und mit dem ihm eigenen Talent der Uebertreibung führte er jetzt den Satz durch: Kunst und Wissenschaft sind die Ursache des Unglücks der Einzelnen und des Verderbens der Gesellschaft: unsere Seelen entarten in dem Maß, als Künste und Wissenschaften der Vollendung entgegengehen. Sklaverei, Verschwendung, Schwelgerei sind zu allen Zeiten die Strafe gewesen für das stolze Bestreben, aus der glücklichen Unwissenheit, in welche die ewige Weisheit uns versetzt hat, herauszutreten. Die Astronomie ist aus dem Aberglauben entstanden, die Beredtsamkeit aus dem Ehrgeiz, alle Wissenschaften aus dem Hochmuth, und ihre Pflege schwächt die kriegerischen Eigenschaften eben so sehr als die sittlichen. Die Buchdruckerkunst, die Ursache schrecklicher und immer wachsender Unruhen in Europa, lehrt nur die Ausschreitung des menschliches Geistes verewigen. Man zieht jetzt das Talent der Tugend vor; man fragt nicht mehr, ob ein Buch nützlich ist, sondern ob es gut geschrieben ist. Unsere Gelehrten mit ihrem gefährlichen Zweifel untergraben die Grundlagen des Glaubens und vernichten die Tugend: sie lachen höhnisch bei den Worten Vaterland und Religion, sie haben nur einen Glaubenssatz, die Wuth, sich bemerkbar zu machen. In unseren Schulen lernt die Jugend Alles, nur ihre Pflichten nicht. Die alten Staatsmänner sprachen von guten Sitten und von Tugend, die neueren nur von Handel und Geld. Es gibt tausend Preise für schöne Reden, aber keinen einzigen für gute Handlungen. Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Scheidekünstler, Musiker, Dichter, Maler, aber wir haben keine guten Bürger mehr. Die einzige Weisheit ist jetzt, sich in sich zurückzuziehen und beim Schweigen der Leidenschaft die Stimme des Gewissens zu vernehmen*).

Preisfrage.

Discours.

*) Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en 1750 sur cette question: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs.

Also die Wissenschaften sind eitel in ihrem Ursprung, und gefährlich in ihrem Wirken. Es war ein Faustschlag in's Angesicht für die Gesellschaft, die so stolz war auf ihr Wissen, auf ihren Unglauben, auf die Bewunderung, welche Europa an die französischen Schriftsteller verschwendete, und dennoch erhielt der Verfasser den Preis, aber nur wegen der Form, denn eine so volle und strömende Sprache, so viel Kraft und Feuer des Stiles, eine so blendende Kunst der Sophistik, eine solche Musik der Perioden war etwas Neues. Auch die Gesellschaft spendete ihm Beifall, trotzdem sie das Gefühl hegte, sie vernehme ein unterirdisches Dröhnen, wie von einem bevorstehenden Erdbeben.

An Angriffen fehlte es nicht, auf die Rousseau nur noch mit stärkeren Sätzen antwortete: die Wissenschaft ist nur für den Menschen im Allgemeinen, für einzelne hervorragende Geister, die anderen brauchen Nichts zu studiren als ihre Pflichten und haben dazu Einsicht genug. Die Philosophie ist die Tochter des menschlichen Hochmuths. Das Evangelium hingegen ist das einzig nöthige Buch für einen Christen und das nützlichste unter allen. Der Mensch ist von Natur gut, ehe die schrecklichen Worte Mein und Dein erfunden wurden, ehe es Herren und Sklaven gegeben hat.

Nicht minder tief geht die Schrift über den Ursprung und die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen — wiederum Lösung einer Preisfrage der Akademie zu Dijon*). Im Wald von Saint Germain arbeitete Rousseau diesen Aufsatz binnen 8 Tagen gut aus, der in seinem ersten Theil den Urzustand schildert, wie er ihn träumt, und im zweiten die Entstehung des Staates entwickelt. Der Mensch im Urzustand ist kräftig, muthig, geschickt, gesund und gut, voll Mitgefühl, halb ein Thier, es ist jedoch besser, fügt er bei, „einem Schaf zu gleichen, als einem gefallenen Engel.“ Zwei Eigenschaften unterschieden ihn übrigens von den Thieren, der freie Wille und die Möglichkeit sich zu vervollkommnen. „Es ist traurig, daß wir es zugestehen müssen, diese fast unbeschränkte Thätigkeit ist die Quelle alles Unglücks bei den Menschen.“ — „Wenn die Natur uns bestimmt hat gesund zu sein, so wage ich beinahe zu behaupten, daß der Zustand der Ueberlegung ein Zustand gegen die Natur ist und daß der Mensch, welcher nachdenkt, ein verkommenes Thier ist.“ Der erste, der sich Kleider und eine Wohnung machte, gab sich da Dinge, die er nicht nothwendig brauchte, denn er hatte sie ja früher entbehrt. — „Indem der Mensch gesellschaftlich und dienstbar wird, wird er schwach, furchtsam und kriechend.“ — „Der Erste, meint er, der ein Stück Land umzäunte und erklärte: dieß gehört mir, und der Leute fand, die einfältig genug waren, es zu glauben, ist der wahre Gründer der bürgerlichen Ordnung gewesen. Wie viele

Discours sur l'inégalité.

Paris. Villemain bemerkt mit Recht: Die Akademie zu Dijon hätte besser gethan, die Frage so zu stellen: Quelle est l'influence de l'état social et des moeurs sur le progrés ou l'abaissement des lettres et des arts?

*) 1753 stellte sie die Frage: Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes? — Est elle autorisée par la loi naturelle?

Verheerungen und Kriege, Mord und Elend wären nicht dem menschlichen Geschlechte erspart worden, wenn Jemand diese Umzäunung niedergerissen und den Anderen zugerufen hätte: hütet euch, diesem Betrüger zu glauben, ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte des Bodens Allen angehören und dieser selbst Niemanden zusteht." Dieser Satz hat eine verhängnißvolle Wirkung bekommen, und ist der Glaube der Communisten geworden. Die Menschen lebten frei, gesund, gut und glücklich; das Uebel begann, sobald die Gleichheit schwand und das Eigenthum entstand. „Die Bearbeitung der Metalle und der Ackerbau waren die zwei Künste, deren Erfindung diese große Veränderung bewirkte. Das Eisen und das Getreide haben das Menschengeschlecht civilisirt und die Menschen zu Grunde gerichtet." Mit dem Ackerbau ward das Land getheilt und mit dem Eigenthum entstanden die Gesetze, die Ungleichheit nahm zu, aber auch der Widerstand der Armen gegen die Reichen. Zu ihrem Schutz führten diese die Ordnung des Rechts und des Friedens ein. „Die Freiheit ist eine Gabe, die wir von der Natur in unserer Eigenschaft als Menschen haben. Die Eltern haben darum kein Recht, ihre Kinder an einen Despoten oder an einen Herren zu veräußern." Die Ungleichheit hat drei Abstufungen, Einführung von Gesetz und gesetzlichem Eigenthum, Einführung von Behörden, Veränderung der gesetzlichen in eine willkürliche Gewalt. Die Demokratie ist die beste Regierungsform, weil sie sich am wenigsten von der Natur entfernt. Ursprünglich wurden alle Beamten gewählt, wegen Wahlstreitigkeiten gestattete aber nach und nach das Volk den Oberen, ihre Würde erblich zu machen, und so wurden die Stellen Eigenthum. Ein unermeßlicher Raum trennt den Naturzustand von unserem jetzigen, gesellschaftlichen Zustand. „Die Seele und die menschlichen Leidenschaften ändern sich unversehens in diesem langen Uebergang. Während der ursprüngliche Mensch allmälig verschwindet, zeigt uns die Gesellschaft nur einen Haufen künstlicher Menschen und gemachter Leidenschaften, welche das Werk von all' diesen neuen Verhältnissen sind und keinen wahren Grund in der Natur selber haben. Der wilde Mensch lebt nur in sich selbst, der gesellschaftliche Mensch lebt nur in der Meinung der Anderen."

Im Naturzustande, wie er nach Rousseau vor der Gründung des Staates war, finden wir lauter Schilderungen nach Romanen von den Wilden und nach Biographien des Plutarch. Rousseau vergaß, daß dort über die Wilden, hier über die Helden des klassischen Alterthums ein ideales Licht ausgegossen, und daß die düstern, schlimmen Seiten ganz übergangen sind. Er schildert den Zustand der Wilden so glänzend und die Verderbniß durch die Verfeinerung des 18. Jahrhunderts so grauenvoll, daß Voltaire ihm zurief: „Wenn man Sie liest, so wandelt Einen die Lust an, auf Händen und Füßen zu kriechen." Später meinte derselbe: „Was ist das für eine Philosophie, die der gesunde Menschenverstand von Sina bis Canada verwirft, ist sie nicht das Werk eines Bettlers, welcher wünscht, daß alle Reichen von den Armen bestohlen werden, um dadurch eine brüderliche Eintracht unter den Menschen zu gründen." Es ist der Schrei des Schmerzes und des Zornes, der die niederen Klassen der Gesellschaft damals durchdrang, eine Art Kriegserklärung der Besitzlosen gegen die Besitzenden.

Der Naturzustand.

Der Gesellschaftsvertrag*), der 1762 erschien, ist nur eine weitere Ausführung des zweiten Theiles von der Beantwortung der Preisfrage über die Ungleichheit unter den Menschen und wurde das Evangelium der Demokratie. In einem Urvertrag hat das Volk, das einen Staat bilden wollte, auf gewisse Privatrechte aller Einzelnen verzichtet, aber nicht zu Gunsten des Fürsten, sondern zu Gunsten der Gemeinde: die Gemeinde allein schafft Recht, alles andere ist Usurpation, das Volk allein ist der Souverain, sein Wille allein ist die einzige unveräußerliche Souverainetät; der Fürst ist von ihm gewählt, ist nur sein Beamter, den es mit Gewalt ausgestattet hat. Wenn der Fürst mehr sein will, als Beamter, so wird er Usurpator. Die Republik ist eigentlich die einzige rechtmäßige Staatsform. Der Mensch kann nie auf seine Freiheit Verzicht leisten, sonst verzichtet er darauf, ein Mensch zu sein. Indem die Gesammtheit sich zusammenthut, wird der Staat; tritt sie als solcher in Thätigkeit, so heißt sie Souverain; andern Staaten gegenüber heißt sie Staatsmacht; die Mittheilnehmer an der höchsten Gewalt heißen Bürger (Citoyen) und Unterthanen, sofern sie den Staatsgesetzen unterworfen sind. Der souveraine Volkswille hat immer Recht; Ziel und Zweck aller Gesetzgebung muß die Freiheit und Gleichheit sein; Alles, was sie hindern kann, muß man hinwegräumen. Um Glaubenslehren hat der Staat sich nicht zu bekümmern und nur darauf zu sehen, daß der Glaube an das Dasein Gottes und an ein zukünftiges Leben, in welchem die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden, daß der Glaube an die Heiligkeit des Eides und der Staatsgesetze in Kraft bleibe **). Der allgemeine Wille spricht sich in Volksversammlungen aus, und das Volk stimmt von Zeit zu Zeit ab, ob die gegenwärtige Regierungsform und die Gesetze beizubehalten und ob die bisherigen Beamten auch ferner mit der Verwaltung zu betrauen sind. Es gibt keinen andern rechtmäßigen Willen im Staate, als den der Gesammtheit. Gegenüber der Lehre vom göttlichen Recht und von der unumschränkten Macht der Könige haben wir also hier die Lehre von der Souverainetät des Volkes, vom Despotismus der Masse, und diese Lehre in blendender Sprache einem Volke hingeworfen, unter dem die Monarchie sich verächtlich gemacht hatte. Die Blößen der Theorie sind durch die Schärfe der Dialektik, durch den leidenschaftlichen Ton der Darstellung verdeckt. So konnte das Buch der Katechismus der französischen Revolution von 1793 bis zum Sturze der Republik werden. Hat Montesquieu in England die Freiheit verwirklicht gemeint, so erklärt Rousseau entschieden, das englische Volk glaube frei zu sein, es täusche sich aber, es sei nur frei zur Zeit der Parlamentswahlen, nach den Wahlen sei es Sklave; sieht Montesquieu in einem abgeschlossenen Adel die beste Bürgschaft für Erhaltung der Freiheit, so hebt bei Rousseau die Volksversammlung jede ständische Gliederung

Contrat social.

Liberté égalité.

Evangelium der Demokratie.

Gegen Montesquieu.

*) Du Contrat social ou Principes du Droit publique. 1762.

**) Religion erscheint ihm für das Staatsleben nothwendig: Jamais état ne fut fondé, que la réligion ne lui servit de base.

auf, der Gesammtwille entscheidet. Es ist das eine sehr klare Theorie, leider hat sie sich in größeren Staaten immer als unausführbar erwiesen und statt zur vernünftigen Herrschaft hat sie immer zur Pöbelherrschaft geführt. Marat und Robespierre hatten immer Rousseau im Munde und Rousseau hätte sich seiner Lehre geschämt, hätte er ihr Treiben noch schauen können. Denn bei all' seinen Verirrungen hatte Rousseau doch einen milden Sinn und einen Zug zum Edlen und Großen.

Nicht minder bedeutsam wurde eine andere Schrift Rousseaus, die er 1762 veröffentlichte, Emil oder über die Erziehung. Er wollte mit diesem Werke, das halb Lehrbuch, halb Roman ist, an welchem er 20 Jahre nachgedacht und 3 Jahre geschrieben hat, zeigen, wie man neue Menschen für die neue große Zeit bilde, und wie man das heranwachsende Geschlecht aus der Unnatur zur wahren Natur wieder zurückführen könne. Emile ou de l'éducation.

War es in jener Zeit Sitte, daß die Eltern sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht kümmerten und in ihrer Vergnügungssucht dieselben einfach Fremden überließen, so wendet sich jetzt Rousseau an die Mütter: „Ich wende mich an dich, zärtliche, umsichtige Mutter! die du dich entfernt von der großen Heerstraße zu halten und das Bäumchen vor dem Anfall der menschlichen Meinungen zu verwahren wußtest! Warte, begieße die junge Pflanze, bevor sie abstirbt, ihre Früchte werden dich einst erquicken! Lege bei guter Zeit ein Gehege um die Seele deines Kindes an, seinen Umfang mag ein anderer bestimmen, aber das Bollwerk selbst mußt du allein setzen. Die Pflanzen bildet man hernach durch Pflege, und die Menschen durch Erziehung *)." Und wirklich brachte es auch Rousseau durch die hinreißende und gemüthsfrische Darstellung, in welcher er sein System der Erziehung gleich an einer Persönlichkeit, am Emil, schilderte, dahin, daß die Gesellschaft der Bildung des zartesten Alters wieder geziemende Aufmerksamkeit schenkte, daß vornehme Mütter es nicht mehr unter ihrer Würde hielten, ihre Kinder selber zu säugen, daß an die Stelle der Verschrobenheit und Verkünstelung wieder eine naturgemäßere Behandlung der Jugend trat, daß man der Kindheit die Kindlichkeit rettete, daß der Unterricht anschaulich wurde, statt mit unnützem Gedächtnißkram die junge Seele zu erdrücken. Nicht ein Naturmensch im Naturzustand, sondern ein natürlicher Mensch im Stande der Gesellschaft sollte gebildet werden! Vieles ist aus Locke entnommen; während aber Lockes Theorie in ihrer farblosen Darstellung nicht wirkte, hat Rousseau mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit das ganze Erziehungssystem geändert und Männer wie Pestalozzi erweckt. Pflicht der Mutter.

Bedeutsam wurde dieses Buch aber noch durch etwas Anderes, nämlich durch den Kampf, den Rousseau darin gegen den Atheismus und Materialismus seiner Zeit begann. Es ist ein Nothschrei der bessern Menschennatur darin gegen die gräßlichen Lehren jener Zeit, daß der Glaube an einen persönlichen Gott, an Unsterblichkeit der Seele ein Wahn sei. Der Kern seiner Lehre ist im 4. Buch, in dem Glaubensbekenntniß des Vicars von Savoyen enthalten. Wie Marquis Posa die Ansichten Schillers, so spricht der Vicar die Ansichten Rousseaus aus: sag' mir, was deine Religion ist, und ich kenne deinen geheimsten Menschen. Es erscheint ihm als die höchste Abgeschmacktheit, die vollkommene Harmonie aus einem blinden Mechanismus der zufällig bewegten Materie herzuleiten. Die Welt wird Profession de foi du vicaire Savoyar

*) Emile, liv. I. Anfang.

im Gegentheile durch einen mächtigen und weisen Willen regiert. Die Seele ist unkörperlich, sie ist nichts Materielles, sie überlebt den Körper; das Gewissen ist mehr als eine Angewöhnung von Vorurtheilen: „O Gewissen! Gewissen! du göttlicher Trieb, du ewige himmlische Stimme, du sicherer Leiter eines unwissenden und beschränkten, aber verständigen und freien Wesens; du unfehlbarer Richter über Gutes und Böses, wodurch der Mensch zur Aehnlichkeit mit Gott gelangt; du machst die Erhabenheit seiner Natur aus und begründest die Sittlichkeit seiner Handlungen. Ohne dich fühlte ich Nichts in mir, was mich über die Thiere zu erheben vermöchte, als den traurigen Vorzug, durch einen Verstand ohne Richtschnur, durch eine Vernunft ohne Grundsatz aus Irrthümern in Irrthümer zu fallen."

Noch wichtiger ist der vielgenannte Abschnitt durch seine Aussprüche über positive Religion und das Evangelium. Rousseau spricht sich darin nicht als positiver Christ aus, wohl aber voll Verehrung für die christliche Religion. Wir lassen die bedeutsamste Stelle hier folgen:

„Ich gestehe dir auch, daß die Heiligkeit des Evangeliums ein Argument für mich abgibt, das zu meinem Herzen spricht, und es würde mich schmerzen, wenn ich irgend eine treffende Widerlegung dagegen auffände. Betrachte die Schriften der Philosophen mit allem ihrem Pompe: wie klein erscheinen sie gegen jenes Buch gehalten! Kann ein Buch, das so erhaben und dabei so einfach ist, Menschenwerk sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, ein bloßer Mensch gewesen sein? Ist dies die Sprache eines Enthusiasten oder eines ehrgeizigen Sectenstifters? Welche Milde, welche Reinheit in seinen Sitten! Welch' rührende Anmuth in seinen Lehren! Welche Hoheit in seinen Grundsätzen! Welche tiefe Weisheit in seinen Gesprächen! Welche Geistesgegenwart, welche Bestimmtheit und Genauigkeit in seinen Antworten. Welche Gewalt über die Leidenschaften! Wo ist der Mensch, wo der Weise, welcher ohne Schwäche und ohne Prahlerei so zu handeln, zu leiden, zu sterben versteht? Wenn Platon in seinem idealen Gerechten zeigt, wie derselbe mit aller Schmach eines Verbrechens belastet, jedes Lohnes der Tugend würdig ist, so malt er Zug für Zug Jesum Christum. Die Aehnlichkeit ist so auffallend, daß alle Kirchenväter sie gefunden haben, obgleich ein Irrthum in dieser Hinsicht gar nicht unter die Möglichkeiten gehört. Welche Vorurtheile, welche Blindheit, ja welche Unredlichkeit gehört dazu, wenn man den Sohn des Sophroniskus mit dem Sohne der Maria zu vergleichen wagen will? Welch' ein Unterschied zwischen Beiden! Sokrates stirbt ohne Schmerzen, ohne Schmach, er konnte seine Rolle ohne Anstrengung bis zu Ende führen, und hätte dieser leichte Tod nicht sein Leben verherrlichet, so ließe sich noch fragen, ob Sokrates mit allem seinem Geiste nicht ein bloßer Sophist gewesen wäre. Er war aber der Begründer der Moral, sagt man. Andere aber hatten sie schon vor ihm in Ausübung gebracht. Er lieh dem, was Andere gethan hatten, bloß Worte; er brachte ihre Beispiele in Lehren. Aristides war gerecht gewesen, noch ehe Sokrates lehrte, was Gerechtigkeit sei. Leonidas war für sein Vaterland gestorben, bevor Sokrates als Pflicht aufgestellt hatte, sein Vaterland zu lieben. Sparta war mäßig, ehe noch Sokrates der Mäßigkeit Lobreden hielt. Ehe dieser noch seine Erklärung von Tugend abgegeben hatte, war Griechenland reich an tugendhaften Menschen. Aber wo hatte Jesus bei seinem Volke diese erhabene und reine Moral gefunden, von welcher er allein Lehrer und Beispiel wurde? Mitten unter dem gewaltigen Wüthen des Fanatismus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfachheit der heldenmüthigsten Tugend schmückte das niedrigste aller Völker. Der Tod des Sokrates, der ruhig mit seinen Freunden philosophirt, ist der süßeste, den man sich wünschen kann; der Tod Christi, welcher unter Martern, Ungerechtigkeiten, Spottreden eines ganzen

Evangelium.

Sokrates und Christus.

Volkes seinen Geist aufgab, ist der entsetzlichste, den man nur fürchten kann. Sokrates greift nach dem Giftbecher und segnet den, welcher unter Thränen denselben ihm darreicht. Jesus betet unter den fürchterlichsten Todesqualen für seine erbitterten Henker. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates einen Weisen bezeichnet, so stellt Christi Leben und Tod einen Gott dar. Wollten wir sagen, die Geschichte des Evangeliums sei nur zum Vergnügen erfunden worden? Mein Freund! es ist nicht wahr, daß man so erfindet! Uebrigens sind die Thaten des Sokrates, die Niemand in Zweifel zieht, keineswegs so begründet, als die Jesu Christi. Im Grunde heißt es auch nur die Schwierigkeiten bei Seite schieben, nicht aber heben. Noch weit unvereinbarer erscheint es, daß vier Menschen mit solcher Einstimmung dies Buch ausgearbeitet haben sollen, als wenn nur einer den Stoff dazu lieferte. Nie würden jüdische Autoren diesen Ton, diese Sittenlehren gefunden haben, und das Evangelium hat so große, so auffallende, so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit aufzuweisen, daß der Erfinder desselben noch bewunderungswürdiger erscheinen müßte, als der Held desselben. Bei allem diesem aber ist das Evangelium auch voll von unglaublichen Dingen, von Dingen, die der Vernunft widerstreben, welche ein denkender Mensch weder begreifen, noch annehmen kann. Was ist zu thun bei so vielen Widersprüchen? Allezeit bescheiden und behutsam zu sein, mein Sohn! Das still zu ehren, was man weder verwerfen, noch begreifen kann, sich vor dem großen Wesen demüthigen, das allein wahr ist."

Gegen diese Religion des Herzens wurden gar viele Einwände erhoben. Gegner. Justus Möser in Osnabrück hob vom rationalistischen und staatsmännischen Standpunkt Bedenken, daß die rohen Massen unmöglich sich von bloßen Naturpredigten rühren lassen, damit würde Moses bei seinen Ziegelbrennern Nichts ausgerichtet haben. Die Predigt der Werke Gottes, die wir täglich vor Augen haben, gleiche dem Geschrei eines Kanarienvogels, welchen sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr hört, während einem Fremden im Zimmer die Ohren davon klingen. Der Satz, man könne in allen Religionen selig werden, werde nie großen Eifer für eine Religion erwecken, er ersticke jeden Katechismusunterricht im Keim. Nicht als Theologe, sondern als Jurist müsse er sagen, die Ewigkeit der Höllenstrafen zu läugnen, das Ansehen der Geistlichkeit herunterzusetzen, sei höchst ungeeignet. „Ich habe die Krankheiten der großen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchien, Aristokratien, Demokratien oder Tyrannien heißen, erwogen und daraus geschlossen, daß ihnen eine geoffenbarte Religion zu jeder Zeit nothwendig und heilsam gewesen ist. Hiernächst habe ich gefunden, daß die christliche Religion zu allen Absichten, welche die Gottheit mit den Menschen haben kann, auf das vollkommenste hinreiche, und daraus ziehe ich den Schluß, daß wir thöricht thun, ein so vollkommenes Band zu schwächen oder gar wohl zu zerreißen!" — Andere*) warfen die Frage auf, ob diese sogenannte Naturreligion nicht ein bloßer Widerschein dessen sei, was wir im Christenthum erhalten haben. Auch die Protestanten, obschon Rousseau 1754 in Genf zum calvinischen Bekenntniß zurückgetreten war, wollten von dieser Religion des Herzens Nichts wissen.

Den Encyclopädisten war dieses Bild Christi zu rein, sie wollten gar Nichts von Religion hören. — Rousseau war ohnehin mit den Stimmführern aus einem anderen Grund zerfallen. 1745 fesselte er sich an ein Schenkmädchen aus Orleans, Therese Levasseur, die so beschränkten Geistes war, daß sie nie die zwölf Monats-

*) In seinem Sendschreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben an Herrn J. J. Rousseau in Mösers vermischten Schriften Band I. 116. Vgl. Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts I. 209—22.

namen wußte; und mit ihr mußte er ihren Vater und ihre Mutter zu sich nehmen, und da ihm der Dienst als Schreiber bei einem Generalpächter drückend wurde, sich von Notenabschreiben erhalten. Die Noth wurde arg. Zwei Kinder, die ihm Therese 1747 und 1748 gebar, sandte Rousseau, der so ergreifend über die Pflicht der Kindererziehung schrieb, mit solchem Leichtsinn in's Findelhaus, daß er sie unter anderen Kindern nicht mehr herausfinden konnte. Seit 1755, wo er die Abhandlungen über die Ursachen der Ungleichheit herausgegeben, beschloß er, selbst ein Vorbild in seinen Lehren zu sein, und da betrachtete er zunächst Therese als seine wahre Gattin. Aber drei Kinder, die sie ihm noch gebar, sandte er dennoch in's Findelhaus, „als Mitglied der Republik Platos, denn die Gesellschaft würde sie doch nur zu Stiefelputzern oder zu Verbrechern herabwürdigen!" — Einige Zeit hindurch gedachte er das verdorbene Paris zu verlassen und sich in seine Heimath zurückzuziehen, aber davon brachte ihn die Erwägung ab, daß Voltaire in Genf doch zu viel Einfluß besitze. D'Alembert hatte im Artikel Genf in der
Ueber Theater. Encyclopädie die Genfer aufgefordert ein Theater zu gründen. Rousseau ereiferte in einem Sendschreiben an d'Alembert sich dagegen*): Theater seien nur für große Städte, aber nicht mit einfachen Sitten; hier seien Turnübungen und kriegerische Spiele am Platz. Madame d'Epinay, die seine Liebe zur einsamen Waldnatur kannte, gewährte ihm hochherzig den Aufenthalt in ihrer Eremitage im Wald von Montmorency. Aber hier in schönster Waldeinsamkeit spielte ihm sein Herz wieder einen Streich, welches die geistlose Therese nicht ausfüllen konnte. Er trauerte, daß er nie wahrhaft geliebt habe, daß er alt werde, ohne je jung gewesen zu sein, und daß er sterben müsse, ohne je gelebt zu haben. Die schöne und geistreiche Schwester der Epinay, Madame Houdetot, erweckte die heftigste
Die neue Heloise. Leidenschaft, die er im ersten Theil des Romans, die neue Heloise, in Briefen aushaucht, von denen jede Zeile von innerer Gluth zittert. Von der schönen Seele (belle âme), als welche Rousseau Julie die Heldin seines Romanes schildert, kommt der Ausdruck Schönseligkeit. Doch bewahrt diese schöne Seele nicht die Hoheit des Weibes, sie fällt, denn des Dichters Phantasie ist unrein. Madame Houdetot wies einen Liebesantrag zurück und nun lohnte Rousseau mit Undank. Der zweite Theil des Romans ist kalt, Julie wird vermählt an einen Mann, den sie nicht liebt, aber achten muß, und nach und nach stellt sich die Liebe ein und der Dichter preist das Glück und die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe. Während der erste Theil mit dem Fall, endet der zweite mit der Bekehrung des Mädchens und der Dichter führt den Plan durch, zur Idylle sei kein Arkadien nöthig. Der Bruch mit der Epinay hatte auch den Bruch mit Diderot und dessen Freunden zur Folge. Statt in sich den Grund zu suchen, kam der eitle und argwöhnische Mann auf den schwarzen Gedanken, es bestehe eine Verschwörung gegen ihn, den die folgenden Ereignisse nur noch stärkten.

Der Erzbischof von Paris trat gegen das Buch auf: vom Standpuncte der
Verfolgung. Offenbarung konnte er sich natürlich nur gegen diesen Cult des Herzens, gegen diese Gefühlsreligion aussprechen, er sah im Emil einen Angriff auf die herrschende Kirche. Aber auch das Parlament vereinigte sich mit der Kirche, auch es hielt die Religion für bedroht, und verdammte, wie der Erzbischof, das Buch und der Generalprocurator erließ einen Verhaftsbefehl gegen dessen Verfasser. Am 9. Juni 1762 erging der Parlamentsbeschluß gegen Rousseau und am 9. August des gleichen Jahres gegen die Jesuiten. Um wegen der letztern Maßregel nicht in Verdacht zu kommen, glaubte das Parlament durch sein Einschreiten gegen Rousseau seinen Eifer für die Kirche kundgeben zu müssen. — Das Buch ward verbrannt,

*) Lettre à d'Alembert sur les spectacles.

Rousseau aber gelang es, in die Schweiz zu entfliehen. Aber auch in der Heimath Genf, wo der Flüchtling Ruhe zu finden hoffte, wurde der Emil öffentlich verbrannt und ein Verhaftsbefehl gegen den Verfasser erlassen. Ebensowenig konnte Rousseau in Bern Schutz finden; er ging nach Neufchatel, wo ihn Friedrich II. schützte, und wo er einige Zeit ganz dem Genusse der Natur sich wieder hingeben konnte. Von hier sandte er die Briefe vom Berg gegen die Regierung zu Genf, gegen welche selbst ein Theil der Bürger für Rousseau sich in Waffen erhob. Vorher schon war der Brief an Christoph von Beaumont erschienen, in welchem Rousseau mit hinreißender Beredtsamkeit die Sorbonne, wie das Parlament anfuhr, Gewissensfreiheit und Glaubensduldung predigte, die Dogmen und Disciplin der katholischen Kirche mit den schärfsten Waffen angriff, und mit einem seltenen Talent der Controverse und Polemik sich als den Kämpfer der Wahrheit und seine Gegner als in Lüge und Heuchelei Befangene darstellte. Katholiken und Protestanten waren diesmal jedoch einig gegen ihn; bald machte das Volk Angriffe auf sein Haus und Rousseau mußte nach der Petersinsel im Bieler-See flüchten, wo er sich jedoch nur einen Monat lang seiner Schwärmerei für die schöne Natur hingeben konnte, denn die Genfer Regierung verwies ihn des Landes. Selbst Voltaire hielt es mit den Gegnern und bezeichnete Rousseau in einem Gedicht „La guerre civile de Genève“ als den Feind des menschlichen Geschlechtes. Von allen Seiten verfolgt trug sich Rousseau mit dem Plane, nach Berlin zu fliehen, da bot ihm der philosophische Geschichtschreiber Hume seine Gastfreundschaft in England an. Gerne kam der berühmte Flüchtling der Aufforderung entgegen. Der Prinz Conti hatte ihm die Erlaubniß bewirkt, Paris berühren zu dürfen, wo er trotz des vom Parlament erlassenen Verhaftsbefehls im December 1765 ungehindert die Besuche Vornehmer und Neugieriger empfangen konnte und von wo er im Februar 1766 die Reise nach England antrat.

Lettres de la Montagne.

Rousseau in England.

England.

Mit Rousseau gehen wir jetzt nach England hinüber und fassen hier zunächst die Zustände unter Georg I., II. und III. in's Auge. Den Adel finden wir lebenslustig und ausgelassen, wie in den fröhlichen Tagen Karls II. Im Mittelstand finden wir noch vielfach puritanische Strenge. Die Lockerheit im Leben des Adels nahm noch zu unter Georg III., so sehr auch dieser König streng auf Anstand und Sittlichkeit hielt und selber das zurückgezogenste häusliche Leben führte.

Sitte.

Im Jahr 1771 schwebten nicht weniger als 25 Ehebruchsprocesse vor dem geistlichen Gericht, mehr als früher in einem halben Jahrhundert zusammengenommen. Der Bischof von Llandaff brachte, um dem Unfug zu steuern, eine Bill in's Oberhaus, worin er sich auf die Thatsache stützte, daß während der 17 Jahre seiner Regierung mehr Ehescheidungen vorgekommen seien, als während der ganzen Dauer der englischen Geschichte. Walpole schreibt darüber: wenn es so fortgeht, so wird bald ein Viertel unserer Pairinen mit der Hälfte unserer lebenden Pairs verheirathet gewesen sein*). Trotz dem, daß der Adel sich durch lockeres Leben in

Ehe.

*) Walpole, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georg II. und III. Einleitung. Seite 118.

den Augen des Mittelstandes herabsetzte, hielt er streng auf seinen Stammbaum. Adelsstolz Georg II. pflegte zu sagen, der beste Edelmann sei Lord Denbigh, weil er von den Grafen von Habsburg abstamme. Lord Chesterfield wollte aber noch höher hinaus: er hängte unter seinen Ahnenbildern zwei alte Köpfe auf und schrieb darunter Adam von Stanhope und Eva von Stanhope*). Jagen, wetten und spielen Lockeres Leben. und Ausschweifungen aller Art — war das Treiben des Adels. Walpole schreibt 1756: „wenn Thorheit und Verschwendung andeuten, daß eine Nation auf dem Gipfel ihres Ruhmes steht (wie aber Andere behaupten, daß sie Vorboten ihres Untergangs sind), so befanden wir uns nie in blühenderem Zustand. Glauben Sie Selbstmorde. nicht an die Seelenwanderung, sind Sie nicht überzeugt, daß dieses Geschlecht mitten inne steht zwischen Sardanapal uud Heliogabal." Die Folgen dieses lockeren Wahnsinn. Lebens blieben natürlich nicht aus. Die Zahl der Selbstmorde, ungewöhnlicher Verbrechen und Geistesstörungen ist in dieser Zeit sehr groß. Im Zusammenhang Unsicherheit. mit diesem fieberischen Treiben nahm die Unsicherheit auf den Straßen und selbst in London zu. Die ersten wurden von Räubern zu Pferd, Straßenritter genannt, unsicher gemacht. Unter der Regierung Georgs I. wurden reichen Leuten in London Zettel an die Thüre gesteckt, die ihnen bei Todesstrafe verboten, anders als mit einer Uhr oder mit weniger als zehn Guineen im Sack zu reisen. Diese Unsicherheit dauerte bis in die achtziger Jahre. 1774 schreibt Walpole**): „Unsere Straßen werden so sehr von Räubern beunruhigt, daß es fast gefährlich ist sie bei Tag zu betreten. Vorgestern hätten wir bald unseren ersten Minister Lord North verloren. Die Räuber schoßen nämlich auf seinen Postillon und verwundeten ihn schwer. Kurz alle Freibeuter, die nicht in Indien sind, haben sich auf die Heerstraße begeben." — 1782 schreibt derselbe Walpole von dem abscheulichen Kriegszustand, in welchen man sich in Folge der ungeheuren Menge von Dieben und Straßenräubern und ihren muthwilligen Grausamkeiten befinde: „Da wir jetzt für die Verbrecher, die früher nach den Colonien verwiesen wurden, keine Unterkunft mehr haben, so beschloß man, sie über die Dauer der Strafzeit auf Schiffen einzusperren. In diesen Anstalten werden minder erfahrene Spitzbuben zu Meistern herangebildet und kommen nach Vollendung ihrer Studien so gefährlich heraus, wie wenn sie sich auf einer unserer Universitäten zu Doctoren der Rechte, der Arzneikunde oder Gottesgelehrtheit hätten machen lassen. — Da sie jedoch keinen Beruf haben und sich über ihren Charakter nicht ausweisen können, so finden sie keine Anstellung und müssen auf Kosten des Publikums leben. Kurz, das Uebel ist so schreiend, daß man sich nur wohlbewaffnet Abends auf die Straße wagen kann. Man kann sich einen Begriff machen, wie verdorben wir sind, da der Krieg nicht die Hälfte unserer Auswürflinge verzehrt und das Pressen ihre Zahl nicht vermindert hat! Aber kein Wunder, wie sollen die Sitten des Volkes sich bessern, wenn in den höheren Kreisen solche Ausschweifung herrscht." — Diese Schilderung ist nicht übertrieben, wurde doch damals selbst in das Haus des Kanzlers eingebrochen und das große Siegel von England gestohlen, wurde doch das Silbergeschirr des Ministers Pitt die Beute einer Diebsbande, wurde doch in den Palast des Erzbischofs von Canterbury eingebrochen, ja in einem der belebtesten Theile Londons, in der Nähe der königlichen Palastwache, wurde der Postwagen angehalten und ausgeplündert! Wie in Italien wurden Straßenräuber als kühne und edle Geister Gegenstand der Balladen. Die Gerichte räumten auf. 1766 wurden bei den Assisen nicht weniger als 223, 1786 von einem einzigen Gerichtshof 133 Todesurtheile gefällt. Den Hinrichtungen namentlich berühmter Räuber

*) Walpole l. c. 75—76.
**) Denkwürdigkeiten. Einleitung 147.

wohnten Tausende von Menschen bei. Jonathan Wild, der 1725 am Galgen zu Tyburne endete, hatte sogar den Beinamen des Großen.

So waren die Männer. Bei den adeligen Frauen dieser Zeit finden wir, daß sie sich sehr mit Politik befaßten. Lady Maria Wortley schildert folgenden ergötzlichen Zug. „Bei der letzten hitzigen Verhandlung im Hause der Lords wurde einstimmig beschlossen, daß keine überflüssigen Zuhörer eingelassen werden sollten. Das schöne Geschlecht wurde daher ausgeschlossen und die Galerie einzig zum Gebrauche der Mitglieder des Unterhauses bestimmt. Trotz dieser Entscheidung nahm sich eine Schaar von Frauen vor, bei dieser Gelegenheit zu zeigen, daß weder Männer noch Gesetze ihnen widerstehen könnten. Diese Heldinen waren: Lady Huntingdon, die Herzoginen von Queensbury und Lancaster, Lady Westmoreland, Lady Cobham, Lady Charlotte Edwin, Lady Archibald Hamilton und ihre Tochter, Frau Scott und Frau Pendarvis, und Lady Francisca Saunderson. Ich führe sie deßhalb alle mit Namen auf, weil ich sie als die kühnsten Vertheidigerinen und hingebendsten Märtyrinen der Freiheit betrachte, die mir je vorgekommen sind. Sie erschienen um neun Uhr Morgens an der Thüre des Hauses und wurden von Sir William Saunderson ehrerbietig benachrichtigt, der Kanzler habe ihre Zulassung verboten. Die Herzogin von Queensbury als Oberbefehlshaberin rügte diese Grobheit von Seiten eines bloßen Rechtsgelehrten und ersuchte Sir William, sie heimlich die Treppe hinaufzuführen. Nach einigen bescheidenen Weigerungen betheuerte er endlich mit einem Schwur, er werde sie nicht einlassen. Ihre Gnaden erwiederten eben so barsch, sie würden dem Kanzler und dem ganzen Hause zum Trotz dennoch hineinkommen. Bei der Nachricht davon beschlossen die Pairs sie auszuhungern; es wurde Befehl ertheilt, die Thüren geschlossen zu halten, bis sie die Belagerung aufgehoben hätten. Jetzt bewiesen die Amazonen, wie gut sie selbst zum Infanteriedienste taugten; denn sie hielten ohne irgend eine Erfrischung oder Erleichterung bis 5 Uhr Abends aus, indem sie die Thüren von Zeit zu Zeit mit Schlagen, Stoßen und Klopfen bestürmten, und zwar so heftig, daß die Redner im Hause kaum gehört wurden. Als die Lords noch immer nicht nachgaben, ließen die zwei in Kriegslisten erfahrenen Herzoginen eine halbe Stunde lang das tiefste Stillschweigen eintreten, und der Kanzler, welcher daraus mit Bestimmtheit auf ihre Entfernung schloß, ertheilte nun, da auch die Gemeinen mit Ungeduld Zutritt wünschten, Befehl zur Oeffnung der Thüre. Kaum war sie aufgegangen, so stürzten die Damen, ihre Mitbewerber wegdrängend, alle auf einmal hinein und besetzten die vordersten Bänke der Galerie. Hier blieben sie bis nach elf Uhr, wo die Sitzung aufgehoben wurde, indem sie während der Verhandlungen nicht bloß durch Lächeln und Winken, sondern durch lautes Gelächter und andere Merkmale der deutlichsten Art Beifall und Mißfallen zu erkennen gaben *)." — — Als es sich 1784 um die Wahl von Fox handelte, erzählt Walpole: „Die alten Weiber hassen ihn, aber die meisten hübschen Frauen in London verwendeten sich unermüdlich für ihn, namentlich die Herzogin von Devonshire. Ihr namentlich, der Beherrscherin des Reiches der Mode, hatte er seine Wahl zu verdanken. Sie warb in eigener Person Stimmen für ihn, brachte mehr als einmal arme Handwerker in ihrer Kutsche auf den Wahlplatz und erkaufte sogar die Stimme eines trotzköpfigen Fleischers durch einen Kuß." Angelika Kaufmann nannte sie das größte Ideal einer Grazie, das sie je gesehen, und ein Irländer rief, indem er ihr Antlitz anschaute: „ich könnte an ihren Augen meine Pfeife anzünden **)."

Die Frauen.

---

*) l. c. S. 69.
**) l. c. S. 195.

Die Politik nahm fast alle Talente in Anspruch. Das Zeitalter der beiden Literatur erſten George iſt daher der Literatur ziemlich ungünſtig. England empfing in dieſer Zeit ſeine Anregung von Frankreich, dem es früher dieſelbe gegeben hatte. Geſchichte. Die gerühmten Geſchichtſchreiber dieſer Zeit arbeiteten nach franzöſiſchen Grundſätzen. Robertſon und Gibbon ſind Schüler Voltaires.

Robertſon. William Robertſon, geb. 1721 zu Boſthwick, Sohn eines presbyterianiſchen Predigers, widmete ſich dem gleichen Beruf mit großem Eifer, wurde Pfarrer, war dabei ein Gegner der Jakobiten ſo ſehr, daß er 1745 ſich als Freiwilliger einreihen ließ. 1759 erſchien ſeine Geſchichte von Schottland während der Regierung Maria Stuarts und König Jakobs VI., die noch während ſeines Lebens 14 Auflagen erlebte. 1769 folgte ſeine Geſchichte Karls V. in drei Bänden, 1777 ſeine Geſchichte Amerikas in zwei Bänden, 1791 ſeine Unterſuchung über die Kenntniß Indiens bei den Alten. Robertſon iſt klar, ſcharfſinnig und hat ſich in den Quellen, ſo weit ſie damals erreichbar waren, wohl umgeſehen. Was ihm fehlt, iſt Phantaſie: er iſt kritiſch, hat aber weniger die Gabe der Darſtellung. († 1793*).

Gibbon. Eduard Gibbon, geb. 1737 zu Putney in der Grafſchaft Surrey, ſtammte aus einer alten, reichen Familie, die aber nie ſich beſonders hervorgethan hatte. Sein Großvater war Tuchhändler und einer der Directoren der Südſeegeſellſchaft, bei der er 100,000 Pfund verlor, aber auch wieder zu gewinnen verſtand. Der Vater ſaß im Parlament und war ein eifriger Gegner Walpoles. Gibbon war als Knabe ſehr ſchwächlich, aber von einer unwiderſtehlichen Liebe zur Lectüre getrieben, die er für alle Schätze Indiens nicht aufgeben mochte. Im 15. Jahre ſchon beſchäftigte er ſich mit einer Geſchichte des Seſoſtris; als er die Univerſität Oxford 1752 bezog, hatte er ſchon eine große Zahl von Geſchichtswerken durchgearbeitet. Dort las er auch Boſſuets Geſchichte der Veränderungen des Proteſtantismus und ward davon ſo überzeugt, daß er zur katholiſchen Kirche übertrat. Sein Vater zürnte darob und, um ihn dem Einfluß eifriger Katholiken zu entziehen, ſandte er ihn zu einem Prediger nach Lauſanne. Nach 18 Monaten kehrte Gibbon zu ſeinem alten Glauben wieder zurück, oder vielmehr bekannte er, er ſei nicht mehr Katholik, denn er war wie Bayle ein Zweifler geworden. Wie er ſelber ſagt, beſchleunigte das traurige Leben und der ſchlechte Tiſch in dem Hauſe, wo er ſich aufhalten mußte, ſeine Bekehrung. Gibbon hatte von der Natur eines Märtyrers für ſeine Ueberzeugung offenbar Nichts in ſich und wir begreifen jetzt, wie er die Begeiſterung der Chriſten der erſten Jahrhunderte in ſeinem großen Werk verkennen mochte. Fünf Jahre wandte er in Lauſanne voll Eifer auf das Studium der Geſchichte, wurde vertraut mit der lateiniſchen und griechiſchen, insbeſondere mit der franzöſiſchen Literatur: er ſchrieb beſſer franzöſiſch als engliſch, aber auch ganz in der negativen Richtung. In Lauſanne faßte Gibbon eine Leidenſchaft für Fräulein Curchod, war aber nicht beſtändig. Sein Vater wollte von der Heirath Nichts wiſſen, da die Geliebte des Sohnes zwar ſchön und geiſtreich, aber nicht reich war. Gibbon zeigte auch in der Liebe ſo wenig Stahlkraft, als in der Religion: „Nach einem peinlichen Kampf, ſagt er, ergab ich

---

*) History of Scotland during the reigns of Mary and of King James VI. till his accession to the crown of Scotland 1759. History of Charles V., with a Sketch of the political and the social state of Europe at the time of his accession 1769. History of America 1777. Historical disquisition concerning the Knowledge, which the ancients had of India 1791. —

mich in mein Schicksal; ich seufzte wie ein Liebhaber und gehorchte wie ein Sohn. Meine Wunde vernarbte allmälig durch die Zeit, durch die Entfernung und eine neue Lebensweise. Meine Heilung wurde beschleunigt von der Ruhe und Munterkeit des theuren Mädchens und meine Liebe verwandelte sich allmälig in Freundschaft." Fräulein Curchod wurde die Gemahlin Neckers. Gibbon lebte jetzt einige Zeit in England auf dem Gute seines Vaters: „Ich rührte nie eine Flinte an, sagt er über sein Leben hier, ich stieg nie zu Pferd und meine philosophischen Spaziergänge endeten bald bei einer Bank, wo ich im Schatten las oder nachdachte. Robertson und Hume waren die Bücher, mit denen ich mich hier namentlich beschäftigte. Die vollendete Darstellung, die nervige Sprache, die schönen Perioden Robertsons entflammten mich zur ehrgeizigen Hoffnung, ich könnte eines Tags in seine Spuren treten. Die ruhige Philosophie, die unnachahmlichen, nachlässigen Schönheiten seines Freundes und Nebenbuhlers zwangen mich oft das Buch mit einem gemischten Gefühl von Entzücken und Verzweiflung wieder zuzumachen." 1759 trat Gibbon zum ersten Mal mit einer kleinen Schrift in französischer Sprache Essai sur l'étude de la littérature vor die Oeffentlichkeit. Er vertheidigte darin die Studien des klassischen Alterthums gegen die Angriffe d'Alemberts, in der Sprache ahmte er Pascal und Montesquieu nach. Im gleichen Jahre — England war damals im Krieg mit Frankreich und die Miliz mußten Uebungen machen — wurde sein Vater Major eines Milizbataillons und der Geschichtschreiber selbst erster Hauptmann: „Ich wurde dadurch Engländer und Soldat, meint Gibbon. Die Einrichtungen und die Bewegungen eines Bataillons gaben mir eine richtige Vorstellung von der Phalanx und der Legion und die Stelle als Hauptmann bei den Grenadieren waren für den Geschichtschreiber des römischen Reichs nicht ohne Nutzen." — Macaulay*) bemerkt zu diesem Geständniß: „Wir hegen nicht den geringsten Zweifel, daß seine Campagne, wenn er auch nie einen Feind sah, und seine Theilnahme am Parlamente, wenn er auch nie eine Rede hielt, von weit mehr Nutzen für ihn waren, als Jahre der Einsamkeit und des Studiums für ihn gewesen wären. Wenn die Zeit, die er auf der Parade und am Officierstisch in Hampshire, oder auf der Schatzbank und bei Brookes während der Stürme verbrachte, welche Lord North und Lord Shelburne stürzten, in der Bodleianischen Bibliothek verbracht worden wäre, so möchte er einige Ungenauigkeiten vermieden, er möchte seine Noten mit einer größeren Anzahl von Citaten bereichert, aber er würde niemals ein so lebensvolles Gemälde von dem Hof, dem Lager und dem Senate hervorgebracht haben."

Die Uebungen unterbrach die Lectüre des Horaz und Homer. Kaum war Friede geschlossen, so reiste Gibbon nach Paris, wo er in den Salons der Geoffrin, bei Helvetius und Holbach eine glänzende Aufnahme fand, dann nach längerem Aufenthalt in Lausanne nach Rom. „Ich bin kein Enthusiast, aber nach 25 Jahren kann ich die heftige Aufregung, welche der Eintritt in die ewige Stadt hervorrief, nicht vergessen und nicht schildern. Nach einer schlaflosen Nacht eilte ich sogleich auf die Ruinen des Forums." — Hier empfing seine Seele den Plan zu seinem großen Geschichtswerk: „Es war in Rom am 15. Oktober 1764, ich saß träumend zwischen den Ruinen des Forums, im Tempel des Jupiter sangen Barfüßermönche gerade die Vesper. Da regte sich in mir der Gedanke, eine Geschichte über den Verfall und den Untergang Roms zu schreiben." Die Vorbereitungen dazu waren lange. 1765 war Gibbon wieder in England. „Kneipe, Wein, schlechte Gesellschaft und tägliche Uebung waren mir zuwider, ich gab meine Entlassung ein."

*) Im Essay über Mackintosh. Essays II. S. 272 (Tauchnitz edition.)

Decline and Fall of the Roman Empire. Nach kleineren Arbeiten erschien 1776 der erste Band seines Hauptwerkes*), das von Mark Aurel bis auf Constantin den Großen geht. Die Großartigkeit des Planes, die Sorgfalt in der Ausführung, die schöne Sprache ernteten verdientes Aufsehen. Seine Nebenbuhler Robertson und Hume überschütteten ihn mit Lob. Seine Abneigung gegen das Christenthum, sein Mäkeln an der Zahl der Märtyrer, an der Reinheit ihrer Begeisterung erfuhren aber auch den verdienten Tadel. Watson hat an dem berüchtigten 15. und 16. Capitel die besten Ausstellungen gemacht. — Gibbon ist ein Bewunderer des Glanzes und der Größe des Römerreiches. Den Wurm, Gebrechen. der daran fraß, sieht er nicht, den Mangel an Selbständigkeit der Individuen merkt er nicht. Was er preist, war dem Tod verfallen. Für die neuen Keime eines unendlich edleren Lebens, welche die junge christliche Kirche in sich barg, hat Gibbon keinen Sinn; daß sie verfolgt wurde, findet er ganz in der Ordnung. Für den Geist des Mittelalters hat er gar kein Verständniß. Um so beifälliger In Paris. wurde er 1778 in Paris aufgenommen bei den Philosophen, die nur Haß gegen das Christenthum athmeten und Grundsätze der Leichtfertigkeit ausschwitzten. Die du Deffand fand aber, wie sie an Walpole schreibt, Gibbon sei ungemein gelehrt, ungemein unterhaltend, aber ob er Geist in dem Maß besitze, wisse sie nicht. Im gleichen Jahre kam Gibbon in das Unterhaus. Die Regierung wußte, daß er conservativ sei, und hoffte an seiner Beredtsamkeit eine Stütze zu finden und bot ihm eine Stelle an: „Gestern morgen schreibt er, als ich eben ein Heer von Barbaren vernichtete, wurde ich durch ein Klopfen an meiner Hausthür unterbrochen und bald darauf trat mein Freund ins Zimmer und bot mir einen Im Parlament. unabhängigen Sitz im Parlament an.“ — Mit der Unabhängigkeit war es aber nicht weit her. Dadurch daß Gibbon immer für die Regierung stimmte, namentlich während des amerikanischen Krieges, und Lord North unterstützte, wurde er einer der Lords des einträglichen Handelsamtes. Gegen alles Erwarten blieb Gibbon stumm. „Ich bin noch ein Stummer, schreibt er, denn das Reden ist schwerer, als ich mir gedacht habe. Die großen Redner erfüllen mich mit Verzweiflung und die schlechten mit Abscheu.“ — Dann schreibt er wieder: „Die Klugheit gebietet mir im niederen Rang der Stillen zu bleiben. Die Natur oder die Erziehung hat mich nicht mit jener Energie des Wortes ausgerüstet, von der der Dichter sagt: Vincentem strepitus et natum rebus agendis. — Meine Furchtsamkeit wurde in mir noch verstärkt durch den Stolz und der Erfolg meiner Schriften entmuthigte mich, meine Stimme zu versuchen. Dennoch habe ich trotz dieses Ruhigsitzens von den Verhandlungen einer freien Versammlung viel gewonnen. Die letzten 8 Sitzungen waren eine wahre Schule politischer Wissenschaft, die für einen Geschichtschreiber die erste und wesentlichste ist.“ Die großen Fragen aber schlugen nur an seinen Kopf, nicht an sein Herz. Die Freiheit, für die er in seinen Schriften schwärmt, entlockte seinem Munde kein Wort, als sie in Gefahr war. Gibbon hat ein kaltes, eigensüchtiges Herz.

Der Sturz des Ministeriums nahm ihm auch seine Stelle als Lord im Handelsamt. Gibbon zog sich nach Lausanne zurück, wo er sein Geschichtswerk vollendete. „In der Nacht vom 27. Juni 1787 schrieb ich die letzten Zeilen der letzten Seite meines Werkes in meinem Gartenhaus. Nachdem ich meine Feder niedergelegt, machte ich einige Gänge in der Akazienallee, von wo man das Feld, den See und die Berge übersieht. — Die Luft war mild, der Himmel rein, die Silberscheibe des Mondes spiegelte sich im Wasser. Stille herrschte in der ganzen Natur. Eine Regung der Freude ergriff mich in diesem Augenblick, der mir

---

*) The History of the decline and fall of the Roman Empire. 12 voll.

meine Freiheit wiedergab und vielleicht meinen Ruhm begründen sollte. Aber mein Stolz war bald gedemüthigt und eine leise Wehmuth beschlich mich beim Gedanken, daß ich jetzt Abschied nehmen sollte vom lieben und angenehmen Gefährten meines Lebens und daß, wie lang auch mein Geschichtswerk dauern möge, doch die Tage seines Verfassers sehr wenige mehr sein werden." Gibbon starb in London 16. Februar 1794, 57 Jahre alt. Seine Grabschrift sagt, er sei unter den Geschichtschreibern, welche den Verfall und Untergang des römischen Reiches schilderten, der erste, ein Urtheil, das die Nachwelt bestätigt hat, trotz der vielen Fehler, die er machte*).

In der schönen Literatur durchbrach England die Fesseln des sogenannten Classicismus, die Grundsätze und Regeln der französischen Schule, die drei Einheiten, die rein technische Anweisung Popes, und fand den Weg aus steifer Künstelei zur Naturwahrheit, zu den alten und ewigen Gesetzen echter Kunst. Macaulay schildert die literarische Stimmung in England in dieser Zeit mit den Worten: „Es war in einer kalten und dürren Zeit, daß die Saaten der reichen Ernte, die wir eingebracht haben, zuerst gesäet wurden. Während die Poesie jedes Jahr schwächer und mechanischer wurde, während die eintönige Versification, welche Pope eingeführt hatte, nicht mehr durch seinen glänzenden Witz und seine Gedrängtheit des Ausdrucks gehoben, am Ohre des Publicums verhallte, zogen die Werke der alten Meister mehr und mehr von der Bewunderung auf sich, die sie verdienten. Die Stücke Shakspeares wurden besser gespielt, besser herausgegeben und besser gekannt — als sie jemals gewesen waren. Unsere schönen alten Balladen wurden wieder mit Vergnügen gelesen und es wurde zur Mode sie nachzuahmen. Viele dieser Nachahmungen waren gänzlich werthlos. Aber sie zeigten, daß die Menschen endlich angefangen hatten, die Trefflichkeit zu bewundern, mit der sie wetteifern konnten. Eine literarische Revolution stand augenscheinlich bevor. Es war eine Gährung in den Geistern der Menschen, ein unbestimmtes Verlangen nach irgend etwas Neuem, eine Geneigtheit, Alles mit Freude zu begrüßen, was auf den ersten Anblick den Anschein von Originalität trug. Ein reformirendes Zeitalter ist zu jeder Zeit fruchtbar an Betrügern. Derselbe aufgeregte Zustand der öffentlichen Stimmung, welcher die große Trennung von dem römischen Stuhle hervorbrachte, erzeugte auch die Ausschweifungen der Wiedertäufer. Dieselbe Bewegung in dem öffentlichen Geiste Europa's, welche die Mißbräuche des alten französischen Regierungssystemes stürzte, erzeugte die Jakobiner und die Theophilanthropen. — Macpherson und della Crusca verhielten sich zu den wahren Reformatoren der englischen Poesie, wie Knipperdolling zu Luther, oder Cloots zu Turgot. Der Erfolg der Fälschungen Chattertons und der noch weit verächtlicheren Fälschungen Irelands bewies, daß die Leute angefangen hatten, die alte Poesie sehr, wenn auch nicht weise, zu lieben. Das Publicum war nie geneigter, Geschichten ohne Beweis Poesie.

---

*) Miscellaneous Works. V voll. 1815 enthalten seine vielen kleinen Schriften.

zu glauben und Schriften ohne Verdienst zu bewundern. Was nur irgend die traurige Eintönigkeit der correcten Schulen unterbrechen konnte, war willkommen *)."

Lowth. 1753 erschien von Lowth (geb. 1710, Professor in Oxford, seit 1777 Bischof in London) das Werk über die heilige Dichtkunst der Hebräer **), welches das Wesen der hebräischen Poesie, die Kraft und Erhabenheit ihrer Bilder, den Parallelismus der Glieder und die gesammte Eigenthümlichkeit hebräischer Dichtung naturgemäß schilderte und dadurch auch eine neue Art, die alttestamentlichen Schriften zu erklären und zu würdigen, hervorrief. Herders Geist der hebräischen Poesie wäre ohne Lowth's Werk unmöglich gewesen. 1775 veröffentlichte Robert Wood (geb. 1716, gest. 1771), nachdem er Italien, Griechenland und Kleinasien bereist hatte, seinen Versuch über das Originalgenie des Homer ***), in welchem er Homer aus seiner Zeit und seinem Land zu würdigen und in Allem als naturwahr und treu und zugleich darzustellen versuchte, daß man Homer oft wegen Schönheiten gelobt, an die er nie dachte, und Fehler an ihm getadelt hat, die er nie beging. Göthe bemerkt in Wahrheit und Dichtung: „wir sahen nun in jenen Gestalten nicht mehr ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen." Die gleiche Wirkung brachte die Sammlung der englischen und schottischen Balladen von Bischof Thomas Percy (geb. 1728, gest. 1811), „The reliquies of ancient English poetry." London, 1765, 3 voll. hervor. Man schöpfte auch hier wie in der Bibel aus einer reinen Quelle der Natur und fand, Genius und Gefühl sei an kein Land, kein Klima und — keine Form gebunden †). Heldensinn spricht aus den Balladen, Liebe aus den Liedern. Görres bemerkt mit Recht ††): „Nirgends spricht das Selbst der Zeit sich in ganzer Eigenthümlichkeit so scharf und klar und gediegenen Gepräges aus, als eben in der lyrischen Poesie, die wie Pulsschlag, Zeichen und Maß des innersten Lebens ist, und wie der Lichtträger das Licht, das er am Tage eingesogen, in der Nacht ausströmt, so die Eigenthümlichkeit jeder Gegenwart in sich aufbewahrt und sie auf die Ferne überträgt. Während die großen epischen Ströme den Charakter eines ganzen weit umfassenden Flußgebietes in Zeit und Geschichte spiegeln, sind diese lyrischen Ergüsse die Brunnen und die Quellen, die mit ihrem Adernetz das ganze Land durchtränken und die Geheimnisse seiner innersten Eingeweide zu Tage bringen und in den Liedern sein wärmstes Herzblut aussprudeln." — Hugo Blair, geb. 1718, gest. 1800, genannt der Quintilian von Edinburg, verlangte in seinen Lectures on rhetoric and belles lettres, 1783, von der Dichtung die Sprache der Leidenschaft und individuelle Gestaltung; Homer ist ihm der Dichter aller Dichter. Und Young, der Verfasser der Nachtgedanken, betont in seiner Schrift über den Geist der Originalwerke, daß wir, um Homer nachzuahmen, am Busen der Natur trinken müssen. Das Genie binde sich nicht an die Regel des Herkommens, an die Gesetze der Gelehrsamkeit, sondern es sei in uralter Regel seine eigene Kraft. Shakespeare

Wood. Percy. Blair. Young.

*) Essays I. p. 323 (Tauchnitz edit.)

**) De sacra poesi Hebraeorum, Oxford 1753, 1778 sein Isaiah, a new translation.

***) An Essai on the original genius and writings of Homer with a view of the ancient and present state of Troad. London 1775, in 4.

†) Die Grundsätze Percy's beurtheilt bei Talvy, Versuch einer geschichtlichen Characteristik der Volkslieder germ. Nationen. 1841, 411.

††) Altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Frankfurt a. M. 1817. S. 4.

und Milton werden von ihm wieder hochgestellt. „Ging Shakespeare auch alle andere Gelehrsamkeit ab, so besaß er doch zwei Bücher, welche viele Tiefgelehrte nicht kennen, Bücher, die nur der letzte Brand vernichten kann: das Buch der Natur und das Buch des Menschen. Er wußte diese auswendig und schrieb in seinen Werken die vortrefflichsten Seiten ab.“ Auch das Studium der griechischen Baukunst, wie es Stuart und Revett in ihren Antiquities of Athens 1762 und in den Jonian antiquities 1769 in Schwung zu bringen wußten, trug dazu bei, den Geschmack zu läutern und das Formengefühl zu bilden.

Der Roman vertritt in unserer Zeit die Stelle, welche einst das Epos einnahm. In dieser Zeit trat in England eine Form des Romanes auf, die bald in ganz Europa nachgeahmt wurde. Walter Scott erzählt in seiner Geschichte der englischen Novellisten*), bis auf Richardson habe man nur Romane im altfranzösischen Stil, unendliche Liebesgeschichten von Prinzen und Prinzessinen und darin die unsinnigsten Ansichten in kalter und schwülstiger Rede geschrieben, tödtlich langweilige Werke, ohne die mindeste Spur, das Leben und den Menschen nach der Natur zu schildern: — da habe Richardson sich das unvergeßliche Verdienst erworben, diesen Gestalten die bemalten Larven abgerissen und die unverhüllten Züge des Antlitzes und die natürlichen Empfindungen und Gefühle des Herzens dargestellt, und Wahrheit und Natur verbunden zu haben. Richardson ist der Urheber des Familienromans und Hugo Blair hebt ein anderes Verdienst noch hervor, wenn er sagt: Richardson ist der sittlichste unter allen Romanschriftstellern, seine Absichten sind immer tugendhaft und rein. Man kann ihm nicht Genie absprechen, obschon er das unglückliche Talent hat, ein Buch zur Unterhaltung ohne Maß zu verlängern.

Roman.

Richardson.

Samuel Richardson, geb. 1689, ist der Sohn eines Handwerkers von streng puritanischen Grundsätzen, und ward anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, aber es fehlten die Mittel, ihn studiren zu lassen. So ward der Knabe 7 Jahre alt zu einem Buchdrucker nach London in die Lehre gethan, und Buchdrucker ist Richardson sein ganzes Leben geblieben, wie Macaulay richtig bemerkt: „Richardson als verständiger Mann hielt seinen Laden und sein Laden hielt ihn, was seine Romane, so bewunderungswürdig sie auch sind, schwerlich gethan hätten.“ Erst im 50. Jahre wagte er einen Roman zu schreiben**), obschon sein Talent, zu erzählen, früh sich kundgab: „Ich erinnere mich, sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, daß man das Talent der Erfindung schon in früher Jugend an mir bemerkte. Ich spielte nicht gern, wie die anderen Schüler; meine Kameraden nannten mich nur den Ernsthaften und den Herrn Würdevoll; fünf unter ihnen aber begleiteten mich gern, sei es auf einem Spaziergange oder auf dem Weg nach Hause, und baten mich immer, ihnen eine Geschichte zu erzählen. Ich erzählte ihnen oft Geschichten, die ich schon gelesen, oder die ich selber erfunden hatte, die sie aber sehr rührten, und all' meine Geschichten, ich sage es mit Stolz, hatten eine ausgezeichnete Sittenlehre.“ — Auch Mädchen machten ihn zum Vertrauten ihrer Herzensgeschichte und Richardson erzählt: „Ich war erst dreizehn Jahre alt, als drei Mädchen, ohne daß die eine von der andern wußte,

Leben.

*) Memoirs of eminent novellist

*) Essays, I, 374. Aufsatz über Samuel Johnson.

mir die Geheimnisse ihres Herzens vertrauten, und mich baten, ihnen Liebesbriefe zu schreiben, während ihr Geist und ihre Leidenschaft offen vor mir lagen." — So gewann er Kenntniß der Herzen. Brav und arbeitsam, wie er war, wurde Richardson bald der beste Arbeiter in der Druckerei, bald der beste Leiter im Geschäfte, 1719 selbstständig, bekam die Verhandlungen des Unterhauses und wurde zuletzt königlicher Buchdrucker, wurde so ein reicher Mann, der sich ein eigenes Landhaus kaufen konnte. 50 Jahre war er alt, und hatte bisher nur Bücher von Anderen gedruckt, als er sich entschloß, ein eigenes herauszugeben. Ein Edelmann hatte ihm erzählt von einem armen, schönen und tugendhaften Mädchen, welches Zofe einer vornehmen Dame war. Der leichtfertige Sohn der letzteren legte ihrer Tugend Schlingen, denen sie aber so entschlossen zu entgehen wußte, daß er, von ihren edlen Eigenschaften gerührt, sie zu seiner Gattin machte. Die Ehe war glücklich und durch Milde und Wohlthätigkeit zog sie die Aufmerksamkeit der ganzen Gegend auf sich. Richardson sagt selber: „Ich dachte, diese Geschichte einfach, wie sie war, dargestellt, könnte der Jugend Geschmack geben für eine Lecture, die fern von jenem Pomp und jenem Schwulst wäre, der in den Tagesromanen sich breit macht, und der Sache der Religion und Sittlichkeit dienen." So entstand
Pamela. die Geschichte der Pamela*). In einem Jahr erschienen vier neue Auflagen. Das Buch ward von der Kanzel herab empfohlen. Pope erklärte, es bewirke mehr Gutes als 20 Bände von Predigten. Die Natürlichkeit der Darstellung, die Feinheit und Lebhaftigkeit der Zeichnung fesselte Hoch wie Nieder. 1748
Clarissa. erschien das Hauptwerk: „Clarissa oder die Geschichte eines jungen Frauenzimmers, welche die wichtigsten Beziehungen des Familienlebens umfaßt und zugleich die Mißfälle nachweist, die einem unvorsichtigen Benehmen der Eltern wie der Kinder bei einer Heirath folgen können**)." Der Roman hat acht Bände, obschon die Geschichte sehr einfach ist. Clarissa, schön und tugendhaft wie ein Engel, wird von ihrer Familie mißhandelt und gedrängt, einem reichen, aber verhaßten Bewerber die Hand zu reichen. Sie berichtet darüber an eine treue Freundin und sucht zuletzt Schutz bei ihrem Anbeter Lovelace, der aber dieses Vertrauens unwerth, ihrer Tugend nachstellt und die Unglückliche entehrt, nachdem er sie durch Opium betäubt hat. Clarissa stirbt aus Gram, Lovelace fällt im Kampf durch das Schwert ihres Oheims. Die ganze Geschichte wird in Briefen der betheiligten Persönlichkeiten erzählt, aber mit einer dramatischen Lebhaftigkeit, einer dichterischen Tiefe, mit einer Kunst der Anordnung, daß der Leser die Gestalten vor sich sieht, an ihrer Wahrheit nicht zweifelt und mit steigender Spannung der Entwicklung der Geschichte folgt. Die ersten Bände brachten die Leser derart in Bewegung, daß Richardson von allen Seiten Briefe erhielt, worin man ihn um das weitere Schicksal der handelnden Personen befragte; die Einen bestürmten ihn, Clarissa ja nicht als Opfer fallen zu lassen; die Anderen beschworen ihn, den glänzend begabten, liebenswürdigen, im Grund aber nur seiner Leidenschaft huldigenden Lovelace in dieser Welt zu bestrafen, aber so, daß seine Seele gerettet werde. Richardson wurde selber unruhig: er konnte über Clarissa weinen, zuletzt aber folgte er doch den Gesetzen der Dichtung. Da er aber fand, daß Lovelace vielen Leserinnen allzusehr gefalle, so beschloß er, ein Musterbild eines tugendhaften Mannes aufzustellen und für das Gift in Lovelace ein Gegengift zu geben, und
Grandison. so entstand Grandison*), der Held der Tugend, der Ehre, der Religion. Neben

*) History of Pamela 1740.

*) Clarissa or the history of a young lady: comprehending the most important concerns of private life and particularly shewing the distresses, that may attend the misconduct both of parents and children in relation to mariage.

*) History of Sir Charles Grandison. London 1753.

ihm, der mehr chablonenhaft ist, fesseln uns die beiden Mädchen, die ihn leidenschaftlich lieben, namentlich Clementina, die eine seiner zartesten und schönsten Schöpfungen ist. Auch im Ausland fesselten diese Erzählungen, trotz der Absichtlichkeit des Moralisirens, durch die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, durch die erhabene Ansicht der Sittlichkeit, durch die Wahrheit der Charakteristik, durch die merkwürdige Kunst der Anordnung im Großen und Kleinen. Das Ausland. Der Zweifler und Atheist Diderot schreibt darüber: „Dieses Werk hat in mir eine Wehmuth zurückgelassen, die mir gefällt und die von Dauer ist. Bisweilen merkt man's an mir und fragt mich: Was haben Sie denn? Sie sind nicht wie sonst. Was ist Ihnen zugestoßen? Man fragt mich nach meinem Befinden, nach meinen Eltern und Bekannten. O meine Freunde! Pamela, Clarissa und Grandison sind drei große Dramen. Weggerissen von dieser Lecture durch ernste Beschäftigung, empfand ich gegen Alles einen unüberwindlichen Eckel, ließ meine Arbeit liegen und griff wieder zur Erzählung von Richardson. Hütet euch, diese bezaubernden Bücher zu öffnen, wenn ihr etwas zu thun habt.“ — In seiner Lobrede auf Richardson, vergleicht ihn Diderot mit Moses, Sophokles und Euripides. Rousseau stellt ihn Homer an die Seite. Gellert pries und übersetzte Pamela und Grandison. Lessing hebt die bezaubernden Reize dieser gefälligen Dichtung hervor und neben der Lebendigkeit findet man überall die Originalität und Naturwahrheit der Darstellung, man findet nirgends bloß den Redner, sondern immer auch den Menschen. So glänzend die Begabung, so edel die Absicht Richardsons Gegner. ist, so wohlthätig er wirkte, so fehlte es nicht an Gegnern. Horace Walpole spricht „von erbärmlichen Jammergeschichten, Clarissa und Grandison, welche die große Welt nach den Ideen eines Buchhändlers schildern und Romane sind, wie ein methodistischer Prediger sie versalbadern würde *).“ Aber an dem Einseitigen und Lehrhaften wurde ein großes Dichtertalent seiner Begabung sich bewußt und zog gegen Richardson in all' seinen Leistungen mit dichterischer Kraft und geistreicher Fielding. Ironie zu Felde. Wir meinen Henry Fielding, welcher der Ansicht war, der Roman dürfe nicht nur höchste Vollkommenheit oder höchste Verderbtheit schildern, sondern die Menschen geben, wie sie sind, mit ihren Vorzügen und Gebrechen. Sehen wir in Richardson den ernsten Puritaner, so finden wir in Fielding einen leichtsinnigen Edelmann aus jener Zeit. Beide verachteten einander im Herzen gründlich. Richardson nannte Fielding gewöhnlich und gemein, und Fielding Richardson pedantisch und weitschweifig. Fieldings Gestalten sind Gegenbilder seines Wesens, naiv, launig, eine edle Heiterkeit ist über sie ausgegossen.

Fielding stammt aus vornehmer Familie, von einem jüngern Zweig der Earls of Denbigh. Geboren 1707 zu Sharpham-Park, der Sohn eines Generals, besuchte er die Schule von Eton, wo er mit Fox, Pitt und Lyttleton befreundet wurde. Dann verlegte er sich in Leyden auf das Studium des Rechts und Walter Scott meint, wenn er auf dieser Bahn fortgegangen wäre, hätte das Königreich einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten gewonnen, aber die Literatur einen Mann von Genie verloren. Weil es dem Vater in kurzer Zeit nicht mehr möglich wurde, ihn ferner zu unterstützen, finden wir den jungen Fielding bald im Strudel des Londoner Lebens. Jung, schön, kräftig, vergnügungslustig, immer unverwüstlich heiter, gutmüthig und leichtsinnig, wie er sagt, blieb ihm Nichts übrig, als Kutscher oder Schriftsteller zu werden, und so entschloß er sich für das letztere und schrieb 1727—36 eine Reihe von Lustspielen und Possen, die gut bezahlt wurden, auch gefielen, die aber gewöhnlich in Eile entworfen, sich nicht bis auf die Gegenwart erhalten haben. Fielding schrieb ungemein leicht und

*) Pipitz und Fink, Walpoles Denkwürdigkeiten. Einleitung. S. 73.

schnell. Da er vergebens in Robert Walpole einen Beschützer erwartete, so griff er ihn zuletzt in Theaterstücken, wie in Brochuren an, was die Verordnung zur Folge hatte, daß der Lordkanzler die Aufführung jedes Stückes verbieten könne, welches die Ruhe und Ordnung störe. 1736 machte Fielding eine gute Heirath, auch erbte er durch den Tod seiner Mutter ein Jahreseinkommen von 200 Pfd., aber Niemand war weniger geeignet, mit seinem Vermögen zu haushalten. Er lebte einige Zeit glänzend auf dem Gute seiner Frau, hielt Pferde und Wagen, große Dienerschaft, offene Tafel u. s. w., wie er im Tom Jones den Squire Western schildert, und in 3 Jahren war sein und seiner Frau Vermögen vergeudet. Fielding mußte nach London zurück und suchte als Rechtsgelehrter sich durchzubringen, hatte auch bei seiner ungewöhnlichen Begabung Erfolg, allein sein leichtfertiges Treiben hatte seine Gesundheit untergraben und so mußte er wieder mit Pamphletschreiben und Dichtungen sein Leben fristen. 1742 erschien die Geschichte des Joseph Andrews*) als Gegenstück gegen Clarissa, 1750 Tom Jones, 1751 Amelia. Sie machten ihn rasch berühmt. Laharpe nennt Tom Jones den ersten Roman der Welt. Fielding malt immer nach der Natur, man nennt ihn darum auch den Urheber des realistisch-nationalen Familienromanes oder des englischen Sittenromanes. Der Absatz war so reißend, daß ihm der Buchhändler statt der vertragsmäßigen 100 Pfund nachträglich 600 Pfund zahlte, daß er für Amelia 1000 Pfund erhielt. Tom Jones ist das heiterste Kind seiner Laune, obschon entstanden unter Geschäften und Schwierigkeiten aller Art, denn nach dem Sturz des Ministeriums Walpoles war es dem Jugendfreunde Fieldings möglich geworden, ihm eine einträgliche Friedensrichterstelle in Wessex zu verschaffen. Auch erhielt er vom Minister Newcastle 600 Pfd. für einen Plan, dem Diebswesen in London ein Ende zu machen. Bessere Tage kamen und die Zeit schien vorüber, wo er in Schuldhaft sitzen mußte. Allein der Tod hatte schon seine Hand auf ihn gelegt. Fielding starb in Lissabon, wohin er auf den Rath der Aerzte gezogen war, 1754 **).

Burney. In Richardsons Weise schrieb ein geniales Mädchen weiter, dessen erste Leistungen heute noch in der englischen Literatur hochgeschätzt sind. Wir meinen Franciska Burney, die spätere Madame d'Arblay, geb. 1752, die Tochter eines Musiklehrers, der von Zeit zu Zeit in seinem Hause größere Concerte gab, in denen sich die ersten Schriftsteller und Staatsmänner einfanden. Niemand ahnte, daß die stille und schüchterne Franzisca eine so feine Gabe der Beobachtung und der Darstellung besitze. Heimlich schrieb sie einen Roman Evelina, mit Mühe fand sie einen Verleger, der 20 Pfund gab, ihr Name war auf dem Titel nicht genannt. Sie war krank vor Schrecken, als 1778 das Buch im Druck erschien. Tagelang wurde es zu Tod geschwiegen, nach und nach begannen aber Stimmen des Lobes in Zeitungen und auf einmal war es das gesuchteste, in den Händen aller Damen und bewundert von Staatsmännern und Gelehrten. Burke wie Sheridan lobten es. Johnson that wie verliebt in seine kleine Charaktermacherin. Bald erfuhr das Publicum den Namen der bescheidenen Verfasserin und rasch stand Franzisca auf der Höhe des Ruhmes. Vier Jahre später, 1782, erschien Cäcilia, die für den besten Roman des Zeitalters galt. Die Burney erhielt dafür das höchste Honorar, das bis jetzt für einen Roman bezahlt wurde, 2000 Pfd. Die Königin wollte sie zu ihrer Vorleserin haben und Miß Burney nahm die Stelle an und bekleidete dieselbe fünf Jahre — es war die unglückliche Zeit ihres

---

*) History of Joseph Andrew's. 1742.

**) Arthur Murphy, An essay on the life and genius of the author im ersten Band der sämmtlichen Werke. Döring, Lebensbeschreibung englischer Dichter und Prosaisten.

Lebens: sie durfte Nichts schreiben und hatte keine Umgebung, die sie geistig hob. Krankheit zwang sie, die Stelle niederzulegen. Sie vermählte sich später mit einem französischen Emigranten, General D'Arblay. Macaulay, welcher aus Anlaß der Herausgabe ihrer Briefe 1843 einen Essay über sie veröffentlichte, bemerkt, daß alle ihre Gestalten Humor haben, das heißt eine, bis zu einem ganzen krankhaften Grad entwickelte Neigung, wie nämlich die Engländer das Wort Humor verstehen, nach dem bekannten Verse des Dichters Ben Johnson: „Wenn eine ganz besondere Eigenschaft so einen einnimmt, daß sie sämmtliche Affecte, Geister, Kräfte, die er hat, zusammenfließend einen Weg macht gehen, das nennt man billig einen Humor dann," und daß sie große Kunst besitze, diese ungewöhnlichen Charaktere zusammen zu bringen, von denen jeder durch eine eigene Grille beherrscht wird. Er betont ferner, daß das Erscheinen der Evelina eine wichtige Epoche der englischen Literaturgeschichte bezeichnet, denn es sei die erste von einem Frauenzimmer geschriebene Erzählung, welche ein Gemälde von Leben und Sitten enthielt, die wirklich lebten oder zu leben verdienten. Dann rühmt er die Reinheit des Tones. Daß bei religiösen Leuten ein Roman, wie die von Smollet, ein Gegenstand des Schauderns waren, das ist begreiflich, wie daß eine Leihbibliothek für einen immergrünen Baum teuflischer Erkenntniß erklärt wurde. „Miß Burney zeigte zuerst, daß eine Erzählung geschrieben werden könne, in welcher sowohl das modische, als das gemeine Londoner Leben mit vollem komischen Humor dargestellt war, und die doch nicht eine einzige mit strenger Sittlichkeit oder selbst mit jungfräulicher Zartheit unverträgliche Zeile enthielt. Sie beseitigte den Vorwurf, der auf einer höchst nützlichen und genußreichen Schriftgattung lag. Sie vindicirte das Recht ihres Geschlechtes zu einem gleichen Antheil an einem schönen und edlen Gebiete der Literatur. Mehrere hochgebildete Frauenzimmer sind ihrer Bahn gefolgt. Gegenwärtig bilden die Romane, die wir englischen Damen verdanken, keinen kleinen Theil des literarischen Ruhmes unseres Landes. Keine Klasse von Schriften zeichnet sich ehrenwerther durch feine Beobachtungsgabe, durch Anmuth, durch feinen Witz, durch reines Sittengefühl aus *)."

Oliver Goldsmith ist der Abkömmling einer sächsischen Familie, die in Irland wohnte, der Sohn eines Geistlichen, geboren zu Pallas 1728 und zuerst gebildet in einer Dorfschule von einem alten Soldaten, der ihm neben dem Lesen, Schreiben und Rechnen einen unerschöpflichen Vorrath von Gespenstergeschichten und Feenmärchen beibrachte. Auch verstand sich Oliver früh auf irische Musik und irische Verse. Der Knabe besaß viele Fähigkeiten, nur fehlte es ihm an festem Willen, der sie alle auf ein Ziel leitete. Im 17. Jahre kam er auf die Hochschule zu Dublin, vernachlässigte aber die Studien, machte die Prüfung schlecht, verstand aber um so besser Karten und irische Lieder zu spielen. Zum Geistlichen brachte er es nicht, eine Stelle als Hauslehrer mußte er bald aufgeben. Ein Verwandter streckte ihm 30 Pfd. vor, damit er nach Amerika auswandern könne. Aber Oliver versäumte den Augenblick, da das Schiff abfuhr, indem er mit lustiger Gesellschaft einen Ausflug machte. Er sollte nun Rechtsgelehrter werden, verspielte aber das Geld, das ihm ein Verwandter dazu vorgestreckt hatte. Da beschloß er Arzt zu werden und ging mit Unterstützung eines Verwandten zuerst nach Edinburg und dann nach Leyden, aber er war viel weniger in den Hörsäälen, als in Wirths- und Spielhäusern und schied, 27 Jahre alt, von der Universität ohne Doctorgrad, ohne nöthige Kenntnisse. Sein einziges Vermögen war eine Flöte und seine Zuversicht gründete sich auf sein Talent und seine Kunst, irische Lieder zu

Goldsmith.

*) Macaulay in seinem Essay über Madame D'Arblay. Schluß.

spielen. Mit einem einzigen Hemd durchreiste Goldsmith Frankreich, die Schweiz und Oberitalien und erbettelte sich seinen Unterhalt an den Pforten der Klöster oder half sich mit seinem Flötenspiel: „Sobald ich mich bei sinkender Nacht einem Haus näherte, so spielte ich eine meiner lieblichsten Melodien und das verschaffte mir in der Regel nicht allein ein Obdach für die Nacht, sondern auch Unterhalt für den folgenden Tag." 1736 landete er ohne jede Barschaft in Dover; von seinen Reiseerinnerungen war diejenige die sicherste, daß es kein Land in Europa gebe, in dem er nicht Schulden habe. Er wollte Schauspieler werden, aber er gefiel nicht. Er schloß sich einer Bettlerbande an. Er wurde Unterlehrer in einer Schule und sein Lohn war die Kost und der dritte Theil eines Bettes. Ein ehemaliger Mitschüler nahm sich seiner an, und Oliver rieb Arzneien und fertigte Anzeigen davon in Zeitungen. 1758 war er nahe daran, eine Stelle als Arzt bei der ostindischen Gesellschaft zu bekommen, wenn die Prüfung nicht gar so schlecht ausgefallen wäre. Jetzt fing er an, um Taglohn zu schriftstellern für Zeitungen, er verfaßte Briefe über englische Geschichte, Skizzen aus der Londoner Gesellschaft. Die Bücher gingen ab, wenn sie auch noch so oberflächlich waren, denn Goldsmith schrieb rein und gefällig, seine Erzählungen waren anziehend, seine Schilderungen malerisch. Er wurde mit Johnson, mit dem Maler Reynolds, mit Burke bekannt. Ein Buchhändler warf ihm für Theilnahme an einer Zeitschrift einen Jahresgehalt von 100 Pfd. aus. Goldsmith legte sich jetzt den Titel Doctor bei, den er in Padua erworben haben wollte, zeigte sich aber in seinem Benehmen nicht klüger und stürzte aus einer Verlegenheit in die andere. Johnson erzählt: „Eines Morgens ließ mir der arme Goldsmith sagen, er sei in der größten Noth und da er nicht zu mir kommen könne, so bitte er mich zu ihm zu kommen. Ich schickte ihm augenblicklich eine Guinee und machte mich alsbald auf den Weg. Seine Hauswirthin hatte ihn festnehmen lassen, weil er den Hauszins nicht bezahlte, was ihn sehr zornig machte. Als ich kam, war mein Geld schon gewechselt und stand eine Flasche Madeira und ein Glas vor ihm. Ich steckte den Stöpsel auf die Flasche und fing an wegen der Mittel zu reden, um dem Schuldgefängnisse zu entgehen. Goldsmith sagte mir, er habe einen Roman fertig, den er mir zeigte. Ich las einige Stellen darin und sie gefielen mir. Seiner Hausherrin sagte ich, ich würde bald wieder zurück sein, ging mit dem Roman zu einem Buchhändler und bekam 60 Pfd. dafür." Dieser Roman ist: Der Landprediger von Wakefield, einer der besten, die je geschrieben wurden, und trotz aller Unwahrscheinlichkeiten und Fehler im Plane ein Lieblingsbuch, nicht bloß der Engländer, sondern aller Nationen, und dies mit um so mehr Recht, als es nach Göthes Urtheil ganz sittlich ist und das unbedingte Vertrauen auf Gott bestätigt und ohne jede Spur von Frömmelei und Pedanterie den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt. Der Roman erschien jedoch nicht sogleich, denn der Buchhändler hatte ihn nur Johnson zu lieb gekauft und ließ das Manuscript liegen. Schnell wurde Goldsmith jedoch jetzt durch das Gedicht: „Der Reisende" berühmt, das schönste, das seit Pope erschienen, wie die Kritiker meinten, und als dann der Landprediger herauskam, erwarb er ihm so viel Theilnahme, daß man von den Charakterfehlern des Verfassers nicht zu reden wagte. Nicht minder Ruhm erwarb im Jahre 1770 das schöne Gedicht: „Das verlassene Dorf" *). Nun versuchte sich Goldsmith auch als Dramatiker. „Der gutmüthige Mann" trug ihm 500 Pfund ein; das Lustspiel „Sie läßt sich herab, um zu erobern" wurde ein Zugstück. Nebenbei fertigte er Lehrbücher für den Schulgebrauch —

The vicaire of Wakefield.

*) The traveller. — The deserted village.

eine Geschichte von Rom für 600 Pfund, eine Geschichte von Griechenland, die ihm 250, und eine Naturgeschichte, die ihm 800 Pfund eintrug. Johnson sagte: „Goldsmith versteht von der Naturgeschichte so viel, daß er eine Kuh von einem Pferd zu unterscheiden vermag, deßungeachtet wird er eine Naturgeschichte schreiben, die anziehend ist wie ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht*)." Diese Lehrbücher wurden einst viel gelesen und in mehrere Sprachen übersetzt, jetzt sind sie nicht mehr brauchbar und zeigen nur, wie weit es ein Mann von Geist und feinem Gefühl in einem Fache bringen kann, für welches er nicht geboren ist. Johnson meinte, Goldsmith wisse selbst nicht mehr, was in seinen Büchern Alles stehe. Was er schrieb, war klar und anschaulich, in der Unterhaltung war er aber leer und geschwätzig. Garrick sagte: „Oliver schreibt wie ein Engel und spricht wie ein Papagei." Trotz des für seine Zeit großen Einkommens war Goldsmith doch immer in Verlegenheit, denn er war edelmüthig bis zum Verschwenden, sinnlich, leichtsinnig, immer ein Kind und zugleich ein leidenschaftlicher und ungeschickter Spieler. 2000 Pfund war er schuldig und diesmal drückte es auf sein Gemüth und ein Fieber, in dem er sein eigener Arzt sein wollte, wurde tödtlich. Er starb am 8. April 1774, 46 Jahre alt. In der Grabschrift, die ihm Johnson in Westminster setzte, nennt er ihn Arzt, Dichter, Geschichtschreiber, der jedes Fach verschönerte, dem er seine Feder lieh. Lehrbücher.

Die Derbheit, die Naturwüchsigkeit, aber auch die Kraft der Schilderung vertritt in seinen Romanen Tobias Smollet, ein Schotte, geb. 1721, zuerst Mediciner in Glasgow, doch hatte er mehr Vorliebe für Literatur, in welcher er es aber lang zu keinem Erfolg bringen konnte. Eine Oper blieb liegen, obschon Händel sie in Musik gesetzt hatte; einem Trauerspiel versagte Garrick seinen Beifall. 1741 ging Smollet als Schiffsarzt mit der Flotte, die Carthagena angreifen sollte, und durchreiste dann einen großen Theil von Amerika. Nach seiner Rückkehr fand er den Jakobitenaufstand niedergeschlagen, ward aber durch das, was er hörte, so ergriffen, daß er seinen Schmerz in einem Gedicht aushauchte, das zum Schönsten gehört, was er schrieb**). Rasch nach einander erschienen jetzt seine Romane 1748 Roderich Random, 1751 Peregrin Pickle, 1754 Ferdinand Fathom, 1762 Lancelot Greaves, 1771 Humphrey Clinker. Die Helden dieser Stücke sind in der Regel derb, aus dem Leben gegriffen, Abenteurer, die durch alle Länder fahren. Ein Abenteuer reiht sich an das andere; nicht eine bestimmte Idee, sondern nur eine Person hält die komischen Situationen zusammen. Der Verfasser hat einen scharfen Blick, aber nur für oberflächliche Merkmale und nicht für die Tiefe. Nach Art der holländischen Maler ahmt er die gemeine Natur nach. Wenn die Geschichte stocken will, muß ein schmutziger Einfall weiter helfen. Smollet arbeitete sehr schnell und so war es ihm möglich Don Quixote und die Werke Voltaires zu übertragen, die Geschichte Humes über England fortzuführen, und zwei Bände über die gesammte englische Geschichte herauszugeben, die bei aller Lebendigkeit der Darstellung den Anforderungen der heutigen Wissenschaft nicht mehr entsprechen***). Smollet.

Sternes (1713—1768) humoristische Romane zeigen dagegen einen wunderbaren Zartblick in die kleinsten Zusammenhänge der menschlichen Existenz und eine seltene Gabe, sich in das Kleinleben der Menschen liebevoll zu ver- Sterne.

*) Macaulay in seinem Essay über Oliver Goldsmith.
**) The Tears of Scotland.
***) Complete History of England from the earliest times to the treaty of Aix-la-Chapelle. Londons 1756. 6 Vol.

tiefen, der Humor darin ist unnachahmlich, alle seine Helden sind Sonderlinge und all' seine Dichtungen seltsame Schöpfungen.

Laurence Sterne ist ein Irländer, geb. 1713 in Clonmel, der Sohn eines armen Officiers. Zwei Mitglieder seiner Familie waren hohe Würdenträger der Kirche, daher ward er für den geistlichen Stand bestimmt. 1733 kam er auf die Universität Cambridge, wo er sich aber mehr durch lustige Einfälle, als durch Eifer und Fortschritte hervorthat, 1738 erhielt er die Weihen und bald darauf die Pfarre Sutton und eine Präbende zu York. 1741 vermählte er sich mit der schönen Elisabeth Lumley, die Liebe verflog aber bald und Sterne machte seiner Frau stets den Vorwurf, sie verstehe ihn nicht, während diese über seine Sonderbarkeiten und Mangel an haushälterischem Sinne klagte. Uebrigens war Sterne eifrig im Predigen, so daß man oft meinte, er wolle seine Perrücke den Zuhörern in's Gesicht werfen; seine Anreden waren kurz, aber voll Feuer und Gefühl, eigenthümlich, ohne Gemeinplätze. Einige ließ er drucken, doch kamen sie erst durch den Erfolg seiner dichterischen Werke zu Ansehen. In geselligen Kreisen ward Sterne wegen seiner immer frohen Laune und seines sprudelnden Witzes gesucht, sein Ruf litt aber dadurch, daß er nicht immer gute von schlechter Gesellschaft zu unterscheiden wußte. Leicht erregbaren Herzens hegte Sterne bald diese bald jene Flamme. 1759 gab er auf eigene Kosten, weil er keinen Verleger fand, die zwei ersten Bände seines Tristram Shandy*) heraus, die ihn rasch auf die Höhe des Ruhmes trugen. 1760 wurde er in London als Englands Rabelais von Gelehrten, Künstlern wie Staatsmännern gefeiert, man riß sich um ihn, er genoß in vollen Zügen die Bewunderung, die man ihm entgegenbrachte, seine komischen Einfälle machten ihn zum Löwen des Tages. In Regellosigkeit, in Unerschöpflichkeit der Laune, in Frische des Gefühls, in Reichthum des Witzes hat er manches Aehnliche mit Jean Paul, doch steht er ihm an Reinheit nach. Der Witz ist nicht verbissen wie bei Swift, sondern gutmüthig, er überströmt von Liebe. Sterne lacht unter Thränen. Göthe nennt ihn eine schöne, freie Seele, preist das Hohe und Wohlwollende seiner Ironie, die Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit. — Ein Jahr vor seinem Tod erschien „The sentimental Journey," die empfindsame Reise (wie Lessing das Sentimental übersetzte), „eine ruhige Reise nach Natur und solchen Regungen, welche aus ihr entspringen und uns treiben, unsere Mitmenschen, ja die ganze Welt zu lieben, mehr als wir pflegen," — das Wanderbuch eines Humoristen, welches die Bibel der empfindsamen Welt wurde und der Grund der Stiftung des Lorenzodosenordens in Deutschland, seine beste Leistung, am freiesten von seinen Fehlern, Lüsternheit und Affectation, es übersprudelt von zarten Gefühlen, feinem Witze. Sterne starb in London 1768.

Drama. Wie der Roman so wurde auch das Trauerspiel bürgerlich. George Lillo, Eduard Moore, Cumberland, sind in dieser Richtung thätig; statt der Verse brauchte man im Drama jetzt die Prosa. Aber eine Entwicklung, wie das bürgerliche Trauerspiel durch Lessing in Deutschland erlangte, hat es damals in England nicht gefunden In der Posse und dem Lustspiel sind Foote, Garrick, Colman, Goldsmith, Sheridan von Bedeutung. Foot und Garrick waren zugleich große Schauspieler. Sheridan Richard (geb. zu Dublin 1751, gest. zu London 1816) ist einer der größten Lustspieldichter, sein Witz ist glänzend,

Sheridan

*) The life and opinions of Tristram Shandy, gentleman.

seine Charaktere und Situationen sind wahr. Der Dichter hat zugleich die Tendenz, die gesellschaftliche Lüge und Heuchelei seiner Zeit zu geißeln in The rivals und The school for scandal. Wichtig war namentlich die Wiedererweckung Shakespeares, die sich an das 2. Shakespearejubiläum 1769 knüpfte. Garrick war insbesondere dafür thätig, daß Englands größter Dichter den Engländern wieder bekannt wurde. Garrick, welcher 1741—76 die Bühne beherrschte, wußte durch seine Darstellungen das Gefühl für die volle Größe des Dichters zu verbreiten. Der Wahn, als sei Shakespeare roh und barbarisch, weil er die dramatischen Einheiten nicht festhalte, verschwand vor der Bewunderung der riesigen Größe des Dichters. Von England verbreitete sich die Liebe zu Shakespeare nach Deutschland, wo er aber noch viel tiefer gewürdigt wurde, als in seiner Heimath. Sein Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Drama's ist nicht hoch genug anzuschlagen. — In dem Epos und der Lyrik zeigen Thomson und Young noch Eigenthümlichkeiten nach der alten Schule. Doch ist Thomson in seinen Jahreszeiten ein Meister in frischen, lebendigen und ergreifenden Naturschilderungen, nur fehlt im Ganzen die fortschreitende Handlung. Lessing behauptet, daß kein Weltalter in keinem Land einen mehr malerischen Dichter aufzuweisen habe, als ihn. Garrick. Epos und Lyrik.

James Thomson, geb. zu Ednam in Schottland 1700, Sohn eines presbyterianischen Predigers, sollte ebenfalls Prediger werden, hatte aber mehr Neigung, Verse zu machen, die er am Ende jeden Jahres regelmäßig verbrannte, nicht ohne wieder in einem Gedicht den Grund der Vernichtung anzuzeigen. Ein Lehrer, dem er Stellen aus seinem Gedicht, „der Winter," mittheilte, fand hier Proben eines nicht geahnten Dichtergeistes und ermuthigte ihn, in dieser Bahn fortzufahren. Aber mit der Ansicht der Presbyterianer ließ sich das Leben als Dichter nicht vereinigen und Thomson sagte darum der Theologie Lebewohl und ging 1725 nach London, wo 1726—30 die einzelnen Gesänge seiner Jahreszeiten *) erschienen, die ihn rasch berühmt machten und in fast alle Sprachen Europa's übersetzt wurden und seitdem eines der beliebtesten Volksbücher in England sind. Ein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur durchweht sie, eine hinreißende Pracht der Darstellung ziert sie, die Kraft der Sprache entzückt uns, neben tiefem Gefühl tritt uns überall der sittliche Ernst des Presbyterianers entgegen, nie entgleitet seiner Leier ein üppiger entweihender Gedanke, nur ist Beschreibung die Hauptsache, während sie nach der Natur der Dinge Nebensache sein soll. Keine Handlung bringt Abwechslung in die Schilderung. Das Ganze ermüdet zuletzt und nicht mit Unrecht meint Lessing, ein bloß malendes Gedicht sei ein Gastgebot aus lauter Brühen. Ueber alle seine Leistungen setzte Thomson sein Gedicht Liberty; er war ein feuriger Patriot, sonst im Leben ein sehr einfacher und unansehnlicher Mann. Mit allen seinen Dramen, in denen er überall Naturschilderungen anzubringen suchte, hatte er Erfolg. Der Schlußgesang in seinem Maskenspiel Alfred wurde das Lieblingslied der Engländer **) Das allegorische Thomson

*) The Seasons.
**) Wegen des stolzen Refrains:
Rule Britannia, rule the waves,
Britons never shall be slaves.

Gedicht, „das Schloß der Trägheit*)" in der Manier der Feenkönigin von Spenser hat neben vielem Gemachten vollkommen gelungene Stanzen, († 1748).

Young. Eduard Young zeichnet sich in seinen Nachtgedanken**) aus durch Tiefe und Wahrheit der Empfindung, welche diesem Buch nicht blos in England, sondern auch in Frankreich, Deutschland, Italien, schnell Beifall verschafften. Young ist geboren 1684 zu Upham und gestorben 1765 zu Welwyn. Seine früheren Leistungen zeigen eher etwas Gemachtes, als Glut des Herzens, und in einer Wüste von Gemeinplätzen findet man selten eine erfrischende Oase — voll eigenthümlicher dichterischer Schönheit***). Young suchte zu Geld und Stellung zu kommen und erreichte auch sein Ziel. Allein 1736 trafen ihn schwere Schläge: seine Tochter, deren Gemahl und seine eigene Gattin starben rasch nach einander. Der Schmerz darüber war tief und fand in gedankenreichen Versen über die Hinfälligkeit des Irdischen, über Tod und Unsterblichkeit seinen Ausdruck. Die Inbrunst des Herzens, fern von aller Künstelei, machte die Nachtgedanken zu einem Lieblingsbuch in jener Zeit. Der Seelenschmerz hatte Young zum wahren Dichter gestempelt, nur ist der Schmerz oft zu wortreich, der Vers oft zu schwerfällig, man wird gerührt, man ermüdet aber auch. Wir finden dieselbe melancholische Stimmung in den Nachtgedanken wie in dem Ossian von Macpherson, und ein Zug zu Trauer und Wehmuth lag in der Zeit.

Das Streben nach Naturwahrheit machten in dieser Zeit selbst in der Gartenkunst dem französischen Geschmack ein Ende. Händel hat durch seine tiefe Kraft und großartige Naturwahrheit auch in der Musik der neuen Richtung die Bahn gebrochen. — Wie sehr man für Ursprüngliches schwärmte, zeigt

Macpherson. das Gelingen eines merkwürdigen literarischen Betrugs. James Macpherson gab 1760 die ersten 15 Gesänge des vermeintlichen Dichters Ossian†) heraus.

Ossian. Ossian oder Oisin soll ein keltischer Dichter, der Sohn des Königs Fingal und ein Zeitgenosse des römischen Kaisers Caracalla gewesen sein. Diese Gedichte, denen bald große Nachträge Fingal und Temora††) folgten, wurden mit stürmischem Beifall in England aufgenommen und bald in alle Sprachen Europa's übersetzt.

Man glaubte einen Schwanengesang, ein Echo aus einer andern Welt zu vernehmen; man las mit Entzücken immer wieder die Thaten und Reden dieser Helden, die aus dem Dunkel vergangener Jahrhunderte mit leisen Geisterschritten vorüber schwebten; man pries den Helden, welcher den ewigen Lichtglanz der Sonne, und den blauen Pfad ihres Laufes so herrlich besang, und den Mond, den zierlichen Wanderer der Nacht, und die Sterne, die funkeln und erglänzen in der blauen Schale der Luft, während ewige Nacht sein Auge bedeckte. Wie süß ist seine Wehmuth, wenn er die hingegangenen Helden und den König von Selma preist und schildert, wie durch die leeren Vorhöfe der heulende Wind braust

*) The castle of Indolence.

**) The complaint or night-thoughts.

***) The Last Day, the force of religion, or the vanquished love. The love of fame, the universel passion. Auch seine Dramen wollen nicht viel heißen.

†) Fragments of ancient poetry, collected in the Highlands and translated from the gaelic or erse language 1760.

††) Fingal, an epic poem in eight books, with other lesser poems 1762. — Temora, an epic poem in eight books, with other poems 1763.

und wildes Gras den Sitz des Königs verbirgt und Moos die Waffen der Helden bedeckt, und das Auge der Schönen erloschen ist; oder wenn er der entschwundenen Jugend mit den Worten gedenkt: „Unsere Jugend ist gleich dem Traum des Jägers am Hügel der Haide. Er schläft ein in den milden Strahlen der Sonne, aber erwacht mitten im Sturm; die rothen Blitze fliegen um ihn und die Bäume schütteln ihre Häupter im Wind. Er blickt zurück mit Freude nach dem Tage der Sonne und den lieblichen Träumen seiner Ruhe." Der Ton der Erhabenheit und der Wehmuth paßte so vortrefflich zur sentimentalen Stimmung, von der das Zeitalter ergriffen war. Je beengter man sich in der Gegenwart fühlte, um so inniger versenkte man sich in diese Heldenwelt der Vorzeit, in diese lieblichen und erhabenen Naturschilderungen. Als Bonaparte, vom italienischen Feldzuge zurückgekehrt, durch Sieyes vor der französischen Regierung feierlich aufgeführt wurde, sprach der Redner, um den Gedanken an den Ehrgeiz des jungen Generals zu unterdrücken, davon, daß der Sieger in so vielen Schlachten den Ossian liebe, weil er über die Erde erhebe. Hoch und Nieder schwärmte für diese Dichtung.

Aber auch die Kritik bemächtigte sich ihrer. Ihre Echtheit ward mit Recht bezweifelt und Macpherson vergebens aufgefordert, die Originale aufzuweisen. Die Schotten und Iren hingegen waren stolz auf diesen großen Dichter keltischer Nation und das nationale Gefühl machte den Streit um so hitziger. In der That war Macpherson ein großartiger Fälscher. Er hatte in seiner Jugend Gedichte herausgegeben, welche wenig Anklang fanden*). Jetzt gab er unter fremdem Namen, dem des alten Dichters Ossian, seine eigenen Dichtungen heraus und sie wurden von England bewundert. Doch der Kritiker Johnson klagte ihn öffentlich als Fälscher und Betrüger an. Aber Macaulay bemerkt mit Recht: „Johnson verachtete den Fingal gerade aus dem Grunde, welcher manchen geistvollen Mann bestimmte ihn zu bewundern; er verachtete ihn, nicht weil er aus Gemeinplätzen bestand, sondern weil er einen oberflächlichen Anschein von Originalität hatte." — Johnson machte eine eigene Reise nach den Hebriden und kam mit der Nachricht zurück, nirgends habe er Gesänge Ossians, wie die von Macpherson veröffentlichten, gehört, mit so vielen Barden er auch verkehrte; in einem Lande, in welchem sich nicht fünf Linien alter Schrift fänden, könnten sich nicht alte epische Gedichte erhalten haben. Macpherson kümmerte sich wenig mehr um die Ossianischen Gedichte: er ging als Secretär des Statthalters nach Florida und machte sich dort viel Geld; nach seiner Rückkehr gab er Streitschriften zu Gunsten des Ministeriums heraus und erhielt einen Jahresgehalt von 200 Pfund; er übernahm die Vertheidigung des Nabob von Arcot bei der ostindischen Compagnie und wurde so reich, daß er sich ein großes Gut in seiner Heimath kaufen konnte. 1780—90 saß er im Parlament. Daneben schien nur Geschichte ihn noch zu beschäftigen**). Er starb 1796 als reicher angesehener Mann.

(Ob echt? · Johnson.)

Aber die Ossianische Frage ruhte nicht. Malcolm **Laing**, ein Niederschotte, wies nach, wie im vermeintlichen Ossian Bilder aus der Bibel, aus Homer, Virgil und anderen griechischen, lateinischen und späteren Dichtern entlehnt seien. Ein Verein von Gelehrten machte sich 1797 an die Frage im Auftrag der Akademie von Edinburg und veröffentlichte 1805 ihr Urtheil nach der gewissenhaftesten Untersuchung. Die Frage: „Gab es in Hochschottland ossianische Dich-

(Laing.)

*) The Highlander 1758. The Hunter.

**) An Introduction to the History of Great-Britain and Ireland. London 1771. — History of Great-Britain from the Restoration to the accession of the House of Hanover. London 1775.

tungen, und welches ist ihr Werth?" beantwortete sie mit Ja, solche Dichtungen erhabenen und rührenden Inhaltes beständen. Die zweite Frage jedoch „Sind die von Macpherson herausgegebenen Dichtungen echt?" beantwortete sie nicht bejahend, erklärte aber, in alten Versen ähnliche Wendungen und Ausdrücke, aber nie ein ganzes Gedicht gefunden zu haben, das einem der Lieder Macphersons gleiche, dieser scheine Bruchstücke verbunden, Lücken ausgefüllt, harte Ausdrücke gemildert, Manches verschönert zu haben. — Viele Schotten waren empört über diese vermeintliche Schädigung des Nationalruhmes. Ein Neffe Macphersons gab nun 1807 das vermeintliche Original heraus*), aber jetzt wurde die Niederlage erst vollständig. Das Original war von Macphersons Hand geschrieben, es wimmelte von Sprachfehlern, von Verstößen wider den Geist und die Form anerkannt alter Dichtungen. Es war klar: er hatte seine eigenen Gedichte ins Gaelische zurück übersetzt. Der Ossian war sein Eigenthum, aber er hatte gewisse Wendungen, Namen, Bilder, Verse aus alten Volksliedern beibehalten und darum konnten so viele Schotten behaupten, sie hätten diese Dichtungen in ihrer Jugend gehört. Fingal war ein alter König, aber in Irland, er hauste zu Almhuin in Leinster um 253. Oscar war der Sohn Oisins oder Ossians. Die Schotten wanderten 258 und 503 aus Irland in den Norden der britischen Insel ein, der von ihnen den Namen Schottland erhielt, und so kamen die Sagen und Lieder von Fingal und Ossian mit ihnen. Die Bruchstücke der alten Dichtungen sind einfach, kühn, oft derb, und verhalten sich zu den Macphersonischen wie ein starkes Bauernmädchen zu einer feingebildeten Stadtdame**). Der wehmüthige Ton, die Erhabenheit der Bilder, die Frische, die Innigkeit der Naturempfindung ergriff wie die Anwendung poetischer Prosa. Man war entzückt, die Empfindsamkeit des eigenen Herzens in so entfernter Zeit wieder zu finden.

Macpherson hatte einen Nachahmer, dessen Betrug aber nicht das gleiche Glück zu Theil ward. 1768 wurde in Bristol eine neue Brücke eingeweiht und bald darauf erschien eine in alterthümlichem Stil geschriebene Erzählung von der Einweihung der alten Brücke. Man forschte nach dem Verfasser und kam auf Chatterton. einen sechszehnjährigen Knaben, Thomas Chatterton, den Sohn des Küsters an der Hauptkirche, der auf der Freischule große Gaben, aber auch ein verschlossenes hochstrebendes Gemüth, bald düstern Ernst, bald enthusiastische Heiterkeit gezeigt hatte. Er gestand, er habe diese Papiere aus einer alten Kiste in der Kirche genommen, und man glaubte es, weil man von einer solchen Kiste wußte und sein Vater da angestellt war. Selbst Kenner ließen sich täuschen, so geschickt vermochte er die alte Sprache und die alte Schrift nachzuahmen. Der Erfolg machte ihn kühn. Er gab jetzt Gedichte eines Mönches Rowley aus dem 15. Jahrhundert heraus, die durch Tiefe des Gefühls und Kühnheit der Phantasie großes Aufsehen erregten. „Die Schlacht von Hastings" ist ein Gemälde voll Kraft der Darstellung, reich an glänzenden Situationen. „Die Tragödie von Ella" steht an poetischem Pathos den Griechen nicht nach. Chatterton ging nach London, wo Buchhändler ihm glänzende Anerbietungen machten. Allein der Betrug ließ sich auf die Dauer nicht durchführen, da zu viele Schriften aus dem 15. Jahrhundert vorhanden waren, die Vergleichungspunkte darboten. Horace Walpole, an den sich der junge Dichter gewendet hatte, empfing ihn kalt, seine Gönner wurden lau. Chatterton gerieth in Noth und machte im 18. Jahr seinem Leben durch Gift

*) The poems of Ossian, in the original gaelic, with notes and observations, by Arthur. 5 voll. London 1807.

**) Talvy. Die Unechtheit der Lieder Ossians und des Macpherson'schen Ossians insbesondere. Leipzig 1840.

ein Ende, 25. August 1770. Coleridge hat dem Wunderknaben von Bristol ein schönes Denkmal gesetzt*).

Das Herübernehmen altbritischer und altnordischer Sagen findet sich auch in den schwunghaften Oden Grays. Seine Elegie auf einem Dorfkirchhof ist eine der Perlen englischer Dichtung**). Seine Briefe aus Italien gehören zu den geistreichsten Reisebeschreibungen. — Glovers Ballade „Admiral Hosiers Geist***)“ gilt heute noch als klassisch, während man sein Epos Leonidas, das 1737 zum ersten Mal erschien, nicht einmal mehr in gleiche Reihe mit Lucan und Silius Italicus stellt. Uebrigens weht eine edle Begeisterung darin. Der Verfasser (1712—1785), ein Kaufmann, saß als eifriger Whig im Parlamente. Gray. Glover.

In der eigentlichen Dichtung war diese Zeit arm, erst in William Cowper trat eine wirkliche Kraft auf. An die Stelle der falschen Correctheit setzte er wieder die wahre Begeisterung. „Meine Beschreibungen, pflegte er zu sagen, sind alle der Natur entnommen und nicht eine stammt aus der zweiten Hand. Wenn ich das Herz schildere, spreche ich aus der eigenen Erfahrung und entnehme Nichts aus Büchern.“ — An Pope tadelte er, daß Alles Manier sei, daß er die Poesie zum Handwerk werden ließ. Er will lieber in seinem Stil herb und in seinen Versen rauh sein, als diese Milchrahmglätte an sich haben. Stärke des Gedankens und Wärme des Gefühls ist ihm eigen. Die Religion ist es, welche ihn in Begeisterung versetzt. Cowper

Das Schicksal des Dichters berührt uns schmerzlich. Er stammt zwar aus vornehmer Familie (geb. 1731 in Berkhamstead), sein Oheim war Großkanzler. Nach dem frühen Tod seiner Mutter kam aber der feinfühlige Knabe in eine Erziehungsanstalt, wo er von seinen Kameraden derart mißhandelt wurde, daß er vor vielem Weinen fast seine Augen verlor. Das machte ihn furchtsam, trübsinnig, und dadurch wieder wurde er der Gegenstand, an welchem sich der Uebermuth auch an der Schule von Westminster austobte. Cowper mußte nun das Recht studiren, so wollten es die Verwandten, die über hohe Stellen verfügten. Schon 1754 war er Advocat, aber er hatte keine Neigung für das Rechtsfach. Dagegen schriftstellerte er viel und seine ersten Arbeiten zeigen viele Feinheit und Beobachtungsgabe. Durch den Einfluß seiner Verwandten wurde Cowper Sekretär des Hauses der Lords, aber er war so schüchtern, daß, als er vor dem Oberhause die Titel der Aktenstücke vorlesen sollte, dies ihn zur höchsten Verzweiflung und zum Versuch eines Selbstmords trieb. Er legte seine Stelle nieder und wurde bald darauf irrsinnig und zwar litt er an religiösem Wahn: er fürchtete (als strenger Calvinist) von der Gnade Gottes in diesem und von der Seligkeit in jenem Leben ausgeschlossen zu sein. Diese Krankheit währte 1763—65, 1773—76, dann 1780 sechs Monate lang, dann 1794 bis zu seinem Tode 1800. Cowper zog sich in ein einsames Dorf zurück, wo er streng religiösen Uebungen oblag, und die Gedanken und Gefühle, die in ihm aufstiegen, in so kräftiger Sprache wiedergab, daß Alles in seiner Hand Farbe und Leben gewinnt. Eine ältere Freundin seines Hauses pflegte ihn, und deren Stricknadeln, die er besang, sind unsterblich geworden. Seine Gedichte sind durchaus religiöse, Hymnen, (auch die

*) Monody of the death of Chatterton (Poet. works.)
**) Elegy written on a Country-churchyard.
***) Admiral Hosiers Ghost.

Hymnen der Madame Guyon hat er übersetzt): Irrthum, Wahrheit, Hoffnung, Liebe, Bekehrung. Dabei ist Cowper großer Naturmaler, aber seine Schilderungen sind durch tiefe Gedanken vergeistigt. Nach dem Tod seiner Pflegerin schrieb Cowper sein ergreifendstes Gedicht „Der Verworfene*)."

Es schildert einen Matrosen, der im Sturm in's Meer fällt und durch Schwimmen sein Schiff vergebens zu erreichen sucht und zuletzt in den Abgrund versinkt. Der Matrose ist die Seele, das Schiff ist das Heil, die Gnade. Wenige Tage nach Abfassung dieses Gedichtes endete der Verfasser. „Wie ist Ihnen?" fragte ihn einer seiner Verwandten. „Ich fühle eine unaussprechliche Verzweiflung" — war sein letztes Wort. Cowper ist nie affectirt. So schwach sein Charakter im Leben war, so männlich sind die Gedanken in seinen Schriften, so kräftig die Sprache. In seinen Briefen wechseln Stellen voll des heitersten Humors mit Stimmungen der tiefsten Wehmuth. Daß er zu scherzen verstand, zeigt seine ergötzliche und volksthümlich gewordene Ballade: The diverting history of John Gilpin. Sein Hauptwerk hat den Titel: die Aufgabe, The task. Eine Freundin stellte ihm nämlich die Aufgabe, ein Gedicht in Blankversen auf das Sopha zu machen, und Cowper schuf eines der besten Lehrgedichte. Cowper hat trotz seines stillen Wesens namentlich dazu beigetragen, die Herrschaft des französischen Geschmacks in England zu brechen. Macaulay stellt darum in seinem herrlichen Aufsatz über Byron Cowper mit Alfieri zusammen: „Der Dienst, den diese beiden Männer der Literatur ihres Landes leisteten, ist groß. Der innere Werth ihrer Gedichte ist bedeutend. Das Beispiel von Auflehnung gegen ein verkehrtes System, das sie gaben, ist unschätzbar. — Die Rolle, die sie durchführten, war aber mehr die des Moses, als die des Josua: sie öffneten das Haus der Knechtschaft, aber sie betraten das Land der Verheißung nicht**)."

Burns. Dies gelang einem schottischen Gärtnerssohn, Robert Burns, den Göthe zu den ersten Dichtergeistern rechnet, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat, und der die ganze Fülle seines Daseins in seine Lieder auszuhauchen verstand. Doch war er eine kurzlebende Erscheinung und fuhr vorüber wie ein Blitz in der Nacht.

Robert Burns ist der Sohn eines armen Gärtners, geb. zu Doonholm unweit Ayr im südwestlichen Schottland. Der Vater war ein würdiger gediegener Charakter, von der frommen Mutter hörte der Knabe eine große Zahl von Sagen und moralischen Liedern. Früh begeisterte ihn die Geschichte von William Wallace, dem Retter Schottlands. Hinter dem Pfluge dichtete der Knabe schon in der Mundart seines Volkes. Von einem wandernden Schulmeister erlernte der talentvolle Jüngling die englische Schriftsprache, etwas Französisch und Geometrie; der Lehrer erzählte später in London, er habe mit so vielen Menschen verkehrt, aber nie edlere Gespräche gehört, als am Herde dieses armen Gärtners. Der Vater hatte Unglück mit seinem Pacht, Burns erzählt von Zahlungsbefehlen, über die sie alle weinen mußten. Robert konnte sich nicht, wie er wünschte, ausbilden, er sollte zuerst Flachshechler, er mußte dann Bauer werden. Sein Leben ist ein Trauerspiel. Die Hochlandsmarie, die ihn liebte und die er durch seine Lieder unsterblich machte, sank früh in's Grab. Die Pachtung, die er mit seinem Bruder nach dem Tode des Vaters übernahm, hatte durch die Noth der Zeit einen üblen Verlauf.

---

*) Cast-away.
**) Macaulay, Essays.

Schon wollte sich Burns nach Jamaika einschiffen, als eine Einladung nach Edinburg, wo seine zauberischen Lieder Herzen gerührt und Freunde gefunden hatten, ihn zurückhielt. 1786 fand er in Schottlands Hauptstadt eine glänzende Aufnahme. Herzoginen zogen ihn zur Tafel, Gelehrte, Künstler feierten ihn um die Wette. Eine neue Ausgabe seiner Lieder fand reißenden Absatz. Burns konnte eine ansehnliche Pachtung übernehmen, Freunde verschafften ihm nebenbei eine einträgliche Stelle als Steuereinnehmer. „Mein Baum war schön, meint der Dichter, die Knospe grün, die Blüthe hold und süß; frisch fiel der Thau, die milde Sonn' meine Zweige sprossen ließ. Doch ach des Unglücks Nordsturm hat meine Blüthe entblättert!" Der Dichter paßte nicht zum Pächter, noch weniger zum Steuereinehmer und Aufseher gegen den Schmuggel. Als Schotte war er der hannöverischen Dynastie abgeneigt; vom Zeitgeist angeweht, schwärmte er für die französische Revolution und wußte seine Gedanken nicht zu verbergen und kam in Untersuchung. Unmuth, den er beim Becher zu vernichten suchte, Unglück und das Feuer seiner Seele zehrten sein Leben auf, er erlag im 37. Jahre dem Fieber*). — So früh er auch starb, so hat er doch auf die Verjüngung der Dichtung seiner Heimath einen tiefen Einfluß geübt, weil er nur Selbstgefühltes aussprach. Jedes schottische Herz schlägt jetzt hoch bei seinem Namen. „Er war, so sagt sein Biograph Lockhart, eine warme freundliche Seele, so voll von eingebornen Reichthümern, von solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen. Das frühe Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seiner Pflugschaar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn, mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme der Winde wird ein Psalm in seinem Ohr. Wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahinwandern, denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. — Eine wahre Poetenseele, sie darf nur berührt werden und ihr Klang ist Musik. — Auch über die niedrigsten Regionen des Daseins ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüthes und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht zu einer Schönheit empor, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken."

*) Carlyle hat ihm einen seiner schönsten Essays gewidmet in Critical and miscellaneous works und einige feurige Sätze in On heroes, heroworship and the heroic in history. London 1846, 295—303. Lockhart gab 1828 seine Lebensbeschreibung heraus. Ins Deutsche sind Burns Lieder sehr schön von Heintze und Kauffmann übersetzt.

Der siebenjährige Krieg.

Die Ruhe, welche der Friede von Aachen der kriegsmüden Menschheit gewährte, war nur von kurzer Dauer, er hatte nämlich die Gründe, welche Ursache. die Mächte 1740—1748 unter die Waffen gerufen hatten, nicht behoben, er hatte die Streitfragen nicht ausgeglichen. Die Parteien hatten, an Kräften erschöpft, vielmehr einen Waffenstillstand geschlossen und den Austrag des Streites auf eine günstigere Gelegenheit vertagt. Spanien war unzufrieden, weil es Gibraltar, Majorka, Minorka nicht erlangt hatte. Sardinien fand sich in seinen Erwartungen getäuscht. Maria Theresia konnte die Einbußen in Italien und Schlesien kaum verschmerzen. Friedrich II. sah in jedem Versuche Oestreichs, zu erstarken und sichere Verbündete zu finden, nur eine Bedrohung seiner eigenen Macht. Sagte er doch selber*): „Der Dresdener Friede hob die Ausübung der Feindseligkeiten auf, aber er entwurzelte nicht den Keim der Zwietracht, der zwischen Oestreich und Preußen aufwuchs. So viel Verstellung auch der Wiener Hof äußerlich annahm (?), so hatte doch der Verlust von Schlesien seinem Herzen eine zu schmerzhafte Wunde geschlagen, als daß nicht die Wirkung seiner Erbitterung und seines Hasses wider Willen ihm hätten entwischen und endlich ganz öffentlich hätten aufbrechen sollen. Der Krieg zwischen diesen beiden Mächten war also nicht beendigt worden, sondern hatte nur eine andere Gestalt angenommen. Zwar schlugen die Heere nicht mehr offen im Feld gegen einander, aber die Feindseligkeiten gingen im Innern der Cabinete fort." — Am meisten Schwierigkeiten wider einen dauernden Frieden thürmten sich zwischen England und Frankreich auf, denn in Eile oder in Nachlässigkeit hatten die Bevollmächtigten in Aachen nur die unsichere Bestimmung festgestellt, „daß die Grenze beider Gebiete in Nordamerika sein solle, wie sie vor dem Kriege war. Nun war sie aber schon ein Vierteljahrhundert lang ein Gegenstand des Streites gewesen und beeilten sich also in diesem schwankenden Zustand eines angenommenen Friedenszustandes und einer angenommenen Gebietsgrenze beide Theile im Voraus so viel Gebiet als möglich in Besitz zu nehmen, ohne ihre betreffenden Regierungen allzusehr bloßzustellen**)." Von den Ansiedlungen

---

*) Guerre de sept ans. Oeuvres posthumes. III. p. 24—30. Berlin 1788.

**) Georg Bancroft, Geschichte der amerikanischen Revolution. Aus dem Englischen von Drugulin. I. Leipzig 1852. I. 23.

in Nordamerika, die schwach und verstreut und mit einander nur wenig verbunden, von England gering geachtet, der übrigen Welt fast unbekannt waren, die'aber einer riesigen Zukunft entgegengingen, nahm der Streit, der unter dem Namen des siebenjährigen Krieges sich über die vier Welttheile ausdehnte und Ströme Blutes kostete, seinen Ausgang. Wir wenden uns daher zunächst über das große Wasser zu den weiten Länderstrecken, über welchen jetzt siegreich das Sternenbanner weht!

Nordamerika. Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England.

Das Land, das jetzt mit volkreichen Städten bedeckt, von Eisenbahnen durchzogen, nicht bloß die Heimath der Freiheit, sondern auch des Reichthums ist, war damals noch wenig bewohnt, großentheils von Wäldern bedeckt, Jagdgrund der Indianer. Nur an der Ostküste waren englische und französische Ansiedlungen. Unter den englischen war die älteste Virginien, zu Ehren der jungfräulichen Königin vom kühnen Raleigh 1585 so benannt. Die Urbarmachung des Landes machte aber erst unter Jakob I. wirkliche Fortschritte. Er ertheilte zwei Gesellschaften, von denen die eine die Compagnie von London, die andere die von Plymouth, später von Neuengland hieß, alle Länder der neuen Welt, auf welche die Engländer vermöge der ersten Entdeckung rechtliche Ansprüche machten, und zwar vom 34. bis 45.° der Breite und im Binnenland von Meer zu Meer, und zwar sollten die Colonisten und ihre Nachkommen in jeder Beziehung Engländer bleiben und innerhalb der amerikanischen Ansiedelung alle Freiheiten und Sonderrechte genießen, als wären sie im Mutterlande geblieben. Folgenschwere Worte!

Nordamerika. Virginien

Zwei Räthe sollten die Angelegenheiten der Colonien ordnen, der eine mit dem Sitz in England, der andere in Amerika, beide aber nach königlichem Befehl verfahren. Gegen ein Fünftel des Ertrags können die Ansiedler die Minen in selbständiger Weise bearbeiten. Jakob schrieb selber ein Gesetzbuch für Virginien. Auf Meuterei, Empörung, Mord und Blutschande stand der Tod. Lehre und Gottesdienst der bischöflichen Kirche war anbefohlen*). Die ersten Ansiedler waren oft Männer von normännischem Adel, doch meist Leute, die sich in England nicht halten konnten, und suchten wie die Portugiesen und Spanier in der neuen Welt raschen Gewinn. Jamestown (erbaut 1607) hieß zu Ehren des Königs die erste Niederlassung, sie wollte nicht recht gedeihen. Ein Hauptmann John Smith rettete sie durch Umsicht und Thatkraft mehrmals vom Untergang. Liederliche Leute aller Art wurden, um sie aus England wegzubringen, nach Virginien verbannt, die mochten natürlich nicht arbeiten, nur schnell reich werden und genießen. Der Ackerbau wurde vernachlässigt und in der Noth um Lebensmittel Druck auf die Indianer geübt. Der Tabak gedieh reichlich und Neger, welche zuerst holländische Schiffe brachten, wurden für den Tabakbau theuer bezahlt und brachten großen Gewinn. Aber bald war es nothwendig zu bestimmen, wie viel Aecker mit Ge-

Gesetz Jakobs I.

*) Neumann, Geschichte der vereinigten Staaten von Amerika. I. 6—8.

treide und wie viel mit Tabak bepflanzt werden sollten. Da es an Frauen fehlte, ließ man Mädchen aus London kommen und wurde für je eine 150 Pfund Tabak bezahlt. Mit Indianern mochten sich die Engländer aus Stolz nicht vermischen und so kam es natürlich zu Feindseligkeiten zwischen beiden. Smith gerieth einmal in die Gewalt der Indianer. Er erzählt*): „Ich wurde auf und abgeführt im Indianerland und als Wunder vorgezeigt. Endlich mußte ich vor dem Kaiser Pohatàn erscheinen. Mehr als 200 furchtbar aussehende Hofherren standen herum und besahen mich wie ein Ungeheuer. Pohatàn saß auf einer Art Bettgestelle, in Häuten gekleidet, von dem Schwänze allenthalben herabhingen. Oben saß ein junges Frauenzimmer im Alter von 16 bis 18 Jahren. Auf beiden Seiten des Hauses standen lange Reihen von Männern; hinter ihnen Weiber, Kopf und Schultern roth angestrichen. — Viele trugen weiße Vogelfedern auf dem Kopfe und Schnüre weißer Kügelchen oder Perlen um den Hals. Bei meinem Eintritt erhoben sie ein furchtbares Geschrei. Die Kaiserin brachte Wasser, um mich zu waschen, und einen Bund Vogelfedern, um mich abzutrocknen. Nachdem ich in ihrer barbarischen Weise gegessen und getrunken hatte, hielten sie eine lange Rathsversammlung. Endlich wurden zwei große Steine vor Pohatàn gebracht, ich dahin geschleppt, mein Kopf dazwischen gelegt, um mit Keulen zerschlagen zu werden. Pocahontas, die Lieblingstochter des Kaisers, bat um mein Leben, — es wurde ihr abgeschlagen. Da umschlang sie meinen Kopf mit ihren Armen, um mich vom Tode zu erretten. Alsbald begnadigte mich der Kaiser und befahl, ich solle ihm Hackbeile, der Tochter Glöcklein, Kügelchen und Knöpfe machen. Die Leute glaubten, ich könnte alle Arbeiten verrichten gleich wie sie selbst. Ihr eigener Kaiser macht sich seine Kleider, seine Schuhe, Pfeile und Töpfe; er pflanzt, jagt und arbeitet wie jeder seiner Unterthanen.“ — Die Retterin ließ sich später taufen und heirathete den Engländer John Rolf und ihre Nachkommen sind heute noch zahlreich im Lande. Nach Pohatàns Tod brach aber Feindschaft zwischen Indianern und Weißen aus. 1622 wurden 327 Bleichgesichter getödtet. Ein Ausrottungskrieg begann gegen sie und jetzt sind nur wenige Nachkommen der Indianer im Lande. Die Gefahr dieses Kampfes gab Stahlkraft. Selbstgefühl kam mit dem Wohlstand, der bei der üppigen Fruchtbarkeit leicht gewonnen wurde. Die Colonie blühte rasch empor, durch zahlreiche Einwanderungen verstärkt. 1619 trat in Jamestown der erste Landtag zusammen. Der Statthalter vertrat den König, sein Rath das Oberhaus, die Abgeordneten, zwei von jedem Burgflecken, bildeten das Unterhaus. Rath und Abgeordnete trafen sich jährlich zur allgemeinen Versammlung (General assembly). Schwurgerichte wie in England. Vergehen und Verbrechen wurden streng bestraft. Tod, wer Gott lästert, den König und den Rath verspottet, wer zu den Indianern hält oder stiehlt. Jakob wurde sorglich und erklärte den Feibrief für erloschen. Der Landtag dagegen schränkte 1624 rückhaltslos die Gewalt des Statthalters ein. Indeß geriethen die Stuarts im Mutterland in Kampf mit den Puritanern. Die Landaristokratie in Virginien hielt es mit dem König. Viele Cavaliere fanden hier eine Zuflucht. Karl II. wurde als König anerkannt, doch wußte das lange Parlament den Widerstand zu brechen, ertheilte aber dafür Virginien alle Freiheiten der Engländer und bestätigte alle früheren Freibriefe: Jeder Freie hat Stimme, wer Abgaben zahlt, soll auch gleiche Rechte haben. Nach der Restauration huldigte Virginien wieder schnell dem König. Es gab hier Cavaliere und Rundköpfe, doch die ersteren behielten die Oberhand. Nur von einem englischen Bischofe Ordinirte durften predigen. Kein Sectirer darf sich niederlassen; wer einen Quäcker in's Land bringt, soll 5000 Pfund Tabak zahlen.

Krieg. Verfassung. Parteien.

*) Neumann l. c. I. 12—13.

Dagegen wurde den Statthaltern keine bestimmte Soldung ausgesetzt, damit sie immer vom Volk abhängig seien. Karl II. zeigte sich wenig dankbar. Er verschenkte an Hofleute Landstrecken, die früheren Ansiedlern gehörten. Er gab zwei Lieblingen ganz Virginien zur Nutznießung und Ausbeutung*).

1684 brach ein Aufstand in Virginien aus. Ein Rechtsgelehrter Bacon vertrieb die königlich-gesinnten Behörden. Die königliche Partei legte auch nicht die Hände in den Schooß, sondern griff unter Führung eines Berkeley zu den Waffen. Ein erbitterter Kampf erfolgte, bis königliche Truppen landeten und die Ruhe wieder herstellten. 1692 wurde unter dem Schutz von Wilhelm und Maria eine gelehrte Schule gegründet. Reichthum und Bildung gaben den Landedelleuten ein gewisses Uebergewicht; John Adams ausgenommen, sind die fünf ersten Präsidenten alle aus Virginien und hatten ihre Gewalt zwei Legislaturen hindurch, während Adams nur vier Jahr amtete. Neben diesem Landadel gab es einen tüchtigen Bauernstand, aber auch Weiße im Dienste der Reichen. Die Hauptlast der Arbeit fiel jedoch auf die Neger, deren ein Herr oft 500—1000 besaß.

Der Landschaft **Karolina** gaben flüchtige Hugenotten von ihrem Verfolger Karl IX. den Namen. 1660 jedoch schenkte Karl II. acht Lords, darunter seinem Minister Clarendon, die Ländereien zwischen dem 31. und 36. Grad nördlicher Breite, als unumschränktes Eigenthum, aber unter der Oberhoheit der Krone, zur Urbarmachung und Verbreitung des Christenthums. Um Ansiedler anzuziehen, versprachen diese Großen vollkommene religiöse und staatliche Freiheit, so daß kein Ankömmling wegen auswärtigen Schulden während 5 Jahren gerichtlich belangt werden dürfe. Die Folge davon war, daß wegen ihres Glaubens Verfolgte aus allerlei Ländern sich ansiedelten, aber auch Spieler und Verschwender, daß Karolina bald als die Schande Amerikas, als die Zuflucht aller Missethäter und Freibeuter galt**). Locke entwarf 1669 auf den Wunsch seines Freundes Shaftesbury eine Verfassung für Karolina, wodurch eine allzu zahlreiche Volksherrschaft vermieden werden sollte. Von den acht Eigenthümern sollte der älteste lebenslänglicher Pfalzgraf der Provinz sein und die sieben andern die höchsten Staatsämter bekleiden. Seltsamer Weise gestattete Locke, der doch sonst das Halten eines Sklaven für eines hochherzigen Engländers unwürdig erklärte, jedem Ansiedler in Karolina unbedingte Herrschaft über seine Negersklaven, welcher Religion diese auch seien. Den acht Eigenthümern gefiel diese Verfassung (und sie ernannten Locke zum Dank dafür zum Landgrafen), nicht aber den Colonisten. 1719 erklärten die von Südkarolina die Gewalt der Eigenthümer für willkürlich und ungesetzlich, und diese waren froh, ihr Anrecht wieder an die Krone zu verkaufen. Nord- und Südkarolina wurden 1729 getrennt, über beide setzte die Regierung Statthalter, deren Rath im Verein mit den Abgeordneten des Volkes die gesetzgebende Versammlung bildete. Reis, Theer und Indigo waren die Hauptquellen des Reichthums dieses Landes.

Karolina. Locke. Nord- und Süd-karolina.

Georgien, die südlichste, aber auch jüngste Ansiedelung, entstand erst unter Georg II. durch Jakob Oglethorpe, General und Parlamentsmitglied, der im Eifer, die Qualen des englischen Gefängnißwesens aufzuheben, im Parlament den Vorschlag machte, die menschenleeren Bezirke von Südkarolina zu besiedeln und zum Zufluchtsort für zahlungsunfähige Schuldner aus England und verfolgte Protestanten aus Deutschland zu machen***). Das Unterhaus bewilligte für diesen Zweck 36,000 Pfund. Georg II. stellte 1732 für 21 Edelleute, als die Vor-

Georgien

---

*) Neumann l. c. I. 5—25.
**) Neumann l. c. I. S. 31.
***) Mahon, History V. 77—78.

münder der Armen einen Freibrief aus. Das Gesellschaftssiegel stellt eine Gruppe arbeitender Seidenwürmer dar, mit der Losung: „Nicht für sich, sondern für Andere.“ Mährische Brüder und Protestanten aus Salzburg bildeten bald den besten Kern der Ansiedler. Aus den Gefängnissen Englands hingegen kamen viele verwilderte Menschen. Auch Juden wurden zugelassen, Katholiken aber wurden nicht geduldet. Die Sklaverei war grundsätzlich ausgeschlossen, weil sie eben so gegen die Bibel als gegen das englische Grundgesetz verstoße. Doch hielt sich diese Verordnung nicht gegen das Beispiel der Nachbarstaaten und Georgien hatte bald nach Karolina die meisten Neger. Auf die Bitte Oglethorpes, Christenthum und Sittlichkeit unter den Verwilderten anzubauen, kamen die Wesleys nach Georgien, die auch die umwohnenden Indianer zu bekehren suchten. Aber ein Häuptling sagte zu ihnen: „Wie ist es möglich euren Glauben anzunehmen! Die Christen betrinken sich, die Christen schlagen die Leute, die Christen lügen und stehlen.“ Die Spanier
Florida. rechneten Georgien zu Florida, dem sein Entdecker, Ponce de Leon, wegen des blühenden Pflanzenwuchses diesen Namen gegeben hatte, und fielen darum, so oft sie im Krieg mit England waren, in's Land ein, wobei sie nicht unterließen die Neger zur Freiheit und zum Kampf gegen ihre Herren aufzurufen, die um so gefährlicher wurden, da sie achtmal stärker, als die weiße Bevölkerung waren. 1752 traten die Eigenthümer ihre Rechte wieder an die Krone zurück, und diese führte einen Statthalter, einen Rath und eine Abgeordnetenversammlung wie in Süd-
Oglethorpe. karolina ein. Der Gründer dieser Colonie, Lord Oglethorpe, starb 1785 in London, im hohen Schmerz darüber, daß seine Ansiedlung vom König, dem er treu anhing, sich losgerissen hatte. Himmel und Boden in Georgien sind ähnlich, wie in Südkarolina, nur ist der Sommer heißer. In dieser Kolonie fehlte es anfangs an Geistlichen, darum finden wir die Civilehe eingeführt. Erst im 18. Jahrhundert entstand eine Druckerei, früher wurden die Gesetze durch Ausrufer bekannt gemacht.

Neuengland. Neuengland verdankt seinen Ursprung den Puritanern, die von der Staatskirche verfolgt, ihre Heimath verließen. Zuerst flohen sie nach den Niederlanden, bald hieß es aber: „Wir müssen unsere Kinder vor dem lasterhaften Leben der hiesigen Leute bewahren; sie sollen den Sabbath heilig halten und nicht schänden, wie unsere neuen Mitbürger; wir müssen darauf denken, Gottes Wort und das Reich Jesu Christi in ferne Gegenden zu verbreiten, welche frei sind von aller Verderbniß. Am geeignetsten hiezu ist die neue Welt*).“ — Unter Gebet und Segen ihres Predigers fuhren 41 Männer mit Frauen und Kindern, im Ganzen 102 Personen aus Delfthaven am 22. Juni 1620 ab; am
Landung. 11. November stiegen sie an der Küste Amerika's unfern Cap-Cod an's Land; am 10. December 1620, welcher Tag jetzt als Vor- und Altvatertag von den Amerikanern gefeiert wird, wählten sie den Platz zur Ansiedelung. Am 25. December legten sie den ersten Grund zu Plymouth. Feierlich gelobten sie in Gegenwart Gottes und eines Jeden vor dem Anderen, sich zu einem staatlichen Gemeinwesen zu vereinigen, um Ordnung und Erhaltung aller hiezu nothwendigen Mittel zu erzielen. „Wir werden zu dem Ende von Zeit zu Zeit solche gerechte und billige Gesetze, Beschlüsse, Constitutionen und Aemter aufrichten und festsetzen, welche für das allgemeine Wohl der Kolonie füglich und passend befunden werden. Wir versprechen hiermit, diesen Ordnungen allen schuldigen Gehorsam und Unterthänigkeit zu leisten.“ Ein John Carve wurde zum Statthalter ernannt, denn ein Nehemia sei besser, als ein ganzer Sanhedrin. Bald war ein Wall zum ersten Schutz errichtet. Das Land ist fruchtbar und reich an herrlichen Waldungen.

---

*) Neumann I. 44—57.

Die Nachrichten von der guten Ernte des nächsten Jahres lockten zurückgelassene Freunde an, und alle, die bis 1625 einwanderten, werden heutzutag unter die Vorväter Neuenglands gerechnet. Mit Muth, Beharrlichkeit und Gottvertrauen wurde der Kampf gegen die Natur und die Wilden bestanden. Die Kämpfe deutet auch das Kolonialsiegel an, welches einen aufrechtstehenden Indianer mit dem Bogen in der Hand und das Motto enthält: „Kommt und helft uns.“ 1629 begann die erste Ansiedelung zu Salem in Massachusetts oder der Bucht der blauen Hügel, durch königlichen Freibrief, welcher aber auch milde und nachsichtige Behandlung der Indianer gebot. Dem Statthalter ward aufgetragen, die Ansiedler streng zur Arbeit anzuhalten, insbesondere die Jugend, damit sie nicht auf Abwege gerathe. Widerspenstige sollten aus der Kolonie entfernt werden. Die Strenge religiösen Sinnes bezeichnet auch die Verordnung, daß Sonnabend um 3 Uhr alle Arbeit aufhören müsse, damit sich Jeder würdig auf den Sabbath vorbereiten könne. Die Ansiedlung gedieh rasch, da die Luft gesund, der Boden fruchtbar ist. 1640 rechnete man schon 4000 Familien, 1766 200,000 Einwohner in 14 Grafschaften vertheilt und darunter 4,000 Waffenfähige. 1630 wurde Boston gegründet, vorzugsweise von Leuten aus Boston in Lincolnshire. Zu hervorragenden Einwanderern zählt Sire Henry Vane, welcher jedoch, der Irrlehren geziehen, bald wieder nach England zurückkehrte, wo er, bis Cromwell das lange Parlament auseinander jagte, eine Rolle spielte und nach der Restauration unter dem Beil des Henkers 1662 sein Haupt verlor. Den Vorwurf der Irrlehre zog er sich zu als Beschützer einer Frau Hutchinson, welche alle äußerlichen religiösen Formen und frommen Werke verwarf und blos auf innere Heiligung durch die Gnade drang. Die strengen Geistlichen von Massachusetts stießen sie aus der kirchlichen Gemeinschaft aus und sie wurde auf der Flucht in's holländische Grenzgebiet von den Indianern sammt ihrer aus 16 Personen bestehenden Familie ermordet.

Massachusetts. Vane. Hutchinson.

Ein walisischer Geistlicher Roger Williams, der den Katechismus und jedes öffentliche Glaubensbekenntniß verwarf, denn Jeder möge glauben und lehren nach Belieben, wurde gleichfalls aus Massachusetts verwiesen. Ein Indianerhäuptling, Massasoid, nahm ihn und seine Familie in Schutz und überließ ihm 1636 Rhode-Island. Bald kamen Gesinnungsgenossen und die Ansiedlung, in der man keine presbyterianische Tyrannei kenne, Nichts von Zehnten, kaum Etwas von Abgaben wisse, überhaupt nicht von dem überströmendem Feuer der sogenannten gottseligen Magistratspersonen verzehrt werde, blühte schnell auf. Wer sich niederließ, durfte nur in bürgerlichen Angelegenheiten der städtischen Gemeinde Gehorsam geloben. Sämmtliche Familienväter traten monatlich zusammen, um über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathen und zu beschließen. Durch Henry Vane erlangte die Kolonie 1643 einen Freibrief, wornach sämmtliche Providenceansiedelungen eine demokratische Regierung haben, errichtet und geführt auf der Grundlage der freiwilligen Zustimmung aller oder der Mehrheit der Bewohner. Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt. Das Stadtsiegel bestand in einem Bündel Pfeile mit der Inschrift: „Die Liebe überwindet Alles, Liebe heißt des Gesetzes Erfüllung.“ Doch war Williams nicht vom Geist der Liebe geleitet, als er indianische Kriegsgefangene verkaufen ließ, weil die Juden Aehnliches gethan*) Unter den freisinnigen Grundsätzen, welche Williams aussprach, ist auch der: „Menschliche Gesetze über Glaubenssachen sind ein Eingriff in die Rechte Gottes, sie sind null und nichtig, kein Mensch braucht sich nach ihnen zu richten;“

Williams. Rhode-Island. Providence.

*) Neumann. Geschichte der vereinigten Staaten. I. 52—62.

ferner der Satz: „Gesetze, welche auf dem Grunde der Religion einen Unterschied machen zwischen Menschen, sie unfähig für diese oder jene Aemter erklären, sind tyrannisch und verderblich."

Maine. Die Landschaft Maine wurde nach der Königin Henriette von England, die Prinzessin von Maine in Frankreich hieß, benannt. Karl I. schenkte sie dem Seefahrer Gorges, er und seine Erben sollten für ewige Zeiten Landeseigenthümer sein. Da aber dieser Freibrief wie für Newhampshire mit einem früheren in Widerspruch war, so erhob Massachusetts Ansprüche auf beide Länder. Kurz vor Newhaven. der Revolution 1638 gründeten Puritaner Newhaven, sie wollten neue Ansiedlungen begründen, frische Länder erwerben, und nur Gesetzen gehorchen, die sie selber aufgestellt. 1662 wurde Newhaven mit der 1636 von Hooker und Haynes Connecticut. am Connecticutfluß*) gegründeten Niederlassung vereinigt.

In diesen puritanischen Niederlassungen findet sich ein eigenes Gemisch von Puritaner biblischen und angelsächsischen Grundsätzen. Die Puritaner in Plymouth waren insbesondere von ihren Geistlichen geleitet*), meist tüchtigen und entschlossenen Männern, welche bei der Ausrodung des Urwalds wie im Kampf gegen die Wilden vorangingen. Von den Satzungen der anglikanischen Kirche wollten sie Nichts wissen, die Bibel und die apostolische Kirche waren ihre Richtschnur. Nur Taufe und Abendmahl galten als Sacramente, die Ehe blos als ein bürgerlicher Vertrag, der von weltlichen Beamten abgeschlossen wurde. Streng ward der Sabbath gehalten, mit öffentlichem und Privatgottesdienst, nur Werke der Nothwendigkeit und der Gnade sollten unternommen werden. In den Predigten wurden alle bürgerlichen Interessen und staatlichen Ereignisse ausführlich verhandelt. Strenge. Die Beschlüsse der Gemeinde nnd der gesetzgebenden Versammlungen wurden an Sonn- und Feiertagen von den Kanzeln herab verkündigt. — Die Ansiedelungen von Massachusetts, von Plymouth, Connecticut und Newhaven, thaten sich als vereinigte Kolonien von Neuengland zu einem Bunde zusammen. Ihre Gesetze und Ordnungen wurden 1656 in London gedruckt, sie sind sehr streng. Auf Gotteslästerung und Gottesläugnung steht der Tod. Der Sohn, der seinen Eltern nicht gehorcht und ein verbrecherisches Leben führt, muß sterben, deßgleichen wer behauptet, daß Jemand Gewalt und Gerichtsbarkeit über Connecticut besitze. Wer seine Frau schlägt, verfällt in eine Strafe von 10 Pfund; wer Karten oder Würfel in die Herrschaft bringt, wird mit 5 Pfund bestraft. Jeder Vollbürger soll bei Gott schwören, daß er dieser Herrschaft getreu bleiben und Jesus Christus als den alleinigen König erkennen wolle. Von einem König Demokratie. von England scheint also die Ansiedlung Nichts wissen zu wollen; so heißt es, daß von einem Beschluß der allgemeinen Versammlung keine Berufung stattfinden könne, daß der Staathalter dem Volke verantwortlich sei, daß die Versammlung nur nach eigenem Beschluß vertagt oder aufgelöst werden könne. Gegen Andersgläubige sind diese Gesetze unduldsam, denn es heißt: wer Unduldsamkeit. Quäker wird, wird verbannt und darf unter Todesstrafe nicht zurückkehren; deßgleichen darf kein katholischer Geistlicher sich im Land aufhalten; kommt

*) Neumann 68—88.

einer, so wird er verbannt, kehrt einer wieder, so wird er hingerichtet. Jede Stadt, jeder Gerichtsbezirk ist befugt, solche Gesetze und Anordnungen zu machen, wie sie das Wohl des Bezirks erheischen, nur müssen sie mit den Landesverordnungen übereinstimmen. Die Abgeordneten vom Repräsentantenhaus werden jährlich gewählt. Wichtig ist die Verordnung, daß die Gemeindebevollmächtigten, wenn sie unwissende Kinder finden, diese ihren Eltern wegnehmen und auf deren Kosten erziehen dürfen. Jeder Ort hatte seine Schule und Städte mit hundert Familien eine Anstalt für gelehrte Sprachen. Bei Anlegung einer neuen Stadt wurde immer eine Anzahl Aecker für die öffentlichen Schulen ausgeschieden. 1636 wurde in Cambridge schon eine Hochschule, das Harvardcollegium, errichtet, weil ein gelehrter Geistlicher John Harvard ihm bedeutende Summen und seine kostbare Bibliothek übermachte. In Newhaven entstand 1700 das Yalecollegium für den Unterricht der Jugend in den Künsten und Wissenschaften, nach dem reichen Wohlthäter Elihu Yale so benannt. 1639 entstand in Neuengland die erste Druckerei. So haben denn Gemeindeschulen, Volksversammlungen, Predigten, allgemeine Wehrpflicht das Mögliche gethan, um den Neuengländer geweckt (Smart) zu machen.

Bildung.

Universitäten.

Maryland.

Maryland hat von der Königin Henriette Maria den Namen. Karl I. schenkte 1632 dieses Gebiet dem Lord Baltimore unter der Bedingung des Fünftels von allen edlen Metallen, mit dem Recht, eine Regierung zu errichten und mit Beirath und Zustimmung der Freien alle billigen Anordnungen zu treffen. Virginien erhob Einsprache gegen die Losreißung dieses Gebietes. Da Baltimore Katholik war, so wanderten namentlich Katholiken in diese Niederlassung, doch erhielten sie keine besonderen Vorrechte. Religionsfreiheit war gestattet unter der Beschränkung: Jedermann, welcher die heilige Dreifaltigkeit oder eine der in ihr begriffenen Personen läugnet oder lästert, soll mit dem Tod bestraft werden. Die vom Eigenthümer Berufenen bildeten die erste Kammer, die von den Ansiedlern Berufenen die zweite. Jeder Ankömmling erhielt 50 Morgen Landes. Während der Revolution wurden die Katholiken und Anglikaner bedrängt, nach derselben in ihre Rechte wieder eingesetzt. Die Baltimores traten später zum Protestantismus über und ließen Maryland durch Abgeordnete regieren, welche für ihre Verfügungen die königliche Genehmigung einholen mußten. Bald wurden auch hier Neger eingeführt, aber auch Verbrecher aus England, um dort die Gefängnisse zu leeren, 320 Mörder und Diebe sollen jährlich aus dem Mutterland eingebracht worden sein.

New-York.

Newyork hieß zuerst Neu-Belgien. Ein kühner Engländer Hudson, im Dienste der Niederländer, suchte 1609 eine nordwestliche Durchfahrt nach Sina und Japan und fuhr den Manhattan hinauf, welcher von ihm den Namen Hudson empfing und untersuchte das umliegende Land. Bald ließen sich Holländer an der Küste nieder, die Tauschhandel mit den Indianern trieben. Es entstand ein Neu-Amsterdam, ein Fort Oranien. Im Krieg 1664 fielen diese Besitzungen in die Hände der Engländer, im Frieden von Breda wurden sie ihnen für immer abgetreten. Karl II. schenkte seinem Bruder das Gebiet vom Connecticutfluße bis zum Delaware, dem Herzog von York und Grafen von Albany zu Ehren ward Neu-Amsterdam jetzt Newyork, und Fort Oranien Albany genannt. New-Jersey verkaufte der Herzog von York an Lord Berkeley und Sir Georg Carteret, die

Jersey.

Landschaft bekam den Namen Jersey zu Ehren Carterets, weil er die Insel Jersey in den Bürgerkriegen gegen das Parlament vertheidigt hatte. Berkeley verkaufte wieder seinen Antheil an die Quäker, so entstand ein West- und ein Ost-Neu-Jersey. Carteret dagegen verkaufte zur Zeit der Königin Anna seine Rechte zurück an die Regierung, welche beide Jerseys wieder unter einem Statthalter, Rath und Landtag vereinigte. Den Bewohnern waren alle Freiheiten der anderen englischen Unterthanen verheißen.

Penn. Den überall verfolgten Quäkern ward es bald in Westneujersey zu enge, da erhielt ihr Führer William Penn*) zur Tilgung gewisser Forderungen an den Staat von Karl II. 1681 ein Gebiet, 330 Meilen lang, 200 breit, jenseits des Delaware angewiesen, das mit allen Segnungen der Natur ausgestattet war. Ob der herrlichen Waldungen nannte es der neue Lehensherr Sylvania, der König setzte den Namen Penn voran und so entstand der Name Pennsylvanien. Im Freibrief wurde Penn das Land als unbedingt freies Lehen übergeben, er könne, aber nur auf Grundlage des englischen Rechtes mit Zustimmung der freien Bewohner die geeigneten Anordnungen treffen und Abgaben erheben. Die Krone gedenke ohne Zustimmung des Eigenthümers und der Versammlung in Pennsylvania keine Steuern zu erheben, ausgenommen das englische Parlament würde derlei Bestimmungen treffen. Penn stellte den Grundsatz auf: Wer an Gott und die Tugend glaubt, kann Bürger Pennsylvaniens werden, und behielt sich bloß den Bodenzins von je einem Schilling für 100 Morgen vor. Das Land solle regiert werden von ihm oder seinem Stellvertreter und von Abgeordneten der Bewohner, die einen Rath und eine allgemeine Versammlung bilden. Diese Abgeordneten sollen durch Kugelung gewählt werden. Keine Abgabe darf ohne Ermächtigung der allgemeinen Versammlung erhoben werden; wer sie dennoch bezahlt, ist als Feind und Landesverräther zu behandeln. Die Kinder der Reichen wie der Armen sollen mit dem 12. Jahr ein nützliches Handwerk erlernen, damit Niemand müssig gehe. Alle Gefängnisse müssen Arbeitshäuser sein. — 1682 kam Penn selber mit zahlreichem Gefolge von Quäkern. Um seinen Bau nicht auf der Grundlage des Unrechtes zu errichten, kaufte er den Indianern das Land ab. Die Eingebornen wurden an friedliches Verhalten gemahnt: „Der große Geist, welcher alle Menschen geschaffen und die geheimsten Gedanken erkennt, weiß, daß ich und meine Freunde ernstlich gesonnen sind, mit den Eingebornen in Freundschaft zu leben und friedlichen Verkehr mit ihnen zu unterhalten**)." — Auch die Indianer hielten gewissenhaft den Frieden. Hauptstadt wurde Philadelphia — Bruderliebe. Rasch gedieh diese Ansiedelung, 1750 zählte sie schon 500.000 Bewohner, die ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung friedlich nebeneinander wohnten, die fleißigsten und gesittetsten waren die Quäker, ebenso übten sie am meisten Gastfreundschaft. Sclaverei sollte grundsätzlich ferngehalten werden. Penn war feingebildet und schriftstellerte, begreiflich — daß wir in Philadelphia schon 1687 eine eigene Druckerei, 1729 eine eigene Zeitung, Bibliothek und gelehrte Schulen finden.

(Randnotizen: Pennsylvanien. — Ordnung.)

Bevölkerung. Die Zunahme an Bevölkerung verdoppelte sich je in 20 Jahren. 1750 zählte man in den 13 Staaten, 1.040,000 Weiße, 220,000 Schwarze, im Ganzen 1.260,000 Bewohner; 1770 zählte man 1.850,000 Weiße, 462,000

*) Vgl. Band V. 971—72.
**) Neumann l. c. I. 95—103.

Schwarze, im Ganzen 2.312,000 Bewohner; 1790 zählte man trotz der Verluste des Befreiungskrieges 3.177,257 Weiße, 752,069 Schwarze, im Ganzen 3.929,326 Bewohner*). Die Vermehrung der Schwarzen schien edler denkenden Naturen eine Versündigung an der Menschheit, für welche die Strafe nie ausbleiben werde. Ein Quäker, seines Handwerks ein Schneider, John Woolman, zog predigend durch das Land: ein Volk, welches gewohnt ist, mäßig für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten und seine Kinder in Genügsamkeit und Fleiß zu erziehen, führt ein glücklicheres Leben als diejenigen, welche sich durch Sclavenarbeiten erhalten lassen. Freie Männer finden Genugthuung an der Ausbildung und Versorgung ihrer Familien; aber Neger, welche arbeiten, um Andere, die sie als Eigenthum ansprechen, zu erhalten, und die lebenslänglich Nichts als Sclaverei erwarten, besitzen keinen solchen Antrieb zum Fleiße. Menschen, die Gewalt besitzen, wenden sie nur zu oft unrecht an, während die Freiheit das gleichmäßige Recht Aller ist. Die Sclaven erscheinen nur wie ein schwerer Stein für diejenigen, welche sich damit belasten. Die Bürde wird immer schwerer und schwerer werden, bis sich die Zeiten auf eine unangenehme Weise ändern**). Sclaven.

England war das Mutterland, die Colonien wurden gehalten wie Töchter, aber wie unmündige, und doch eilten sie rasch der Selbständigkeit entgegen und weiterblickende Geister selbst in Europa sahen den Tag der Unabhängigkeit kommen. „Colonien, schrieb Turgot 1756, gleichen Früchten, welche nur bis zu ihrer Reife am Baume festhängen; sobald Amerika für sich selbst sorgen kann, wird es das thun, was Karthago gethan hat***)." — Der Drang nach Freiheit hatte die Mehrzahl der Ansiedler über den Ocean geführt und dieser Geist blieb bei ihren Nachkommen. Die englischen Beamten berichteten: „die Bewohner der Colonien sind meist in republikanischen Grundsätzen erzogen, Alles wird nach republikanischen Grundsätzen betrieben; in den nördlichen Staaten ist kaum noch ein Schatten des königlichen Ansehens vorhanden †)." — Die Amerikaner dagegen beschwerten sich, daß England ihnen nur Statthalter sende, die zu unwissend, schlecht und herabgekommen wären, um in der Heimath angestellt zu werden, so daß Amerika zum Hospitale Großbritanniens für seine dienstunfähig gewordenen Parlamentsglieder werde. Die Regierung verlangte einen feststehenden Gehalt für ihre Statthalter und die gesetzgebenden Versammlungen, welche die Steuern bewilligten und ausschrieben, wollten den Gehalt nur Jahr für Jahr bewilligen, um den Statthaltern die Hände zu binden. Aber die Regierung forderte, da die Auslagen für die Colonien stiegen, feste Gehalte und zur königlichen Verfügung stehende Staatseinkünfte. Früher hatten die Ansiedelungen wenig gekostet und das Mutterland.

*) Bancroft, Geschichte der amerikanischen Revolution I. 106—7.
**) Bancroft, l. c. I. 120.
***) Oeuvres de Turgot, II. 602.
†) Bancroft I. 54.

Mutterland entschädigte sich dafür durch einen gewissen Handelszwang. Die Amerikaner durften Häute, Felle und für den Schiffsbau nöthige Stoffe nur nach dem Mutterlande abführen, nur von daher Hüte, Filze, Wolle, wollene Zeuge und Eisenwaaren nehmen, obschon ihr Land reich war an Erzen, sie durften keine Stahlhämmer, Draht-, Blech- und Eisenmühlen anlegen. Dies ward in Amerika bitter empfunden, je mehr die Bevölkerung stieg: man wolle es in Armuth erhalten, um es in Abhängigkeit zu behaupten. Schon Penn meinte: „Diese Beschränkung ist von den gefährlichsten Folgen, indem sie verhindert, daß wir das anfertigen, was wir zu unserem eigenen Gebrauch bedürfen. Sie ist ein Angriff auf die Rechte der königlichen Unterthanen in Amerika." — Brennender wurde die Frage der Stellung zum Mutterland, seit jeder Krieg mit Frankreich auch einen Kampf gegen dessen Colonien in Nordamerika zur Folge hatte.

Canada. Damit kommen wir an die Ansiedler romanischen Stammes in **Canada** oder Neufrankreich, das im Norden von Labrador und der Hudsonsbay, im Süden von Louisiana und Illinois, gegen Osten vom Nordmeer und den englischen Pflanzungen begrenzt wurde, im Westen an die Jagdgründe der Indianer stieß, und vom Lorenzostrom durchschnitten ward. Der Boden ist fruchtbar, die Wälder sind reich an Wild, Flüsse und Seen wimmeln von Fischen. Die Lage und das Klima war das günstigste — unter geschickter Unterstützung von Seite der Regierung hätte Nordamerika französisch werden können, wie es jetzt angelsächsisch ist. Die Bewohner hatten die französische Lebendigkeit und den deutschen Ernst; sie waren sparsam und doch gastfrei, vorsichtig aber treu und bieder, wenn man einmal ihr Vertrauen gewonnen, voll Selbstgefühl, aber leicht durch freundliche Worte zu lenken, arbeitsam und fröhlich, es gab keine Bettler unter ihnen. Sie waren Katholiken und hingen fest an ihrem Glauben. Den Hugenotten hatte Ludwig XIV. den Zutritt verwehrt; auch als sie um Erlaubniß baten, sich in Louisiana anzusiedeln, wagte der Regent nicht es zu bewilligen. Der Kampf mit der Natur und den Indianern hatte die Kraft verstärkt, Viele zogen die Jagd dem Ackerbau, das unstete abenteuerliche Leben dem säßigen vor. Durchschnittlich tapfer fürchteten sich die Canadier nicht vor überlegener Anzahl der Feinde. Ihrer waren 1750 im Ganzen nur 80,000, die Ausfuhr betrug ungefähr 1.700,000 Francs, die Einfuhr 5.000,000, während die englischen Colonien auf 37.000,000 Ausfuhr und 24.000,000 Francs die Einfuhr berechneten. Das Land zählte nur 3 Städte, Quebek, Montreal und Troisrivieres und etliche Burgen; alle übrigen Ansiedelungen waren Pfarreien (paroisses), oft stundenlang, da die einzelnen Häuser inmitten der Gärten, Aecker und Waldungen lagen und unter der Leitung von Dorfschaftshauptmännern (Capitaine de milice) standen. Ein Oberst der Landwehr (Colonel de milice) stand über jedem der drei Bezirke. Die Leitung des Ganzen hatte der Statthalter (Gouverneur). Es gab freie Grundbesitzer und Lehensträger, die ihren Herren (Seigneurs) eine kleine Steuer in Geld oder

Vieh entrichten und den Vorkauf des Getreides gewähren mußten, den Sechstheil aller veräußerten Häuser u. dgl.*).

Nach Süden und Westen waren Angelsachsen und Romanen von den Eingebornen, auch Indianer und Wilde genannt, umgeben. Es war der große Algonkinstamm, zu welchem die begabten Lenne-Lennapes, die Mohikaner, die Shawanoes, Miamis, Illinois, die Schwarzfüße, die Kena- oder Blutindianer gehörten. Umschlossen von den Algonkins, am Lorenzo, wohnte das Volk der Irokesen, dessen Hauptmasse im Anfang des 18. Jahrhunderts den Bund der 6 Nationen bildete, nämlich: 1 die Ganeagaono oder das Volk mit dem Feuerstein, auch Mohawks genannt; 2. die Nundawaono oder das Volk des großen Hügels; 3. die Gueugwehono oder das Volk des schmutzigen Landes; 4. die Onundaga oder das Volk auf den Hügeln; 5. die Oneida oder das Granitvolk; 6. die Tuscarora. Zu den Irokesen gehörten noch die Huronen und die Wyandots. — Westlich und südlich von den Algonkins wohnte der Stamm der Dakota, oder der sieben Rathsfeuer, die auch Sioux oder Nadowessier genannt werden und den Völkerbund der sieben Nationen bildeten. Zu ihnen gehörten die Iowas, Missouris, Otoes, Osagen, Mandans, die Crows- oder Krähen-Indianer. — Südwestlich von den Dakotas wohnten die Pawnies, zu denen die Cherokes, die Chactaws, die Creeks, die Natchez u. A. gehörten**). Die meisten dieser Stämme sind jetzt verschwunden oder im Untergehen begriffen, die Berührung mit den Weißen wirkte tödtlich auf sie. Die Civilisation, sagt ein Amerikaner, ist eine Sonne, welche den Schatten nach vorne wirft.

Algonkins. Irokesen. Dakota.

Der Indianer Nordamerikas ist schlanken, nervigen Körpers mit stolzer Haltung, seine Farbe ist kupferroth, sein Blick ist scharf und rücksichtslos; die Sinne sind wunderbar ausgebildet, besonders Gesicht und Geruch; sie sind sehr geschickt im Schwimmen, Klettern, Laufen, Tragen großer Lasten, sie vermögen durch Fußspuren den Weg des Feindes durch Wald, Morast und Gewässer zu verfolgen. Die Frauen sind von feiner Gestalt, zarten Zügen, gesund und schön. Der Grundzug seines Charakters ist Stolz und Ernst, der sich in einer gewissen Ruhe und Gleichgiltigkeit gegen Erwerb und Schmerz kund gibt. Er begreift die Rastlosigkeit des Europäers nicht, der keine Ruhe hat und Andern keine Ruhe läßt. Ein Engländer machte über sie die Bemerkung***): „Es ist nicht möglich, zu begreifen, wenn man sich nicht lange unter den Amerikanern aufgehalten hat, wie sehr der Grad der Cultur ihre Gefühle und ihr moralisches Dasein einschränkt.

Gestalt. Charakter.

*) Dussieux, Le Canada sous la Domination française. Paris 1855. Garneau, Histoire du Canada. Quebec 1846.

**) Heckewelder, Narrative of the mission of the united brethren among the Delaware and Mohegan Indians. Philadelphia 1826. Schoolcraft, Historical and statistical information resp. the history of the Indian tribes of the U. S. Philad. 1851. Catlin, Letters and notes on the manners, customs and condition of the North-American Indians. London 1841.

***) Bei Crevecoeur, Reise in Oberpennsylvanien und dem Staate Newyork, übersetzt von Tiedemann. Berlin 1802.

Kaum kennen sie die Vergnügungen der Liebe: sie sehen sie hingegen als
Trägheit. erniedrigend für einen Jäger und Krieger an. Die Unthätigkeit und Trägheit dieses ersten bewegenden Princips unseres Daseins macht ihre Einbildungskraft kalt, unfruchtbar und stumm: Nichts spricht zu ihnen, Nichts erhitzt, Nichts belebt sie. Ob sie gleich oft müßig sind, so fühlen sie doch nie den Ueberfluß an Leben, woraus bei uns die Langweile, die Quelle so vieler nützlicher Arbeiten und Entdeckungen, hervorgeht. Ruhig auf ihren Bärenhäuten, wenn Hunger, Jagd, kriegerische Wuth oder Wahnsinn und Trunkenheit sie nicht in Bewegung setzen, scheinen sie ohne Leidenschaften und ohne Wünsche zu sein, und eben so wenig Gedanken zu haben, als befänden sie sich im tiefsten Schlafe, oder wären unter dem Eise des Alters begraben. Der einzige Genuß wovon sie eine Idee haben, von dem sie gerne reden, ist die Ruhe oder die allerhöchste Unthätigkeit. Ach mein Bruder, sagten mir kürzlich verschiedene Oberhäupter, die bei mir zu Mittag aßen: du wirst nie wie wir das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; dieß ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach unserem Tode sein. Wer hat deinen Leuten, fuhren sie fort, den steten Wunsch, besser gekleidet, besser gespeiset zu sein und ihren Kindern so und so viel Geld zu hinterlassen, in den Kopf gesetzt? Fürchten denn sie, Sonne und Mond möchte nicht aufgehen? Der Thau der Wolken möchte aufhören zu fallen, die Flüsse vertrocknen, wenn sie nach Westen gegangen sein werden? Sie ruhen nie wie die Quelle, die aus dem Felsen springt, wie das Wasser unserer Strömungen und Wasserfälle; kaum haben sie ein Feld eingeärntet, so bearbeiten sie schon ein anderes; nachdem sie einen Baum umgehauen und verbrannt haben, machen sie sich sofort an einen anderen und, gleich als wäre der Tag der Sonne nicht lang genug, habe ich ihrer gesehen, die im Mondscheine arbeiteten. Was ist denn ihr Leben gegen das unserige, weil die Gegenwart ihnen Nichts ist? Es kommt; aber die Blinden sie lassen es gehen! Wir hingegen leben nur von der Gegenwart, wenn wir von unseren Jagden und Kriegen zurückgekommen sind. Die Vergangenheit, sprechen wir, ist Nichts wie der Rauch, den der Wind vertreibt und die Luft verschlingt; die Zukunft aber, wo ist die? Weil sie noch nicht gekommen ist, werden wir sie vielleicht nie sehen. Laßt uns also den heutigen Tag genießen, morgen wird er schon weit von uns sein!" — Ebenso setzt der
Stolz. Indianer seinen Stolz darein, sich gegen Schmerzen unempfindlich zu zeigen. Wurde ein Indianer gefangen und sieht er dem Tode entgegen, so zeigt er keine Furcht, singt vielmehr zum Herrn des Lebens, er möge ihn ansehen als einen tapferen Krieger; unter den peinvollsten Qualen verzieht er seine Miene nicht, als ob er den Schmerz nicht empfände. Der Wehrhaftmachung gehen wie bei Spartanern Proben in Ertragung der Schmerzen voraus. Es ist des Mannes
Ruhmliebe. unwürdig, dem Schmerz zu erliegen! Der Indianer liebt den Ruhm, der Stolz der Kinder wird früh geweckt, man stachelt sie mit Lob. —

Krieg. Jagd und Krieg ist der Beruf des Mannes: Jeder Indianer strebt nach Kriegsruhm, der durch listige Ueberraschung des Feindes wie durch Muth und Tapferkeit erworben wird. Je größer die Zahl der getödteten Feinde, desto glänzender der Ruhm. Dem stürzenden Feind wird die Kopfhaut rasch abgeschnitten (der Scalp) und als Siegeszeichen aufbewahrt. Zum Scalpiren läßt der Indianer einen Schopf Haare auf dem Scheitel stehen: „Wenn wir zum Kampfe ausziehen, steht Alles auf beiden Seiten gleich und so würde es auch unedel sein, wenn ein Krieger seinen Feinden auf den Fall, daß diese siegen möchten, das Mittel rauben wollte, sich die Ehrenzeichen zu verschaffen, die er selber zu erlangen strebt." —
Menschenfresserei. Die Sitte, die gefangenen Feinde zu verzehren, bestand, hat aber jetzt aufgehört, das in jedem Menschen schlummernde Mitgefühl wurde durch den Umgang mit

den Europäern geweckt. In ihren Sagen stellt der große Geist den Indianer zur Rede, warum er sich am Menschen sättige, ob es kein Wild in den Wäldern, keine Fische in den Flüssen gebe. Der Indianer entschuldigt sich, das Fleisch des Feindes sei besser als Elen- und Büffelfleisch, sättige man sich an dem, welchen man haßte, so befriedige man seine Rache und seinen Hunger zugleich. Ein Anderer antwortet: „Ich denke mir auch: wie könntest du von einer Zunge essen, die geredet hat wie die deinige, von einem Herzen, welches gleich dem deinigen seine Weiber und Kinder geliebt hat, vom Fleische eines Menschen, der, wäre er auf dieser Seite des Flusses geboren, dein Nachbar, vielleicht gar dein Freund gewesen wäre. Der Wolf frißt nie den Wolf, der Fuchs würde lieber sterben, als vom Fuchse speisen, und du Mensch wolltest deines Gleichen verschlingen. Muß dein Haß und deine Rache nicht befriedigt sein, da du das Blut hast zur Erde fließen lassen, welches seine Glieder belebte, und jetzt die Fliegen tränkt. Warum gehst du, wenn dich hungert, nicht in den Wald, um Früchte zu suchen? So denke ich — aber meine Gesellen nennen mich schwach und feig." — Die Waffen waren aus Holz, Stein und Knochen vor Ankunft der Europäer, nämlich Bogen und Pfeil, Keule und Beil; jetzt sind Tomhawk (Streitaxt) und Schlachtmesser aus Eisen und schreckliche Waffen in der Hand des Indianers; nicht minder weiß er die Flinte zu gebrauchen*). Waffen.

Der Indianer lebt von Jagd und Fischfang, das Fleisch wird geräuchert. gedörrt oder frisch gekocht; an Viehzucht und Landbau gewöhnt er sich nur schwer. Die Rothhäute sind weniger den Feuerwaffen als dem Pfluge der Weißen erlegen Es hat unter ihnen nicht an Männern gefehlt, welche dieses wohl einsahen. Ein Oneidaindianer sprach in der Rathsversammlung seines Stammes: „Woher die Abnahme der Indianer und die außerordentliche Zunahme der Weißen? Daher, daß sie die Erde zu bauen wissen. Brüder und Freunde, dies ist noch das Mittel, das unsere Unfälle heilen kann. Aber damit es wirke, müssen wir alle einig sein, gleich den Fingern derselben Hand, gleich den Rudern desselben Canots, sonst werden unsere Anschläge, unsere Hoffnungen mit dem Blasen des Windes dahinfahren. Laßt uns jagen, um diese unschätzbare Uebung der Geduld, der Beharrlichkeit und der Behendigkeit beizubehalten, die uns im Kriege furchtbar macht; und laßt uns endlich den Boden, worauf wir geboren sind, bebauen! Laßt uns Ochsen, Kühe, Schweine und Pferde anschaffen! Laßt uns lernen das Eisen schmieden, welches die Weißen so mächtig macht! Dann werden wir sie in Schrecken zu halten wissen; wenn Hunger und Mangel wie sonst an unsere Thüren klopfen, werden wir mit den Mitteln versehen sein, sie zu bändigen und zu befriedigen! Ich erinnere mich, daß Koreyhunsta, ältestes Oberhaupt der Missisaes, allemal Thränen vergoß, wenn er von Hotschelaga zurückkam, und fragte man nach der Ursache, so antwortete er: siehst du nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß dies Fleisch mehr als 30 Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? daß jedes dieser wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgibt? daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat? wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu erhaschen? daß die Körner da, wo die Weißen sie hinstreuen, bleiben und wachsen? daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden ist, ihnen die Zeit der Ruhe ist. Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will: bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein, und die Ahornbäume des Thales aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der

*) Crevecoeur l. c. S. 50.

kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen auch zu säen. Die Worte des Koreyhunsta sind schon unter den Völkerschaften Perod, Nattit, Narraganset und manchen anderen wahr geworden; gehet hin die Plätze zu sehen, welche sie bewohnten, ihr werdet da kein Leben aus ihrem Blute mehr finden, nicht einmal mehr die geringsten Spuren ihrer Dörfer, wo sonst Alles Freiheit und Leben verkündete. Die Wohnungen der Weißen sind an ihre Stelle getreten, diese ackern mit ihren Pflügen die Erde um, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruheten. Wollt ihr noch jetzt die Erde nicht bauen, so macht euch gefaßt, dasselbe Schicksal zu erfahren. Ach warum habe ich nicht die Flügel des Adlers, ich möchte mich so hoch als unsere Berge emporschwingen, und dann sollten meine Worte, getragen vom Winde, bei allen Völkerschaften erschallen, die unter unserer Sonne wohnen! Warum kann der Glanz der Wahrheit nicht in eure Herzen dringen, wie das Eisen dieses Tomhawk in den Körper meines Feindes? Dann würdet ihr nie vergessen, was ich euch noch zu sagen habe. Ihr seid verloren, tapfere Oneidas, wenn ihr fortan Nichts als Jäger sein wollt. Die heutige Sonne ist nicht mehr die gestrige; ihr seid verloren, wenn ihr nicht die Stimme der alten Gewohnheit erstickt, um eure Ohren dem Rufe der gebieterischen Nothwendigkeit zu öffnen! Freunde und Brüder, wie ist's möglich, diese Nothwendigkeit nicht zu vernehmen, da sie doch so laut spricht, wie der Donner! Dies spricht sie zu euch durch meinen Mund. Ein Carabiner ist gut, ein Pflug aber noch besser; ein Tomahawk ist gut, aber eine Axt mit tüchtigem Stiele noch besser; ein Wigwam ist gut, aber ein Haus und eine Scheune sind noch besser."

Gastfreundschaft. Die Indianer sind gastfreundlich: sie würden sich lieber mit leerem Magen niederlegen als sich nachsagen lassen, sie hätten die Rücksicht gegen den Fremdling nicht beobachtet. Sei willkommen, wo du auch herkommst, heißt es; erst wenn der Fremde Hunger und Durst gestillt, erlaubt der Indianer sich die Frage nach dem Namen und nach dem Zweck der Reise. Sie glauben, der Herr des Lebens habe die Güter der Erde zum Besten Aller erschaffen, Allen stehe ein Antheil daran zu*). So rachsüchtig der Indianer ist, so kommt es doch häufig vor, daß er einen gefangenen Feind an Kindesstatt annimmt: „sei guten Muthes, tröste dich über den Verlust deiner Angehörigen und die Entfernung von deinem Lande; betrachte von heute an mein Feuer als dein eigenes und meinen Kessel wie deinen."

Politisches Leben. Die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit ist unauslöschlich und so kann, wenn man von einer Verfassung reden will, dieselbe nur als demokratisch bezeichnet werden. An der Berathung wichtiger Fragen haben alle Familienhäupter gleichen Antheil. Jeder Stamm, ja jedes Dorf hat einen Häuptling (Sachem), aber derselbe darf nicht wagen Zwang und Strafen anzuwenden, sondern nur Vorstellungen und freundliche Ermahnungen. Bei der Berathung sitzen die Alten in der ersten, die Krieger in der zweiten, Weiber und Kinder in der dritten Reihe. Jeder kann sprechen, die Rede darf von den Anwesenden nicht unterbrochen werden. Die Versammlung hört schweigend zu und längere Stille herrscht, ehe ein anderer Redner sprechen darf. Selbst im gewöhnlichen Gespräche gilt eine Unterbrechung für unanständig. Die Reden sind Muster von Naturwahrheit, Einfachheit und Kraft des Ausdrucks. Der Indianer geizt nicht bloß nach dem Ruhm, daß er ein tapferer Krieger, sondern auch, daß er ein guter Redner ist. Gesetze und Urkunde werden mündlich fortgepflanzt, Verträge und Beschlüsse der Volksversammlung müssen die Frauen dem Gedächtniß einprägen, einzelne Sätze einzelne Mitglieder des Hauses bei Leibesstrafe auswendig wissen. Doch haben sie auch eine Art

*) Klemm, Allgemeine Culturgeschichte. II. 94.

Bilderschrift auf Baumrinde, durch welche sie Thatsachen mittheilen, wie groß z. B. die Zahl der Feinde, wo sie auf dem Zuge zur Nacht zusammentreffen, welche die Eingeweihten sogleich sicher zu deuten vermögen. Von Gegenden, die sie bereisten, verstehen sie auch eine Art Landkarte in den Sand oder auf Hirschhaut zu zeichnen*). Sie verstehen bis 100,000 zu zählen, haben aber keine besonderen Zahlzeichen, sondern nur einfache Striche. Sie berechnen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten, die Jahre nach Schneen oder Herbsten; sie bestimmen den Tag nach dem Stande der Sonne: sie haben zwölf Monate, welche sie nach gewissen Erscheinungen bezeichnen, so heißt der Juni der Monat, wo die Hirsche roth werden; der August der Monat, wo das Welschkorn in der Milch steht, der October der Aerntemonat. — Die Indianer haben als geübte Redner auch das Talent lebhafter Erzählung. Ihre Lieder sind einfach und reich an Wiederholungen, sie feiern das Andenken tapferer Krieger und klagen um gefallene Helden. — Die Sprache ist malerisch, formenreich, nahezu jeder Stamm hat seine besondere Sprache, ja bei einigen Stämmen finden wir eine eigene Sprache für das Familien- und eine eigene für das öffentliche Leben. Sie sind sehr sinnig in zusammengesetzten Wörtern und Namen, die hervorragenden Männern gegeben werden. Jeder erhält bei der Wehrhaftmachung einen eigenen Namen nach seinen körperlichen oder geistigen Eigenschaften. Schrift. Zeitrechnung. Sprache.

Der Mann lebt der Jagd und dem Krieg, er ist der Herr, die Frau die Dienerin, ihr liegt die Sorge für den Haushalt und die Kinder ob. Die Ehe ist auflösbar, der Mann nimmt das Weib auf Probe, verläßt sie aber nicht, wenn sie sich gut beträgt, namentlich wenn sie Kinder gebärt. Vielweiberei ist gestattet. Die Formen der Brautwerbung und Vermählung sind einfach. Der Indianer ist eifersüchtig, Untreue kann mit Tod bestraft werden. Die Mädchen heirathen schon mit 12 Jahren, mit 30 Jahren sind sie alte Frauen. Das Weib.

Vor der Ankunft der Weißen kannten die Indianer kein berauschendes Getränk, nachher sind ganze Stämme dem Gebrauch starker Getränke erlegen. Franklin schreibt 1750: „Der Rum hat bereits die ganzen Stämme vernichtet, welche früher die Meeresküste bewohnten." — Dagegen kannten sie das Rauchen narkotischer Kräuter, bevor sie mit dem Tabak bekannt wurden. Bei Berathungen wird geraucht. Eine besonders große mit Adlerfedern verzierte Pfeife wird bei Friedensschlüssen herumgereicht, alsdann sorgfältig wieder eingehüllt und in der Hütte des Häuptlings bewahrt. Hauptschmuck ist der Wampum, ein Arm- oder Halsband aus schön gefärbten Holzstücken oder Muschelschaalen. Je bunter diese Perlen sind, um so kostbarer der wollene Gürtel, auf welchen sie aufgelegt sind. Sie werden wie baares Geld angenommen. Bietet man Freundschaft oder Frieden an, so sendet man einen Wampumgürtel, statt des Tributes wird oft eine Zahl von Wampumgürteln gefordert. Zeichen und Farbe sind bedeutsam, ein weißer Gürtel bedeutet Frieden, ein schwarzer Krieg. — Stößt der Häuptling, an den eine Botschaft gesendet wird, den Gürtel wie eine Schlange von sich, so bedeutet dieses Feindschaft. Zu Botschaften werden zwei entsendet, einer, daß er die Kunde überbringe, der andere, daß er beachte, ob Nichts vergessen werde. Früher hatten die verschiedenen Stämme am Missouri einen Marktplatz, wo sie im Frieden zusammentrafen. Bei Festlichkeiten finden Tänze statt, die aber nicht bloß zur Belustigung dienen, sondern von denen auch einige wie der Tanz der Derwische einen religiösen Charakter haben. Wampum.

Die Indianer Nordamerikas glauben an Unsterblichkeit der Seele und an den großen Geist Manitu. Ein Mohawkindianer schilderte Crevecoeur das Jenseits Unsterblichkeit.

*) Klemm l. c. II. 187.

also: „Dort ist weder Tag noch Nacht, die Sonne geht nicht auf noch unter, es ist weder warm noch kalt, man hat nie Regen, Pfeile oder Tomhawks gesehen. Der Hunger und Durst kamen einst vor Alters einmal dahin, aber die Oberhäupter stürzten sie in den Fluß, wo sie noch sind. Ach das gute Land! Hat man Lust zu rauchen, die Pfeife findet man überall, man darf sie nur in den Mund nehmen. Will man unter einem Baum ruhen, man darf nur den Arm
Jenseits. ausstrecken und ist sicher überall die Hand der Freundschaft zu finden. Weil die Erde immer grün ist und die Bäume stets belaubt sind, so braucht man weder Bärenhaut noch Hütte. Will Einer reisen, die Flüße bringen ihn hin, wohin er will, ohne Ruder und Schaufel. Ach das gute Land! Willst du essen, spricht der Hirsch zum Hungrigen, nimm blos mein rechtes Schulterblatt und laß mich in den Wald gehen, da wird es wieder wachsen und im künftigen Jahr werde ich wiederkommen und dir das linke anbieten. Da spricht der Biber: schneide meinen schönen Schweif ab, ich kann ihn entbehren, er wächst wieder. O das gute Land! man thut Nichts als essen und trinken, rauchen und schlafen. Ohne daß sie sich salben mit Bärenfett, sind die Weiber darin schön und glänzend *)." Bei den Schwarzfüßen herrscht der Glaube, die abgeschiedenen Seelen müssen einen steilen Berg erklimmen, auf dessen Gipfel sie eine Ebene erblicken, die von Wild aller Art wimmelt. Die Bewohner dieser Ebene heißen diejenigen Indianer willkommen, welche ein gutes Leben geführt haben, stürzen aber die Bösen, welche ihre Hände mit dem Blut ihrer Landsleute befleckt haben, ohne weiteres in den Abgrund hinunter.

Nicht minder allgemein ist bei den Nordamerikanern der Glaube an den
Manitu. Manitu oder großen Geist und daß er den Menschen, seinen Kindern, zwei Arten von Früchten gab, schwarze und weiße, aber von den schwarzen ihnen zu essen verbot. Sie gehorchten, aßen nur von der weißen Frucht, verzehrten sie aber gänzlich. Als er wieder von ihnen fortging, verzehrten sie vor Verlangen nach Speise auch die schwarze Frucht. Bei seiner Rückkehr war er darüber außerordentlich erzürnt und sagte ihnen, daß in Zukunft die Erde schlechte Früchte hervorbringen und sie mit Krankheit und Tod heimgesucht werden würden. Die Onondaga haben
Erste Menschen. die Sage, Manitu machte zwei Bilder aus Thon, welche er durch den Hauch seines Mundes austrocknete und belebte. Das eine erhielt den Namen Pegih-Sagat = erster Mann, das andere Sanna-Telu = Gefährtin. Bei den Delawaren herrscht die Ansicht, eine Frau sei aus dem Himmel gestoßen, und von den Zwillingen, welche sie gebar, sei das Land bevölkert worden. In einer anderen Sage wird geklagt über bärtige Männer, die von Osten kommen und die Bäume fällen werden, und daß Manitu dem Vordringen der bärtigen Männer nicht vorbeuge. Manitu entschuldigt sich, es gebe eine Macht, die höher sei als die seinige, nämlich das unerbittliche, unveränderliche Schicksal. Wo Manitu auftritt in den Sagen, hat er die Gestalt eines Menschen. Doch werden ihm wenig Opfer gebracht, wenn man nicht die Selbstpeinigungen, denen sich junge Leute auszusetzen pflegten, wobei sie sich Füße, Arme, Brust und Rücken mit Stacheln durchbohrten, als Opfer für den großen Geist annehmen will.

Geister. Dagegen sucht der Indianer die Seelen der Abgeschiedenen und andere Geister sich gnädig zu stimmen. Den Abgeschiedenen gibt er Lieblingsgeräthe und Speisen in's Grab mit, damit sie ihr gewohntes Leben fortsetzen können. Neben ihnen gibt es aber noch eine Menge Geister: die Sonne, welche die Erde erhellt und

*) Klemm l. c. II. 166.
**) Lüken. Die Traditionen des Menschengeschlechts. 182.

erwärmt, den Mond, die Sonne der Nacht, dessen Kind der Tagesstern ist, den Nordstern, welcher nicht geht; all' diese Himmelskörper denkt sich der Indianer beseelt. Der Donner ist das Flügelgeräusch des gewaltigen Vogels, der aus der wüsten See, die ursprünglich Alles bedeckte, die Erde hervorhob und alle Thiere aus ihr hervorrief. Der Blitz ist nur das Feuer seiner Augen, wenn er umherblickt. Gewisse Thiere glaubt der Indianer namentlich von Geistern bewohnt, die Schlange, das Eichhorn, die Eule, und der Zauberer tritt mit dieser Geisterwelt in Verkehr, nicht der Häuptling. Wir finden also bei den Indianern keinen besonderen Priesterstand, noch ist der Häuptling auch zugleich der Oberpriester. Die Zauberer sind zugleich Aerzte, da die Geister es namentlich auf die Gesundheit des Menschen abgesehen haben. Die Aerzte kennen die einheimischen Heilkräuter, wenden den Aderlaß und andere Mittel an, auch thierischen Magnetismus, aber all' das unter Beschwörungen, Zaubergesängen, an deren Schluß sie in Zuckungen verfallen und Geschrei und Schaum ausstoßen. Götzenbilder finden wir keine bei den Nordamerikanern, wohl aber heilige Bäume und Berge, Zauberpfeifen und Zaubertrommeln. Zauberer.

So war der geistige Zustand der Indianer, als die Weißen kamen. Jene nahmen diese anfangs freundlich auf und es blieb Frieden, wenn sie nicht gereizt wurden. — Doch war der Verkehr immerhin schwierig, da der Indianer verschlossen ist und die gleichgiltigste Miene zur Schau tragen kann, wenn er schon gereizt ist und auf Rache denkt. Wo es zum Streit kam, wurde derselbe von den Indianern mit List und Grausamkeit geführt. Die Krankheiten, welche übrigens die Weißen brachten, und der Branntwein wurden verderblicher für die Eingeborenen als die Waffen der Fremden. Ihre Anzahl schmolz sichtlich zusammen. Da kamen die Irokesen auf den Gedanken, dem Kampf der Stämme unter einander ein Ende zu machen, denn sonst würden die steten Kriege den gänzlichen Untergang der Indianer nach sich ziehen. Um dies zu verhindern, solle eine Nation das Volk des Friedens in der Mitte sein und die anderen an der Feindschaft verhindern. Abnahme der Indianer.

Was sie in ihrer bilderreichen Art also ausdrückten: „Es soll eine Nation die Frau sein, die wollen wir in die Mitte nehmen; die anderen kriegführenden Nationen aber sollen die Männer sein und um die Frau herumwohnen. Niemand soll die Frau antasten, noch ihr Etwas zu Leide thun, und wenn es Jemand thäte, so wollen wir ihn sogleich anreden und zu ihm sagen: warum schlägst du die Frau? dann sollen die Männer über den herfallen, der die Frau geschlagen hat. Die Frau soll nicht in den Krieg ziehen, sondern so viel wie möglich den Frieden zu erhalten suchen. Wenn also die Männer um sich herum sich einmal mit einander schlagen und der Krieg heftig werden will, so soll die Frau Macht haben selbige anzureden und zu ihnen sagen: „Ihr Männer, was macht ihr, daß ihr euch so herumschlagt? es wird uns fast bange. Bedenkt doch, daß eure Weiber und Kinder umkommen müssen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn selbst vom Erdboden vertilgen? und die Männer sollen alsdann auf die Frau hören und ihr gehorchen." Die Delawaren ließen sich's gefallen die Frau zu werden, und die Irokesen schlugen ihnen vor: „wir ziehen euch an mit einem Weiberrock, der bis auf die Füße reicht, und schmücken euch mit Ohrgehängen. Wir hängen euch eine Kürbisflasche mit Oel und Medicin an den Arm; mit dem Oel säubert ihr den Friedensvolk.

anderen Nationen die Ohren, damit sie auf's Gute und nicht auf's Böse hören; die Medicin braucht ihr bei den Völkern, die auf thörichte Wege gerathen sind, damit sie zu sich selbst kommen und ihr Herz zum Frieden wenden. Wir geben euch einen Wälschkornstengel und eine Hacke in die Hand." — Die Delawaren sollten also das Volk des Ackerbaues sein und ihnen wurde darum der große Friedensgürtel anvertraut, und in der That blieben die Delawaren die Friedensvermittler bis 1755, in welchem Jahre die Irokesen selber sie zum Krieg gegen die Weißen reizten. — „Warum wollt ihr der Frau den Rock wegnehmen? Thut ihr es, so sollt ihr wissen, daß darin Geschöpfe stecken, die euch beißen werden." So begann der Krieg, von dem wir zu dieser Schilderung der Bewohner Nordamerikas ausgegangen sind.

Grenzstreit. Der Friede zu Aachen hatte bestimmt, die Grenze zwischen den französischen und englischen Besitzungen in Nordamerika sollte sein wie vor dem Kriege. Akadien war seinen alten Grenzen nach Großbritannien zugefallen, Frankreich aber behauptete, Akadien umfasse nur die Halbinsel, deßgleichen hatte Frankreich das ganze Becken des Lorenzo und Missisipi in Anspruch genommen. England war vom Gegentheil überzeugt. Für Pennsylvanien und Neuyork war die Besetzung des Ohiothales eine Lebensfrage; es hieß, das Land im Westen der großen Gebirge sei der Kern der britischen Besitzungen, und von Virginien aus wurden schon Anstalten zu einer Ansiedelung getroffen. Der französische Statthalter aber sandte 1749 300 Mann ab, um das Ohiothal zu erforschen und zu besetzen. Eine Inschrift wurde am südlichen Ufer des Flusses eingegraben, daß das Thalbecken des Ohio Frankreich gehöre, und das königliche Lilienbanner wurde an den Bäumen angeschlagen. Die Engländer hingegen schoben, um ihr Akadien zu sichern, englisch-protestantische zwischen die katholisch-französischen Ansiedelungen und verlangten unbedingten Treueid von den Franzosen, welche 1730 dem König von England nur als Souverän von Akadien geschworen und dagegen das Versprechen der Duldung in der richtigen Uebung ihrer Religion und die Befreiung von Waffentragen gegen die Franzosen oder Indianer erhalten hatten. Den Micmac-Indianern, welche ihre Ansiedelungen belästigten, geboten die Engländer, das Land zu räumen. Der Häuptling antwortete dem Statthalter Cornwallis: „Das Land, worauf du schläfst, ist mein; ich bin darauf gewachsen wie das Gras, ich bin von Vater auf den Sohn darauf geboren, es ist ewig mein," und bedrohte Halifax und forderte die Akadier auf, der englischen Unterthänigkeit zu entsagen und in den französischen Besitzungen Schutz zu suchen. Darauf zündeten die Bewohner von Chiegnecto ihre Häuser selber an und flohen auf französisches Gebiet. Bei diesem Orte kam es zwischen Indianern und Engländern August 1755 zum ersten Gefecht und die letzteren erbauten zur Deckung die Veste Lawrence am Messagouche. So war das erste Blut in diesem Streite geflossen.

Jetzt fanden Verhandlungen in Paris statt. Die Engländer jedoch forderten alles Land im Süden des Lorenzo, die Franzosen beschränkten Akadien auf den zwischen Cap St. Mary und Cap Canseau am atlantischen Meer liegenden

Landstreifen. Da gab es also keinen Ausgleich, Frankreich ging jedoch ungern und nur zögernd dem Krieg entgegen. Indeß kam es in der Nähe von Quebek zwischen einem französischen und englischen Schiffe zum Kampf und bald darauf im Ohiothal zu einem ernsteren Gefechte.

„Wo liegt denn das Land der Indianer? rief entrüstet ein Delawarenhäuptling aus*); die Franzosen verlangen Alles auf der einen Seite des Flusses, die Engländer Alles auf der anderen." — Die Franzosen wie die Engländer suchten jetzt die einzelnen Indianerstämme für sich zu gewinnen, diese aber hegten mehr Besorgniß vor der stets wachsenden Macht der Franzosen. Die Delawaren, die Miamis und die sechs Nationen schlossen einen Bund und sandten die Botschaft: „Gute Brüder von Virginien, wir müssen uns als verloren betrachten, wenn unsere Brüder, die Engländer, uns nicht beistehen und Waffen geben." Von England kam zwar Befehl, die Franzosen zurückzuwerfen und Forts im Ohiothal zu errichten, aber keine wirkliche Hilfe, denn die Colonien sollten die Kosten ihrer Vertheidigung selber tragen. 1758 drangen 1100 Franzosen in das Ohiothal. Ein Häuptling forderte sie auf zurückzukehren: „Dies ist unser Land und nicht das eure. Ihr sowohl wie die Engländer seid weiß; wir wohnen in einem Lande zwischen euch, daher gehört das Land weder dem einen, noch dem andern von euch, aber das große Wesen über uns hat es zur Wohnstätte für uns gegeben." — Der französische Befehlshaber fuhr aber den Wilden, indem er dessen Wampumgürtel zur Erde warf, mit den Worten an: „Kind, du redest thöricht, daß dieses Land euch gehöre; nicht soviel davon als das Schwarze deines Nagels gehört euch. Es ist mein Land, ich will es haben; es mag sich dagegen auflehnen, wer da wolle**)." Die Wilden sandten an die Engländer um Hilfe und von Virginien ward der 21jährige Georg Washington an die Franzosen gesendet, warum sie im tiefen Frieden in britisches Gebiet eingefallen seien. Indianer.

Hier tritt uns denn zum ersten Male die Gestalt dieses großen und guten Mannes entgegen, welcher der Befreier seines Vaterlandes und der Begründer seiner Größe werden sollte. Georg Washington ist der dritte unter sechs Söhnen des Gutsbesitzers Augustin Washington, geb. 22. Februar 1732 im Kirchspiel Washington, welches sein Urgroßvater Georg angelegt hatte. Die Washington zogen mit Wilhelm dem Eroberer 1066 aus der Normandie nach England, waren Lehensmänner der Bischöfe von Durham, hielten treu zu den Stuarts und nach einem mißlungenen Aufstandsversuch für Karl II. zur Zeit der Republik wanderte der Urgroßvater unseres Helden nach Virginien aus. Sein gleichnamiger Urenkel, der dem Namen des Geschlechtes den Glanz unsterblichen Ruhmes verleihen sollte, hat in der Dorfschule lesen, schreiben und rechnen und dann in Bridges Creek etwas mehr Mathematik, sonst aber nie griechische und lateinische, überhaupt nie eine fremde Sprache gelernt, eigentlich keine höhere Schulbildung genossen. Er sollte ein guter Pflanzer werden, mehr nicht, der im Stand wäre, seine Besitzung ergiebig zu bebauen. Die Grundlagen aller höheren Bildung und aller Größe legte aber seine Mutter früh in sein Herz, den Geist der Wahrhaftigkeit, der Seelenreinheit und des Edelmuths. Klarheit des Verstandes, Genauigkeit, Pflichtgefühl zeichneten ihn frühe aus; das Jugendfeuer zeigte sich nur in körperlichen Uebungen, er galt als der beste Ringer, Renner, Stangenwerfer, Reiter, in der Umgebung. Mathematik war seine Freude, er wurde ein tüchtiger Feldmesser. Washington.

*) Bancroft l. c. I. 76—81.
**) Bancroft I. 89—90.

Lord Fairfax, in dessen Hause er das feinere gesellschaftliche Leben Englands kennen lernte, hatte seine Freude an dem herrlichen Jünglinge und übertrug ihm die Ausmessung seiner großen Besitzungen jenseits der blauen Berge. Nahezu vier Jahre, nur von einem Neger begleitet, brachte Washington bei dieser Arbeit im Flußgebiet des Shenondah, im Urwald zu, fern von den Versuchungen der Welt unter den Eindrücken einer großen Natur. Bibel und Natur waren die Quellen, aus denen seine reine Seele ihre Nahrung sog. Auf Empfehlung des Lord Fairfax wurde Washington Feldmesser der Grafschaft und einer der 4 Generaladjutanten oder Majore, die in Virginien ernannt wurden, als der Krieg mit den Franzosen bevorstand. Ein Holländer Braam gab ihm den ersten Unterricht in der Fechtkunst und in der Kriegswissenschaft; es war wenig, aber Washingtons Emsigkeit und sein methodischer Geist ergänzte das Fehlende. 21 Jahre war Washington alt, als ihm der Statthalter die Sendung an die Franzosen im Ohiothal anvertraute, welche ebensoviel physische als moralische Stärke, ebenso sehr Muth als Umsicht erforderte. 30. October 1753 trat Washington mit Braam, der etwas Französisch verstand, mit Glist, der das Ohiogebiet früher schon durchstreift hatte, und 4 Dienern den Weg an, durch den Urwald, durch Schluchten, über Berge und Flüsse, unter Regen, Schnee und Hagel, bis zur Gabel oder der Stelle, wo der Monongahela und der Alleghany sich vereinigen, die ihm zur Anlegung einer Stadt wie geschaffen schien. Dann war der Häuptling der Delawaren der Führer. Es gelang Washington, den Häuptling der Huronen auf der englischen Seite festzuhalten. Zu Waterford traf er den französischen Befehlshaber, der ihm offen erklärte, daß Frankreich entschlossen sei, sich des Ohiogebietes zu bemächtigen, er werde jeden Engländer gefangen nehmen, den er antreffe. Der Heimweg war gefährlicher: Wilde belauerten ihn, auf 15 Schritte feuerte einer auf Washington; man mußte nach dem Compaß die nächste Richtung einschlagen, das Treibeis ging auf dem Alleghany, Gist erfroren Hände und Füße, Washington wäre beinahe ertrunken. Am 16. Januar 1754 war er wieder in Williamsburg beim Statthalter. Das war jetzt gewiß: der Krieg war unvermeidlich. Sein Tagebuch über die Reise ward veröffentlicht und trug ob der Ruhe, Umsicht und des Scharfblicks der Bemerkungen seinen Namen über die Grenzen der Heimath.

Feldmesser. Major.

Die Ohiogesellschaft begann alsbald an der Gabel eine Befestigung anzulegen, die Franzosen kamen aber, nahmen 33 Engländer gefangen, besetzten den Posten und nannten ihn Fort Duquesne (April 1754). Schon war Washington mit 160 Freiwilligen auf dem Marsche zur Verstärkung, da erhielt er die Botschaft und den Nothruf eines Häuptlings: „komm bald, sonst sind wir verloren und werden nie wieder zusammentreffen; ich spreche dieß im Kummer meines Herzens.“ — Eben lagerte er auf der großen Wiese, als ihm Gist meldete, ein französischer Posten, der ihnen auflauere, stehe in der Nähe. Mit 40 Mann brach Washington noch in der Nacht des 27. Mai unter Regen auf, die Franzosen zu überfallen. Er schoß zuerst seine Flinte ab, als er Feuer commandirte. 10 Franzosen fielen, und darunter der Führer Jumonville, 21 wurden gefangen, nur einer brachte Kunde vom Unglück nach Fort Duquesne. In Frankreich klagte Alles über Bruch des Völkerrechts, die Befehle jedoch, die bei Jumonville sich fanden, bewiesen, daß die Franzosen es den Engländern gerade so gemacht hätten und daß Washington nur seinem Gegner zuvorgekommen ist.

Kampf am Ohio.

Dringend bat Washington um Verstärkung gegen den bevorstehenden Rachezug der Franzosen, er bekam wenig Hilfe, und diejenige, welche aus Karolina unter einem königlichen Hauptmann zu ihm stieß, schwächte seine Macht durch Streitigkeiten. Es geschah, was unter Washingtons alleinigem Oberbefehle nicht geschehen wäre: die Engländer wurden von französischer Uebermacht umschlossen und nach

hartem Kampfe zur Unterhandlung gezwungen. Sie durften frei nach Virginien zurückkehren, dafür sollten aber auch die französischen Gefangenen vom 28. Mai die Freiheit erlangen. Washington versprach, ein Jahr lang nicht mehr gegen die Franzosen zu Feld zu ziehen. In der Capitulation war der Tod Jumonvilles als Meuchelmord bezeichnet. Washington verstand gar nicht französisch und Braam verstand es schlecht, und so war es möglich, daß jener diese Urkunde dennoch unterschrieb. Aus Verdruß darüber, daß der Statthalter sich nicht an den Vertrag hielt und die französischen Gefangenen nicht frei gab, legte Washington seine Stelle nieder und zog sich nach Mount-Vernon zurück, auf das Landgut seines 1752 verstorbenen Bruders, der ihn zum Verwalter und Erben eingesetzt hatte, im Fall die einzige Tochter sterbe, wie auch wenige Jahre später geschah.

Die Nähe der Gefahr trieb zur Thätigkeit — 19. Juni 1754 kamen zum ersten Male — bisher stand jedes Land für sich und kein gemeinsames Band vereinigte sie — Abgeordnete aller Colonien nördlich vom Potomac zusammen, um über gemeinschaftliche Mittel zur Abwehr zu berathen. Abgeordnete der sechs Nationen schilderten die Nothlage in den Worten: „Seht die Franzosen an, sie sind Männer, sie befestigen sich überall. Aber wir sagen es mit Scham: Ihr seid wie Weiber ohne alle Festungswerke. Von Canada hieher ist es nur ein Schritt und die Franzosen können leicht kommen und Euch aus der Thür werfen.“ — Da trat der Abgeordnete von Philadelphia mit dem Entwurf eines gemeinschaftlichen Schutz- und Trutzbundes, also auch einer Bundesverfassung, hervor: der König solle einen Statthalter ernennen für alle 13 Landschaften, der die Executive und bei allen Gesetzen ein Veto habe, die Colonien sollen durch ihre gesetzgebenden Körper einen großen Rath auf je drei Jahre wählen, von welchem allein Gesetzvorschläge ausgehen können. Der Statthalter solle nach Anhören des großes Rathes die Officiere, der große Rath dagegen alle Beamten ernennen. Statthalter und großer Rath zusammen schlagen Geld, entscheiden über Krieg und Frieden mit den Indianern, über Handelsangelegenheiten, über Ankauf von Ländereien, die nicht innerhalb der Grenzen der Colonien sind, über neue Ansiedelungen, heben Soldaten und rüsten Kriegsschiffe aus und schreiben gleichmäßige Steuern aus. Die Zahl der Mitglieder für den großen Rath soll nicht weniger als 2 und nicht mehr als 7 sein und nach der Höhe der Besteuerung jeder Landschaft bemessen werden. Der große Rath kommt wenigstens einmal im Jahre zusammen, wählt seinen Sprecher, und kann ohne seine Zustimmung weder aufgelöst, noch vertagt, noch gezwungen werden, länger als 6 Wochen zusammenzubleiben. Ort und Zeit seiner Wiederversammlung bestimmt er selber. Sitz der Bundesregierung soll, weil in der Mitte liegend, Philadelphia sein. Den Demokraten erschien der Plan zu königlich, der Regierung aber zu demokratisch, sie fürchtete, eine gemeinsame Verfassung sei nur der Anfang der Losreißung vom Mutterland. Den Antrag der Regierung dagegen, die Statthalter sollten mit den Räthen in den einzelnen Provinzen Rücksprache nehmen und die nothwendigen Hilfsgelder auf den Reichsschatz ziehen, der sie später durch eine vom Parlament ausgeschriebene Steuer zurück-

Congreß.

Unionsentwurf.

nehmen würde, mißfiel allen Abgeordneten — denn wer nicht im Parlament vertreten sei, könne auch nicht vom Parlament besteuert werden.

Franklin. Der Abgeordnete von Philadelphia war Benjamin Franklin, der neben Washington am meisten zur Befreiung seiner Heimath beigetragen und nach ihm den schönsten Kranz des Ruhmes sich erworben hat. Er ist aber nicht wie jener ein Abkömmling einer altadeligen Familie, Franklins Vorfahren betrieben das Schmiedhandwerk in Northamptonshire. Josiah Franklin, ein Presbyterianer, wanderte unter Karl II. 1682 mit Weib und Kindern nach Boston aus, wo er Seifensiederei trieb. Als letztes unter 17 Kindern wurde ihm hier 17. Jänner 1706 ein Benjamin geboren. Die Eltern waren fromm und arbeitsam, der jüngste Sohn sollte Geistlicher werden — aber einmal hatte der Vater die Mittel nicht, ihn studiren zu lassen, dann schien ihm der Sohn auch nicht den echten geistlichen Sinn zu haben, denn zu dem Vater, der die Gewohnheit hatte, alle Tage lange Tischgespräche und Segenssprüche herzusagen, sagte Benjamin eines Tages, als die Fleischvorräthe für den Winter eingesalzen wurden: „Lieber Vater, wäre es nicht besser, wir sprächen den Speisesegen jetzt ein für allemal über den ganzen Vorrath, dann könnten wir viele Zeit ersparen!" — Dagegen war Benjamin der beste Segler, Schwimmer, Fischer. Lange schwankte der Vater, was er aus dem Knaben machen solle; zum Seifensieder und Lichterzieher war er nicht zu gebrauchen, aber auch nicht zum Drechsler, Lohgerber, Messerschmied. Dagegen

Jugend. schien er von einer wahren Lesewuth wie besessen, er hatte bald alle Bücher durchgelesen, die in Boston aufzutreiben waren — namentlich fesselten ihn Reisebeschreibungen, eine Uebersetzung des Plutarch und der Denkwürdigkeiten des Sokrates von Xenophon. — Die sogenannte sokratische Art, Etwas zu beweisen, hat er sich insbesondere angeeignet und in seinen Schriften später mit Meisterschaft gehandhabt. Schließlich kam der Vater zum Entschluß, ihn beim ältesten Sohne, der eine Buchdruckerei besaß, in die Lehre zu geben. Die Brüder kamen bald in Streit, der ältere war als Lehrherr hart und streng, wurde aber vom jüngeren bald übersehen; der jüngere sprühte von Talent, der ältere wollte ihn nicht aufkommen lassen. Benjamin schrieb mit verstellter Hand Aufsätze für die Zeitung, welche sein Bruder herausgab, und warf sie in den Briefkasten des Blattes; sein Lehrherr, der den wahren Verfasser nicht errieth, lobte die Arbeiten, druckte sie und mißhandelte zuletzt aus Neid den Bruder, als dieser vorlaut sein Geheimniß verrieth. Andere Umstände kamen hinzu, die Franklin den Aufenhalt in Boston verleideten. Er gerieth in böse Gesellschaft, auf schlechte Bücher und in Verirrungen und verlor allen religiösen Glauben, während Washington sein ganzes Leben hindurch vom Gedanken an Gott beherrscht war, im Namen Gottes sich jeden Morgen erhob und jeden Abend niederlegte und im Namen Gottes den Befehl zur Schlacht gab und sein Leben wie ein klarer schöner Strom dahinfloß. Franklins Leben war stürmisch, aber er kam auch wieder zur richtigen Einsicht und hatte die Kraft, zum Guten umzukehren. Er hat den Gang seines Lebens selber so schön beschrieben, daß es jedem Anderen schwer wird, Etwas außer mit seinen eigenen Worten darüber zu sagen. „Nicht ohne Schwierigkeit bildete er sein Genie, nicht ohne Anstrengung wendete er sich der Tugend zu, nicht ohne hartnäckige Arbeit wurde er seinem Lande und der Welt nützlich*)."

Flucht. Heimlich verließ Franklin seine Familie, die darüber untröstlich war, und entzog sich den Verpflichtungen gegen seinen Bruder, indem er sich im Sep-

*) Mignet, Vie de Franklin, Introd.

tember 1723 nach Newyork einschiffte und, als er dort keine Arbeit fand, in einer schlechten Barke nach Philadelphia fuhr. Dort fand er eine Stellung bei einem Buchdrucker, fand sein geistig reges Wesen, sein Wissen, mit dem sich eine hübsche Gestalt, ein offenes schönes Gesicht verbanden, bald Anerkennung. Der Statthalter, William Keith, wollte ihn an Pennsylvanien fesseln und machte ihm den Vorschlag, selbständig eine Buchhandlung und Buchdruckerei zu errichten, und versprach ihm die Mittel zu einer Reise nach London, damit er dort in seinem Geschäft sich weiter ausbilden und Typen kaufen könne. Der Fremdling war nur allzugeneigt selbständig zu werden, hatte er sich doch bereits mit einem schönen Mädchen verlobt, die allerdings auch später seine Gattin wurde. Doch vor seiner Abreise nach Europa wollte er sich noch mit seiner Familie versöhnen: sie nahm ihn gut auf, namentlich die Mutter. Der Vater aber verweigerte entschieden seine Zustimmung zum Plane Keiths, denn er traute seinem Sohn noch nicht hinlängliche Festigkeit des Charakters zu, und hatte Recht, wie das Geständniß Franklins bezeugt, der seine Verirrungen in London, wo er sich 1724—26 aufhielt, offen erzählt. Die Verirrungen seiner Freunde, die Täuschungen Keiths gaben ihm Gelegenheit, über seine eigenen Fehler nachzudenken, und er kam zur Ueberzeugung, daß die Wahrheit, die Aufrichtigkeit, die Unbescholtenheit in dem Verkehr unter den Menschen von der größten Wichtigkeit für das Lebensglück seien, und faßte sogar schriftlich den Vorsatz, sich niemehr, so lange er leben werde, davon zu entfernen. In diesem Entschluß bestärkte ihn der Vers der Bibel: „Das lange Leben ist in deiner Rechten und das Glück in deiner linken Hand." Und er blieb seinem Vorsatz treu und machte sich auf, seine Fehler wieder gut zu machen. Die Gebete seines Vaters, die Mahnungen seiner edlen Mutter waren also nicht vergebens gewesen. — Der Glaube an Gott kehrte in sein Herz zurück und blieb fortan unerschüttert, und noch im letzten Jahre seines Lebens trug er im amerikanischen Convent darauf an, daß täglich gebetet werden solle: „Ich habe lange genug gelebt, um zu sehen, daß Gott die Angelegenheiten der Menschen regiert, und je länger ich lebe, um so überzeugendere Beweise von dieser Wahrheit sehe ich. Wenn ohne sein Wissen nicht ein Sperling zur Erde fallen kann, ist es da wahrscheinlich, daß ohne seine Hilfe ein Reich in's Leben zu treten vermöge." — Nicht minder gelangte Franklin zur Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele. Und während er früher auf den Satz verfallen war, Tugend und Laster seien leere Unterscheidungen, die an und für sich nicht bestehen, so kam er jetzt zur Ueberzeugung von der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen in diesem und jenem Leben. Je mehr er von diesen ewigen Wahrheiten sich überzeugte, um so mehr drängte es ihn auch wieder zur Uebung des Guten, zum Streben nach Selbstvervollkommnung. „Ich wünsche zu leben, ohne irgend einen Fehler zu irgend welcher Zeit zu begehen und mich von allen denen frei zu machen, zu welchen natürlicher Hang, Gewohnheit oder Gesellschaft nicht hinreichend sind." — Klar und beharrlich ging er jetzt an die Bekämpfung seiner Neigungen und Gewohnheiten, wie Ignatius von Loyola überzeugt, daß man eine nach der anderen unterdrücken müsse. Wie ein Kaufmann über Gewinn und Verlust, so führte er Buch über den Stand der Tugenden, die er sich angeeignet, der Fehler, die er dann wieder begangen hatte. Obenan stand als erste Tugend die Mäßigkeit, weil sie den Kopf kalt und die Gedanken frei zu erhalten sucht, was nothwendig ist, wenn man immer wachsam, immer auf der Hut sein will; und er stellte als Regel den Satz auf: „Iß nicht, bis du zum Vieh wirst, und trink nicht, bis dir der Kopf glüht." — Als zweite Tugend faßte er das Schweigen auf oder vielmehr: „Sprich nur, was dir oder Anderen nützlich ist;" — als dritte Tugend die Ordnung: „Jede Sache hat ihren bestimmten Platz, jeder seiner Angelegen-

In Philadelphia.

Sinnesänderung

Glaube.

Vorsätze.

Selbstvervollkommnung.

heiten wolle er einen Theil seiner Zeit widmen." Als vierte die Entschließung, das auszuführen, was er zu thun sich vorgenommen habe. Fünfte und sechste Tugend war ihm Genügsamkeit und Fleiß, die siebente die Aufrichtigkeit, d. h. keine Winkelzüge zu gebrauchen, von Unschuld und Gerechtigkeit seine Gedanken leiten und seine Reden durchdringen zu lassen. Als neunte Tugend galt ihm Gelassenheit d. h. für Beleidigungen nicht Groll zu hegen und die Extreme zu vermeiden; als zehnte Reinlichkeit; als elfte Ruhe, d. h. sich nicht durch Kleinigkeiten und durch gewöhnliche und unvermeidliche Begegnisse in Aufregung bringen zu lassen. Als zwölfte die Keuschheit — die vor Dumpfheit des Kopfes und Schwäche des Körpers bewahre und vor der Gefahr, seinen Frieden, seinen und Anderer guten Ruf auf's Spiel zu setzen. Als dreizehnte Tugend stellte er sich die Demuth zum Ziel, mit der Losung: „Ahme Jesu und Sokrates nach." Zum positiven Glauben ist Franklin niemehr gekommen, auch nie zu einem Gefühl vom Unterschied der Bekenntnisse; verlangte er doch später als Gesandter in Paris vom päpstlichen Nuntius, er möge einige protestantische Theologen weihen, welchen der Erzbischof dieses Sacrament versage, wenn sie Georg III. nicht den Treueid schwören wollten, — worauf der Nuntius entgegnete, die Sache sei unmöglich, wenn die Herren nicht Katholiken werden wollten.

So waren seine Vorsätze und sie gehörten nicht zu jenen, mit welchen nach dem Wort des Dichters die Hölle gepflastert ist, denn sein Wille war stark. Er verstand wahrhaft die Kunst, sich zu vervollkommnen. „Er war nüchtern und wurde mäßig; er war arbeitsam und wurde unermüdlich; er war sinnreich, er wurde geschickt; er war verständig, er wurde weise. Seine natürliche Heftigkeit verwandelte sich in berechnende Geduld. Er änderte seine stechende Bitterkeit in eine liebenswürdige Heiterkeit um, die sich auf alle Dinge übertrug und keinen Menschen beleidigte. Was sich von List in seinem Charakter befand, hielt sich in den Grenzen einer nützlichen Scharfsichtigkeit. Er durchdrang die Menschen und täuschte sie nicht; es gelang ihm ihnen nützlich zu sein, indem er sie verhinderte sich zu schaden*)." Er wurde glücklich und der Wohlthäter seines Vaterlandes und eine Zierde der Menschheit und äußerte oft in seinen späteren Tagen, daß die Sittlichkeit die allein vernünftige Berechnung für das Wohl des Einzelnen und die einzige Bürgschaft für das Wohl des Staates sei, und daß die Schurken Ehrenmänner aus Schurkerei werden, wenn sie die Vortheile der Tugend kennen würden.

Buchdrucker. 1729 kehrte Franklin nach Philadelphia zurück und hielt anfangs mit einem Genossen, später ganz allein eine Buchdruckerei; er erwarb sich durch seinen Fleiß, seine Kenntnisse, die Anmuth seiner Unterhaltung, die Sicherheit seines Urtheils, allgemeine Achtung; er blieb, als auch das Geschäft gut ging, ein einfacher Mann, der das nöthige Papier auf einem Karren durch die Straßen in seine Druckerei führte und sein Tagwerk nicht schloß, bis er all' seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte. Er wurde der Buchdrucker der Landesversammlung. Er gründete eine eigene Papierfabrik. Eine Zeitung, die er herausgab, wurde bald das bedeutendste Blatt in Amerika. Bisher hatten die Colonisten ihren Kalender aus dem Mutterland bezogen, jetzt verfaßte Franklin 1732 zuerst einen Kalender in Amerika unter dem Namen Richard Saunders und theilte in dieser Jahresschrift, die in 10,000 Exemplaren abging, eine wahre Mustersammlung einfacher und nützlicher Wahrheiten seinen Landsleuten mit. Sie ist ein einziges Musterbild von populärer Weisheit und ist berühmt geworden unter dem Namen „die

Schriftsteller.

*) Mignet, Vie de Franklin.

Weisheit des guten Richard oder der Weg zum Glück*)." 1730 heirathete Franklin seine frühere Verlobte. Die Ehe war glücklich, Miß Reaver wurde seine zärtliche und treue Gefährtin und half mit in dem Geschäft, kaufte alte Lumpen zur Papierfabrikation, falzte die Broschüren, während ihr Mann setzte oder schrieb. Wie einfach Franklin lebte, beweist der Zug, daß er zu seinem Frühstück Milch ohne Thee nahm in einer irdenen Tasse für sechs Pfennige und zinnernem Löffel, und daß es ein Ereigniß im Hauswesen war, als die Frau ihrem Manne unter dem Vorwand, er verdiene es so gut wie einer seiner Nachbarn, einen silbernen Löffel und eine Porcellantasse aufstellte. Franklin wurde Generalpostmeister für Virginien, hob den Verkehr zum Vortheil des Landes, erwarb ein großes Vermögen und trat dann im 46. Jahr von seinem Geschäft zurück, um sich ganz nur der Wissenschaft und dem Vaterland zu weihen.

Der Mann war unermüdlich von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends thätig. Er lernte nebenbei wie spielend französisch, spanisch, italienisch, lateinisch; er las die bedeutendsten Werke, die in diesen Sprachen geschrieben sind; er stiftete eine Gesellschaft, in welcher Fragen der Sittlichkeit, der Politik, der Staatskunst und der Naturwissenschaft verhandelt wurden; er war Veranlassung, daß eine große Bibliothek in Philadelphia gegründet wurde und eine Akademie zur Erziehung der pennsylvanischen Jugend, daß ein Hospital entstand, eine Feuerwehr, daß die Straßen gepflastert und erleuchtet wurden. Namentlich war sein Studium in den Naturwissenschaften bedeutsam. Er war ein scharfer Beobachter der Natur, zog sichere Schlüsse aus den Beobachtungen und suchte diese gleich wieder zu verwerthen. Aus den verschiedenen Tönen größerer und kleinerer, stärkerer und schwächerer Gläser zog er Schlüsse, welche ihn zur Erfindung der Glasharmonica führten. Aus seinen Fahrten auf dem Meer schöpfte er die Gewißheit, daß die Temperatur des fließenden Wassers höher ist, als die des stillstehenden. Er erfand einen bessern Ofen. Damals beschäftigte die Electricität die Gelehrten. Man kannte schon verschiedene Arten derselben, man hatte den Conductor gefunden, man verstand mit der Electrisirmaschine kleine Vögel zu tödten und Spiritus anzuzünden. 1726 kam man auf die Leydener Flasche. Franklin kam mit seinem durchdringenden Scharfsinn zuerst zur Ueberzeugung, daß die spitzigen Körper besser als die runden die Fähigkeit besitzen, die electrische Kraft an sich zu ziehen, daß letztere in allen Körpern verbreitet und, wo sie mehr angehäuft sei, nach einem Gleichgewicht strebe. Er schloß ferner, der Blitz sei dasselbe was das electrische Fluidum, aus dem Licht, das beide geben, aus dem Zickzack und der Schnelligkeit ihrer Bewegung, daraus, daß sie durch Metalle geleitet werden; aus dem Schlag bei ihrer Explosion, aus ihrem Bestehen im Wasser und Eis, aus dem Zerreissen der Körper, durch welche sie fahren, aus dem Tödten der Thiere, aus dem Schmelzen der Metalle, aus dem Entzünden der brennbaren Stoffe, aus dem Schwefelgeruch, der beiden gemeinsam ist, schloß er, daß das electrische Fluidum mit dem Blitze dasselbe sei. Da nun das electrische Fluidum von spitzigen Körpern angezogen wird, so lag der Gedanke an den Blitzableiter nahe**). Franklin machte sogleich 1752 einen Versuch: er baute einen Drachen mit einer eisernen Spitze, ans Ende des Drachen setzte er einen hanfenen Strang

Studien.

Electricität.

Blitzableiter.

*) Packender kann man nicht mit dem Volk reden, als wie Franklin, wenn er z. B. sagt: „Der Hochmuth frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittag mit der Armuth und ißt zu Abend mit der Schande." — „Die Erfahrung hält eine Schule, in welcher die Stunden theuer sind; sie ist auch die einzige, in der die Unsinnigen sich unterrichten können." — „Verschwende die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist."

**) So erzählt Franklin selber in einem Briefe an einen Freund.

und an das Ende des Stranges (der Hanf ist ein Leiter der Electricität) einen Schlüssel, in welchem sich die Electricität sammeln konnte, und an den Schlüssel eine seidene Schnur, da Seide kein Leiter der Electricität ist. Bei einem Gewitter ließ sein Sohn, der mit im Geheimniß war, den Drachen auf einer Wiese steigen, während Franklin selber in einiger Entfernung ihn ängstlich beobachtete. Einige Zeit hindurch bemerkte er Nichts, schon fürchtete er sich getäuscht zu haben. Da spannte sich plötzlich die Schnur. Franklin trat hinzu, hielt den Knöchel seines Ringfingers an den Schlüssel, erhielt einen Funken und einen starken Schlag. Was er vermuthet hatte, war jetzt Gewißheit! Wie es in Franklins Wesen lag, jede Lehre sogleich in's Leben umzusetzen, so gab er den Rath, öffentliche Denkmäler, Häuser, Schiffe durch spitzige Eisenstangen zu schützen, welche die Electricität anziehen und in die Erde und das Wasser ableiten können. Auch bestimmte er, daß solche Eisenstangen dreimal so weit im Umkreis schützen, als sie hoch seien.

Der Ruf dieser Entdeckung, welche dem Himmel den Blitz entriß, flog durch die Welt. Der Versuch wurde nachgeahmt zu Montbard von Buffon, zu Saint Germain von Delor in Gegenwart Ludwigs XV., zu Turin von Beccaria, zu Petersburg von Richmann, der aber durch einen zu starken Schlag den Tod fand, welchen Franklin auch hätte finden können. Europa wie Amerika bedeckten sich mit Blitzableitern. Franklins Abhandlung über die Electricität — auch das Nordlicht leitete er von electrischen Entladungen ab — wurde in's Französische, in's Deutsche, in's Englische übersetzt. Der berühmte Naturforscher Davy nennt den Stil und die Manier seiner Abhandlung fast eben so bewunderungswürdig wie die Lehre selbst, die sie enthält. Die gelehrten Gesellschaften Europas ernannten ihn zu ihrem Mitglied, die Akademie in London sandte ihm eine goldene Medaille.

Unterhandlungen.

So war der Mann, welcher jetzt im Congreß zu Albany eine gemeinsame Regierung für alle 13 Colonien vorschlug, aber auch zugleich den Antrag machte zur sofortigen Errichtung zweier neuen Colonien im Westen, die eine am Eriesee, die andere im Ohiothale, mit der Gewalt der Selbstleitung und Regierung, das große Land hinter dem Apalachengebirg werde in kurzer Zeit ein wichtiges und volkreiches Gebiet werden. Sein Vorschlag erschien in England, wo man die Lostrennung der Colonien befürchtete, zu demokratisch, Vielen in Amerika hingegen zu königlich. Man beschloß in England 3000 Mann unter Braddock, einem erfahrenen strengen Officier zur Besitznahme des Ohiothales zu entsenden, er solle zugleich die Einziehung gemeinschaftlicher Staatseinkünfte in den Colonien erzwingen. Zugleich sandte das schwankende Ministerium friedliche Versicherungen nach Paris, wo man Frieden zu behalten wünschte und an Duquesne den Befehl sandte, Blutvergießen wo möglich zu vermeiden und sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Der König erklärte sich bereit, dem Frieden Alles, nur nicht seine Ehre und den seinen Unterthanen gebührenden Schutz zu opfern, und schlug vor, das Ohiothal in dem Zustande zu lassen, in welchem es sich vor dem letzten Kriege befunden. England machte den Gegenvorschlag, das Ohiothal in dem Zustande zu lassen, in welchem es sich zur Zeit des Utrechter Friedens befunden, Frankreich solle all' seine Forts bis zum Wabash abtragen, Niagara und Crownpoint der Erde gleich machen, die Halbinsel Neuschottland mit einem 20 Meilen breiten Landstreifen an der Bai von

Fundy und am atlantischen Meere abtreten und das Land bis zum St. Lorenzo zu einer Wüste machen. Zugleich rüsteten beide Theile und die Ereignisse machten diesen wenigstens auf Frankreichs Seite ernstgemeinten Unterhandlungen ein schnelles Ende.

Zum Schutze des Gebietes sandte Frankreich im Frühling 1755 eine Flotte mit bedeutenden Kriegsvorräthen nach Canada ab. Alsbald entschloß sich das englische Cabinet zu einem ähnlichen Schritt, Admiral Boscawen erhielt den Befehl, mit 4 Kriegsschiffen, die zwei Regimenter an Bord hatten, die Franzosen vom Einlaufen in den Lorenzo zu hindern. Der Engländer war früher an Ort und Stelle, dennoch gelang es den Franzosen, unter dem Schutze eines dichten Nebels die Mündung des Stromes zu erreichen. Nur zwei Schiffe waren zurückgeblieben, der Alcide und Lys. Sie stießen auf zwei englische Schiffe unter dem Befehl des Lord Howe. — „Sind wir im Frieden oder im Krieg?" fragte der französische Befehlshaber. Die Engländer behaupten, Howe habe geantwortet, er habe das Signal des Admirals abzuwarten, rathe dem Franzosen aber, sich auf den Kampf vorzubereiten *); und die Franzosen sagen**), die Antwort habe gelautet: Friede, Friede! bis Boscawen das Zeichen zum Kampf ertheilte. Nach einem kurzen Gefecht mußte sich der Alcide und der Lys ergeben. Dieskau aber landete glücklich zu Quebek. — See-gefecht.

Dem unglücklichen Gefecht zur See folgte bald ein für die Franzosen glückliches zu Land. Braddock war im April in Neuyork gelandet: er gedachte im Juni Fort Duquesne, dann Niagara zu nehmen und den Franzosen in Canada einen Streich zu spielen. Franklins Eifer und Umsicht verschaffte ihm die nöthigen Transportmittel, für dessen Warnungen vor den Hinterhalten der Indianer blieb jedoch Braddock vollkommen taub: „die Wilden mögen für Eure rohe amerikanische Miliz wohl gefährlich sein, aber es ist ihnen unmöglich auf die regulären disciplinirten Truppen des Königs einen Eindruck zu machen." Auch Washington, der sich auf Braddocks ausdrücklichen Wunsch, ohne eine Stellung im Heere einnehmen zu wollen, dem Stabe angeschlossen hatte, warnte vergebens. Wie wenn er in den Ebenen Flanderns wäre, zog Braddock im Parademarsch, die Musik voran, in langer schmaler Linie über Berge und durch Wälder, ohne Kundschafter vorauszusenden, ohne sich die Flügel durch Schützenlinien zu decken. 2 Meilen vom Fort Duquesne in einem dichten Wald standen Franzosen und Indianer im Hinterhalt und sendeten, von den Bäumen gedeckt, ihre sicheren Schüsse auf die Engländer, besonders auf die Officiere, von welchen in kurzer Zeit 26 fielen und 37 verwundet wurden. Die gemeinen Soldaten erschreckte das Kriegsgeschrei und die Kampfweise der Indianer, sie weigerten sich zuletzt den Officieren zu folgen. Braddock bewies vergebens hohen Muth. Mehrere Pferde wurden unter ihm erschossen, tödtlich verwundet wurde er zuletzt vom Schlachtfeld getragen. „Wer hätte das gedacht! Wir werden ein andermal besser mit ihnen umzugehen wissen!" war sein letzter Trost, während seine Unbesonnenheit den Verlust von 700 Todten und Verwundeten herbeiführte***). Washington leitete den Rückzug und rettete den Rest. Er war der einzige berittene Officier, der nicht verwundet wurde, obschon er die Befehle des Generals bald dahin bald dorthin brachte, 2 Pferde unter ihm erschossen und seine Kleider von 4 Kugeln durchrissen wurden. Ein Braddocks Niederlage. Washington.

*) Mahon chap. 32.
**) Flassan, Histoire de la Diplomatie française vol. VI, p. 34.
***) Bancroft, l. c. I. 157.

indianischer Häuptling zielte auf ihn und befahl seinen Kriegern das Gleiche zu thun, sagte aber, da er ihn dennoch immer unverletzt auf dem Schlachtfeld hin und herfliegen sah: „ein mächtiger Manitu behütet sein Leben." — „Der Tod, schrieb Washington, streckte meine Gefährten auf allen Seiten um mich nieder, aber ich bin durch die allmächtige Fügung der Vorsehung gerettet worden." — Ein Prediger sagte im nächsten Monate: „Ich mache das Publicum auf den heroischen Jüngling Oberst Washington aufmerksam, den, wie ich mich der Hoffnung nicht enthalten kann, die Vorsehung auf eine so auffallende Weise zu irgend einem wichtigen Dienst für sein Vaterland bewahrt hat*)." — Auf der Flucht überließen sich die englischen Soldaten rücksichtslos den größten Gewaltthaten gegen die Amerikaner, obschon deren Freiwillige sie deckten. Franklin bemerkt in seiner Selbstschilderung mit Recht: „Die Niederlage Braddocks und die darauf folgende unaufhaltsame Flucht bis nach Philadelphia gaben unserer hohen Idee von der Vortrefflichkeit der regulären britischen Truppen den ersten Stoß und die abscheulichen Mißhandlungen der unschuldigen Einwohner während des ganzen Marsches mußten natürlich die Folge haben, daß wir einen solchen Beistand nicht für wünschenswerth halten konnten."

Folgen der Niederlage.

Grenzkrieg.

Uebrigens galt es jetzt Thatkraft zu zeigen, denn entlang der ganzen Westgrenze wüthete der Krieg. Virginien ernannte Washington zum Oberbefehlshaber seiner Freiwilligen. — Der Mutter, die ihn vor den Gefahren warnte, entgegnete er: „Ich würde es für eine Schande halten, den Befehl, den mir die allgemeine Stimmung des Landes auflegt, zurückzuweisen" — und es gelang ihm die Westgrenze von Virginien zu sichern und in die Freiwilligen kriegerische Zucht zu bringen. Auf seinen Antrag ging im virginischen Bürgerhaus ein Gesetz durch, welches den Kriegsgerichten die Macht verlieh, Ungehorsam, Aufstand, Ausreißerei, Spielen, Trinken, Fluchen und liederliches Leben mit schweren Strafen zu belegen.

Washington.

Franklin.

Nicht minder thätig zeigte sich Franklin in Pennsylvanien. Auf seinen Antrag hin wurden 50,000 Pfund Sterling bewilligt, um die Grenze mit einer Linie von kleinen Festungen zu schützen. Der frühere Buchdrucker und Grübler entfaltete jetzt die Talente eines Feldherrn und Staatsmannes. Er vertrieb mit einer Schaar von 500 mit Aexten und Schwertern bewaffneten Freiwilligen die Indianer und deckte die Grenze durch kleine Bollwerke, welche sich gegenseitig unterstützten. Bei seiner Rückkehr wurde auch er zum Obersten ernannt. Ihn befragte die englische Regierung, als sie mit ihrem Unionsplan hervortreten wollte. Franklin rieth ab, denn das Volk wäre ja von jeder Theilnahme an dem großen Rath ausgeschlossen. Auch war er gegen die Besteuerung durch das Parlament, so lang das amerikanische Volk darin nicht vertreten sei. Er hob die Beschwerden der Amerikaner hervor, daß sie einmal Steuer zahlen müßten den englischen Landeigenthümern, daß sie zum Vortheil Englands das Land bebauen müßten und keine Fabriken anlegen dürften. Der ganze Reichthum der Colonien fließe demnach England zu. Wenn aber Amerika eine billige Anzahl von Vertretern zugestanden werde, so müßten auch die Handelsschranken fallen, und die Engländer die Amerikaner nicht wie Unterthanen, sondern als gleichberechtigte Mitbürger behandeln. Es wäre zum Vortheil Englands wie Amerikas, England würde um so viel Länder größer und kräftiger. Es werde dann den großen Gesammtstaat wenig kümmern, ob ein Kaufmann, ein Hutmacher, ein Schmied, in Alt- oder Neuengland reich werde. Auf diesen versöhnlichen Antrag, der aber die ganze Politik des Mutterlandes in der Folge umgestaltet hätte, wollte jedoch die englische Regierung nicht eingehen, sie sandte

Colonien und Parlament.

---

*) Bancroft, l. c, I. 109.

neue Truppen unter Loudun und hielt militärisch die Einheit und ihr Recht fest. Im October kam es am Eriesee zu Gefechten, in welchen der Franzose Dieskau fiel*).

Kurz vorher hatte die englische Regierung eine sehr harte Maßregel gegen die Akadier durchgeführt, die älteste französische Colonie, welche im Frieden zu Utrecht an Großbritannien abgetreten worden war. (Akadien.) Die Akadier sprachen noch immer französisch und hingen an der katholischen Religion und an den Sitten ihrer Väter. Ihre Pfarrer waren auch ihre Beamten, ihre Richter und ihre Notare. Das Leben war einfach, die Sitten rein. Alle — und man zählte ihrer ungefähr 17,000 — bildeten eine große Familie. Einem jungen Paare halfen die Nachbarn beim Aufbau des Hauses und beim Ausroden des Waldes zu Ackerland. Wegen ihrer Weigerung, den unbedingten Treueid zu schwören, und wegen ihrer Anhänglichkeit an französische Sprache und Sitte und an die katholische Religion, waren sie der englischen Regierung immer verdächtig und wurden von ihr mit Härte, wie eine geringere Kaste, behandelt. Jetzt wurde ihnen zunächst befohlen, ihre Boote und Schießgewehre auszuliefern; — sie thaten es ohne Einrede, erklärten sich sogar bereit, den unbedingten Unterthaneneid zu schwören. Dann wurde ihnen September 1755 erklärt, die Regierung habe beschlossen, sie aus ihren Besitzungen zu entfernen; ihr Geld und so viel von ihren Hausgeräthschaften, als ohne Unbequemlichkeit für die Schiffe fortgeführt werden könne, dürften sie mitnehmen. Ein Schrei der Verzweiflung erhob sich unter den Armen, als sie ihre Heimath verlassen sollten. Aber sie hatten keine Waffen: Transportschiffe führten sie in die englischen Colonien, während ihr Vieh als Beute weggenommen, ihre Häuser verbrannt wurden, ihre Gärten und Aecker verwilderten. Viele starben auf den Schiffen, Andere verkümmerten hilflos an der Küste, wo man sie abgesetzt, Andere flohen in die Wälder und fanden mehr Erbarmen bei den Rothhäuten als bei den Weißen.

Also ohne Kriegserklärung waren in der That Frankreich und England im Krieg mit einander. (Schwüler Zustand.) Auf die Nachrichten aus Amerika rüstete England eine neue Flotte aus. Die Verhaltungsbefehle des Admirals Hawke waren anfangs schwankend: er solle seine Flotte üben im Canal; wenn er auf französische Linienschiffe stoße, solle er sie angreifen, kleinere Kriegsschiffe und Kauffahrer aber nicht belästigen***). Bald aber ward ihm der Befehl nachgesendet, alle französischen Schiffe, Kriegs- wie Handelsfahrzeuge, auf welche er zwischen Cap Ortegal und Cap Clear treffe, zu vernichten, und in kurzer Zeit waren 250 Handelsschiffe von englischen Kreuzern aufgebracht. Ein Schrei des Zornes durchhallte Frankreich: in Zeiten des tiefsten Friedens seien Kauffartheischiffe im Werth von 300 Millionen Livres weggenommen worden, England betreibe ein Seeraubsystem im Großen, welches eines civilisirten Volkes unwürdig sei. In einem Schreiben an Georg II. verlangte Ludwig XV. volle Vergütung für die Beleidigungen, die der Flagge Frankreichs geschehen seien. Auf beiden Seiten wurde mit fieberhafter Thätigkeit gerüstet. Ein Vorgefühl blutiger Ereignisse

---

*) Franklin l. c.
**) Bancroft, I. p. 163—73. Garnau, Histoire du Canada III.
***) Mahon l. c. Chap. 32.

durchdrang die Welt. Auch die äußere Natur schien die Unruhe, die in der Menschheit herrschte, zu theilen. Der Erdboden war im stetem Zittern.

Man spürte die Schwingungen eines Erdbebens von Danzig bis Marokko. Erdbeben. In Teplitz strömten die heißen Quellen plötzlich so viel Wasser aus, daß in einer halben Stunde alle Bäder der Stadt überfloßen. In England sah man an Teichen und Flüssen das Wasser plötzlich anschwellen und dann wieder zurücktreten. Am Aergsten ward Portugal betroffen. Der erste November des Jahres 1755 war der Festtag Allerheiligen, den die ganze Natur durch Ruhe, Stille und Schönheit Lissabon. zu feiern schien. Die Kirchen waren voll von Andächtigen, als plötzlich 4 Minuten nach 9 Uhr ein heftiger Stoß alle Gebäude erschütterte und nach wenigen Minuten ein zweiter und dritter Stoß über 30,000 Menschen unter den Trümmern begrub. Mit dem Krachen der zusammenstürzenden Häuser mischte sich das Wehgeschrei der unter ihren Trümmern Begrabenen. Wer fliehen konnte, floh. Aber die Erde bewegte sich, wie wenn sie lebendig wäre. Der Strom stieg 20 Fuß hoch über seine gewöhnliche Höhe und verschlang, was er in den Straßen fand. Ueber 3000 Menschen sollen in ihm ihr Grab gefunden haben. Im Hafen wurden die Schiffe an einander und in Trümmer geschlagen. Der vierte Theil der Häuser war zusammengestürzt. In einigen Orten brach Feuer aus und ein Sturm beflügelte die Flamme. Drei Tage hindurch brannte die Stadt, bis das Feuer in sich selber erlosch. Viele verbrannten. Denen, die noch lebten, drohte Hungersnoth, denn auch die Kornspeicher waren ein Raub der Flammen geworden. Aus den Gefängnissen waren die Missethäter entkommen, raubten, mordeten und unterhielten das Feuer. Gegen die armen Bewohner schienen sich alle Elemente verschworen zu haben und 40 Tage und Nächte hindurch zitterte der Boden, so daß die Ueberlebenden nur unter Zelten, nicht mehr in Häusern zu wohnen wagten. Nicht blos Lissabon, sondern auch Setubal, Porto und Algarve hatten gleich sehr gelitten. Der Schaden ward auf 70,000,000 Gulden berechnet. Der König schrieb an seine Schwester, die Königin von Spanien: „Da stehe ich nun, ein König ohne Hauptstadt, ohne Unterthanen, ohne Kleider." — Der königliche Palast war beim ersten Stoß zusammengestürzt. Zum Glück war die königliche Familie gerade auf ihrem Landsitz in Belem. Der Schreck war groß, Alles zitterte und weinte in der Umgebung des Königs. „Was ist zu thun, rief er, um dieser Strafe der göttlichen Gerechtigkeit zu begegnen?" — „Herr, rief sein Minister Pombal ruhig, die Todten muß man begraben und für die Lebenden sorgen *)," und entfaltete alsbald eine Umsicht und Thatkraft, die ihm das unbedingte Vertrauen des Don José erwarb. Er eilte sogleich auf den Schauplatz der Verwüstung, er ließ rund um die Stadt Galgen aufrichten und mehrere hundert Räuber und Mörder aufhängen. Seine Kutsche war mehrere Tage hindurch sein Schreib- und Schlafkabinet. Um der Pest vorzubeugen, ließ Pombal die Todten schnell in's Meer versenken und Lebensmittel herbeischaffen, um die Leute vor der Hungersnoth zu retten, und entwarf rasch den Plan zu einer schönen, neuen Erbauung der Stadt. —

Den Winter 1755—56 rüstete Frankreich mit Aufgebot aller Kräfte eine Rüstungen. Flotte, zugleich wurde ein Landheer längs der Nordküste zusammengezogen. Ein panischer Schrecken kam über England; man fürchtete eine Landung. Georg II.

---

*) Senhor, enterrar os mortuos e cuidar nos vivos. Schäfer, Geschichte von Portugal. V. 248.

verlangte von Hessen die durch Vertrag vom letzten Jahr ausbedungenen 12,000 Mann. Er forderte von Holland die 6000 Mann Hilfstruppen, welche dasselbe durch alte Verträge im Fall einer feindlichen Landung zu stellen verpflichtet war. Frankreich hatte damals nicht den Plan, ein Heer nach Irland oder Schottland zu werfen und eine neue Erhebung der stuartischen Partei zu bewirken, es wollte England nur über den eigentlichen Angriffspunct irre machen. Mehrere Schiffe gingen nach den Antillen, andere unter Montcalm nach Canada, 12 Kriegsschiffe dagegen mit 30,000 Mann und einem entsprechenden Geschwader brachen am 12. April von Toulon nach der Insel Minorca auf, Minorca wo sie am 17. landeten. Dieser wichtige Hafen im Mittelmeer war 1708 von den Engländern mit 2000 Mann unter Stanhope in Besitz genommen und im Frieden von Utrecht an sie abgetreten worden. Die Besitznahme durch die Engländer war ein steter Dorn in den Augen der Franzosen. Die Südküste Frankreichs schien immer bedroht.

Die Täuschung der Engländer gelang aber jetzt den Franzosen vollkommen. Die Engländer hatten nur 2800 Mann auf der Insel. Von den Officieren, welche sie befehligen sollten, waren 35 auf Urlaub, insbesondere fehlte es ihnen an Ingenieuren. Das englische Ministerium war gewarnt worden *), die Transportschiffe in Toulon seien auf zu kurze Zeit mit Lebensmitteln versorgt, als daß sie nach Amerika bestimmt sein könnten. Es ließ erst am 7. April 10 Kriegsschiffe, welche in schlechtem Zustand und armselig bemannt waren, nach dem Mittelmeer abgehen. Admiral der Franzosen war La Galissonnière, der beste Seemann. Das eigentliche Unternehmen auf die Festung war dem Herzog von Richelieu, dem Genossen der Ausschweifungen des Königs, übertragen. Man Richelieu. nahm diese Ernennung mit Ungunst auf und befürchtete ein Unglück. Die Pompadour soll auch in der Ueberzeugung von seiner Unfähigkeit die Ernennung betrieben haben, weil sie seinen Einfluß auf Ludwig XV. fürchtete und sein Verderben wünschte. Doch bewährte Richelieu größere Fähigkeit, als man ihm zutraute. Die Franzosen nahmen am 18. April Ciudadela und rückten dann auf Mahon los, die Hauptstadt der Insel, welche ihnen die Engländer überließen, denn sie wollten nur die Citadelle San Felippe behaupten, die in Felsen gehauen und von tiefen Gräben geschützt, mit 80 Minengängen versehen, keiner europäischen Festung nachstand. Die Vertheidigung wurde von Blakeney mit Umsicht geleitet. Da erschien Byng mit seiner Flotte am 19. Mai in Sicht von San Felippe. Am 20. Byng. stellten sich beide Flotten einander gegenüber auf, und von ihrem Kampf hing jetzt das Schicksal der Belagerung ab. An Zahl der Schiffe waren sich Beide gleich. Der Widerstand der Franzosen war sehr hartnäckig. Der englische Unterbefehlshaber West drängte zwar die ihm gegenüberstehenden Schiffe aus der Linie, vermochte aber kein einziges zu nehmen. Byng ließ es an kühnem Muth fehlen, er Seeschlacht. fürchtete für seine Flotte. Die Engländer konnten nicht mit San Felippe in Verbindung treten. Byng hielt am anderen Tag einen Kriegsrath **), erklärte, die Schiffe befänden sich in einem schlechten Zustande, die Franzosen seien an Mannschaft und schwerem Geschütz überlegen, und schlug vor, Minorca seinem Schicksal

*) Mahon. Chapt. 33.
**) Mahon. Ibid.

zu überlassen und nach Gibraltar, welches des Schutzes gleichfalls bedürfe, zurückzukehren. Der Kriegsrath stimmte bei. Die Flotte fuhr gegen Gibraltar ab, La Galisonuière verfolgte nicht, um die Belagerung zu decken, und Richelieu setzte den Angriff mit Umsicht und Muth fort. Täglich wurden 4400 Kugeln und Bomben in die Stadt geschleudert. Als der spanische Wein Unordnungen unter den Soldaten hervorrief, erklärte Richelieu, wer sich betrinke, dürfe am Sturme nicht theilnehmen; da wirkte das Ehrgefühl so mächtig, daß man keinen Franzosen mehr berauscht sah. —

In der Nacht vom 27. Juni führte Richelieu die Seinen zum Sturm. Fünf Bollwerke wurden erstiegen. Am 29. übergab Blakeney die Festung gegen freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Diese Eroberung machte Frankreich wie freudetrunken. Richelieu wurde als Held hochgefeiert, während der eigentliche Eroberer La Galissonnière auf dem Heimwege starb. Richelieu eilte, sich zu sonnen in der Anerkennung seines Königs, fand aber eine kalte Aufnahme. „Herr Marschall, redete ihn Ludwig XV. an, ich freue mich Sie zu sehen, wie haben Sie die Feigen auf der Insel Minorca gefunden? Sind sie wirklich so schmackhaft als das Gerücht ausgibt?" — Auch erhielt Richelieu das Commando im Krieg in Deutschland nicht. Viel schlimmer erging es dem Admiral Byng. Das Ministerium suchte seine eigene Sorglosigkeit dadurch zu decken, daß es ihn wegen Vernachlässigung seiner Pflicht in Anklagestand versetzte. Der Zorn des Volkes verlangte ein Opfer. Das Kriegsgericht sprach Byng von Verrätherei und Feigheit frei, erklärte aber, er habe nicht sein Aeußerstes gethan, um San Felippe zu entsetzen. Demgemäß wurde er zum Tod verurtheilt und am 14. März erschossen. Er starb wie ein muthiger Mann, überzeugt, daß ihm Unrecht geschehe. Voltaire bemerkte witzig: „In diesem Land pflegt man von Zeit zu Zeit einen Admiral zu erschießen, um die Andern zu ermuthigen."

Byng.

Die Parteibildung in Europa.

England und Frankreich waren im Krieg mit einander. Letzteres konnte zur See nicht vollständig überwunden werden, da es so reiche Hilfsmittel besaß, immer wieder eine Flotte zu schaffen, konnte aber mit seinem Landheer König Georg sein Hannover wegnehmen. Begreiflich, daß England um Verbündete ausschauen mußte und daß, wenn der Kampf ein langwieriger wurde, auch Frankreich nicht ohne Verbündete bleiben konnte. Alle Cabinete waren deshalb bald in Bewegung und es fragte sich, ob die alte Verbindung, Preußen und Frankreich einerseits, Oesterreich, England, Rußland andererseits, sich wiederholen werde.

Oesterreich und England.

Wir sahen früher, wie mißstimmt Maria Theresia über den Frieden von Aachen war, wie sie England grollte, weil dieses zuletzt geholfen, sie einiger Provinzen zu berauben. Die Ueberzeugung stand in ihr fest, daß ihre Politik in den richtigen Geleisen sich nicht bewegt habe und daß man einen festen Plan hinsichtlich der Allianzen befolgen müsse, da man zu den beiden bisherigen gefährlichen Feinden, Frankreich und der Türkei, in Zukunft noch einen dritten höchst gefährlichen in Preußen gegen sich habe. Darum stellte Maria Theresia 1756 an die Mitglieder der Conferenz die Frage, welches politische System Oesterreich in Zukunft zu befolgen habe.

Die Antworten waren verschieden*). Der Kaiser erklärte, man solle sich auf seine innern Kräfte verlassen und diese ausbilden, seine alten Freunde behalten und neue erwerben. Die Mehrzahl meinte, England sei nebst Rußland der einzige Staat, dessen Freundschaft für Oestreich von höchsten Werth sein müsse, und zwar sei Rußland, weil Alles von der Gesinnung und vom Leben der Kaiserin und ihres Ministers abhänge, ein unzuverlässiger, England aber, weil sein Vortheil damit verbunden sei, ein verläßlicher Bundesgenosse. Nur das jüngste Mitglied der Conferenz, Graf Kaunitz, sprach eine Ansicht aus, die von der bisherigen Politik vollständig abwich: Allerdings sei England ein natürlicher Freund, aber im Fall eines Krieges gegen Preußen sei auf seinen Beistand nicht zu rechnen, eben so wenig auf den von Holland. Sachsen sei nicht im Stand, an einem Kampf gegen Preußen augenblicklich Theil zu nehmen. Auf Rußland lasse sich nicht fest rechnen. Preußen sei nebst der Pforte der gefährlichste Nachbar, seine Kriegsmacht sei derjenigen der Kaiserin, wenn nicht überlegen, doch zum mindesten gleich. Seine Uebermacht müsse aber beschränkt und das Verlorene wieder hereingebracht werden, dies sei aber nur möglich durch Beihilfe Frankreichs. Mit dieser Macht müsse man also gute Beziehungen pflegen. Also Kaunitz. Doch wurde zunächst nur der Beschluß gefaßt, eine innere Kräftigung der Monarchie anzustreben, Rußland im Bündniß mit Oesterreich zu erhalten und Frankreich nach und nach hineinzuziehen. Kaunitz hatte übrigens der Kaiserin-Königin aus der Seele gesprochen. Kaunitz.

Anton Wenzeslaus Graf Kaunitz-Rittberg, geb. 1711, gebildet in Leipzig, 1737 als Reichshofrath in Regensburg verwendet, 1742 von Maria Theresia nach Turin als Botschafter entsendet, erwarb das Vertrauen seiner Herrin durch den Scharfsinn, der in seinen Depeschen lag. Als Bevollmächtigter beim Congreß zu Aachen verfocht er die Sache Oestreichs auf's kräftigste und kam schon damals zur Ueberzeugung, Oestreich dürfe sich nicht auf das Bündniß mit England verlassen, sondern müsse suchen Rußland und Frankreich zu gewinnen, um im Verein mit diesen Mächten Preußen zu erdrücken. Das war aber blos seine Ansicht, noch nicht die der Regierung, welche vielmehr noch gute Beziehungen mit England zu haben und Georg II. in das mit Rußland 1746 abgeschlossene Bündniß hineinzuziehen suchte, das zur Vertheidigung gegen etwaige Angriffe von Preußen sicher stellen sollte. Doch entschloß sich Georg II. wohl dem Vertrag selber, nicht aber den geheimen Separatartikeln beizutreten. In seinem und Oesterreichs Interesse betrieb die englische Regierung jedoch seit 1750 noch einen anderen Plan, nämlich die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König. Maria Theresia gab ihre Zustimmung, wenn die Wahl nicht durch allzugroße Opfer, namentlich durch Erniedrigung der Kaiserwürde, erkauft werde. England unterhandelte nun mit einzelnen Kurfürsten. Ihre Forderungen waren ungebührlich groß. Insgeheim stachelten zum Widerstand nicht bloß Frankreich, sondern noch viel mehr Preußen, welches Alles zu vereiteln trachtete, was eine Kräftigung Oestreichs und Deutschlands durch dasselbe herbeiführen konnte. Josephs Königswahl.

Die Stellung Preußens zu Oestreich blieb auch also nach dem Frieden von Dresden immer eine gespannte. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens kaum verschmerzen und Friedrich II. glaubte nie, daß sie ihn verschmerzen könne. Hinter allem Austausch von Höflichkeiten lag Verdacht und Argwohn. Als ihm sein Gesandter aus Wien meldete, wie wohlwollend, wie freundlich ihn die Kaiserin aufgenommen habe, antwortete der König: „Ich weiß genau, was ich in Bezug Preußen.

*) Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg. 10. Kap.

auf ihre Gesinnung gegen mich halten soll. Am Altare könnte sie mir schwören, meine Freundin sein zu wollen, so würde ich ihr nur so lang glauben, als sie keine Gelegenheit und keinen günstigen Augenblick fände, um mir zu schaden." — Die Lage, in die er sich zu Oestreich selber versetzt hatte, rief diesen Argwohn in Friedrich II. hervor. In der Ausführung des Dresdener Friedens glaubte man

Preußen in Wien immer auf die feindselige Gesinnung des Königs von Preußen zu stoßen. Da jetzt von ihm als Zeichen der Freundschaft die Beistimmung zur Wahl des Erzherzogs als römischen Königs erbeten wurde, erklärte Friedrich II., man solle die Großjährigkeit des Erzherzogs erst abwarten, denn der Kaiser befinde sich ja noch in den besten Jahren, ganz Europa und namentlich Deutschland sei in vollständiger Ruhe, und wenn der Kaiser unversehens sterben sollte, so könne ja das Reich nicht von einem unmündigen Kaiser gelenkt werden. An sämmtliche Kurfürsten schrieb Friedrich II., die Wahl eines römischen Königs sei noch nicht zeitgemäß und es seien vor der Wahl noch eine Menge Vorfragen zu erledigen.

Maria Theresia. Maria Theresia hörte aus all' diesen Gründen nur das Nein heraus und war darum von Neuem im Glauben an die feindselige Gesinnung des Königs gegen sie befestigt. Seinem Einfluß schrieb man die hohen Forderungen zu, welche der Pfalzgraf für seine Stimme erhob, und den stolzen Ton, mit welchem Georg II. dem östreichischen Gesandten erklärte, wenn die Kaiserin die gebotenen Opfer nicht bringen, wenn sie nicht sogleich die Wahl des Erzherzogs Joseph zum König vornehmen lassen wolle, so werde er ihr seine Freundschaft entziehen und sich mit Frankreich vergleichen*). — Um so hohen Preis mochte Maria Theresia die Königswahl nicht erkaufen. Die Drohung des englischen Gesandten schreckte sie nicht, in den Straßen Wiens werde gar bald das Gras wachsen, wenn die Kaiserkrone auf ein anderes Fürstenhaus übergehe. Zunächst suchte sie selber mit Frankreich ein freundlicheres Verhältniß anzubahnen.

Deßhalb wurde der französische Geschäftsträger Blondel, welcher nach dem

Frankreich. Frieden zu Aachen gewisse Dinge in Wien bereinigen sollte, von der Kaiserin-Königin mit vieler Rücksicht aufgenommen und sogar zu kleineren Hoffesten eingeladen, bei welchen sie einen vertrauteren Kreis um sich versammelte und nur noch den Nuntius, die Gesandten Englands, Hollands und Venedigs einlud. Vor Blondel äußerte sie offen ihre Unzufriedenheit mit den Seemächten und ihren Wunsch nach einer dauernden Aussöhnung mit Frankreich und ihr Vertrauen auf Kaunitz. Blondel ward dadurch gewonnen, aber auch als vor einem Bestochenen vom preußischen Gesandten vor ihm in Paris gewarnt. Blondel kam mit dem besten Eindrucke und mit der Ueberzeugung nach Paris zurück, daß Kaunitz der Leiter der östreichischen Politik in der Zukunft sei. Nach ihm kam als französischer Botschafter der Marquis de Hautefort und fand die schmeichelhafteste Aufnahme.

Kaunitz. Paris. Dagegen wurde Kaunitz als östreichischer Botschafter nach Paris entsendet, insbesondere erhielt er die Weisung, den Bestrebungen Preußens entgegenzutreten, welches stets bemüht sei, Frankreich mit Mißtrauen gegen Oestreich zu erfüllen, sich selbst aber dem Cabinete von Versailles unentbehrlich zu machen. Er fand beim König, bei der Pompadour wohlwollenden Empfang, aber es ist falsch **), wenn behauptet wird, er habe bald sein Ziel erreicht und die Pompadour den König für einen Bund gegen Preußen insgeheim gewonnen. Die Stimmung für Oestreich, so berichtet Kaunitz, wolle sich nicht bessern, Preußen fahre fort seine Feindschaft gegen Maria Theresia offener als je zur Schau zu tragen und

---

*) Arneth l. c. 314.
**) Vgl. die hier so wichtigen Mittheilungen Arneths l. c. 326.

Frankreich sei mit ihm nach wie vor auf's engste verbunden; Preußen sei um so mächtiger, als auch England für dasselbe arbeite. Da nun überdieß bei dem baldigen Tod des jetzigen Sultans ein Krieg mit der Pforte zu fürchten sei, so bleibe kein anderes Mittel zur Befestigung der eigenen Sicherheit übrig, als endlich den Verlust Schlesiens gänzlich zu vergessen, dem König von Preußen diesfalls alle Sorge zu benehmen und ihn auf diese Weise dereinst in die Allianz Oestreichs mit den Seemächten zu ziehen. Erst im August 1751 kam Kaunitz auf den Gedanken, sich des Einflusses der Pompadour, die viele Güte für ihn hatte, zu bedienen, zur Erreichung seiner politischen Zwecke, aber er setzte in dem Berichte wieder zweifelnd hinzu: „All' diese Güte hat freilich keinen Einfluß auf die eigentlichen Geschäfte, aber derartige persönliche Zuneigungen verderben doch Nichts und können bei günstiger Gelegenheit von bedeutenden Folgen sein."

Bessere Fortschritte als in Paris machte dagegen die östreichische Diplomatie an anderen bourbonischen Höfen und zwar zunächst in Madrid. Ferdinand VI. (1746—59) hegte bessere Gesinnungen gegen Oestreich als sein von der bösen Elisabeth geleiteter Vater Philipp V. Als er gemüthskrank wurde, leitete ihn seine Gemahlin Maria Magdalena Barbara von Braganza, die Tochter König Johanns V. von Portugal, aber sie verehrte Maria Theresia und hielt ein Bündniß für beide Staaten vortheilhaft. Großen Einfluß hatte noch ein Castrat Farinelli aus Neapel, dessen Stimme einen wunderbaren Zauber ausübte. Nachdem er in London und Paris durch seinen Gesang Alles hingerissen hatte, entzückte er auch Madrid, und als er zum ersten Male in der Nähe des kranken Philipp V. sang, ward dessen sonst finsterer Blick wieder heiter, der König stand auf, ließ sich ankleiden und unterschrieb, was man ihm vorlegte. Täglich mußte Farinelli nun an den Hof kommen, stets dieselben 4 Arien singen, und die Wirkung war immer gleich beruhigend. Aehnlich erging es Ferdinand VI. in seiner Krankheit. Farinelli wurde ein mächtiger Mann, doch verwendete er seinen Einfluß stets nur zum Wohle Spaniens. Die Minister Carvajal und Ensenada suchten mit der Königin die Wunden zu heilen, welche die Eroberungssucht der Elisabeth von Parma dem Lande geschlagen hatte. Ordnung kam in die Finanzen, der Handel hob sich, Spanien kam wieder zu einer Flotte. Um so wichtiger war nun für Oestreich der Vertrag, welchen Migazzi 1752 in Aranjuez abschloß, wornach beide Mächte sich zur Aufrechthaltung des Friedens und zu gemeinschaftlichem Auftreten gegen Jeden verpflichteten, welcher ihn zu brechen versuche. Im Falle eines bewaffneten Angriffs solle ein Staat den anderen mit 12,000 Mann und 4000 Reitern unterstützen. Für Triest und Belgien war es von Bedeutung, daß dem östreichischen Handel im Vertrag jede Begünstigung zuerkannt wurde. Die Ehe Ferdinands VI. war nicht mit Kindern gesegnet, wohl aber die seines Bruders, des Königs Karl von Neapel. Nun wurde eine Doppelheirath verabredet, Erzherzog Joseph sollte mit der ältesten Tochter des Königs beider Sicilien, und der älteste Sohn des Königs mit einer Erzherzogin vermählt werden. Diese enge Verbindung mit den spanischen Bourbonen wirkte aber wenig zu Gunsten Oestreichs in Versailles, wo damals eine gewisse Kälte gegen die Spanier herrschte. Das Vertrauen der Pompadour hatte für Kaunitz und die Sache Oestreichs zunächst keinen weiteren Vortheil; es scheint, sie wagte damals Nichts für Oesterreich zu thun, obschon sie den Preußenkönig gründlich haßte. Voltaire hatte ihr nach seiner Beschimpfung in Frankfurt aus Rache die Spottgedichte Friedrichs II. auf sie mitgetheilt.

Spanien. *Ferdinand VI.* *Vertrag von Aranjuez*

1753 kehrte Kaunitz nach Wien zurück, wo ihm Maria Theresia die Leitung der Geschäfte übertrug. Uhlefeld und Bartenstein dankte sie für ihre

Kaunitz Staatskanzler.

bisherigen treuen Dienste durch glänzende Beweise ihrer Gnade: der eine wurde oberster Hofmeister, der andere Vicekanzler der böhmischen Krone. Auf die äußeren Angelegenheiten hatte sie jedoch keinen Einfluß mehr, deren Leitung übernahm jetzt Kaunitz vollständig. Dadurch kam Verschwiegenheit und System in die östreichische Politik. Kaunitz war ein Mann von hohem Scharfsinn und großer Willenskraft und wußte einen Plan beharrlich zu verfolgen. Maria Theresia hatte seinen Werth erkannt, trotz der Sonderbarkeiten, wegen deren sich Viele an ihm stießen: er war weichlich, putzsüchtig, ängstlich für seine Gesundheit besorgt, er konnte den Namen Tod nicht hören; wollte man ihm melden, Jemand sei gestorben, so mußte man ihm sagen: er wird nimmer kommen. Er scheute die freie Luft, während Maria Theresia selbst im Winter das Zimmer gerne offen hatte; wenn aber der Staatskanzler kam, schloß sie mit eigener Hand aus Achtung vor seinen Eigenschaften die Fenster. Wenn Kaunitz sich in Paris aufhielt, kam er viel mit den tonangebenden Schriftstellern zusammen; trotzdem er manche ihrer Ansichten theilte, hatte er doch die Ueberzeugung vom hohen Werthe der Religion für das gesunde Leben eines Volkes. Oestreich aus seinen Verwicklungen frei, nach außen mächtig und den gefährlichsten seiner Feinde unschädlich zu machen, war das beharrliche Ziel seiner eifervollen Thätigkeit.

Wandlung der Politik.

Die Wandlung der östreichischen Politik ging übrigens langsam vor sich, es ist falsch, daß sie mit seiner Rückkehr nach Wien auf einmal eingetreten sei. Der Vortheil wie die Ehre Oestreichs war ihm maßgebend in der Wahl der Allianzen. England glaubte ihn damals noch auf seiner Seite zu haben*). „Er ist überzeugt, so meldet der englische Gesandte aus Wien, daß Oestreich Freundschaft oder Hilfeleistung niemals vom Hofe zu Versailles zu gewärtigen habe, daß die Kaiserin das Band der Freundschaft mit ihren alten und natürlichen Verbündeten immer fester und fester knüpfen müsse. — Er besitzt nicht allein natürliche Gaben ersten Ranges, sondern sie sind auch in hohem Grade ausgebildet. In seiner Jugend lernte er viel und mit großem Fleiße; seit jener Zeit wurde er fortwährend in den verschiedensten Angelegenheiten verwendet. Er spricht gut und mit großer Präcision des Ausdruckes, so gut, daß ich ihn im Verdacht habe, er liebe es, sich selbst sprechen zu hören. — Jedermann sagt von ihm, daß er ein ehrlicher Mann sei und die Interessen seiner Kaiserin wahrhaft im Herzen trage." — In der That zeigt auch die geheime Anweisung, welche Kaunitz seinem Nachfolger in Paris, Starhemberg, mitgab, daß er damals eher schlimmer als guter Dinge sich von Frankreich versah**). Das sorgfältigste Augenmerk, heißt es dort weiter, sei beim Wiener Hof darauf gerichtet, mit sämmtlichen Mächten in gutem Einvernehmen zu bleiben und den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten. Diese friedfertige Gesinnung erstrecke sich sogar auf den französischen und preußischen Hof, „ungeachtet uns ihre widrigen und mit der Beobachtung der Treue und des Glaubens nicht zu vereinbarenden geheimen Absichten und Unterbauungen durchaus nicht verborgen sind und ungeachtet bei den meisten Höfen das unbegründete Vorurtheil obwaltet, als ob wir die Staatsangelegenheiten so

*) Arneth l. c. 351.
**) Mitgetheilt bei Arneth l. c. 354 ff.

zu führen wüßten, daß wir in einen baldigen Krieg mit dem König in Preußen gerathen, und neue Gelegenheit finden möchten, die verlorenen schlesischen Lande wieder unter unsere Botmäßigkeit zu bringen. Wir sind gewohnt und unsere christliche Gesinnung erfordert es, das Versprochene heilig zu erfüllen, und unser Gewissen vor Veranlassung eines Krieges und häufiger Vergießung von Menschenblut rein zu halten. Wir verabscheuen alle politischen Maßregeln, welche nur auf Ungerechtigkeit, Eigennutz und Vergrößerungssucht gebaut sind. So lang also der genannte König seinen Verbindlichkeiten genügt und nicht selbst ein neues Kriegsfeuer anbläst, hat er so wenig als jede andere Macht etwas Feindliches von uns zu besorgen." — Die damalige Einigung zwischen Preußen und Frankreich fand nämlich in einem 1754 abgeschlossenen Handelsvertrag und in ihrer gemeinsamen Thätigkeit gegen die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König Ausdruck. Starhemberg fand gleichfalls bei der Pompadour wohlwollende Aufnahme, aber vom Abschluß eines Bündnisses zwischen Frankreich und Oesterreich konnte keine Rede sein. Es herrschte allgemein die Ueberzeugung, bei dem bevorstehenden Kriege werde Oesterreich an der Seite Englands stehen. Und als Starhemberg beim französischen Minister anfragte, ob im Fall eines Krieges mit England Frankreich den Frieden von Aachen brechen und Belgien angreifen werde, gab dieser zur Antwort, man könne es den Franzosen nicht verdenken, wenn sie sich durch Bekämpfung der Verbündeten Englands für die zu besorgenden Nachtheile schadlos halten! —

Also war Oestreich an England angewiesen. Allein im Verkehr beider Kabinete herrschte eine große Gereiztheit. Die Engländer sahen es nicht gern, daß die Oestreicher 1752 im Vertrag mit Spanien gleiche Handelsvortheile mit ihnen und den Holländern erhielten. Maria Theresia war empört darüber, daß England hinsichtlich der Forderungen in der Barrièrenfrage*) sich auf die Seite Hollands stellte. 1701 beim Abschluß der großen Allianz sagte Leopold I. den Generalstaaten allerdings eine Barrière wider Frankreich zu, aber England und Holland bestimmten 1706 allein, wie diese beschaffen sein solle, und 1716 wurde Belgien an Karl VI. nur unter den drei lästigen Bedingungen zurückgestellt: 1. daß holländische Truppen, ungefähr 12 bis 14,000 Mann, die Grenzfestungen Frankreichs gegen Belgien zu besetzen haben; 2. daß aus den Einkünften der österreichischen Niederlande jährlich eine halbe Million Thaler auf Besoldung dieser holländischen Truppen verwendet werden, und daß im Fall einer Verzögerung oder Weigerung dieselben von den Zahlungspflichtigen sogar mit Gewalt hereinzubringen seien; 3. daß die Schelde geschlossen bleibe und Antwerpen den Handelsstädten Amsterdam und Rotterdam keine Concurrenz mache. Welche demüthigende Bedingungen für den Stolz eines Kaisers und für den aufstrebenden Unternehmungsgeist Belgiens! Wie ungern hat Karl VI. dem Andringen der Seemächte die ostendische Handelsgesellschaft geopfert! Nun hatten im österreichischen Erbfolgekrieg in diesen Festungen die Holländer ihre Pflicht nicht gethan, ja sogar mehrere ohne Schwertstreich an die Franzosen übergeben. Wir finden es daher begreiflich, daß Maria Theresia vom Barrièrenvertrag jetzt Nichts mehr wissen wollte, daß sie erklärte, sie lasse sich durch keine auswärtige Macht in ihrem Souverainitätsrecht beschränken, sie habe die Pflicht, ihre Unterthanen zu schützen, und könne sich nicht herbeilassen, den Wohlstand des eigenen Landes untergraben zu helfen. Dabei forderte England in fast drohendem Ton von Oestreich, wie von einem Schützling, daß es 25—30,000 Mann nach den Nieder-

Marginalien: England. — Barrière.

---

*) Vgl. B. V. S. 775—76, 1020—21, 1102.

landen entsende, während in Wien die Ansicht obwaltete, der Streit wegen der amerikanischen Colonien liege Oestreich zu fern und es habe nöthiger, all' seine Macht gegen einen Anfall Preußens zu sammeln, als seine Streitkräfte in die Ferne zu senden, zumal es in dieser Frage keine ausgiebige Hilfe von den Seemächten zu erwarten habe. England hatte nur Forderungen; das Höchste, was es anbot, war, daß es den König von Preußen zur Neutralität bestimmen wolle.

Der englische Gesandte Holdernesse bezeichnete die Lage mit den Worten: „Unser Feind ist Frankreich, Oestreichs Feind ist Preußen. Es wird uns nur gegen Frankreich helfen, wenn wir uns zu seinem Verbündeten wider Preußen machen, und wenn wir ihm helfen das wieder zu erobern, was es im letzten Krieg verloren hat. Von unserer Seite wäre es sicher eine Narrheit, auf solche Entwürfe einzugehen *)." Kaunitz glaubte, daß Oestreich im bevorstehenden Kriege nicht neutral bleiben könne, entweder mit England oder Frankreich halten müsse, jedenfalls aber einen Angriff von Seite Preußens zu bestehen haben werde, und beschloß, da der größere Vortheil im französischen Bündniß lag, einen kühnen Versuch mit Frankreich zu machen. Die Schwierigkeiten waren groß, denn es galt gegen eine Anschauung zu kämpfen, welche seit 200 Jahren bei den Franzosen eingewurzelt war, nämlich gegen die Ueberzeugung, daß Oestreich der natürliche Feind Frankreichs sei.

Starhemberg sagte 29. August 1755 der Pompadour, er habe dem Antrag in Paris. Könige wichtige Mittheilungen zu machen. Der König bestimmte den Abbé Bernis, den Abkömmling einer adeligen Familie aus der Provence, der früher als Dichter bekannt, dann durch Begünstigung der Pompadour in die diplomatische Laufbahn gekommen war, zu seinem Vertrauensmann. Die Verhandlungen begannen am 3. September zu Babioles dem Landgut der Pompadour bei Sevres. Starhemberg erklärte: die Kaiserin wünsche zwar den Frieden zu erhalten, sehe aber den Krieg unvermeidlich kommen, der sie in die schmerzliche Lage versetze, gegen Frankreich zu kämpfen. Das Interesse der katholischen Religion und die Ruhe Europas verlangen jedoch gebieterisch, daß Bourbon und Habsburg Hand in Hand mit einander gehen. Die Kaiserin mache darum einen Versuch, die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen. Sie sei bereit dem Bund mit England zu entsagen, wenn König Ludwig XV. sich von Preußen zurückziehe. Frankreich wünsche sich nach den Niederlanden hin auszudehnen, die Kaiserin sei bereit Mans abzutreten und Luxemburg zu schleifen und das übrige Flandern an Don Philipp abzugeben, wenn er dagegen zu Gunsten Oestreichs auf Parma, Piacenza, Guastalla verzichte. Der Bewerbung des Prinzen Conti um die Krone Polens wolle die Kaiserin förderlich sein, da Ludwig XV. so viele Vorliebe für diesen Prinzen hege. Oestreich verspreche ferner, Frankreich mit Rußland auszusöhnen. Eine neue Ordnung der Dinge müsse begründet und Preußen unschädlich gemacht, dagegen könnten Frankreichs

*) La Cour de Russie. p. 131

Verbündete, Schweden und Sachsen, durch Theile Preußens vergrößert werden. Ueber die Kosten der Ausführung des Planes könne man sich verständigen.

Das waren hochwichtige Vorschläge und mit großer Offenheit vorgelegt. Bernis war über die Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, erschrocken und bat den König, Alles dem Ministerium vorzulegen. Es verstieß gegen die Grundanschauung der Franzosen, was hier geboten war. Darum ging auch der geheime Rath, welchen Ludwig berufen hatte (Argenson, als eifriger Anhänger Preußens, war nicht zugezogen worden), der Entscheidung aus dem Weg. Man suchte Zeit zu gewinnen*). Die Antwort sprach nur die Freude des Königs aus über die Erklärung der Kaiserin, dann die Weigerung, zu irgend einem feindseligen Schritt gegen Preußen die Hand zu bieten oder einen solchen auch nur stillschweigend zu gestatten; endlich verlangte sie Belege dafür, daß zwischen Preußen und England geheime Unterhandlungen stattfänden, zum Schaden der katholischen Religion, zum Nachtheile Oestreichs. Dieses suchte die Verhandlungen nur nicht abbrechen zu lassen, ließ aber durchblicken, es könne den Versprechungen Frankreichs niemals trauen, so lange man besorgen müsse, daß es mit Preußen in näherer Verbindung, als mit Oesterreich bleibe. Die Schwierigkeit dieser Verhandlungen bezeichnet Kaunitz in einer späteren Denkschrift selber mit den Worten: „Der Anfang war erfüllt mit Zweifel und Mißtrauen, mit Unentschlossenheit und Ungewißheit der peinlichsten Art. Von England verlassen, oder doch zum mindesten überzeugt, daß wir von dort Nichts zu hoffen haben gegen des Hauses Oestreich geborenen Feind, besorgten wir jeden Augenblick, von Frankreich zu der im Aachener Frieden verabredeten Garantie gegen England aufgefordert, oder im günstigsten Fall zu einer für die Gegenwart unvortheilhaften, für die Zukunft aber verderblichen Neutralität gezwungen zu werden. Denn indem sie all' unseren Feinden freien Spielraum wider uns gegeben hätte, würde sie uns unserer alten Freunde unwiderruflich beraubt haben**)." — Frankreich schlug am 28. December einen Neutralitätsbund vor und in Wien bekam man Zeit, die Frage nach allen Richtungen hin zu untersuchen. Im Januar aber fing Frankreich an vorwärts zu drängen und hitzig zu werden. Der Grund lag einmal in der Weigerung Englands, die weggenommenen Schiffe zurückzustellen, dann in der bitter empfundenen Nachricht, Preußen habe den 16. Jänner 1756 ein Bündniß mit England geschlossen.

Antwort. *Zögerung.* *Schwierigkeiten.* *Wendung.*

Friedrich II. hat die Geschichte dieses Bündnisses selber erzählt***). Darnach war er anfangs entschlossen, beim bevorstehenden Kampfe neutral zu bleiben. Sein Bündniß mit Frankreich ging dem Ende entgegen, aber im französischen Ministerium waren Viele für Erneuerung desselben. Friedrich sollte nach ihrem Plan Hannover angreifen und dadurch Georg II. zum Nachgeben zwingen. „Herr Rouillé, damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagte einst zu dem Herren von Knyphausen, in der Absicht den König dahin zu bringen, zu dieser Diversion Etwas beizutragen: „Schreiben Sie, mein Herr, dem König von Preußen, daß er uns in der Unternehmung auf Hannover beistehen solle. Es gibt dabei Etwas zu plündern: der Schatz Georgs II. ist gut gefüllt. Der König braucht ihn nur wegzunehmen. Das, mein Herr, ist ein guter Fang." Der König ließ ihm antworten: Ueber dergleichen Anträge möge man vielleicht sehr schicklich mit Anderen in Unterhandlung treten. Der König hoffe aber, daß auf's künftige Herr Rouillé

Preußen. *Hannover.*

---

*) Die Memoiren von Duclos sind hier bedeutsam.

**) Arneth l. c.

***) La guerre de sept ans. chap. III.

so geneigt sein werde, einen Unterschied unter den Personen zu machen, mit welchen er Geschäfte hätte. Diese Unterhandlungen wurden indeß zu Ende des Jahres 1755 lebhafter. Auch England wandte sich an Preußen: es solle an den Maßregeln theilnehmen, welche die allgemeine Ruhe und Sicherheit begründen und beschützen könnten. Dieser Antrag war sehr wichtig in seinen Folgen: die Lage Preußens war damals so beschaffen, daß der Entschluß, welchen es faßte, Einfluß auf Krieg oder Frieden hatte. Erneuerte man den Vertrag mit Frankreich, so mußte man das Kurfürstenthum Hannover angreifen; und das hieß sich die Macht der Engländer, der Oesterreicher und der Russen auf den Hals ziehen. Schloß man ein Bündniß mit England, so war es wahrscheinlich, daß die Franzosen den Krieg nicht nach Deutschland bringen würden. Preußen würde aber dann mit Großbritannien und Rußland in Verbindung stehen: und dadurch schien die Kaiserin-Königin genöthigt zu werden, in Frieden zu bleiben, so groß auch ihr Verlangen sein würde, Schlesien wieder zu erobern, und so viele Zurüstungen sie auch gemacht hätte, um, sobald es die Gelegenheit gestatten würde, auf dem Kampfplatz aufzutreten. Indeß, ehe sich der König erklärte, hielt er es für dienlich sich von der Denkungsart des russischen Hofes Gewißheit zu verschaffen*)." Von allen Seiten her kamen günstige Nachrichten, England und Rußland seien vollkommen im Einverständniß. Namentlich war die Erwägung maßgebend, die Russen müßten sich an die Engländer halten, denn diese hätten am meisten Geld, sie zu erkaufen.

England.

So wurde denn in London am 16. Januar 1756 ein Vertrag unterzeichnet, worin beide sich gegenseitig ihr Gebiet gewährleisteten und sich verpflichteten, keine fremden Truppen den deutschen Boden betreten zu lassen. In einem geheimen Artikel ward verabredet, daß die österreichischen Niederlande von der Gewährleistung für Deutschland ausgeschlossen seien.

Vertrag von Westminster.

Friedrich glaubte durch diesen Vertrag sich den Frieden zu sichern, während die Nachricht von demselben in Versailles eine tiefe Erbitterung gegen ihn hervorrief. Einen Monat vorher war nämlich als außerordentlicher Bevollmächtigter der Herzog von Nivernois, ein Staatsmann und Schöngeist, in Berlin eingetroffen, um das Bündniß von Versailles, dessen Dauer zu Ende ging, zu erneuern, noch mehr aber, um Preußen mit in den Entwurf hineinzuziehen, welchen Frankreich gegen das Fürstenthum Hannover im Sinne hatte. Zugleich sollte er die Mittel auseinandersetzen, durch welche Frankreich Preußen vor einem russischen Angriff zu sichern gedachte, endlich ihm die Oberherrschaft über die neutralen Inseln Tabago, Lucie, St. Vincent antragen, zu deren Eroberung ihm Frankreich leicht verhelfen könne. Diese Inseln waren von Frankreich 1740 dem Marschall von Sachsen geschenkt worden**), England hatte es jedoch übel vermerkt und verlangt, daß dieselben öde bleiben und weder von Engländern noch Franzosen angebaut werden. Friedrich nahm die Sache als einen Scherz auf: Frankreich möge seine Augen auf einen Anderen werfen, der sich besser dazu schicke, der Erbe der Insel Barataria zu werden***). Friedrich II. lehnte gleichfalls die Erneuerung des Bündnisses ab, zeigte Nivernois den eben abgeschlossenen Vertrag von Westminster und suchte denselben als ganz unschuldig und für Frankreich

Zorn in Paris.

Sendung Nivernois.

*) Guerre de sept ans. Chap III.
**) Guerre du sept ans. Ibid.
***) Guerre du sept ans. Chap. III.

unschädlich und durch die Rücksichten auf sein eigenes Land geboten darzustellen. In Versailles hatte man aber das Gefühl einer Demüthigung: die Sendung des Herzogs von Nivernois sei dadurch lächerlich gemacht, zugleich sei Frankreich um die Frucht aller Bündnisse betrogen, welche es zu Gunsten Preußens mit anderen deutschen Fürsten abgeschlossen. Man sprach nur von Abtrünnigkeit des Königs von Preußen, der wieder einmal den treuen Bundesgenossen, der ihm zum Aufsteigen verholfen, im Stich gelassen habe. Schon wollte man den Gesandten abberufen, nur Belleisle's Warnung vor vollständigem Bruch mit der einzigen Macht, welche doch immer gegen Oestreich in Deutschland benützt werden könne, war Schuld, daß man Nivernois in Berlin ließ, bis Valori, früher ein Vertrauter Friedrichs, daselbst ihn ablöse.

Ludwig XV. selber war aber tief verletzt und Bernis stellte jetzt schon die Frage, ob Oestreich dem Bündniß mit England entsagen werde, wenn Frankreich Preußen aufgebe; König Ludwig XV. wolle mit Maria Theresia ein Bündniß auf dauernder und unveränderter Grundlage abschließen für die Ruhe Europas, das Wohl beider Staaten und den Nutzen der katholischen Religion. Vorbedingung aber sei vollständige Gegenseitigkeit, d. h. daß Oesterreich sich zu Allem demjenigen anheischig mache, was es selber von Frankreich gegen Preußen verlange. Nun ward zwischen Bernis und Starhemberg über die obenerwähnten österreichischen Vorschläge unterhandelt. Frankreich sprach die Grafschaft Flandern, das Gebiet von Tournay, das ganze Land zwischen der Schelde und dem Meer für Don Philipp an als Entschädigung für Parma, Piacenza und Guastalla. Hinsichtlich Polens beabsichtige es Nichts, als die Erneuerung seiner Freiheit und seines Wahlrechts. Es wünsche Aussöhnung mit Rußland, aber auch daß Spanien und Neapel damit hineingezogen werden. Es verlangte, wenn Oestreich gegen England nicht offensiv vorgehen könne und wolle, so müsse auch Frankreich Nichts gegen Preußen auferlegt werden. Doch ließ man durchblicken, daß allenfalls Geldhilfe verabreicht werden könne, damit Oestreich mit Hilfe Rußlands sich Schlesiens wieder bemächtige. Starhemberg berichtete nach Wien: „Man will uns nicht in eine ganz gesicherte Lage versetzen, welche Frankreich nur Besorgnisse einflößen könnte; man besorgt in Versailles immer, wenn die Macht Preußens völlig vernichtet sei, so möchte Oestreich seine alte Verbindung mit den Seemächten wieder anknüpfen und deren Streitkräfte mit den seinigen gegen Frankreich vereinigen" *) Oestreich antwortete, es werde gegen England und Hannover in gleicher Weise verfahren, wie Frankreich gegen Preußen.

Verhandlungen.

Reciprocität.

Indeß kamen wichtige Nachrichten aus Rußland. Elisabeth haßte Friedrich aus demselben Grund, aus dem die Pompadour seine Todfeindin war, weil er ihre Schwächen nicht geschont hatte. Friedrich verspottete ihre Herrschaft unter dem Namen Unterrocks II. Er nannte seine Hündin Pompadour, er sprach davon, daß Preußen kein Land für Seladons und Schäferinen sei, er nannte Ludwig XV. nur einen anderen Sardanapal. In ähnlicher Weise sprach er über die Kaiserin von Rußland und ihre Liebhaber — er konnte seine Zunge nicht beherrschen und geschäftige Hände meldeten jedes böse Witzwort nach Petersburg. Das russische Volk selber aber sah voll Mißtrauen das Aufsteigen Preußens. Der Senat zu Petersburg stellte im Mai 1753 den Grundsatz auf,

Rußland.

Angst vor Preußen.

*) Vgl. die Mittheilungen Starhembergs bei Arneth l. c. Cap. XV.

einer fernern Zunahme der preußischen Macht sich zu widersetzen und die erste passende Gelegenheit zu ergreifen, um das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Kraftanstrengung zu unterdrücken. Im August 1755, da Georg II. Preußen noch als Verbündeten Frankreichs ansah und einen Angriff auf Hannover fürchtete, suchte er durch die Vorstellung, Rußland werde bloß eine asiatische Macht bleiben, wenn es still sitze und dem König von Preußen Gelegenheit lasse, seine ehrgeizigen Vergrößerungspläne auszuführen, Elisabeth gegen Preußen unter die Waffen zu bringen*). Ein Vertrag ward auf 4 Jahre geschlossen, wonach die Kaiserin sich ganz ernstlich verpflichtete, an der Grenze von Livland gegen Litthauen ein Heer von 55,000 Mann und 40 bis 50 Schiffe bereit zu halten, die zur Verfügung des Königs von England ständen. Dagegen machte dieser sich verbindlich, von dem Tag an, wo diese Truppen über die russische Grenze gingen, jährlich 500,000 Pfund Hülfsgelder zu bezahlen und ein Geschwader in die Ostsee zu senden, wenn der Krieg ausbreche; aller Ertrag der Plünderung solle den russischen Truppen zu Gute kommen. Für den Fall, daß Frieden bliebe, versprach England für die nächsten 4 Jahre je 100,000 Pfund. Der Vertrag war offenbar für einen Krieg gegen Preußen geplant, mit dem seit 1753 kein gesandschaftlicher Verkehr mehr stattfand.

Petersburger Bund.

Ueber die Stimmung in Petersburg geben die Berichte des englischen Gesandten Williams hinlänglichen Bescheid. Selbst die Großfürstin Katharina, die doch durch Friedrich nach Petersburg gekommen war, nennt ihn hier den schlechtesten Menschen, den es auf der Welt gibt***). Ob es ihr nun Ernst war oder nicht? für's Letztere spricht der Umstand, daß sie von England Geld wollte: „Sie könnte sehr viel für uns thun, sagte sie, wenn sie Geld hätte, denn ohne Geld kann man hier Nichts thun. Sie müsse sogar die Kammerfrauen der Kaiserin bestechen. Wolle der König ihr Geld leihen, so werde sie ihm einen Schuldschein ausstellen und es zurückzahlen, sobald sie könne, und sie werde jeden Heller für das Interesse Englands verwenden. Doch brauche sie gegenwärtig 20,000 Ducaten." — Sie bekam diese Summe. Auch Bestuscheff versprach, gegen 1500 Pfund jährlich die Sache Englands zu unterstützen. Selbst der eifrigste Gegner Englands im Rath der Kaiserin, Woronzow, ließ Williams andeuten, er habe mit Englands Geld einen Palast angefangen zu bauen und könne ihn seit 4 bis 5 Jahren nicht fortsetzen; für eine gewisse Geldsumme würde er dankbar sein. Williams war hoffnungsselig. Die Russen nahmen sein Geld, thaten aber, was sie wollten. Nur mit Mühe ließ sich die Kaiserin bewegen, den Vertrag mit England zu unterschreiben, und that es nur unter der ausdrücklichen Bedingung, der Vertrag gelte nur dann, wenn der König von Preußen den König von England oder dessen Bundesgenossen angreife. Unter dem Bundesgenossen war nur Oestreich verstanden. Also Krieg für Oestreich gegen Preußen! Als die Nachricht vom Abschluß eines Bündnisses zwischen England und Preußen in Petersburg eintraf, erregte sie große Erbitterung: England habe kein Recht dazu; ja die Czarin ließ erklären, sie begehre kein Geld aus England, und bald darauf wurde in Petersburg der

Katharina.

*) Arneth l. c. 433.
**) Raumer, Beiträge II.
***) La cour de Russie 137.

Beschluß gefaßt: nachdem die dermalige Macht- und Vergrößerungsbegier des Königs von Preußen dem Staatsinteresse Rußlands und seiner künftigen Sicherheit widerstreite, so sei keine Gelegenheit zu versäumen, um ihn je eher desto besser auf seine frühere Landesgrenze zu beschränken. Dem österreichischen Gesandten Esterhazy*) wurde eröffnet, Rußland wolle noch im gegenwärtigen Jahr mit 80,000 Mann den Krieg gegen Preußen beginnen und die Waffen nicht eher niederlegen, als bis Maria Theresia Schlesien und Glatz wieder erobert habe. Dem mit Frankreich abzuschließenden Neutralitäts- und Offensivvertrag werde Rußland bereitwillig beitreten. Kaunitz hatte jetzt die Pflicht, die russische Hitze zu mäßigen, sie konnte ihm seinen Plan hinsichtlich Frankreichs verderben und dort einen Umschlag der Stimmung hervorrufen, ehe er durch einen Vertrag Frankreich gebunden hatte. Kriegslust.

Hier kam am 1. Mai 1756 der berühmte Vertrag zu Stande, welcher von Versailles den Namen hat, obschon er im Schlosse Jouy abgeschlossen wurde. Derselbe ist zunächst ein Neutralitätsvertrag: die Kaiserin erklärt, daß sie keinen Antheil an dem Streit zwischen England und Frankreich nehme, und Frankreich verspricht, während dieses Krieges unter keinem Vorwande die Niederlande oder irgend ein anderes Besitzthum der Kaiserin-Königin anzugreifen. — Diesem schloß sich ein Vertheidigungsbündniß an, worin zunächst der westfälische und alle bisherigen Friedens- und Freundschaftsverträge bestätigt wurden, dann die beiden Monarchen sich die gegenseitige Vertheidigung ihrer in Europa gelegenen Staaten versprachen, und zu diesem Ende sich, im Falle eines Angriffs, zur Stellung eines Hilfscorps von 24,000 Mann verpflichteten, wovon $^3/_4$ in Fußvolk, $^1/_4$ in Reiterei bestehen solle, doch sei der gegenwärtige Krieg zwischen Frankreich und England ausgenommen. Im Falle der angegriffene Theil Geldhilfe vorziehe, so seien statt 1000 Mann Fußvolk 8000, statt 1000 Reitern 24,000 Gulden monatlich zu bezahlen. — Nun folgte ein dritter Vertrag mit fünf geheimen Artikeln**): 1. wenn im gegenwärtigen Krieg französische Besitzungen in Europa von einer andern Macht als England angegriffen werden, so ist Oestreich zur Hilfe bereit; das Gleiche verspricht Frankreich, wenn in Folge des gegenwärtigen französisch-englischen Krieges irgend eine Macht die Lande der Kaiserin-Königin angreift. 2. Einladungen, dem Defensivvertrag beizutreten, sollen ergehen an den römischen Kaiser als Großherzog von Toscana, an den König von Spanien, den König beider Sicilien, den Infanten Don Philipp, Herzog von Parma, Piacenza Guastalla, und an andere Fürsten, über welche man später übereinkommen wird. 3. Beide Mächte werden durch einen besondern Vertrag zur Beseitigung jedes Streites alles das untereinander beilegen, was etwa noch nicht durch den Aachener Frieden geschlichtet ist. 4. Während des gegenwärtigen Krieges werden beide Mächte keinen Vertrag mit einer andern Macht schließen oder erneuern, Vertrag von Versailles.

---

*) Vgl. die Mittheilungen aus seinem Bericht bei Arneth S. 435.

**) Im Original bei Schäfer, G. d. siebenj. K. S. 584—86. Articles sécrets du traité d'union entre S. M. l'Impératrice, Reine d'Hongrie et de Bohême, et S. M. trèschretienne.

ohne einander vorher vollständig davon Mittheilung zu machen. 5. Diese Artikel sollen gleichzeitig mit der Neutralitätsacte und dem Defensivvertrag ratificirt werden.

Dieß ist der berühmte Vertrag von Versailles. Da unter den von neuem *Bedeutung.* bestätigten Verträgen auch der über die pragmatische Sanction ist, und da Schlesien nach der pragmatischen Sanction zu Oestreich gehörte, so scheint es, daß Frankreich im Vertrag die Verbindlichkeit übernahm, für Rückerstattung dieser entrissenen Provinz zu wirken. Maria Theresia soll ausgerufen haben: „Noch nie habe ich während meiner Regierung einen Vertrag mit so freudigem Herzen unterzeichnet wie diesen!" Ludwig XV. zeigte sich in der ganzen Verhandlung sehr eifrig, die Pompadour, welche ihn in einer der Verbindung günstigen Stimmung zu erhalten suchte, sah das Gelingen des Vertrages als ihr Werk an. Gerüchte von Verhandlungen kamen nach London. Keith, der englische Gesandte in Wien, begehrte *Antrag Englands.* Aufklärung und endlich eine Audienz bei der Kaiserin. „Nicht ich, sagte diese auf den Ausdruck seines Befremdens, habe das alte System verlassen, sondern Großbritannien verließ mich und zugleich das System, indem es den Bund einging mit Preußen. Bei der ersten Nachricht hievon war ich wie vom Schlag gerührt. Ich und der König von Preußen sind einmal ganz unvereinbar und keine Rücksicht der Welt kann mich je bewegen, in irgend ein Vertragsverhältniß zu treten, an welchem er Theil nimmt. — Ich bin weit von französischer Gesinnung entfernt und ich läugne nicht, daß der Hof von Versailles mein bitterster Feind war. Aber ich kann auch nicht verhehlen, daß die Abtretungen, zu denen mich England bei den Friedensschlüssen zu Dresden und Aachen gezwungen, mich völlig machtlos gemacht haben." — „„Wollen Sie, die Kaiserin und Erzherzogin, sich so weit *Wendung der Politik.* erniedrigen, sich selbst in Frankreichs Arme zu werfen?"" — „Nicht in Frankreichs Arme will ich mich werfen, sondern nur ihm mich zur Seite stellen!" — Der Bruch mit England war entschieden*). — „Wir haben den Rubicon überschritten, schrieb damals Kaunitz, das Uebrige muß die Vorsehung thun**)." — Kaunitz hielt England und Preußen gegenüber jetzt an der Neutralität fest und suchte Rußlands Hitze, das schon 1756 losschlagen wollte, zu mäßigen. Er hoffte Frankreich auf der neuen Bahn noch weiter zu führen, ein allzufrüher Angriff hätte es scheu gemacht. Wenn Friedrich selber angriff, dann mußten die Gegner des französisch-östreichischen Bundes in Frankreich verstummen.

Kaunitz. In einer Denkschrift***) hat Kaunitz die Gesichtspuncte der östreichischen Politik auseinandergesetzt: Der König von Preußen, mit Frankreich verbündet und von England gesucht, sah das Haus Oestreich sich selbst überlassen und erwartete nur den Augenblick, in welchem es mit Frankreich oder der Pforte in Streit gerathen würde, um es zu vernichten. Frankreich, in der alten Bahn fortwandelnd, arbeitete systemmäßig an der Schwächung Oestreichs, dessen Bund mit den Seemächten ihm immer ein Grund der Eifersucht war. England, einzig und allein mit seinen inneren Angelegenheiten beschäftigt, hielt das Bündniß mit Oestreich nur zu dem Zwecke aufrecht, sich desselben als eines Werkzeuges zu bedienen, das man nur schärft, wenn man dessen bedarf. Oestreich und Preußen gedachte es gegen Frankreich zu verwenden, daher die steten Rücksichten für Preußen und die Opfer,

---

*) So der Bericht Keiths, den schon Coxe benutzte, XV. 69.

**) Schreiben an Karl von Lothringen, mitgetheilt im Bullet. de l'Acad. de Bruxelles v. Gachard XVII. 1. 313—97.

***) Mitgetheilt bei Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg. S. 497—501.

welche es zu seinen Gunsten von Oestreich verlangte. Holland, von der Schuldenlast erdrückt, dachte nur durch Niederhaltung des Handels in Belgien und durch den Barrierevertrag Vortheil zu ziehen und suchte den Bund bloß, um die ganze Last desselben auf die Schultern Oestreichs zu wälzen. In Italien war die Ruhe durch die Pläne der Bourbonen bedroht und Sardinien, auf Oestreichs Kosten emporgewachsen, harrte nur der günstigen Gelegenheit, um ihm den Rest seiner Besitzungen zu entreißen. Dänemark und Schweden waren durch Hilfsgelder an Frankreich gekettet. Nur Rußland wurde durch unwandelbare Interessen an Oestreich gebunden, aber es bedurfte Hilfsgelder, um handeln zu können. Und mit solchen Verbündeten sollte sich Oestreich gegen Preußen, Frankreich und die Pforte vertheidigen — ein einziger konnte all' seine Streitkräfte beschäftigen; wenn zwei es angriffen, konnte keiner seiner Verbündeten es vom Untergang erretten. So war unsere Lage, als der Krieg in Amerika ausbrach. Man war nicht abgeneigt, England zu helfen, verlangte aber Sicherung des eigenen Bestandes. England antwortete nicht, Oestreich schien ihm gleichgiltig und durch Preußen ersetzbar zu sein. Die Niederlande waren jedenfalls für uns verloren. In solchem Falle blieb uns nur Ein Mittel übrig, Frankreich für unsere Erhaltung zu interessiren. —

Die Beziehungen zu Frankreich wurden mit jedem Tage inniger. Ludwig wünschte den Bund unabänderlich zu machen und alle Hindernisse zu beseitigen, welche seine Dauer gefährden könnten. Kaunitz schrieb der Pompadour: „Nur Ihrem Eifer, nur Ihrer Weisheit verdankt man Alles, was bisher zwischen den beiden Höfen geschah" — woraus die Sage von Briefen der Kaiserin an die Pompadour entstanden ist. Auch Friedrich hatte seinem Gesandten, dem geschickten Knyphausen, den Auftrag gegeben, die Pompadour durch Schmeicheleien zu gewinnen und ihr politische Geheimnisse zu entlocken, sie blieb jedoch auf der Seite Oestreichs. Ludwig XV. zeigte sich geneigt, zur Schwächung Preußens beizutragen, nur zu werkthätiger Theilnahme an einem Angriffskrieg gegen dasselbe wollte er sich nicht herbeilassen. Dieß war zu sehr gegen die bisherige Politik und den Geist der Nation, welche in Oestreich bisher den Feind Frankreichs sah. Dafür erklärte sich Ludwig bereit, während der ganzen Dauer des Krieges England so zu beschäftigen, daß dieses an Preußen keine Hilfstruppen senden könne, ferner 25—30,000 gemiethete Truppen im deutschen Reiche zu erhalten, deren sich Oestreich nach Gutdünken bedienen könne. Die Kaiserin dagegen sollte sich verpflichten, für Abtretung von Parma, Piacenza, Guastalla dem Infanten Don Philipp die ganzen Niederlande mit Ausnahme eines Theiles zu überlassen, der künftighin an Frankreich kommen solle. Dafür wolle Frankreich während des Krieges jährlich 12.000,000 Gulden an die Kaiserin zahlen. Bei der Abtretung der Niederlande war vorausgesetzt, daß Maria Theresia schon wieder im Besitze Schlesiens sei. — (Oestreich und Frankreich.)

Während dieser Verhandlung kam Friedrich, trotz der Versicherung Englands von den guten Beziehungen zu Rußland, zur Einsicht, daß Schicksalsfäden gegen ihn gesponnen würden. Aus den Mittheilungen des bestochenen östreichischen Secretärs bei der Gesandtschaft in Berlin, W e i n g a r t e n, entnahm er, daß Rußland und Oestreich übereingekommen seien, im nächsten Frühjahr gegen ihn loszuschlagen. Im höchsten Vertrauen, von sehr guter Hand — es soll der Thronfolger Peter gewesen sein*) — kamen ihm ähnlich lautende Nachrichten aus Petersburg zu. — So weit war es noch nicht, aber der Argwohn ließ ihn mehr annehmen, als (Argwohn Friedrich's II. Weingarten.)

*) So behauptete schon F i s c h e r, Geschichte Friedrichs II. H a l l e 1787 S. 391; und jetzt S c h ä f e r l. c. I. 187.

vorhanden war. Rußland und Oestreich unterhandelten noch immer auf Grundlage des Vertrags von 1746. Oestreich konnte nur wünschen, daß Friedrich den Friedensstörer mache, dann war Rußland vertragsmäßig zur Theilnahme am Krieg gebunden und Frankreich wurde dazu fortgerissen. Der preußische Gesandte in Dresden hatte den Cabinetssecretär Menzel bestochen, daß er ihm Nachrichten, welche aus Petersburg und Wien kamen, mittheile. Von Wien aus wurde schon 1754 der sächsische Hof vor dieser Verrätherei gewarnt. Menzel hat, wie sich später herausstellte, ächte und unächte Nachrichten mitgetheilt, so daß nicht ohne allen Grund die Vermuthung ausgesprochen werden konnte, er sei ein Doppelspion gewesen, habe Friedrich und dessen Feinden zu gleicher Zeit Dienste geleistet und der Schlaue sei in seinen eigenen Stricken durch einen noch Schlaueren gefangen worden*).

Menzel.

Entschluß zum Krieg.

Friedrich entschloß sich rasch zum Kriege, lieber zuvorkommen war immer sein Grundsatz**); warten hieße den Feinden Zeit geben, ihre Rüstungen zu vollenden, so daß es dann von ihnen abhinge, welche Unternehmungen sie zu wagen für gut finden würden. Die Russen konnten vor dem nächsten Frühjahr nicht auf dem Kriegsschauplatz eintreffen und es war immerhin möglich, daß der König die Oestreicher schlug. Sachsen kam bei seinem Entschluß namentlich in Betracht: „Der Kurfürst war einer der eifrigsten Anhänger der Kaiserin-Königin; die sächsische Armee war allerdings schwach, 18,000 Mann, konnte aber während des Winters auf die Zahl von 40,000 Mann gebracht werden. Verschob der König also den Krieg, so gab er diesem Nachbar Zeit, sich furchtbar zu machen. — Ueberdieß erleichterte man den Feinden durch Unthätigkeit das Mittel, mit vereinten Kräften auf die Staaten des Königs zu fallen und sie zum Schauplatz des Krieges zu machen" ***). Friedrich II. gedachte den Kurfürsten zum engsten Anschluß an ihn zu zwingen und zu den höchsten Anstrengungen zu nöthigen, oder aber sein Heer schnell zu zerschmettern und Sachsen als erobertes Land zu behandeln, jedenfalls sollte ihm der Kurstaat die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes liefern. Aber der König wollte auch vor der Welt den Schein haben, als sei er zum Kriege genöthigt worden. Sein Gesandter in Wien mußte anfragen, ob etwa die Ansammlung von Truppen in Böhmen und Mähren die Bekriegung Preußens bezwecke. Kaunitz entgegnete, die militärischen Vorkehrungen könnten den König umsoweniger befremden, als er selbst mit solchen den Anfang gemacht habe. — Klinggräff begehrte, mit dieser Antwort nicht zufrieden, Audienz bei der Kaiserin und erhielt bei dieser am 25. Juli die Antwort: „Die bedenklichen Umstände der Weltangelegenheiten ließen mir die Maßregeln, welche ich ergriff, als nöthig erscheinen für meine Sicherheit und die Vertheidigung meiner Verbündeten; übrigens bezwecken sie Niemanden zu schaden." — Friedrich fand diese Antwort unbestimmt und zweideutig; er beruft†) sich auf das Schreiben des sächsischen Gesandten Flemming aus Wien nach Dresden: „Graf Kaunitz hat den Vorsatz, durch seine Antworten den König in Unruhe zu setzen und ihn dahin zu bringen, daß er die ersten Feindseligkeiten begehe."

Sachsen.

Maria Theresia.

Der englische Gesandte Mitchel warnte Friedrich II. vor einem übereilten Schritte; dieser entgegnete, er lasse sich keine Nasenstüber bieten. „Diese Dame will Krieg, sagte er auf das Bild Maria Theresias deutend, und sie soll ihn

*) Gfrörer, G. d. 18. Jhr. III. 708.
**) Melius praevenire quam praeveniri.
***) Guerre de sept ans. Chap. 3, gegen Ende.
†) Guerre de sept ans. Chap. 3.

bald haben. Ich kann Nichts dagegen thun, als meinen Feinden zuvorkommen", — gegen Ende August werde die Armee losschlagen. Dennoch mußte Klinggräff noch einmal bei Maria Theresia anfragen: sie habe einen Bund mit Rußland geschlossen, den König anzugreifen; da er nun von Truppenbewegungen in Böhmen und Mähren höre, so verlange er eine entschiedene Erklärung, ob man im Krieg sei oder im Frieden, und nicht eine Antwort im Orakelstile; er nehme den Himmel zum Zeugen, daß er an dem Unglück, das aus den gefährlichen Plänen gegen ihn hervorgehe, unschuldig sei. — Inhalt und Form, ward schriftlich geantwortet, sei für die Kaiserin verletzend. Ihrer Erklärung habe es nicht an Deutlichkeit gemangelt; sie sei ohne Zweifel berechtigt, die obwaltenden Zeitverhältnisse und die ihr drohenden Gefahren selbst zu beurtheilen. Ein Vertrag mit Rußland, wie der vom König bezeichnete, bestehe nicht und habe auch früher nicht bestanden. — In der That, ein solcher Vertrag bestand nicht, wohl aber die Absicht, dem König Schlesien zu entreißen, wenn er wieder den Frieden breche. In einem Schreiben an Starhemberg spricht die Kaiserin*) am gleichen Tage den Sinn ihrer Antwort dahin aus: ein Angriff Friedrichs beuge ihr den Muth nicht, zumal sie überzeugt sei, daß es doch früher oder später zu einem Krieg mit Preußen kommen werde, und sie gegen den Friedensstörer der Hilfe Rußlands und Frankreichs sicher sein dürfe. Die Wiedereroberung Schlesiens, die Schwächung des gefährlichsten Feindes, die Sicherung des Friedens wiege den Verlust einer Schlacht oder die zeitweilige Besetzung Böhmens wohl auf.

Friedrich II. fällt in Sachsen ein. Die Schlacht bei Lobositz.

Am 25. August erhielt Friedrich II. die Antwort aus Wien, am 26. gab er Marschbefehl. Von seinen Brüdern hatte er keinen zu Rath gezogen, sie mißbilligten das Unternehmen. Seine Vertrauten waren Retzow, Schwerin und Winterfeld. „Ich bin fest entschlossen, sagte der König, mit den Waffen in der Hand den Anschlag der gegen mich verschworenen Feinde zu vereiteln, alle Vorkehrungen sind getroffen und nur das steht noch in Frage, wie der Krieg am vortheilhaftesten zu führen sei." Schwerin war bedenklich. Retzow meinte, wenn der König die Axt erhebe, so werde der Wiener Hof die Sturmglocke läuten und ganz Europa unter die Waffen rufen und Preußen müsse dann bei aller Tapferkeit doch erliegen. Nur Winterfeld war eifrig: gerade deßhalb, weil die Zahl der Feinde groß, die Russen noch fern, die Oestreicher noch nicht vollständig gerüstet seien, müsse man den Krieg in des Feindes Land spielen. Ein schöner stattlicher Mann voll Feuer und Leben, eifersüchtig auf die Gunst Friedrichs erpicht, wußte Niemand die Gedanken des Königs besser zu errathen und ihnen zu schmeicheln als Winterfeld. Darum wurde er auch schnell befördert und war, obschon erst 47 Jahre alt, schon Generallieutenant. Kundigere hielten ihn für den Urheber des Krieges und haßten ihn gründlich. Warnery bemerkt über ihn**): „Winterfeld war ein Freund der Schmeichelei, mißtrauisch machte er den Einen gegen den Andern in der Armee und führte eine vorher unbekannte kriechende Miene ein, die sehr nach Sclaverei schmeckte. — Er hatte große Entwürfe in seinem Kopfe und zog in seines Herrn Dienst so viele ungarische Officiere, als er nur konnte, obgleich der größte Theil Nichts taugte. Da er nun unsere Armee für unüberwindlich hielt,

Kriegsrath.

Winterfeld.

*) Ausführlich mitgetheilt bei Arneth l. c. S. 485.
**) Campagnes de Frédéric 212. Preuß, Friedrich d. Gr. II. 78.

so dachte er an Nichts weniger, als eine Abtheilung nach Ungarn ziehen zu lassen und daselbst die Mißvergnügten und Protestanten aufzuwiegeln, um sich der östreichischen Botmäßigkeit zu entziehen; alsdann glaubte er, daß in wenigstens zwei Jahren die deutsche Regierungsform verändert und Friedrich Kaiser sein sollte." — Schwerin gab seine Einsprache gegen den Feldzug erst auf, als Friedrich die Menzel'schen Papiere vorwies; da rief er aus: „Da es doch zum Kriege kommen soll, so laßt uns lieber heute noch aufbrechen, „das kornreiche Sachsen nehmen und von dort aus in Böhmen einrücken."

Sachsen parteilos. Friedrich meinte, Sachsen sei ein Theilnehmer an dem großen Bunde gegen ihn, und war in dieser Hinsicht in einer großen Täuschung befangen. Maria Theresia hat 1750—56 kein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen geschlossen*); — es war überhaupt ihre Art nicht, Reichsfürsten durch Unterhandlungen im Wahn zu bestärken, sie seien selbständige politische Mächte. Der sächsische Gesandte meldete aus Paris, am 1. Mai sei zwischen Ludwig XV. und Maria Theresia ein Vertrag unterzeichnet worden, durch den man den Frieden in Europa gesichert zu haben glaube, die Freude darüber sei groß in Frankreich. Bald darauf, als die Aussichten minder schön wurden, fragte er, ob es nicht angemessen erscheine, das bestehende gute Einvernehmen mit dem Wiener Hof zu benützen, um durch dessen Vermittlung eine Annäherung Sachsens an Frankreich zu bewirken; er erhält in Paris vom Minister die Andeutung, daß, wenn der Wiener Hof in Paris den Wunsch ausdrücken würde, Sachsen zum Verbündeten zu haben, der französische Hof geneigt sei Hilfsgelder zu zahlen — und bekommt zur Antwort: „wir wollen jeden Verdacht einer Parteinahme vermeiden. Das Glück unserer Lage besteht darin, daß wir vermieden haben, uns hier oder dort in enge Verbindungen einzulassen, die uns hätten geniren und in der Folge gar vielleicht zu gefährlichen Vorschritten verleiten können." — Hier tritt die vollkommene Unschuld, aber auch Brühls Unfähigkeit. politische Unfähigkeit des Ministers zu Tag, der in ernster Zeit es mit Niemand verderben will und wie der Strauß den Kopf in's Gebüsch steckt, um die Gefahren nicht zu sehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn Sachsen sich mit Frankreich verbunden, Friedrich es nicht gewagt hätte, das Land zu überziehen, denn in der Rechtfertigung seines Verhaltens bemerkt er ausdrücklich: „Frankreich hatte keinen Vertrag mit dem König von Polen, durchaus keine Verbindung, welche es verpflichtete, ihm zu Hilfe zu eilen." — Er griff also Sachsen an, weil er es als gegen ihn mit Rußland und Oestreich zum Angriff verbündet ansah, was aber durchaus irrig war, und weil ein Angriff ihm Vortheil brachte. So sagt er selber in seiner Vertheidigung**): „Hätte ich die Königin von Ungarn in Schlesien Absicht Friedrich's. angreifen wollen, so lag die Unmöglichkeit vor, ihr großen Schaden zu thun, auch würde ich dem König von Polen, meinem gefährlichsten Nachbar, die Zeit gegeben haben, mit Hilfsgeldern eine Armee von 40,000 Mann aufzustellen. Uebrigens, wenn es möglich war, einen Erfolg zu haben, so war es von der sächsischen Grenze aus, wo die Elbe und die Verbindung mit den Marken mir das Mittel bot, meine Armee zu erhalten. Dies waren in Wahrheit die Ursachen, welche mich veranlaßten, diesen Plan allen anderen vorzuziehen. Wie konnte ich voraussehen, daß Frankreich 150,000 Mann in's Reich senden würde; wie voraussehen, daß sich das Reich gegen mich erklären, daß Schweden an dem Kriege Theil nehmen, daß Frankreich an Rußland Hilfsgelder zahlen, daß die Engländer

*) Das Verdienst, die Unschuld Sachsens in dieser Hinsicht unwiderleglich nachgewiesen zu haben, gebührt dem Verfasser der „Geheimnisse des sächsischen Cabinetes." 1745—56. Stuttg. 1866. 2 Bände.

**) Apologie de ma conduite politique. p. 279.

Hannover preisgeben, daß die Holländer ruhig durch die Franzosen und Oestreicher sich einschließen lassen, daß die Dänen den Russen und Schweden vorzugehen gestatten, mit einem Worte, daß mich die Engländer verlassen würden!" — Mit andern Worten, wenn der König die Gefahren, die er als bestehend voraussetzte, die er aber durch sein Wagniß erst erweckte, vorausgesehen hätte, so würde er die Sache zweimal überlegt haben. Der Geist der Eroberung ließ ihn die Sachlage mißkennen *).

August III. war Alles eher als ein gefährlicher Feind. Die Sorglosigkeit, Unfähigkeit und Verschwendung seines Ministers Brühl war eine unerhörte. Die Rüstungen Preußens schienen patriotischen Sachsen schon im Juni gefahrdrohend, daß sie zur Gegenrüstung aufforderten. Die Halbbrüder des Königs sagten ihm die Entwaffnung der Armee und die schmachvolle Erniedrigung voraus: es sei ruhmvoller, eine Armee durch das Schwert als durch Waffenstreckung zu verlieren. Müsse man auch fallen, so sei es doch noch ein Trost, dem Feinde Abbruch gethan und für das allgemeine Beste gelitten zu haben. — Vergebens! Erst am 19. August erhielten die Befehlshaber versiegelt die Weisung, ihre Truppen nach Dresden zu führen, wenn die Preußen die Grenze überschreiten würden. Die für die Mobilisirung nöthige und so bescheidene Summe von 4000 Thalern fand sich nicht in der Kriegskasse. Der sächsische Gesandte entschuldigte seinen Hof in Berlin wegen Zusammenziehung der Truppen bei Pirna! — August III.

Wie war dagegen auf preußischer Seite Alles wohl erwogen, vorbereitet, aus Einem Guß und thatkräftig! Man kannte die Befangenheit des Feindes und rechnete auf seine Bethörung. Während Schwerin mit 20,000 Mann, welche er bei Glatz zusammengezogen hatte, über Nachod in Böhmen einbrach, zog das Hauptheer in drei Abtheilungen in Sachsen ein — die erste unter Ferdinand von Braunschweig über Halle, Leipzig, Dippoldswalde, die zweite unter dem König selber über Pretsch und Torgau auf Dresden los, die dritte brach unter Braunschweig-Bevern in die Lausitz ein. Böhmen war das Ziel, durch Sachsen ging der Weg. Podewils sagte dem sächsischen Gesandten in Berlin 28. August: der Wiener Hof zwinge den König nach Böhmen zu marschiren, den Weg müsse er durch Sachsen nehmen, die Truppen würden übrigens Mannszucht und Ordnung bei diesem Durchzug, der nur ein transitus innoxius sei, bewähren. Damit stimmte aber nicht, daß beim Einmarsch in Leipzig die Stadtsoldaten entwaffnet, das Zeughaus geplündert und die kurfürstliche Kasse mit Beschlag belegt wurde, daß in Stolpen der Befehlshaber verwundet und gefangen genommen wurde**). Von Pretsch erließ Friedrich ein Schreiben***) an August III., worin er sein Vorgehen mit Einmarsch. Transitus innoxius.

*) Ganz richtig bemerkt der Verfasser der Geheimnisse des sächsischen Cabinets: „Wäre ein jeder Fürst berechtigt einen Krieg anzufangen, bloß um feindseligen Absichten anderer Mächte zuvorzukommen, so wäre ja ein Friedenszustand überhaupt nicht denkbar. — Vom Standpunkt der politischen Klugheit allein würde Friedrich II., vorausgesetzt daß er keine Eroberungspläne gehabt, seines Losbruchs im Jahr 1756 wegen ebenso zu verdammen sein wie vom Standpunkt der politischen Moral. Denn wie das Bündniß von Westminster das von Versailles zu Stande gebracht hatte, so hat erst die preußische Schilderhebung diejenige europäische Coalition geschaffen, welcher Friedrich zuvorkommen wollte. Er hat also gerade das wirklich in das Leben gerufen, was er verhindern, die Gefahr muthwillig heraufbeschworen, welcher er vorbeugen wollte. Und wenn der König von Preußen, nachdem er sich und den von ihm beherrschten Staat mehr als einmal an den Rand des Abgrunds gebracht hatte, dennoch schließlich durch den Tod der Kaiserin Elisabeth seinen ursprünglichen Einsatz zurückgewonnen hat, so hat er dieß nicht seiner Schilderhebung 1756, sondern den russischen Verhältnissen zu danken" l. c. I. 336.

**) Gretschel, Geschichte des sächs. Volkes und Staates III. 96.

***) Im Original B. I. S. 408 der Geheimnisse des sächs. Cabinets.

Erklärung Friedrichs II. dem Bunde Oestreichs mit Rußland entschuldigte. Wenn die Kaiserin jetzt die nöthige Sicherheit gewähre, so werde er wieder Alles auf den Friedensfuß setzen. Nicht Ländersucht leite seine Schritte, nicht Ehrgeiz, sondern die Nothwendigkeit, sein Volk zu schützen und jenen Entwürfen zuvorzukommen, die mit jedem Tage gefährlicher würden, wenn nicht das Schwert den gordischen Knoten zerhaue. „Das ist die Erklärung, die ich Euer Majestät zu geben vermag. Ich werde Ihre Staaten schonen, sobald es meine Lage gestattet. Ich werde auf Sie und Ihre Familie alle Rücksicht nehmen, die man einem großen Fürsten (pour un grand prince) schuldig ist, welchen ich schätze und welchen ich nur deßhalb beklage, weil er allzusehr den Rathschlägen eines Menschen sich hingibt, dessen böse Gesinnungen ich nur zu genau kenne und dessen schwarze Anschläge ich durch schriftliche Zeugnisse darthun könnte *). Während meines ganzen Lebens habe ich mich stets zu den Grundsätzen der Ehre und der Rechtschaffenheit bekannt und mit Berufung auf diesen Charakter, auf den ich weit mehr Werth lege, als auf den Titel eines Königs, den ich nur durch den Zufall der Geburt besitze, versichere ich E. M., daß, wenn auch auf mein Verfahren, namentlich anfangs, ein mir ungünstiger Schein fallen mag, E. M. dennoch, selbst im Falle, daß es nicht zu einer gegenseitigen Verständigung käme, in meinen Maßregeln mehr Rücksicht auf Ihr und Ihrer Familie Wohl wahrnehmen werden, als gewisse Personen Ihnen eingestehen wollen, die zu tief unter mir stehen, daß ich sie bei Namen nennen sollte." Friedrich wollte also August III. gewinnen durch Aussicht auf Theilung der Beute, dann einen Wechsel der Politik durch Entfernung Brühls erzielen und damit Anschluß Sachsens an Preußen zum Kampf gegen Oestreich.

Zu einer Verständigung kam es nicht. Die Minister riethen dem Kurfürsten, mit seinen zwei ältesten Söhnen ins Lager nach Pirna zu gehen, um von da den Weg über Böhmen nach Polen einzuschlagen. Zum einzig richtigen Entschluß, mit der Armee, ehe die Preußen sie einschlossen, nach Böhmen zur Vereinigung mit den Oestreichern aufzubrechen, erhob sich August III. nicht! Er berief sich in der Antwort an Friedrich darauf, daß die Streitigkeiten zwischen Preußen und Oesterreich ja Sachsen gar nicht berührten; es sei eine eigene Art friedlichen Durchzugs, wenn man Kassen mit Beschlag lege, Officiere gefangen nehme. Der König möge ihm Näheres über die schwarzen Pläne mittheilen, vor denen er ihn warne. Auch eine Sendung Winterfelds nach Struppen zu August konnte diesen nicht für den Anschluß an Preußen gewinnen, er beharrte bei der Neutralität und Friedrich bei der Nothwendigkeit, seine Soldaten könnten nicht über Sachsen hinaus nach Böhmen fliegen. — Am 9. September kam Friedrich nach Dresden, am 10. ließ der neuernannte Commandant der Stadt, Wylich, das Archiv im Schlosse, dessen wichtigste Urkunden man zu retten versäumt hatte, gewaltsam eröffnen, obschon die Kurfürstin mit ihrem Körper die Schranke zu decken versuchte, und 40 Bündel Acten nach Berlin schaffen. Friedrich suchte diese Maßregel zu rechtfertigen **). „Indeß ließen die Sachsen ganz Europa von ihrem Geschrei erschallen; sie verbreiteten über den Einmarsch der Preußen die beleidigendsten Gerüchte; es war nothwendig, das Publicum wegen all' dieser Verläumdungen aus dem Irrthum zu bringen; denn wenn dieselben nicht widerlegt wurden, so erhielten sie zuletzt Glauben und erfüllten Europa mit Vorurtheilen gegen das Betragen des Königs. Seit langer Zeit besaß derselbe die Abschriften von den Verträgen des Königs von Polen und von den Berichten

(Antwort Augusts III. — Das Archiv.)

*) Qu'il se livre trop aux conseils d'un homme, dont les mauvaises intentions Me sont trop connues et dont je pourrais prouver les noirs complots papier sur table.

**) Guerre de sept ans. Chap. 4. Anfang.

seiner Gesandten an den auswärtigen Höfen. So vollkommen auch diese Schriften die Unternehmungen der Preußen rechtfertigten, so konnte man doch keinen Gebrauch davon machen, denn die Sachsen hätten sie für unterschoben erklärt, daher war es nothwendig, sich die Urkunden selber zu verschaffen. Ein Auszug daraus wurde von Herzberg zu einer Staatsschrift: Gründliche Nachricht von den gefährlichen Absichten der Höfe zu Wien und zu Dresden verwendet." Brühl bemerkt jedoch mit Recht: er hat keinen Beweis dafür finden können, daß wir einem Bündniß gegen ihn beigetreten sind *)!

Weder die Sachsen noch die Oestreicher waren zum Kampfe bereit, Friedrich hatte in der That beide überrascht. Browne stand mit einem Heere von 20.000 Mann im Norden Böhmens, hatte aber seine Artillerie noch nicht beisammen, auch konnte er sich nicht von seinen in Kollin befindlichen Magazinen entfernen; er rieth darum den Sachsen, zu ihm nach Böhmen durchzubrechen, ehe sie von den Preußen vollständig eingeschlossen wären und ihre Lebensmittel, die schon knapp zu werden begannen, vollständig aufgezehrt hätten. Es mangelte bei der Brühlschen Finanzwirthschaft in der That schon den Sachsen im Lager an Lebensmitteln, es gebrach der Königin, die in Dresden zurückgeblieben war, an Allem, so daß sie Mangel litt und zum Ausrufe kam, sie glaube, das Brod, das sie esse, das Hemd, das sie auf dem Leibe trage, sei nicht bezahlt. Browne sandte Geld, so viel er entbehren konnte. Maria Theresia schickte 150.000 Gulden. Browne wünschte, daß die Sachsen sich im Lager nur so lange behaupteten, bis er seine Armee beisammen habe, dann wolle er zum Entsatz herbeieilen. Bei der Armee in Pirna war die Gesinnung gut, der Muth, Alles zu wagen und zu dulden, groß. Es fehlte nur an August und Brühl. Jener war nicht dazu angethan, in einer solchen Lage Begeisterung zu erwecken, und dieser sperrte seinen Fürsten von aller Berührung mit den höheren Officieren ab, in Furcht, er möge die Wahrheit hören und seinen erbärmlichen Minister davon jagen. Vom 3. September bis 12. October war August III. im Lager, aber er verließ fast nie sein Zimmer im Herrenhause zu Struppen; ein einziges Mal stieg er zu Pferd, um nach Königstein zu reiten; er redete mit Niemanden, selbst nicht mit seinem Feldmarschall; Brühl verhinderte es, daß er ein Wort über Politik oder über den Zustand des Heeres mit ihm wechselte. Auch die Söhne des Königs — der eine im 23., der andere im 26. Lebensjahr — waren von der Armee ferngehalten und mußten jedes Mal das Zimmer verlassen, wenn Brühl zum Vortrag kam. Dabei war der König sehr niedergeschlagen, magerte sichtlich ab. Es fehlte das Feuer der Seele bei ihm. So kam denn, was kommen mußte.

Browne.

August III.

Die Preußen umschlossen die Sachsen immer mehr. Ein Kriegsrath verneinte am 10. September die Frage, ob noch ein Rückzug nach Böhmen möglich sei, es bleibe der Armee Nichts übrig, als im Lager das Aeußerste abzuwarten. Wenn der König entschlossen gewesen wäre, hätte er noch immer die Umschließung durchbrechen und die Armee nach Böhmen retten können. Uebrigens scheint Viele die Ansicht geleitet zu haben, die Stellung der Sachsen sei so fest, daß die Preußen sie nicht bewältigen könnten; ihr muthiger Widerstand werde jedenfalls die öffentliche Meinung Europas zu Gunsten ihres mißhandelten Landes gewinnen; indeß habe Browne Zeit, seine Armee zu sammeln und zum Entsatze herbeizueilen **).

Die Sachsen in Pirna.

*) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. II. S. 2.
**) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Bd. II. 5. Studie.

Unterhandlungen. Deßhalb begannen neue Unterhandlungen. Ein Graf Bellegarde ward zu Friedrich entsendet. Dieser meinte, die sächsische Armee wolle sich schon ergeben. „Das sächsische Lager umschließt keine Schurken", entgegnete Bellegarde. Dagegen bot August gegen Zusicherung vollständiger Neutralität an, den Durchmarsch preußischer Truppen in keinerlei Weise zu hindern; wolle Friedrich II. diesem Versprechen nicht Glauben schenken, so sei er bereit, den Preußen während der ganzen Dauer des Krieges Wittenberg, Torgau, ja sogar Pirna einzuräumen und überdies für die Sicherheit des preußischen Heeres Geißeln zu stellen, dagegen müsse er darauf bestehen, daß seine Regimenter in die Quartiere, welche sie vorher innegehabt, mit Ausnahme der drei genannten Orte zurückkehren. Das war viel, aber nicht genug für Friedrich II., er wollte die Macht Sachsens ganz auf seiner Seite haben. Die Pflicht gegen den Staat, an dessen Spitze er stehe, zwinge ihn, Nichts in seinen Städten zu lassen, was ihm hinderlich sein könne. Als August entgegnete, der König von Preußen scheine seine Sicherheit in der Vernichtung der sächsischen Armee zu suchen, schrieb Friedrich II. zurück: „Ihr Loos muß sich unwiderruflich mit dem meinigen verbinden; ich versichere Sie bei Allem, was heilig ist, wenn das Schicksal mich im gegenwärtigen Kriege begünstigt, soll Eure Majestät keine Ursache haben, mit mir unzufrieden zu sein; trifft mich aber ein Unglück, so soll Sachsen dasselbe Loos theilen wie Preußen und meine übrigen Staaten" *). Winterfeld kam im Namen des Preußenkönigs zu August III. Die Verhandlung fand unter vier Augen statt, ist aber längst kein Geheimniß mehr: Sachsen ward für Eintritt in das Bündniß gegen Oesterreich Theilung der Beute versprochen **). August lehnte ehrenhaft diesen Preis des Treubuches ab: „Wie soll ich meine Waffen gegen eine Fürstin kehren, die mir keinen Grund dazu gegeben hat." Arnim kam von Seite Augusts zu Friedrich, versprach Neutralität, ein Krieg Sachsens gegen Oestreich jedoch verstoße gegen das Rechtsgefühl seines Herrn; was müßte Friedrich II. selber von der Aufrichtigkeit Augusts III. denken, wenn dieser anders handelte. „Ja, mein lieber Herr, entgegnete der Preußenkönig, das ist Alles gut und schön, aber ohne die Vereinigung unserer Truppen sehe ich keine Garantie für die Zukunft. Der König von Polen braucht ja nur einen Vertrag mit mir abzuschließen, der unsere Interessen freundschaftlich vereinigt. Sachsen muß mein Loos theilen und dieselbe Gefahr laufen wie meine eigenen Staaten. Bin ich glücklich, so wird Ihr König reichlich entschädigt werden. Ich werde an seine Interessen wie an die meinigen denken und, was die Meinung der Welt anbetrifft, so werden wir den Vertrag mit einer Menge schöner Redensarten ausschmücken. Uebrigens ist die beste Entschuldigung die Nothwendigkeit, in welcher man sich befindet, nicht anders handeln zu können. — Ich kann die sächsischen Truppen nicht in meinem Rücken lassen, ohne einen großen Fehler zu begehen. — Ich muß diese Truppen haben, sonst gibt es keine Sicherheit. Ich spiele ein großes Spiel (je joue gros jeu). Die Waffen sind Wechselfällen ausgesetzt: eine Niederlage und ich werde Euch auf dem Halse haben. — Ich muß unbedingt Ihre Truppen haben, so oder so. Ich bin durchaus nicht pressirt. Ich kann hier wenigstens 24.000 Mann lassen, welche ich dem Grafen Browne gegenüber nicht brauche ***)." — Damit brachen die

*) Die Originale dieser Briefe abgedruckt in den Geheimnissen des sächsischen Cabinets. Bd. II. 6. Studie.

**) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. S. 87—88.

***) Der Wortlaut der Unterredung in den Geheimnissen des sächsischen Cabinets. II. S. 93—102.

Verhandlungen ab. Friedrich war unerbittlich und August III. wich auch Drohungen nicht.

Zunächst kam es 1. October in Böhmen zur Schlacht von Lobositz, einem kleinen Städtchen zwischen Theresienstadt und Aussig. Browne hatte 35.000 Mann zusammengebracht und rückte vor, um den umzingelten Sachsen Luft zu machen. Friedrich II. aber ließ 30.000 Mann vor dem Lager vor Pirna zurück und ging mit dem Reste seines Heeres den Oestreichern entgegen, die er unter dem Schütze eines dichten Nebels in der Frühe des 1. October angriff. Die Schlacht dauerte 7 Stunden, blieb aber unentschieden, jeder Theil schrieb sich den Sieg zu. Die Oestreicher verloren 2000 Mann, die Preußen 7000, beide Theile wichen zurück, Browne über die Eger, Friedrich II. nach Sachsen. Der rechte Flügel der Kaiserlichen war tactisch geschlagen, Browne war aber nicht strategisch geschlagen, da er alsbald wieder seinen Zug nach Sachsen fortsetzen konnte *). Lobositz.

Ein Mitkämpfender schreibt über die Schlacht: „Der König hatte die Nacht benützt, um die Höhen des Thales von Welmina mit den aus den sächsischen Zeughäusern entführten Geschützen zu besetzen; er errichtete daselbst mehrere Batterien schwerer Artillerie. Sein Fußvolk kam aus jenem Thal hervor und stellte sich gleichzeitig auf den Höhen zur Rechten und zur Linken in Schlachtordnung auf. Sie wurde durch 10 Cavallerieregimenter unterstützt. Diese Infanterie machte die größten Anstrengungen gegen unsern rechten Flügel. Um 7 Uhr Früh entspann sich das Gefecht. Die Kanonade des Feindes war entsetzlich, doch unsere Reiterei hielt sie mit bewundernswerther Ruhe aus. Da zeigte sich die feindliche Reiterei und entwickelte eine neue Art des Angriffs. Unsere guten alten Kürassiere, welche niemals Geometrie studirt hatten, stürzten sich geschlossen auf diese Schüler des Euklid, durchbrachen mit dichten Säbelhieben ihre Reihen und jagten sie von dannen. Die feindliche Reiterei sammelte sich unter dem Schutze ihrer Kanonen zu einem zweiten Angriff, wurde aber zum zweiten Male geworfen und so übel zugerichtet, daß sie sich schließlich hinter ihr Fußvolk zurückzog und nicht wieder erschien. Wo ist meine Cavallerie? fragte der König. Dort liegt sie, entgegnete ihr Anführer Kyaw, welcher vergebens einen zweiten Angriff widerrathen hatte. Der Feind suchte nun mehrmals unser Fußvolk zurückzudrängen, ward aber immer zurückgeschlagen. Wohl nie ist ein Gefecht mit größerer Ordnung, Lebhaftigkeit und Muth geführt worden. — Als aber der König endlich sah, daß er nirgends durchbrechen könne, verdoppelte er seine Anstrengungen gegen eine Höhe zu unserer Rechten, welche von Croaten und einiger Infanterie besetzt war. Es gelang ihm, durch glühende Kugeln die kleine Stadt Lobositz in Brand zu stecken und in Folge dieses Zufalls die Truppen, welche auf der gedachten Höhe standen, zwischen das Feuer des Angriffs und die Brunst von Lobositz zu bringen. Dadurch zwang er sie sich in die Ebene zurückzuziehen und ihm jene Stellung zu überlassen. Sie thaten es Schritt für Schritt und in bester Ordnung und das ist es, worauf sich der Triumph des Königs beschränkt, den er mit dem Verlust von 7000 Mann

---

*) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. II. S. 183.
**) L. c. 179—81.

seiner besten Truppen bezahlt hat. Das Feuer hörte gänzlich auf von beiden Seiten um 3 Uhr Nachmittags und beide Armeen verblieben während des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht in den Stellungen, welche sie vor der Schlacht inne gehabt. Am andern Morgen bei lichtem Tage setzte sich unser rechter Flügel in Marsch nach dem Lager von Budin, der linke folgte, wir wollten uns unseren Lebensmitteln wieder nähern. Man hat von keiner Seite Kanonen oder Fahnen verloren." — Browne meldete nach der Schlacht den Sachsen, wie ungemein hartnäckig gestritten wurde, wie die Reiterei sich insbesonders hervorgethan und wie ihn Nichts hindere, dem Feinde wieder unter die Augen zu treten, und wie es bei der auf den 11. October verabredeten Unternehmung bleibe, wie es ihm aber lieb wäre, wenn sie auf den 12., 13., 14. oder 15. verschoben werden könne wegen auffallenden übeln Wetters oder der Umwege.

Friedrich ließ über seinen Scheinsieg in Dresden 12 blasende Postillone einreiten und vor dem königlichen Schlosse Victoria schießen. Doch meldete er Schwerin: „Es sind nicht mehr die alten Oestreicher, die ich bei Lobositz fand. Ich habe aus dem gestrigen Treffen ersehen, daß sie uns in Vorpostengefechte zu verwickeln suchen und daß wir uns hüten müssen, sie voreilig anzugreifen. Sie sind weit klüger als sonst und, glauben Sie mir auf mein Wort, es wird unzählige Menschen kosten sie zu schlagen, wenn wir ihnen nicht anders eine überwiegende Masse von grobem Geschütz entgegenzustellen vermögen." Seinen eigenen Truppen spendete Friedrich hohes Lob: „Nie thaten meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit, seit ich die Ehre habe sie zu befehligen, Fußvolk wie Reiterei."

Unglück der Sachsen.

Friedrich kehrte zurück, um die Sachsen in Pirna zur Uebergabe zu zwingen. Der Hunger war sein Helfer, den Sachsen gingen die Lebensmittel aus, mit Noth reichten diese bis zum 12. October. Eine dringende Bitte ging an Browne um Hilfe ab. Er versprach in der Nacht vom 11. October auf den Höhen von Schandau sich einzufinden, die Sachsen sollten in der gleichen Nacht eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen, die ihnen gegenüberstehenden Preußen angreifen, er werde den Sachsen auf das erste Zeichen zu Hilfe kommen. Die Oestreicher waren in der festgesetzten Zeit am bestimmten Ort, aber die Sachsen kamen nicht. Browne wartete den 12., 13. ja bis Mittag am 14., dann zog er sich, ein Unglück vermuthend, zurück in sein Lager nach Budin, da er sein kleines Heer nicht länger der Gefahr aussetzen durfte. Er hatte richtig geahnt: Alles war den Sachsen entgegen. Rutowski hatte nicht Schiffe genug auftreiben können und dadurch war das Unternehmen um 24 Stunden verspätet. Ein starker Regen hatte den Strom geschwellt und den Weg kaum gangbar gemacht. Die Preußen drängten nach, vor sich fanden die Sachsen, als sie den Strom überschritten hatten, wieder Preußen, 48 Stunden hatten sie in strömendem Regen zugebracht, seit 72 Stunden hatten sie kein Brot, kein Fleisch, lebten bloß von Krautstrunken, Kürbisranken und gekochtem Puder, der mit Schießpulver gesalzen war. Bisher hatte die Mannszucht den Unmuth über den Minister niedergehalten, der Nichts gethan und Alles versäumt hatte, der nicht zu befehlen verstand und dennoch Alles leiten wollte. Man sandte an August III. auf Königstein, daß man mit dem Feinde unterhandeln müsse. Der Kurfürst antwortete: „Der Feind ist nicht unüberwindlich, Gott und der Feldmarschall Browne werden sicherlich mit Euch sein! Alles beseelt meinen Muth! Ich beklage, daß ich mich habe bereden lassen mich hier einzuschließen. Ich würde Euer Schicksal gern getheilt haben. Denkt an Alles, was wir immer dem Feinde geantwortet! Denkt an seinen unerträglichen Hochmuth, wenn er eine ganze Armee die Waffen strecken sähe vor einigen Ver-

schanzungen. Jede solche Uebergabe würde uns um Ehre und guten Namen bringen." — Leider versäumte August sich an die Spitze der Seinen zu stellen! Diesen war der Muth gebrochen, trotzdem eben ein Bote von Browne eintraf, daß er in der Nähe stehe: auch die Vereinigung mit Browne helfe nichts, wenn dieser nicht Brod, Fourage, Pferde für das Geschütz und Munition mitbringe. Die Reiterei sei außer Stande sich zu schlagen, man zähle nur noch 12000 Kampffähige, 6 Wochen hindurch habe man sich gegen einen überlegenen Feind behauptet und der Ehre genügt. Jetzt wäre jeder Angriff nur nutzloses Blutvergießen. Der Kurfürst beharrte auf seiner Meinung, sie sollten angreifen, er wolle lieber mit ihnen sterben als eine solche Schmach überleben. Vergebens! Die Officiere ließen ihm sagen, wenn der Kurfürst es schriftlich befehle, so werde man mit dem Kopf gegen den Lilienstein rennen, jeder Angriff werde aber die Truppen nur auf die Schlachtbank führen und könne die Lage nur verschlimmern, der Kurfürst selber in Gefangenschaft gerathen. Da erließ August III. die Antwort: „Man muß sich der Vorsehung unterwerfen. Wie Ihr mir durch den Generalmajor Dyherrn zu erkennen gegeben, will man mich zwingen, härtere Bedingungen anzunehmen, je nachdem sich die Umstände verschlimmert haben. Ich will Nichts davon hören. Ich bin frei in meinem Hause, so will ich leben, so sterben. Das Eine und das Andere mit Ehren. Ich überlasse Euch das Schicksal Meiner Armee. Euer Kriegsrath möge entscheiden, ob Ihr Euch kriegsgefangen ergeben, oder ob Ihr durch Schwert oder Hunger umkommen wollt. Möge die Menschlichkeit, wenn möglich, Eure Entschließungen leiten. Wie sie auch ausfallen mögen, ich habe Nichts damit zu thun (elles ne me regardent plus) und ich mache Euch nur dafür verantwortlich, daß Ihr Eure Waffen nicht gegen mich und meine Freunde kehrt" u. s. w. Von Browne traf ein Schreiben ein vom 15. October 1756, daß er sich bis zum 14. Nachmittags 3 Uhr auf den Höhen von Schandau gehalten habe. „Da ich aber von der ganzen Sachlage unterrichtet worden, so habe ich mich nach 3 Uhr in Marsch gesetzt. Meine Arrièregarde ist heftig angegriffen und bis zum Dorfe Lichtenhain verfolgt worden. Ich habe ohngefähr 70 Todte und Blessirte, der Feind dürfte nicht weniger verloren haben. Es ist unnöthig, daß Ew. sich die Mühe geben, von meinen Truppen in ihrer Capitulation zu sprechen, denn wenn die Preußen mich auch mit ihrer ganzen Armee verfolgen wollten, so würde mich das in diesen Bergen, Thälern und Defileen nicht in Verlegenheit setzen, denn sie würden hier Nichts als Schläge davon tragen." Die Oestreicher hatten ihr Wort getreulich gehalten. Daß es so schlimm kam, daran waren die Sachsen Schuld. Friedrich selber bemerkt*): „Diese so übel angeführte Unternehmung veranlaßte die beleidigendsten Vorwürfe, welche die sächsischen und die östreichischen Generale sich einander machten; im Grunde hatten sie beide Unrecht. Bloß der sächsische General, welcher den Entwurf, auf diese Art zu entkommen, gemacht hatte, war strafbar; ohne Zweifel hatte er eine fehlerhafte Karte zu Rathe gezogen, er hatte sich nie in den Gegenden befunden, deren Lage ihm daher unbekannt war." Er bemerkt spöttisch weiter: „Denn welcher vernünftige Mensch wird zu seinem Rückzug ein Defilee wählen, welches durch steile Felsen geht, welche der Feind besetzt hält? Diese Gegenden, welche vermöge ihrer Lage den Bewegungen ganz entgegen waren, welche die Oestreicher und Sachsen hierselbst zu machen hatten, verursachten einzig und allein das Unglück, welches die letzteren daselbst erfuhren. — Um seine Truppen nicht in Hunger und Elend umkommen zu lassen, mußte August III. einwilligen, daß sich seine Soldaten zu Kriegsgefangenen ergaben und das Ge-

*) Guerre de sept ans. 4.

wehr strecken." — An Keith meldete Friedrich: „Die Sachsen stehen auf einem Terrain von 1200 Schritt Länge und 500 Schritt Tiefe, sie haben weder Lebensmittel noch Zelte, ihre Nachhut und Equipage ist geplündert, unsere Truppen haben sie eingeschlossen."

Capitulation. Winterfeld und Rutowski vereinbarten die Capitulation, während die Preußen Brod lieferten (1): die Armee ergebe sich kriegsgefangen, aber weder Generale noch Feldwebel und Gemeine dürften (8) zum Dienste gezwungen werden; die Officiere versprechen aber, (4), bis zur Herstellung der Ruhe nicht gegen den König von Preußen zu dienen; es stehe ihnen dafür frei, im Kurfürstenthum oder außerhalb desselben ihren Aufenthalt zu nehmen. Die Officiere behalten ihre Degen, Gewehre und Lederwerk der Gemeinen dagegen wird auf die Festung Königstein gebracht, desgleichen die Feldstücke. Für Unterhalt der Officiere wie der Gemeinen wird gesorgt werden (9 und 10). Der König war mit dem Vertrag nicht zufrieden und schrieb an den Rand *) zu: 1. „Will der Kurfürst mir seine Armee übergeben, so braucht sie nicht kriegsgefangen zu werden;" zu §. 4 **): „Diejenigen, welche in meinen Dienst treten wollen, haben sogleich volle Freiheit;" zu §. 6: „Lederwerk, Mantel und Fahnen können auf den Königstein kommen, aber ja nicht Kanonen;" zu §. 8: „Darein hat sich Niemand zu mengen, man wird keinen General zwingen, wider seinen Willen zu dienen;" zu §. 9: „es versteht sich von selbst, daß ich Diejenigen bezahle, welche mir dienen, die Generale wird man als Männer von Ehre behandeln, es wird leicht sein für ihren Unterhalt zu sorgen." Als §. 14 setzte Friedrich bei: „Der Königstein muß während dem ganzen Verlauf des Friedens neutral bleiben." Rutowsky schrieb darunter: „Ich bin bevollmächtigt, die Armee das Gewehr strecken zu lassen; ich kann sie aber weder von dem Eide, den sie geschworen, lossprechen, noch sie einen anderen Eid schwören lassen; alles Andere ist dem König von Preußen überlassen." Friedrich war mit den Bedingungen des Friedens nicht zufrieden, dies bezeugen seine Anmerkungen, folgerecht hätte er ganz einfach den Vertrag zurückstellen sollen; da er es nicht that, so bestätigte er die Sachsen im Glauben, der Vertrag sei angenommen.

Waffenstreckung. Am 17. fand die Waffenstreckung statt. Ein Augenzeuge, Graf Vitzthum, bemerkt darüber: „Dieser Fürst hat damit angefangen, die Officiere von ihrer Truppe zu trennen, und ihnen anzubieten, in seinen Dienst zu treten. Nur 35 haben Dienst genommen; darunter nur 9 geborene Sachsen, die Uebrigen waren Schlesier, Pommern, Brandenburger, folglich geborne Unterthanen des Königs von Preußen. Die Soldaten und Unterofficiere hat er sich berechtigt geglaubt, zu seinem Dienst zu zwingen. Er war selbst gegenwärtig, als man die Soldaten genöthigt, ihm den Eid zu leisten. Er hatte seine Bataillone in Reihen formirt, welche von Zeit zu Zeit mit geladenen Kanonen geschlossen waren. Durch diese Reihen mußten die Sachsen, nachdem man sie zuvor entwaffnet, defiliren. Gegen Diejenigen, welche den sogenannten Eid der Treue, den ihnen ein Auditor vormurmelte (marmoter), nicht nachsprechen wollten, brauchten die preußischen Soldaten ihre Fäuste. Der Bruder des Königs, Prinz Ferdinand, und der Prinz Moriz von Anhalt haben sich besonders hervorgethan, durch ihre Bemühungen die Sachsen mittelst Stockschlägen zur Eidleistung zu bewegen. — Wundersam, daß der König von Preußen nur dann auf die Treue der Soldaten rechnen zu können glaubt, wenn sie einen Eid geleistet unter Anrufung des Wesens, dessen

*) Vertrag und Randbemerkungen abgedruckt in den Geheimnissen des sächsischen Cabinet II. S. 236—240.

**) Geheimnisse des sächsischen Cabinet II. 251.

Dasein der König öffentlich leugnet! Der König hat sich selbst so weit vergessen, einen jungen Edelmann, der als Fähnrich im Regimente Brousatz gestanden, eigenhändig mit dem Stocke zu schlagen und ihm dabei zu sagen: er habe weder Ehrgeiz, noch Ehre im Leib, da er nicht in den preußischen Dienst treten wolle." Am 18. wurde in gleicher Weise mit dem Ueberreste der Truppen verfahren. — Man versicherte ihnen, ihr Kriegsherr habe sie an den König von Preußen überlassen. Sie glaubten es nicht, sie wollten keinen Eid leisten. Viele blieben standhaft, sie wurden dafür als Kriegsgefangene in preußischen Festungen eingesperrt. Der König bildete aus den Sachsen 10 neue Regimenter, in so fern sie preußische Uniform bekamen. Moriz von Dessau hatte ihm vorgestellt, die Sachsen würden sich an den Dienst eines protestantischen Fürsten gegen die katholischen Oestreicher leicht gewöhnen, wenn er sie nur regimenterweise beisammen ließe. Friedrich II. hielt es für unnöthig, die gemeinen Soldaten dienstwillig zu machen dadurch, daß er ihnen vorstellte, er kämpfe für den Protestantismus gegen den Katholicismus. Er meinte: so gut die Sachsen unter August gegen ihn, eben so könnten sie unter preußischen Officieren für ihn sich todtschlagen lassen. Es war die Verachtung des gemeinen Mannes, die er mit so manchen Fürsten des vorigen Jahrhunderts theilte. Er sollte sich bitter täuschen. Diese braven Sachsen zeigten, daß sie ein Pflichtgefühl und eine Treue besaßen, die sie ehrenwerth macht. Von den neuen preußisch-sächsischen Regimentern kam keines über 200 Mann stark in seinem Garnisonsort an. Sie entflohen, wo sie konnten, compagnieweise, unter dem Ruf: „Es lebe unser König." Sie flüchteten nach Polen, Ungarn und Oesterreich. 3 Unterofficiere, Richter, Seeher und Knabe, bewiesen in der Leitung der Flucht unter Gefahren aller Art einen seltenen Muth und militärisches Geschick. Prinz Xaver bildete aus flüchtigen Sachsen im Elsaß ein Corps von 10.000 bis 12.000 Mann. Friedrich hob 9000 andere junge Leute zur Ergänzung der Fahnenflüchtigen in Sachsen aus, aber auch sie desertirten, wo sie konnten. Er vermengte nun die sächsischen Bataillone mit den preußischen, doch auch dies stellte sich als nachträglich heraus, zumal der Kurfürst erklärte, daß die Sachsen, die unter dem König von Preußen Dienste nähmen, des Hochverraths schuldig seien, und den Vertrag von Lilienstein für ungiltig erklärte. Friedrich sah dies Alles als Folge feindseliger Gesinnung des sächsischen Hofes an und gab den Generalen und Officieren keinen Heller. Auch die Gelder für den Hofhalt der Königin und des Kurprinzen wurden ganz zurückgehalten, die Minister entlassen, den Räthen kein Gehalt mehr ausbezahlt. Die Waldungen wurden niedergehauen, das Wild weggeschossen, die Porcellanvorräthe an den Meistbietenden verkauft. Mit einem Wort, der Wohlstand Sachsens wurde für preußische Zwecke verbraucht. August III. war mit seinem jüngern Sohne und seinem Minister Brühl am 19. October nach Warschau abgefahren. Es war der einzige Vortheil, den er aus seinem polnischen Königthum zog, daß er jetzt, während sein Stammland in Feindesgewalt war, einen anständigen sichern Aufenthalt hatte. Gern hätte er die Republik zu einer Kriegserklärung gegen Preußen fortgerissen, allein Friedrich baute vor. In einem Aufruf an die Polen erklärte er: die Verbindung mit dem sächsischen Haus sei eine vorübergehende und werde nach dem Tode des jetzigen Königs erlöschen; dagegen hänge die Republik mit Brandenburg durch das unzerreißbare Band gemeinsamer Interessen zusammen. Preußen sei das beste Bollwerk gegen Alle, welche die Unabhängigkeit Polens anzutasten versuchen würden. — Kläglich war es vom Minister Brühl, daß er jetzt die Schuld des Unglückes in Rundschreiben und Zeitungsberichten auf die sächsischen Generale schob, welche durch ein bloßes Vorurtheil sich hätten bestricken lassen, das Heranziehen des östreichischen Feldherrn nicht wahrzunehmen. Begreiflich daß die

Treue der Sachsen.

August III.

Polen

Brühl.

Generale mit mehr Recht alle Schuld des Unglücks auf Brühl warfen, welcher, wenn er nicht versäumt hätte, Magazine anzulegen, die Armee und den Staat gerettet hätte.

Der passive Widerstand Sachsens hat übrigens Friedrichs Plan, rasch über die ungerüsteten Oestreicher herzufallen — und vor den Thoren Wiens den Frieden zu dictiren, vereitelt und ganz Europa gegen ihn unter die Waffen gebracht. Eine unwiederbringliche Zeit ging dadurch für Friedrich verloren. Die Oestreicher hatten sich indeß gerüstet. Friedrich konnte nicht in Böhmen, er mußte in Sachsen überwintern. Schwerin mußte sich nach Schlesien zurückziehen, der günstige Augenblick, die kühnen Pläne Winterfelds zu verfolgen und sich durch einen Stoß in's Herz gegen Oestreich die Kaiserkrone zu erringen, war vorüber.

Folgen des Angriffs auf Sachsen. Der Winter 1756—57.

Der Eindruck, den Friedrichs Gewaltschritt machte, war groß. Ganz Europa gerieth in Erstaunen und Entrüstung. Selbst sein guter Freund, der französische Gesandte Valori, schrieb *): „Alle Welt ist bestürzt. Wie wird Friedrich sein Verfahren vor Europa rechtfertigen können? Werden die Stände des Reiches nicht empört sein über diesen Gesetzesbruch. Wie wird er den Sturm beschwören können, den er über sein Haupt zusammengezogen hat? Sein unerhörtes Verfahren in Sachsen, für dessen Rechtfertigung ich in seinem Manifest auch nicht einen einzigen stichhaltigen Beweis finden konnte und darüber, daß er einen Krieg unternommen hat, dem er nie auch nur einige Farbe von Billigkeit wird geben können, sein unerhörtes Verfahren in Sachsen gibt seinen Feinden gutes Spiel und erhebt die ganze Welt gegen ihn." — Valori hatte Recht. Die Kaiserin von Rußland **) ließ dem Kurfürsten von Sachsen erklären, daß sie das Unglück, welches ihn betroffen, aufrichtig mitfühle und sich eine besondere Pflicht daraus mache, ihm wegen der gegen seine Erbstaaten geübten Gewaltthätigkeit eine Genugthuung zu verschaffen, die weniger nach Maßgabe des zugefügten Schadens zu bestimmen sei, als nach der Abscheulichkeit des durch den König von Preußen rücksichtslos begangenen Friedensbruches. Sie gab zu erkennen, wie sie erwarte, daß die Kaiserin-Königin ähnliche Gesinnungen theile, und wie sie, wenn auch der König von Preußen aus Furcht vor der vereinigten Macht Oestreichs und Rußlands von ferneren Gewaltschritten sich sollte abhalten lassen, aber dennoch in dem Besitz der säch-

*) Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des siebenjährigen Krieges. I. S. 71—72.

**) Stuhr, l. c. I. 70.

sischen Lande sich halten wolle, es für das Interesse der beiden kaiserlichen Höfe halte, die Gelegenheit zu ergreifen, der Macht des Königs von Preußen angemessene Schranken zu setzen, wie es die ganze unparteiische Welt nur gerecht und vernünftig finden würde. Schließlich wurde der König von Polen aufgefordert, auf den Beistand von Rußland und Oestreich zu rechnen, sich nicht durch den König von Preußen einschüchtern, noch zum Nachgeben und Eingehen auf Bündnisse mit ihm sich bestimmen zu lassen. Maria Theresia schrieb an Ludwig XV: „Die angeblichen Bewegungsgründe zu dem mehr als feindlichen Einmarsche in das Kurfürstenthum Sachsen lassen sich darauf zurückführen, daß wir uns nicht, ohne Vorbereitungen zu treffen, durch den König von Preußen haben wollen zuvorkommen lassen. Aber der eigentliche Grund, den er sehr zu verbergen trachtet, beruht in dem Aerger über das Neutralitäts- und Vertheidigungs-Bündniß, auf welches wir mit Frankreich eingegangen sind; es ist ihm dadurch alle Hoffnung benommen, uns in die Unruhen wegen Amerika's und in einen Krieg, der daraus in Europa entstanden sein würde, verwickelt zu sehen, um aus Veranlassung desselben seinen hinlänglich angedeuteten Plan, in die Niederlande einzufallen, auszuführen, und so die günstigste Gelegenheit zu ersehen, unserem erhabenen Hause den Todesstoß, den sein unversöhnlicher Haß uns schon seit langer Zeit bereitet, zuzufügen, auch seinem unbegrenzten Ehrgeiz ein weites Feld zu eröffnen und endlich ganz Deutschland in Fesseln zu legen.“ — Noch andere Hebel wirkten bei Ludwig XV. Die Dauphine, die Mutter Ludwigs XVI., war eine Tochter August's III., sie warf sich dem König zu Füßen und beschwor ihn, er möge ihre Eltern in dieser Bedrängniß nicht verlassen. Der ganze Hof zeigte Theilnahme. Der König versprach Alles, er werde wie die Kaiserin so seine übrigen Verbündeten unterstützen; Befehl erging, ein Heer von 24,000 Mann bei Metz zusammenzuziehen, der König wollte den Krieg auf dem Festland in großem Maßstabe führen. Da Friedrich II. dem französischen Gesandten in Dresden, dem Grafen Broglie, der für die kurfürstliche Familie viele Theilnahme an den Tag legte, verwehrte an den bei Pirna eingeschlossenen August III. ein Schreiben seines Königs persönlich zu überbringen, so ward dies als Verletzung der heiligsten Satzungen des Völkerrechts behandelt und Valori aus Berlin abberufen. Friedrich rief dafür Knyphausen aus Paris ab und gab Broglie Befehl, von Dresden zu August nach Warschau zu gehen. Aller Verkehr zwischen beiden Höfen war somit abgebrochen. Dennoch empfand es Ludwig tief, daß 1757 Friedrich II. allein von allen Fürsten ihm gelegentlich des Mordanfalls von Damiens kein Zeichen der Theilnahme und des Abscheues vor der That gegeben.

Bruch mit Frankreich.

Mit dem Mordanfall hatte es folgende Bewandtniß. Die Regierung war damals mit dem Klerus und mit den Parlamenten und letztere waren unter einander im Hader und dieser Streit hat nicht wenig dazu beigetragen, den Gedanken, daß die Nation hoch über der Dynastie, über dem Klerus und

Gährung.

den Parlamenten stehe, wach zu halten. Der Erzbischof Beaumont von Paris, gebot, in gewissen Fällen Sterbenden das Sacrament zu verweigern. Das Parlament dagegen verbot die Sacramentsverweigerung, weil dadurch die öffentliche Ordnung gestört werde. Der Bischof erklärte, er habe seine Rechte von Gott; das Parlament sagte, sie widersprechen den Gesetzen des Reiches. Der König nahm es dem Parlament übel, daß es sich in diese Angelegenheit gemischt habe. Das Parlament nahm es dem König übel, daß er es hemme, die Grundgesetze des Reiches zu vertheidigen. Seine Vorstellungen haben ein Feuer, eine Zähigkeit, daß man den Einfluß von Montesquieu's Werken wohl spürt. Der König verbannte die Gegner unumschränkter Gewalt und setzte eine königliche Kammer ein, bei welcher jedoch die Advocaten keinen Proceß führen wollten, so daß Ludwig sich genöthigt sah, die Parlamente zurückzurufen. Dazu kam die Geldnoth. Der Kampf in Amerika, auf Majorka, die Rüstungen zum Continentalkrieg verschlangen große Summen, die Regierung forderte ein neues Zwanzigstel von allem Einkommen, zu dem Zwanzigstel von 1746, bis zur Wiederkehr des Friedens. Das Parlament erhob Einsprache, betonte, daß alle Parlamente in Frankreich nur Ein vielgegliedertes Ganzes seien. Der König erzwang 13. December 1756 die Eintragung seines Willen durch ein Lit de Justice. Man schrie in den Straßen gegen die Pompadour und den Tyrannen der Franzosen. Ludwig XV. sagte damals zur Marquise: „der Klerus wie die Parlamente sind mir mit ihren Klagen zuwider, aber der Klerus ist doch noch immer anhänglich an den König, diese Parlamente aber sind wahre Heerde des Republikanismus; übrigens, so lange ich lebe, hält die Staatsmaschine noch aus."

Begreiflich war die Aufregung groß: im Volk hieß es, ein Aderlaß sei nöthig, aber ein rechter, eine Revolution, aber eine gründliche; alle Bourbonen müsse man fortjagen. Es waren theure Zeiten; unter dem Volke hieß es, der König gewinne durch die Hungersnoth, er bekomme dann seine Mädchen billiger und man redete von 1840. Es gibt Naturen, welche einer allgemeinen Aufregung bedürfen, damit der Sturm das Segel ihrer Seele schwelle. Eine solche war Damiens, ein halbwahnwitziger Mensch, aus Artois, wo es nicht an harten Köpfen fehlt, wie Calvin und Robespierre zeigen. Als Bedienter da und dort, während ihn selber die Noth quälte, hatte Damiens so viel gegen den König gehört, daß er jetzt, 42 Jahre alt, beschloß, ihm ein Denkzeichen zu geben, wenn er auch dafür sein Leben hingeben müsse. Der 5. Januar 1757 war ein kalter trüber Tag, der König schritt eben durch die Marmorhalle zu Versailles, um nach Trianon zu fahren, als er einen Stoß bekam. Er deutete auf einen kleinen mageren Mann: „dieser Trunkenbold hat mir einen Stoß gegeben." — Ein Leibwächter schlug Damiens den Hut herunter: „wer wagt es bedeckt zu sein in der Nähe des Königs*)". Eben in den Wagen steigend sagte der König: „oder hat mich ein Dorn gestochen," — er griff in die Seite und zog die Hand blutig

Damiens.

Attentat.

*) Vergleiche die Auszüge aus dem Verhöre bei Michelet, Histoire de Louis XV. p. 372—93.)

heraus: „dieser Herr da hat mich verwundet, man halte ihn fest, tödte ihn aber nicht!“ und kehrte in seine Gemächer zurück. Die Leibwächter packten und banden Damiens, der mit größter Ruhe und Zuversicht sagte: „Ja, ich bin es, ich habe es gethan für Gott und das Volk, für die Religion.“ — Was verstehen Sie darunter? — „Ich meine, daß das Volk stirbt, daß Frankreich zu Grunde geht.“ — Für welchen Glaubenssatz — man dachte an Jansenisten oder Jesuiten. „Mein Glauben ist das Elend des Volkes in drei Viertheilen von Frankreich“. — „Man gebe Acht, daß der Dauphin morgen nicht ausgeht.“ — Nenne deine Mitschuldigen, dann wird dich der König begnadigen. „Er darf es nicht, ich will in Schmerzen und Qualen sterben wie Jesus Christus. — Ich habe dem König nur eine Warnung geben wollen (donner un avisement au Roi), ich hätte ihn leicht tödten können.“

So war es in der That. Man fand bei ihm ein Messer mit einer langen und kurzen Klinge, er hatte nur mit der kurzen gestochen. Er hatte Zeit gehabt, einen zweiten Stich anzubringen, er hatte sein Federmesser zugemacht. Die Wunde oberhalb der fünften Rippe war nur 1/4 Zoll tief, die Aerzte sagten: „wäre es nicht der König, so könnte der Mann morgen schon ausgehen.“ Aber Ludwig fürchtete, das Messer sei vergiftet, und bekam klägliche Angst. Man fragte Damiens, er schwor bei seiner Seele, beim lebendigen Gott, das Messer sei nicht vergiftet. Man wandte die Folter an, er blieb bei seiner Aussage. Aber Ludwig hatte Höllenangst. „Ein Priester, ein Priester!“ — schrie er. Ein Hauscaplan hörte ihn schnell Beichte und ertheilte ihm die Absolution. Ein Jesuite kam, der König beichtete nochmals und ausführlich und bat dringend um die Lossprechung. Der Jesuite verlangte aber die Entfernung der Maitresse und das Aufgeben des lasterhaften Lebens. Alles zugestanden. Ludwig sandte nach dem Dauphin und ernannte ihn zu seinem Stellvertreter: „regiere besser als ich!“ — Ein Beichtvater mußte beständig um ihn sein. Die Scene von Metz 1744 wiederholte sich. Machault ertheilte der Pompadour Befehl, Versailles zu verlassen, ihre Anhänger mieden sie — aber sie ging nicht, sie ließ es auf das Hinauswerfen ankommen und indessen änderte sich die Sachlage. —

Ludwigs Angst.

Ludwig wurde in wenig Tagen wieder gesund und erklärte den Ministern, daß er sich selbst wieder mit der Regierung befassen wolle. Seiner Reue schämte er sich und Alle, die ihn nach seinem Gefühl schwach gesehen, haßte er, namentlich d'Argenson, welcher viele Hingebung für den Dauphin bewiesen und beantragt hatte, daß bis zur vollständigen Wiederherstellung des Königs sämmtliche Minister im Zimmer des Kronprinzen arbeiten sollten. Mehrere Tage besuchte der König die Pompadour nicht, eines Morgens aber, als er an ihrer Treppe vorbeiging, zog ihn mehr die Gewohnheit als die Neigung in ihre Wohnung. Sie empfing ihn mit Thränen und Klagen über d'Argenson. „Gut, sagte der König, ich habe ihn längst satt, aber jagen wir auch den Machault mit fort!“ — Der war der Feind der Geistlichkeit und bei der königlichen Familie übel angeschrieben, seine Entlassung sollte den Sturm beschwichtigen. 16 Räthe traf das gleiche Loos. Die Pompadour aber saß fester denn je, Abbé **Bernis**, der ihr treu geblieben war, bekam an Rouille's Stelle im Juni das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Keine Umkehr. *Pompadour.* *Bernis*

Alle Parteien warfen sich jetzt auf Damiens. Wer hatte ihn gesendet? Vergebens betheuerte er unter Folterqualen, so schrecklich, daß die menschliche Natur kaum im Stande schien sie auszuhalten, daß er keine Mitwisser habe. Cui prodest! fragten die Parteien. Da einten sich die Anhänger des Parlaments und die Jansenisten dahin, die Schuld auf die Jesuiten zu wälzen; denn wäre Ludwig XV. erlegen, so wäre im Dauphin ein Freund des Ordens an's Ruder

Damiens Proceß.

gekommen. Dieser falsche, aber eifrig verbreitete Verdacht war ein schwerer Schlag für die Jesuiten. Indem die Richter ihre Liebe zum König glänzen ließen, ließen sie zugleich ihrem Haß gegen die Jesuiten freien Lauf. Aber es war nicht möglich zu beweisen, daß Damiens das Werkzeug einer Partei sei, er beharrte darauf, keine Mitschuldigen zu haben. Was hätte die Pompadour nicht gegeben, um die Jesuiten hineinzuziehen!

Jesuiten.

Damiens.

Damiens war wahnwitzig, er hätte ins Irrenhaus gepaßt. Im Verhör log er nur, sofern er sagte, er habe keine Familie, denn er wollte Frau und Kind retten. Als dies am Tage war, sprach er über Alles offen. „Ihr waret ja in guten Häusern und bekamt das Elend des Volkes nicht zu spüren," fuhr ihn der Richter an. — „Wer nur an sich denkt, der ist zu Nichts gut," antwortete der Angeklagte. Einmal klagte er einen Chirurgen an, er sei Schuld an seinem Verbrechen, weil er ihm nicht zu Ader gelassen habe. Als die Vorfragen beendet waren, kam der Proceß zur Entscheidung vor die Pairs und die Prinzen des Hauses. Sie verurtheilten den Unglücklichen zur Strafe Ravaillacs, d. h. er solle zuerst mit glühenden Zangen gezwickt, dann Blei in die Wunden gegossen, endlich solle er von Pferden zerrissen werden. Die ganze unschuldige Familie des Damiens, Vater, Frau und Tochter, wurde in die Verurtheilung insofern mit einbezogen, als sie bei Todesstrafe Frankreich verlassen mußte. Ludwig XV. wies ihnen Lebensunterhalt an, Damiens selber wollte er anfangs nach Bicêtre senden, kam aber wieder davon ab und nahm die barbarische Hinrichtung vor Gott und der Nachwelt auf sein Gewissen. Am 28. März 1757 fand sie statt, nachdem man ihn vergebens vorher noch gedrängt hatte, Geständnisse zu machen — er habe keine Mitschuldige, es bestehe keine Verschwörung. Damiens wurde zuerst die Hand verbrannt, mit welcher er das Messer geführt hatte, dann ward er mit glühenden Zangen an der Brust, den Armen und Beinen gezwickt und in die Wunden siedendes Oel, Blei, Pech, brennender Schwefel gegossen. „Gott gib mir Stärke, Herr hab' Erbarmen!" schrie der Unglückliche in Einem fort. Dann sollten ihn 4 Pferde in Stücke reißen, sie vermochten es nicht. Er bat um den Gnadenstoß. Aber dann wäre den vornehmen Damen und Herren, die für Zuschauerplätze sich viel hatten kosten lassen, ihr Vergnügen abgekürzt worden! — Er mußte noch länger leiden, — endlich schnitt man ihm die Sehnen entzwei, die Pferde rissen ihn in Stücke, welche verbrannt wurden. Die Asche wurde in die Seine gestreut. 1/4 7 Abends hatte die Sache ein Ende. Uebrigens hatte Damiens eigentlich dem König Nutzen gebracht, die Parlamente bezeugten der Krone ihre Hingebung, man beeilte sich die Steuern zu zahlen, die Gunst des Volkes schien sich Ludwig zuzuwenden und Alles nur den Sieg seiner Waffen im bevorstehenden Krieg zu wünschen!

d'Estrées in Wien.

Vom September 1756 bis zum Februar 1757 unterhandelte Marschall d'Estrées, welcher zum Heerführer für den Krieg in Deutschland ernannt war, in Wien über den gemeinsamen Feldzugsplan*). Er war zwar angewiesen, jede Spur des Mißtrauens, wie es bisher zwischen den Höfen von Wien und Versailles geherrscht habe, verschwinden zu machen, aber von London wie von Berlin aus wurden immer Keime des Argwohns ausgestreut, bei dem Franzosen, der Hof von Wien hege doch noch immer Anhänglichkeit für den König von Großbritannien, bei Kaunitz, Frankreich sei doch nicht recht geneigt, zur Schwächung Preußens mitzuwirken. Kaunitz verlangte die vertragsmäßigen 24.000 Mann, welche zu den Oestreichern in Böhmen stoßen sollten. In Versailles meinte man,

---

*) Eingehend sind diese Verhandlungen mitgetheilt bei Stuhr, l. c. I. 75—102.

diese 24.000 Mann seien doch zu sehr unterwegs gefährdet, und wollte man zwei Heere nach Deutschland senden. Kaunitz war besorgt, die Franzosen möchten sich mitten im Reiche festsetzen wollen! Im Februar einigte man sich dahin, daß zwei französische Heere, zusammen 105 000 Mann in Deutschland einrücken sollten; das kleinere habe im April Geldern und Wesel zu belagern, das größere von Düsseldorf in Hannover vorzudringen und dasselbe zu besetzen, dann Magdeburg zu belagern, wo Oestreicher und Russen sich mit ihm vereinigen sollten. So der Kriegsplan. Um in Wien alle Besorgniß zu zerstreuen, erging im Juni 1757 an die französischen Heerführer die Weisung, nicht im Namen der Krone Frankreich, sondern im Namen der Kaiserin-Königin aufzutreten, denn der allerchristlichste König wolle nur als Bundesgenosse der Kaiserin und als Bürge des westfälischen Friedens am Kampfe theilnehmen; daher sollten alle von den französischen Truppen besetzten Orte den Beamten der Kaiserin zur Verwaltung übergeben werden. Kriegsplan.

Die Kaiserin Elisabeth war Feuer und Flamme gegen Friedrich II. von Preußen und Kaunitz hatte bisher ihren Eifer zügeln müssen. Doch vertraute er nicht allzusehr auf die Hilfe von da und mit Recht, denn die Kaiserin lebte so, daß Niemand an eine lange Dauer ihrer Regierung glaubte, und der Thronfolger Peter war ein erklärter Bewunderer Friedrichs und seine Gemahlin Katharina hing an England und Preußen. Ueberdieß war der russische Nationalgeist mit in Anschlag zu bringen, der Oestreich nicht auf Kosten Rußlands erhöht wissen und einen erklecklichen Gewinn herausschlagen wollte, wenn man einmal Krieg führe. Rußland solle Preußen gegen Litthauen und Semgallen an Polen geben. In Polen selber lagen Fragen, die Rußland von einem innigen Bund mit Oestreich wie mit Frankreich fern halten mußten. Rußland.

Hören wir Gesandschaftsberichte! Seit dem Herbst 1756 stand ein russisches Heer in Livland marschbereit. Aber was wurde nicht Alles aufgeboten, um es wirkungslos zu machen! Schon die Wahl des Apraxin zum Feldherrn war bedeutsam. Der englische Gesandte schreibt September 1756*): „Apraxin ist sehr faul, ungemein dick, ausschweifend und kümmert sich um Nichts und hat nie einen Feind gesehen.“ Am 11. November: „Noch ist Apraxin nicht abgereist und Bestuschew hat uns offen gestanden, er sei Schuld daran und werde uns noch bessere Dienste leisten. Apraxin hat sich dafür gewinnen lassen, sich selber alle möglichen Hindernisse zu schaffen und seine Abreise hinauszuschieben. Der König von Preußen kann sicher sein, daß der Großkanzler nicht einen Groschen von seinem Geld anrühren wird, bis er ihm nicht die wesentlichsten Dienste geleistet hat.“ Friedrich II. hatte nämlich durch Williams dem Großkanzler für gute Dienste 100,000 Thaler anbieten lassen und dieser alsbald erklärt: „Von dieser Stunde an bin ich des Königs Freund. Hätte ich dies zwei Monate früher gewußt, so hätte sich Vieles für den König thun lassen**).“ Uebrigens bekam er diese Summe nicht, denn Friedrich fand in Dresden Briefe, deren Veröffentlichung Bestuschew vernichtet hätte. Wie ein Damoklesschwert schwebte die geheime Drohung, diese Briefe bekannt zu machen, über dem Haupte des Großkanzlers und er that Apraxin. Bestuschew.

---

*) La Cour de Russie. S. 148.
**) Raumer, Beiträge II. 399. La Cour de Russie. p. 49.

deßhalb zum Vortheil Friedrichs II., was er vermochte, zunächst richtete er die Anweisung für Apraxin so ein, wie der Preußenkönig sie nur wünschen konnte. Groß-fürst Peter. Friedrich selber erzählt vom Großfürsten: „Als Fürst von Holstein hatte er einen unauslöschlichen Haß gegen Dänemark eingesogen, wegen der schreienden Ungerechtigkeiten, die seiner Familie von den Dänen angethan waren. In Sorge nun, die Angelegenheiten Preußens möchten eine Wendung nehmen, daß es sich mit Dänemark verbinden müsse, bot er Friedrich II. seinen Einfluß und seine guten Dienste an, damit sich dieser ja mit den beharrlichen Feinden Holsteins in keinen Bund einlasse. Der König nahm das Angebot an und versprach, nie einen Vertrag mit Dänemark zu schließen, und obschon diese Willfährigkeit dem König im Augenblick keinen Vortheil brachte, so wird man doch sehen, daß diese innige Beziehung die großen Entwürfe der Oestreicher vereitelte*)." — An einer anderen Stelle gesteht Friedrich, am Rückzug Apraxins nach dem Siege über Lehwald sei Apraxin. der Großfürst Schuld. Wie trieb dieser Russe ein Spiel mit seiner Kaiserin! Apraxin ließ sich von ihr, bevor er zur Armee abging, die feierlichste Versicherung geben, daß sie Alles, was er thun werde, im voraus billige, und daß sie ihn für Nichts verantwortlich mache, wenn etwa auch die Ausfälle sich unglücklich ergeben möchten **)! Im Februar traf er in Riga ein, im April hatte er noch nicht Anstalt getroffen, die Armee in Bewegung zu setzen. Solchen fremden Officieren, die ein Recht hatten, nach dem Grunde seines unerklärlichen Benehmens zu fragen, sagte er, er habe einen ganz geheimen Plan, den er Niemanden entdecken dürfe. Der Franzose Hospital meinte, hinter dem Schein der Klugheit verberge Das Heer. sich Furcht. Mit Unrecht! Es war Verrath. Der Kern des russischen Heeres war übrigens tüchtig. Derselbe Marquis de l'Hospital, der länger im Hauptquartier sich befand, schreibt: „Die Fußtruppen sind sehr gut, die Reiterei ist es aber nicht in dem Maße. Was den die Armee bildenden Menschenschlag betrifft, so ist derselbe vorzüglich, seine Unerschrockenheit und sein Gehorsam gegen die Befehle der Kaiserin sind bekannt. Die Leute reißen weder aus, noch fürchten sie den Tod. Es fehlt den Officieren an Erfahrung und Dienstkenntniß, so daß große Gefahr vorhanden ist, daß sie von den kriegsgewohnten und ausgebildeten preußischen Truppen geschlagen werden. Wenn jedoch der Krieg von einiger Dauer sein sollte, so kann es nicht fehlen, daß die russischen Heere ihren Nachbarn furchtbar werden müssen***)." — Friedrich II. war auch sehr in Sorge vor den Russen. Zum englischen Gesandten, Mitchell, sagte er †): „Es handelt sich um Nichts weniger als um den Fortbestand des Hauses Brandenburg, habe ich nicht Grund genug unruhig zu sein! Ich habe Frankreich und Oestreich auf dem Hals? was soll werden, wenn ich mich auch noch gegen Rußland vertheidigen muß! Wenn nun die Kaiserin Elisabeth sterben oder sich ruhig verhalten möchte, so hätte ich von meinen Feinden Nichts zu befürchten." Der König rieth dem englischen Gesandten, Apraxin zu bestechen, damit er sich ruhig verhalte.

Elisabeth hatte 22. Januar 1755 mit Maria Theresia einen neuen Ver- Neuer Vertrag. trag geschlossen gegen den gemeinsamen Feind und Störer der Ruhe, gegen welchen sie die Waffen nicht niederlegen wollten, bis Schlesien und Glatz unter die Herrschaft der Kaiserin-Königin zurückgeführt, und seiner Macht und seinen

*) Guerre de sept ans. Chap. 3.
**) Stuhr, Forsch. I, 183.
***) Stuhr, l. c. 286.
†) La Cour de Russie 155.

ungerechten Anschlägen geeignete Schranken gesetzt seien. Zunächst ward das Vertheidigungsbündniß von 1746 erneuert. Dann verpflichteten sich beide Kaiserinen, 80,000 Mann regulärer Truppen während der ganzen Dauer des Krieges gegen den König von Preußen zu verwenden, Rußland auch noch 40 Schiffe und 40 Galeeren in der Ostsee. Beide Theile handeln nach gemeinsamem Kriegsplan und jeder sendet zur Armee des anderen einen General, der im Kriegsrath Sitz und Stimme hat. Die Kaiserin von Rußland wird ihre Armee so schnell als möglich in Preußen einrücken lassen, da der König die Kaiserin bedrängt. Die Oestreicher hingegen werden den Heranzug der russischen Armee nach Kräften befördern. Kein Theil schließt ohne Zustimmung des anderen Waffenstillstand oder Frieden *). In Separatartikeln war Frankreich der Zutritt zum Bunde vorbehalten und versprachen sich beide Kaiserinen, gemeinsam dahin zu wirken, daß der König von Schweden mit seinen Truppen zur Niederschlagung des Königs von Preußen mitwirke; für seinen Antheil am Krieg solle er entsprechende Vortheile erlangen. Beide Kaiserinen setzen alles daran, um dem König von Polen wieder zum Besitz seines Kurfürstenthums Sachsen zu verhelfen und zu einer angemessenen Entschädigung auf Kosten des Königs von Preußen. So lang der Krieg dauert, wird Maria Theresia jährlich an die Kaiserin Elisabeth eine Million Rubel zahlen. Unterzeichnet ist der Vertrag von Esthérhazy, Bestuschew und Woronzow. Der Wille der Kaiserin Elisabeth war entschieden für Maria Theresia gegen Friedrich II.

Aber der Bund brach in Trümmer, sobald die Kaiserin mit Tod abging, denn der Thronerbe war, wie schon bemerkt, ein Gegner desselben, sprach im Staatsrath dagegen, bis ihm die Kaiserin bedeutete, es geschehe Alles auf ihren Befehl und sie leide es nicht, daß man ihre Willensmeinung in Zweifel ziehe, worauf Peter antwortete, da bleibe ihm Nichts übrig, als zu gehorchen und zu schweigen. Allerdings war der Großfürst ein unbedeutender Mensch. In den Memoiren der Kaiserin Katharina **) heißt es von seiner täglichen Beschäftigung: „In dieser Zeit und lange nachher war das Hauptspielzeug des Großfürsten in dieser Stadt eine enorme Menge kleiner Puppen und Soldaten aus Blei, Holz, Teig und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufstellte; man konnte sich kaum zwischen den Tischen bewegen. Er hatte diese Tische der Länge nach mit Stücken von Messing unter einander verbunden; an diese Stücke Messing waren Schnüre befestigt, und wenn man diese anzog, machten die Stücke Messing einen Lärm, welcher einem Kleingewehrfeuer glich. Die Hoffeste feierte er mit großer Genauigkeit, indem er diese Truppen losschießen ließ. Außerdem löste man täglich die Wachen ab, d. h. man nahm von jedem Tische Puppen, welche dazu bestimmt waren, auf die Wache zu ziehen. Bei dieser Parade war er in Uniform, gestiefelt und gespornt, im Ringkragen und mit der Schärpe zugegen. Diejenigen von seinen Dienern, welche zu diesem

*) Der französische Vertrag, abgedruckt bei Schäfer, G. d. siebenjähr. Krieges I. S. 591—95.

**) Deutsche Ausgabe S. 219.

Exercitium zugelassen wurden, mußten eben so erscheinen. Alle diese Spielsoldaten waren in preußischer Uniform." Diese Vorliebe des Thronfolgers für Preußen war den Russen zuwider. Von der kindischen Art seiner Beschäftigung, von seiner Kleinlichkeit, von seinem Mangel an richtigem Urtheil und gesundem Verstand redete man allgemein. Was sollte für ein Herrscher aus einem Prinzen werden, von dem seine Gemalin schreibt*): „Als ich eines Tages zu demselben Zweck das Zimmer seiner kaiserlichen Hoheit betrat, fiel mein Blick auf eine todte Ratte, die er, mit dem ganzen Apparat einer Hinrichtung, in der Mitte eines durch eine Bretterwand gebildeten Kabinets hatte aufhängen lassen. Ich fragte, was dieses bedeute, worauf er erwiederte, diese Ratte habe eine verbrecherische Handlung begangen, welche nach den Kriegsgesetzen mit Hinrichtung bestraft werde; sie sei über die Wälle einer Festung von Pappe gesprungen, die auf dem Tische in diesem Kabinete stand, und habe zwei aus Teig gefertigte Schildwachen, die auf den Bastionen im Dienste gewesen, aufgefressen. Er habe den Verbrecher nach den Kriegsgesetzen verurtheilen lassen. Sein Hühnerhund habe die Ratte erwischt und sie sei sofort erhängt worden, wie ich sie sehe, und solle drei Tage vor den Augen des Publicums ausgestellt bleiben. Ich konnte nicht umhin, über die Albernheit dieses Vorgangs in lautes Lachen auszubrechen, erregte jedoch dadurch großes Mißfallen bei ihm. In Anbetracht der Wichtigkeit, die er der Sache beimaß, zog ich mich zurück und verschanzte mich, als Frau, hinter meine Unkenntniß der Kriegsgesetze. Allein er ließ nicht nach mich wegen meines Lachens zu schelten." —

Viel bedeutsamer als der russische war der Versailler Vertrag, welchen abzuschließen nur Starhembergs Klugheit und Beharrlichkeit gelang. Er hat in der Geschichte den Namen des **zweiten Vertrags von Versailles** und wurde am 1. Mai 1757, dem Jahrestag, abgeschlossen, da im ersten Vertrag die Häuser Bourbon und Habsburg sich nahe traten**), nachdem zwei Jahrhunderte hindurch ihre Feindschaft Europa so oft erschüttert und so manches Schlachtfeld mit Blut geröthet hatte. Im Eingang verbinden sich Beide, der Macht des Königs von Preußen solche Schranken zu setzen, daß er nicht mehr im Stande sei Böses zu thun. Da die im ersten Vertrage zugesicherte Hilfe nicht mehr genüge, so verpflichtet sich der König von Frankreich, 4000 Baiern und 6000 Wirtemberger in seinem Solde zum Heere der Kaiserin-Königin stoßen zu lassen und 105,000 Mann eigene Truppen zu ihrem Dienste während des ganzen Krieges zu verwenden, deßgleichen alljährlich 12.000,000 Gulden in monatlichen Fristen, vom 1. März 1857 an gerechnet, an sie zu erlegen. Diese Zahlung soll erst aufhören, wenn die Kaiserin in den friedlichen und sicheren Besitz des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz und des Fürstenthums Crossen gelangt ist. Damit Friedrich Europa nicht ferner beunruhigen kann, verpflichten sich beide Höfe, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis sie ihn gezwungen haben, unwiderruflich die Herzogthümer Schlesien und Magdeburg, die Fürstenthümer Crossen und Halberstadt, die Grafschaft Glatz, die Herrschaft

II. Vertrag von Versailles.

---

*) Memoiren Katharinas. Deutsche Ausgabe Seite 175.
**) Die Literatur darüber verzeichnet bei Schäfer l. c. I. 280 und 586.

Halle, das früher schwedische Vorpommern und Alles, was er aus der Erbschaft der alten Herzoge von Cleve besitzt, herauszugeben. Das ist das Mindeste, was dem König von Preußen entzogen werden wird, und dieses Maaß darf nicht herabgesetzt werden. In dem Maaße, als sie im Kriege wider Friedrich II. Dienste leisten, sollen Schweden, die Niederlande, Baiern, Sachsen und die Pfalz auf Kosten Preußens Vergrößerungen erhalten, Sachsen insbesondere als Entschädigung für die an ihm verübte Unbill und als Bürgschaft für die Zukunft das Herzogthum Magdeburg und den Saalkreis, auch soll der Erwählung eines Prinzen zum König von Polen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Beide Mächte zahlen zu gleichen Theilen Hilfsgelder an Schweden und Sachsen, an letzteres so viele, als zum Unterhalte von 10,000 Mann nöthig sind. Die Kaiserin-Königin wird mindestens 80,000 Mann eigene Truppen gegen Friedrich II. verwenden, auch verpflichtet sie sich, sobald sie in den gesicherten Besitz von Schlesien und Glatz getreten ist, an die Krone Frankreich zu Eigenthum und mit vollem Hoheitsrechte abzutreten die Herrschaften Chimay und Beaumont, die Städte und Häfen Ostende und Nieuport, Ypern, Furnes, Mons, die Festung Knock und eine Meile Gebiet im Umkreis dieser Städte und Festungen mit dem Rechte freien Durchzugs auf den großen Straßen und freier Schiffahrt auf den Canälen und Flüssen, welche dahin führen. Dagegen wird der König die Vorrechte und guten Gewohnheiten der genannten Städte bestätigen, allen Beamten und Pfründenbesitzern ihren Gehalt belassen und alle Schulden, welche die Kaiserin auf genannte Orte gemacht hat, übernehmen. Maria Theresia wird sobald als möglich die nöthigen Maßregeln zur Wahl ihres Erstgebornen zum römischen König ergreifen und Frankreich sie darin unterstützen. Beide schützen die katholische Kirche im Reiche, ohne aber die Rechte und Freiheiten der beiden protestantischen Religionen zu verletzen, und laden damit die Krone Schweden, als Mitbürgin der Verträge von Osnabrück und Münster ein, dem vorliegenden Artikel beizutreten. Ist Maria Theresia in den sicheren Besitz von Schlesien und Glatz gelangt, so wird sie gegen Austausch der italienischen Fürstenthümer Parma, Piacenza und Quastalla ihre sämmtlichen Besitzungen in den Niederlanden, die der Krone Frankreich verheißenen ausgenommen, an den Infanten Don Philipp abtreten, unter denselben Bedingungen, unter denen sie obgenannte Orte an den König abtreten wird; sie behält sich nur für sich und ihre Erben Sitz und Stimme auf dem Reichstag und das Präsentationsrecht für das Reichskammergericht, die Verleihung des Ordens vom goldenen Vließ und Wappen und Titel des Hauses Burgund vor. — Stirbt aber der Infant kinderlos oder erlischt sonst seine Nachkommenschaft in weiblicher und männlicher Linie, so fallen die Niederlande an die Kaiserin-Königin oder deren gesetzliche Erben zurück. In diesem Falle wird jedoch Stadt und Gebiet von Tournay an Frankreich abgetreten. Die Kaiserin-Königin verspricht, sobald alle Bestimmungen zu ihren

Gunsten vollzogen sind, bei künftigen Friedensverhandlungen dahin zu wirken, daß Minorka an Frankreich abgetreten wird und die Bestimmungen des Utrechter Friedens über die Befestigungen und den Hafen von Dünkirchen aufgehoben werden. — Beide Höfe verpflichten sich, befreundete Mächte zum Beitritte einzuladen, daß sie die Bestimmungen dieses Vertrages gewährleisten, nämlich den römischen Kaiser und Großherzog von Toscana, die Kaiserin von Rußland, die Krone Schweden, dann den König von Polen, die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz und andere Mächte, über welche man sich vereinigen wird. —

Bedeutung. Dieß der berühmte Vertrag von Versailles, den Kaunitz mit Recht als ein Meisterstück Starhembergs pries, der in der That als ein Sieg östreichischer Diplomatie über die französische bezeichnet werden muß. Denn der Vortheil war darin auf Seite Oestreichs: französisches Geld, welches bisher deutsche Fürsten zum Kampfe gegen Habsburg verlockte, wurde jetzt verwendet im Dienste der Einheit des Reiches gegen einen übermächtigen unbändigen Genossen des Reiches. Wenn der Vertrag sein Ziel erreichte, so war Oestreich nicht blos um deutsches Gebiet reicher und mehr abgerundet, sondern auch die Kaisermacht stärker, Preußen allerdings auf seine frühere Machtstellung hinabgedrückt. Daß Maria Theresia das reiche Belgien zu opfern bereit war, hat darin seinen Grund, daß es den französischen Angriffen zunächst ausgesetzt, schwer zu vertheidigen, dagegen immer geeignet war, das Reich in einen Krieg zu verwickeln. Hatte Friedrich II. sich 1741 mit den Franzosen verbunden, um ihr Schlesien zu entreißen, so verband sich Maria Theresia mit denselben Franzosen, um das ihr gewaltsam entrissene liebe Erbe wieder zu gewinnen.

Kaiser u. Reich. Die Frage liegt nahe, wie Kaiser und Reich sich zum Einbruche Friedrichs in Sachsen und zum französisch-östreichischen Bündniß verhielten. Schon am 13. September 1756 *) erging vom Kaiser Franz Stephan eine Vorladung an Friedrich II., wegen Vergewaltigung und Beraubung Sachsens sich vor dem Reichsgerichte zu stellen, und ergingen Abberufungsschreiben an alle Befehlshaber und Kriegscommissäre der wider den Kurfürsten im Anzug begriffenen kurbrandenburgischen Völker, an der Empörung und am Landesfriedensbruch sich nicht zu betheiligen, den strafmäßigen Befehlen des Königs nicht zu gehorchen und dessen Fahnen zu verlassen. Alle Fürsten und Stände wurden gewarnt, den König öffentlich oder geheim zu unterstützen. Schriften für und gegen den König erschienen: die ersteren warnten vor dem Ehrgeize und der Herrschsucht Maria Theresias, vor den allergefährlichsten Plänen des Dresdener Hofes, letztere vor preußischen Vorspiegelungen. Am 10. Januar 1757 erfolgte die Abstimmung **Reichskrieg.** über des Kaisers Antrag auf Reichskrieg und Stellung des dreifachen Aufgebotes sämmtlicher Reichskreise, während Hannover auf Vermittelung des Friedens antrug. Für den Reichskrieg, bis der König von Polen in den Besitz seiner Lande wieder eingesetzt und entschädigt sei, und ihm und jedem bedrückten

*) Vergl. A. K. Menzel. D. G. V. 440—50.

oder bedrohten Mitstande hinreichende Genugthuung widerfahren sein werde, stimmten im Kurfürstencollegium: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Baiern, Pfalz und Sachsen, dagegen aber, wie leicht begreiflich, Brandenburg und Hannover. Im Reichsfürstenrathe stimmten für den Reichskrieg alle katholischen Stände und die protestantischen Pfalz-Zweibrücken, Brandenburg-Anspach, Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Gottorp, Schwarzburg und Hessen-Darmstadt; für Vermittelung des Friedens sprachen Sachsen-Gotha und Weimar, Wirtemberg, Brandenburg-Culmbach, Braunschweig-Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Baden, Nassau, die weströmischen, fränkischen und westfälischen Grafen. Der Reichskrieg und das dreifache Aufgebot wurden also beschlossen, zumal Baden, Wirtemberg, Brandenburg-Culmbach vom hannoverischen Antrag wieder abfielen. —

Werth der Reichshilfe.

Die Gefahr, welche durch diesen Entschluß für Friedrich entstand, war übrigens nicht so groß, wie es zuerst schien. Den meisten Fürsten war es mehr um die französischen Hilfsgelder, als um eifrigen Krieg für Kaiser und Reich zu thun und im protestantischen Volke wußten preußische und englische Agenten die Besorgniß zu erwecken, mit dem Bund zwischen Maria Theresia sei es auf die Unterdrückung des Protestantismus abgesehen. In Sachsen und Wirtemberg wurde in den protestantischen Kirchen vor katholischen Umtrieben für den König von Preußen gebetet. Am französischen Hofe war dies wohl bekannt und fürchtete man sogar, daß Friedrich II. durch Erregung religiöser Begeisterung unter den Protestanten einen allgemeinen Volksaufstand in Deutschland hervorrufe *). Am stärksten sprach sich diese Abneigung, gegen Friedrich zu streiten, in Wirtemberg aus, dessen Herzog für 6000 Mann, welche er zum Kriegsdienst stellte, von Frankreich innerhalb 5 Jahren 1,500.000 Livres erhielt. Als der Herzog Karl 3200 Mann in Stuttgart, 1757, zusammenzog, um sie gegen Friedrich zu entsenden, sparten die Bürger weder Geld noch Wein; die Soldaten empörten sich, sprengten das Pulvermagazin in die Luft, 2000 Mann brachen nach Franken zu einer preußischen Freischaar durch und traten dann in die Dienste Friedrichs II. Der Herzog sammelte neue 6000 Mann und im Elsaß wurden 20.000 Franzosen zusammengezogen, um die Wirtemberger von einem Aufstand abzuschrecken; die 6000 brachen jetzt nach Böhmen auf, aber in Geislingen mußten wegen einer neuen Meuterei 15 erschossen werden, in Böhmen meuterten sie wieder, in der Schlacht bei Leuthen gingen sie offen zu den Preußen über und ihr Abfall trug nicht wenig zum Siege Friedrichs bei. Darum tadelt auch der französische Berichterstatter über diese Schlacht den östreichischen Feldherrn: er habe das Schicksal eines Flügels der Armee Truppen anvertraut, deren er nicht vollkommen sicher war. — Neben der religiösen Besorgniß wirkte in diesen Truppen der alte Haß gegen die Franzosen, an deren Seite sie gegen Friedrich II. kämpfen sollten, während seine Siege sie begeisterten. Bei der Buntheit der Zusammensetzung der Reichsarmee konnte von einer strammen Zucht in derselben keine Rede sein. Darum gab auch ein Agent nach der Schlacht bei Roßbach der französischen Regierung den wohlgemeinten Rath **): „die Wiederherstellung der Reichsarmee wird unter allen Umständen den französischen wie den östreichischen Interessen zuwider sein. Diese Truppen besetzen die schönsten Länder von Deutschland und zehren sie aus, ohne sie zu decken; sie denken an Nichts als daran, die Lebensmittel zu vertheuern und dem König von Preußen Rekruten zu verschaffen. Diese Armee ist Nichts als ein Schattenbild, welches

Glaubenskrieg.

Geist der Reichsarmee.

---

*) Vgl. die Daten, welche Stuhr hierüber gesammelt hat. l. c. I., 315—36.
**) Stuhr, l. c. I. 333.

die Reichsfürsten in Furcht davor, ihre Rechte zu verlieren, und in der Absicht, daß dem Hofe von Wien dadurch kein Vortheil erwachsen sollte, vorspiegeln. Eine Armee, welche das Unglück hätte, sich auf jene stützen zu müssen, kann auf Bloßstellung ihrer Flanke rechnen. Sie verzehrt, kostet und fordert zweimal mehr als jede geregelte Truppe; man scheut sich überdies nicht, in Beziehung auf den eingetretenen endlichen Erfolg zu erklären, daß man gar nicht in der Absicht, sein Leben preiszugeben, sich habe anwerben lassen. Befragt, was denn bei Roßbach die Auseinandersprengung der Schaaren veranlaßt habe, antworteten die Leute fast einstimmig, daß ihre Officiere sie zuerst verlassen hätten." — Ganze Compagnien gingen unter ihren Hauptleuten mit fliegenden Fahnen zu den Preußen über. Als die Truppen des Markgrafen von Baden zur Reichsarmee stoßen sollten, brach ein Aufruhr aus und gingen auf einmal 500 Mann davon, um über Fürth zu den Preußen zu stoßen. Jetzt wird der Rath begreiflich, welchen Seydlitz *) seinem König gab, daß man von Seite Preußens die Reichstruppen so wenig als möglich zum ernsten Kampf nöthigen dürfe, da sie meist ungern gegen Preußen fochten, genöthiget aber sich äußerst brav schlugen; deßhalb solle man ihnen gerne den Ausweg eines ehrenvollen Rückzuges lassen, oder, noch besser, Gefangene zu machen suchen, welche größtentheils sogleich freiwillig in die Reihen der Preußen traten. Friedrich II. meinte einst im Scherze, er werde selber noch als Kurfürst von Brandenburg sein Contingent zum Reichsheer stoßen lassen. Selbst auf die katholischen Fürsten konnte sich Oestreich nicht verlassen. Die Truppen des Kurfürsten von Köln zeigten keine Lust, gegen Preußen oder Hannover zu streiten, der Kurfürst von der Pfalz durchaus keinen Eifer. In München wurde man sorglich, Beistand gegen einen Fürsten zu leisten, dessen Rache sehr gefährlich werden könne und dessen Zorn eben so schnell wie hart treffe. Zwei Minister zeichneten dem preußischen Gesandten zu Regensburg, F. v. Plotho, den Plan vor, durch Entsendung preußischer Truppen an die bairische Grenze dem Kurfürsten entweder wirkliche Furcht einzuflößen oder ihm wenigstens den Vorwand vorhandener Gefahr darzubieten **).

Die katholischen Fürsten.

Unläugbar kannte Kaunitz die Unzuverlässigkeit dieser deutschen Hilfsarmee, welche unter einen Prinzen Wilhelm von Hildburghausen gestellt wurde, ganz wohl, es war ihm aber um den Schein zu thun, als ob die Macht des Reiches vereinigt dem gemeinsamen Feinde sich gegenüber stelle, der Krieg sollte um keinen Preis den Charakter eines Religionskrieges bekommen. Daher war es ihm auch von Bedeutung, daß Schweden als Garant des westfälischen Friedens und der dadurch bedingten Freiheit der drei Religionsbekenntnisse im deutschen Reiche am 21. März 1757 dem Bunde gegen Friedrich beitrat. — Wird Schweden von Preußen nicht angegriffen, so gewährleistet ihm Oesterreich den Besitz von Pommern in den Grenzen des Stockholmer Vertrages von 1720; wird aber Schweden von Preußen angegriffen, so soll es Pommern in der Ausdehnung erhalten, wie es ihm der Vertrag von St. Germain en Laye verhieß ***). Die schwedische Aristokratie war der Königin Ulrike Eleonore gründlich abgeneigt, der Verdacht wurde angeregt, sie wolle Schweden von Preußen abhängig machen und das schwedische Pommern ihrem Bruder in die Hände spielen. Gegen billige Hilfsgelder versprach der Reichsrath, mit 25.000 Mann in Preußen einzufallen. Graf Goeß schloß im Namen der Kaiserin-Königin mit Schweden ab. Auch Mecklenburg-Schwerin schloß sich dem großen Bunde gegen Friedrich an.

Schweden.

---

*) Varnhagen v. Ense, Leben des Generals Frh. v. Seidlitz. S. 140.
**) Stuhr, l. c. I. S. 318.
***) Koch-Schoell. III. 34.

Das Kriegsjahr 1757.

Also Feinde genug! Kaunitz schrieb damals an Esterhazy *): „Mit Gottes Hilfe werden wir dem hochmüthigen König in Preußen so viele Feinde auf den Hals ziehen, daß er darunter erliegen muß.“ — Lobredner Preußens haben herausgerechnet, daß dieses mit 5,000.000 Einwohnern und einem Einkommen von 12,000.000 Thalern sich damals gegen 100,000.000 erwehrt habe. Richtiger ist die Rechnung, daß 150.000 Mann gegen 430.000 Mann zu Felde standen. Aber die Höhe der Gefahr darf nicht nach der Zahl der Gegner bemessen werden, denn trotz des bitteren Hasses dreier Frauen, unter denen allein Maria Theresia durch die edelsten Tugenden glänzt, war der Bund doch locker, die Uebereinstimmung der handelnden Führer gering und die Gebrechen in der französischen, russischen und deutschen Reichsarmee groß, während die Preußen die bestgeübten Krieger jener Zeit, von einem genialen Feldherrn geführt, das unbedingte Werkzeug seines Willens waren. Friedrichs Pläne blieben in seiner Brust verschlossen oder wurden nur wenigen Verschwiegenen mitgetheilt, während ihm bestochene Verräther geschäftig jeden Plan seiner Feinde in die Hände spielten oder sein Scharfsinn sie zu errathen verstand. So schaffte ihm auch jetzt Verrath den Kriegsplan, den man in Wien entworfen, in die Hände — den Feldzug frühzeitig zu eröffnen, mit drei Armeen in Sachsen und Schlesien einzufallen, Franzosen und die Reichsarmee sollen über Eger und das Voigtland kommen, Browne solle über Friedland auf Bunzlau und Glogau vorgehen und Niederschlesien erobern, Piccolomini Oberschlesien in Besitz nehmen. Die Voraussetzung, daß er sich nur vertheidigungsweise verhalten werde, wußte Friedrich bestens zu hegen, während er wohl einsah, daß er rasch angreifen, die Oestreicher schlagen müsse, ehe die Franzosen und Russen zur Stelle seien, daß er verloren sei, wenn er sich auf die Vertheidigung beschränke, ein rascher Zug auf Prag bringe Verwirrung in die Aufstellung seiner Feinde, gebe ihm Uebergewicht an Ansehen und Macht, eine glückliche Schlacht entscheide vielleicht über den ganzen Krieg. „Nichts war wichtiger, schreibt Friedrich selber **), als diesen Entwurf geheim zu halten; wenn er gelingen sollte, mußte man die Kenntniß, ja die Vermuthung davon den Feinden entziehen und auch dem sächsischen Hof, welcher die Preußen verrieth, und endlich selbst der Armee, damit er nicht aus Unbedachtsamkeit bekannt werde. Um nun Jedermann hiebei irre zu führen, ließ man die Stadt Dresden befestigen, mit Palissaden versehen, um sie in Vertheidigungszustand zu

Machtstellung.

Oestr. Kriegsplan.

Plan Friedrichs.

*) Arneth, Maria Theresia und der siebenjährige Krieg, I. 158.
**) Guerre de sept ans, chap. 6, am Anfang.

setzen. Zu gleicher Zeit wählte der König verschiedene vortheilhafte Lager um Dresden herum, als wenn er sich zur Vertheidigung in Bereitschaft setzte. Dieß wurde sogleich nach Polen und Böhmen gemeldet. Um die feindlichen Heerführer einzuschläfern, unternahm man einige Streifungen." — Die List gelang vollkommen, selbst der vorsichtige Browne ließ sich täuschen und glaubte, als ihm der bevorstehende Einbruch der Preußen gemeldet wurde, es sei dies nur ausgesprengt, um die wahren Absichten des Königs zu verdecken *). Während er alle Mittel sammelte, erging sich Friedrich in Bildern seines Sieges oder einer Niederlage. Er spricht seine Hoffnung aus, mit den Oestreichern bald fertig zu werden, diesmal zu zeigen, was die Preußen vermögen, aber er sorgt auch Alles vor für den Fall einer Niederlage, daß z. B. die königliche Familie und der Schatz nach Küstrin gebracht werde, und erläßt die geheime Verfügung: „Geschähe es, daß ich getödtet würde, so müssen die Dinge ihren Gang gehen ohne die mindeste Veränderung und ohne daß man bemerke, daß sie in andern Händen sind, und in diesem Falle müssen Eidesleistungen und Huldigungen beschleunigt werden, sowohl hier als in Preußen und vor Allem in Schlesien. Wenn ich das Mißgeschick hätte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, daß man die mindeste Rücksicht auf meine Person nehme, noch daß man die geringste Erwägung anstelle über das, was ich etwa aus meiner Haft schreibe. Wenn ein solches Unglück mir zustieße, will ich mich für den Staat opfern und muß man meinem Bruder gehorchen, welcher so wie alle meine Generale und Minister mir mit ihrem Kopfe dafür einstehen, daß man weder eine Provinz, noch ein Lösegeld für mich anbietet und daß man den Krieg fortsetzt und seine Vortheile verfolgt, ganz, als wäre ich nie auf der Welt gewesen" **). — Es kam nicht so gut, nicht so schlimm, doch ganz anders, als er vor seinem Einbruch in Böhmen erwartet hatte, zu dem er am 16. April die Befehle gab. Da war ein sicherer Plan, ein fester Wille und unbedingt gehorchte die Mannschaft.

Geheime Instruction.

An Geist, an Wille, an Thatkraft fehlte es seiner großen Gegnerin nicht: man staunt über ihre Thätigkeit in dieser Zeit. Aber sie war eine Frau und konnte sich nicht an der Spitze der Armee in die Schlacht wagen. Während sie sonst die Talente der Männer so gut abzuwägen und am gehörigen Orte zu verwenden verstand, ließ sie die Zuneigung zu ihrem Schwager Karl von Lothringen diesmal einen Mißgriff begehen, vor dem man sie vergebens warnte.

Maria Theresia.

Einem Feldherrn, wie Friedrich, war Karl von Lothringen nicht gewachsen, es fehlte ihm an Schnellblick und rascher Entschließung, er war nicht beliebt bei der Armee. Im Erbfolgekrieg hatte er sich anfangs hervorgethan, seinen Rheinübergang kann auch Friedrich nur loben, aber damals stand Traun ihm zur

Karl von Lothringen.

---

*) Arneth l. c. I. 168.

**) Die geheime Instruction für den Grafen Finck, mitgetheilt bei Schäfer, 1304—5.

Seite, dagegen hatte er später durch Niederlagen bei Chotusitz, Striegau, Soor die gute Meinung seiner Soldaten eingebüßt. Maria Theresia wollte aber ihrem Schwager Gelegenheit geben, diese Scharten auszuwetzen; sie dachte hoch von seiner Befähigung und hielt jene Niederlagen nur für Unglücksfälle. Der Mißgriff war um so größer, als der geeignete Führer schon an der Spitze der Armee stand, Graf Browne, der, umsichtig und kühn, den richtigen Gedanken Browne. hegte, durch raschen Angriff Friedrich zur Vertheidigung zu zwingen und ihn durch Abschneiden der Hilfsmittel abzumatten. Maria Theresia gab nun Browne ihrem Schwager zur Seite, jener aber stellte sich, wenn auch mit bösen Ahnungen, unter die Befehle des Prinzen, denn Einheit der Leitung ist nothwendig.

Durch ein Fußleiden zu lange in Wien zurückgehalten, war Karl noch Einmarsch nicht bei der Armee angelangt, als die Preußen schon in 4 Heeressäulen in der Preußen. Böhmen einbrachen: Schwerin aus Schlesien über Trautenau und Nachod, Braunschweig-Bevern aus der Oberlausitz über Reichenberg, Prinz Moritz von Dessau über Komotau, der König selber über Peterswalde. Prag war das Ziel, auf welches sie unaufhaltsam vordrangen. Die großen Magazine, die in den Grenzbezirken angelegt waren, um den in Sachsen einfallenden Truppen Lebensmittel nachzuliefern, Millionen an Werth, gingen verloren. Als Karl von Lothringen 30. April zu Tuchomierschitz bei der Armee anlangte, traf er sie in vollem Rückzug. Die Losung des Prinzen war Vertheidigung, Browne wollte offene Feldschlacht, zuletzt verlangte er nur 4000 Mann, um mit dem Feinde anzubinden. Die anderen Generale sowie der Prinz waren dagegen. Browne fügte sich wie einer, der dem Schicksal mit gebrochenem Herzen sich beugt. Auch Prag wollte Karl räumen, nur um die Armee zu retten, da erklärte aber Browne, der Verlust Prags sei der Untergang der Monarchie, die Kaiserin müsse dann aus Wien fliehen, und erbot sich, die Stadt mit 8000 Mann zu vertheidigen. Nun wurde beschlossen, bei Prag zu bleiben. Die Oestreicher nahmen Stellung auf der Ostseite von Prag, Karl wollte die durch die Märsche ermüdeten Truppen ausruhen lassen und die Verstärkung abwarten, welche unter Daun heranrückte. Vor einem Angriffe hielt er seine verschanzte, von sumpfigen Wiesen umgebene Stellung für gesichert.

Aber Friedrich wollte den Gegnern nicht Zeit lassen, Verstärkung an sich Schlacht bei Prag. zu ziehen. „Frische Fische, gute Fische!" hieß es. Ein großer Sieg, und Friedrich konnte auf den Wällen von Wien den Frieden dictiren. Deßhalb ordnete der König schon am Morgen des 6. Mai, kaum Schwerin mit seinem Corps bei ihm eingetroffen war, den Angriff. In ihrem Sicherheitsgefühl hatten die Oestreicher die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt. Allmälig erstiegen die Preußen die Höhen, nachdem sie die Hindernisse des Bodens überwunden, da empfing sie aber ein mörderisches Feuer. Browne eilte mit seinen Grenadieren herbei, warf die Preußen zurück, welche mehrere Fahnen und 14 Kanonen verloren, wurde aber von einer Kugel schwer verwundet und bewußtlos vom Schlachtfeld getragen. Niemand war mehr hier, der die Schlacht zu leiten wußte. Durch das Vordringen der Grenadiere entstand eine Lücke, in welche der König seine Reiterei warf, gegen welche die östreichische nicht Stand hielt. Indeß führte Schwerin Schwerin. sein Fußvolk wieder die Höhe hinan, indem er an der Spitze, die Fahne in der Hand, ihm Muth zu machen suchte, stürzte aber, von 5 Kugeln durchbohrt, zu

Boden. Ein wilder Kampf entbrannte, der mit dem Rückzug der Oestreicher endete. Auch ihre Mitte und ihr linker Flügel stritt lange mit höchster Tapferkeit, aber ohne eigentliche Oberleitung, denn Prinz Karl war, als er die fliehende Reiterei vergeblich zum Stehen zu bringen suchte, vom Brustkrampfe befallen und bewußtlos weggetragen worden. Als er sich wieder erholt hatte und auf das Schlachtfeld zurück wollte, hatten die Preußen schon die Höhen vor Prag erstiegen, und riß ihn der Strom der Flüchtigen in die Stadt. Der Sieg gehörte den Preußen. Die Verluste waren groß, 13.000 Mann auf jeder Seite. Die Oestreicher hatten Browne verloren, die Preußen Schwerin, von dem Friedrich bei der Schilderung dieses riesigen Kampfes sagt, er sei allein mehr als 10.000 Mann werth gewesen und sein Tod habe die Lorbeern des Sieges, der durch ein zu kostbares Blut erkauft war, welken gemacht *).

Prag beschossen. Erst am folgenden Tage, als der König Prag zur Uebergabe auffordern ließ, erfuhr er, daß Prinz Karl mit 40.000 Mann sich darin eingeschlossen hätte. Zu einer förmlichen Belagerung hatte Friedrich nicht Mittel genug, er beschloß also, die Stadt durch Aushungerung zu bezwingen, und ließ sie vom 29. Mai an beschießen, um die Magazine zu zerstören. Nie wurde Bresche geschossen, nie Sturm gelaufen. Man hatte aber die Vorsicht gehabt, die Magazine in die Mitte der Stadt zu bringen, wohin keine Bombe und keine Kugel dringen konnte. So erreichte der Feind, obschon vom 30. Mai bis 19. Juni 23.063 Bomben, 58.367 Kugeln in die arme Stadt geworfen wurden **), die 848 Häuser theils verbrannten, theils zertrümmerten, seinen Zweck nicht, die Preise der Lebensmittel blieben mäßig. Doch bald meldete Karl nach Wien, daß nur bis zum 20. Juni die Lebensmittel reichen könnten.

Stimmung in Wien. Die Trauer der Kaiserin, der Schrecken über die Niederlage war groß, nicht minder die Verwirrung und Unentschlossenheit. Man glaubte schon Wien bedroht und dachte an Rettung der Archive. Gegen Kaunitz, den Anstifter des Krieges und den Urheber des französischen Bündnisses, sprachen viele Stimmen. Er war am 6. nach Böhmen abgereist, um den Generalen den Kopf zurechtzusetzen, unterwegs hatte er vom Unglück bei Prag gehört und sich sogleich zu Daun begeben, der mit einer Heeresabtheilung gerade auf dem Marsche nach Prag in Böhmischbrod eintraf und vom Staatskanzler die erste Nachricht von der Schlacht vernahm. Sogleich beschlossen sie, Daun solle sich nach Kolin zurückziehen, die Vorräthe decken, Verstärkungen an sich ziehen, um dann die Rettung der in Prag eingeschlossenen Armee zu versuchen. —

Deutschland. Die Kunde von der Prager Schlacht machte tiefe Wirkung in Deutschland. Friedrich II. stand in einem Siegesglanze da, wie nie früher, nie später. Seine Gegner zitterten vor dem, was er auszuführen im Stande sei. Man verbreitete damals einen Brief, welchen er an seine Gemahlin geschrieben haben soll, worin die stolzen Worte: „Jetzt sehe ich mich als Herren eines neu eroberten Königreichs und die Hälfte meines Heeres wird hinreichen, um die Feinde bis ans Ende der Welt zu jagen, und mit dem anderen Theil werde ich die Reichskreise im Zaume halten und Deutschland von den Franzosen befreien, mit denen ich sehr leicht fertig zu werden gedenke" ***). — Alle Feinde Oestreichs regten sich, die falschen Anhänger zeigten ihre wahre Gesinnung. Baiern wollte sich neutral erklären, Wirtemberg vom Bunde zurücktreten, Mainz verbot seinen Unterthanen feindselige Reden gegen den König von Preußen, Kurpfalz

*) Guerre de sept ans. Chap. 7.
**) So berechnet Pelzel G. der Böhmen, II. 914.
***) Stuhr, l. c. I. 247—48.

gedachte den Bund mit Frankreich und Oestreich zu widerrufen. In Paris sprach sich die öffentliche Stimme lebhaft gegen die Politik der Regierung aus. Nur Ludwig XV. zeigte sich standhaft *). er beschloß, der Kaiserin neue Hilfstruppen zu senden; er schrieb ihr, sie möge bauen auf seinen Wunsch, das Bündniß mit ihr unauflöslich zu machen, sowie er selber ihrem Muth, ihrer Weisheit, ihrer Treue vollständig vertraue. An Muth, an Treue fehlte es der vielgeprüften Frau auch nicht **). Ludwig XV.

Ihre und Oestreichs Hoffnung beruhte jetzt auf Daun. Leopold Graf von Daun, aus einem am Niederrhein und der Eyffel blühenden Geschlechte abstammend, der Sohn des Wirich Daun, der sich durch die unerschrockene Vertheidigung von Turin, 1706, und darauf durch die Eroberung von Neapel berühmt gemacht hatte, war geboren 1719 und zuerst für den Dienst der Kirche bestimmt, von dem ihn aber bald seine unwiderstehliche Neigung zur Kriegswissenschaft wegführte. Im östreichischen Erbfolgekrieg stritt er mit Ruhm bei Czaslau, Braunau, Dingolfing, Landeck, dann in Schlesien und den Niederlanden. Kein Gegner Friedrichs II. forschte emsiger nach dem Grunde seiner Siege und wog besser den Geist seiner Einrichtungen ab und war eifriger, Verbesserungen in der Heereseinrichtung einzuführen, und so entstanden die Cadeten- und Ingenieurschulen auf seine Anregung hin. 1754 wurde Daun Feldmarschall, 1756 Vorsitzender des Hofkriegsrathes. Weil er Friedrichs Bedeutung als Feldherr kannte, war Daun vorsichtig ihm gegenüber, denn das Schicksal der Monarchie stand jetzt in Frage. Als der König 20.000 Mann unter Bevern gegen ihn sandte, zog sich Daun aus Kolin, dann aus Kuttenberg bis Goldsch-Jenikau zurück. Zwar gingen durch den Rückzug Magazine verloren, aber Bevern folgte, kam auch weiter ab vom Heere des Königs. Als er sein Heer auf 50.000 Mann verstärkt sah und Maria Theresia ihm die Ermächtigung ertheilt hatte, aus eigenem Antriebe und ohne frühere Anfrage zu verfügen, was er für gut halte, und die Versicherung gab, daß sie einen ungünstigen Erfolg ihm nimmermehr zur Last legen werde, und die Nachricht vom Mangel an Mundvorrath in Prag zur Entscheidung drängte, da setzte sich Daun gegen Prag in Bewegung, um eine Schlacht herbeizuführen. Am 13. Juni stritt seine Vorhut mit dem Heere Beverns und auf die Nachricht davon kam Friedrich II. selber mit 32.000 Mann, vereinigte sich mit Bevern und beschloß, mit 50.000 Mann den Oestreichern eine entscheidende Schlacht zu liefern. Während Friedrich Dauns feldherrliche Befähigung gering anschlug, beurtheilte der französische Berichterstatter Marainville denselben besser, indem er ihn als einen Militär von tüchtigem Urtheil bezeichnet, der nach richtigem Grundsatze verfahre und einen trefflichen Blick habe, auch weise und besonnen und mit großer Vorsicht handeln werde ***). Der König gedachte gegen die Oestreicher, welche auf den Höhen standen, die südlich der Heerstraße von Kolin über Planian sich erheben, die schiefe Schlachtordnug anzuwenden, in der Mitte und am rechten Flügel den Kampf zu versagen, dagegen mit seinem linken Flügel den rechten der Oestreicher zu überwältigen und ihre Schlachtordnung aufzurollen. In der Frühe des 18. Juni rückten die Preußen die Höhen beim Dorfe Kreschor hinan, in der goldenen Sonne zwischen Planian und Kolin gab der König seine letzten Anordnungen. Auf der Höhe von Kamhajek aber beobachtete Daun den Anzug seiner Gegner, merkte, daß es seinem rechten Flügel gelte, und verstärkte diesen sogleich. Die Schlacht begann

Daun.

Schlacht bei Kolin.

*) Arneth, l. c. I. 188—89.
**) Das merkwürdige Schreiben hat zuerst Arneth mitgetheilt. l. c. I. 499—500.
***) Stuhr, l. c. I. 254.

um 1 Uhr, der erste Angriff der Preußen glückte, sie nahmen das Dorf Kreschor. Aber hinter demselben war die Stärke der Oestreicher, welche ihre Gegner sechsmal die Höhen hinunter warfen. Ihr Geschütz schmetterte ganze Reihen nieder und immer stellten sich die Preußen wieder in Ordnung und stiegen zu neuem Angriff hinan. Die ganze Schlachtlinie sollte nach der ersten Anordnung des Königs sich links hinziehen, und Moritz von Dessau, wenn Kreschor genommen, dem linken Flügel die Hand bieten. Statt dessen rückte Moritz gerade vor auf die östreichische Front und ließ sich General Manstein, statt ohne zu fechten, bloß in unzertrennlicher Verbindung mit der ganzen Schlachtlinie sich fortzubewegen, auf dem rechten Flügel in ein ernstliches Treffen ein, das nicht mehr abgebrochen werden konnte. Dadurch entstanden Lücken, welche der König durch Herbeiziehung der Reserve auszufüllen suchte. Die Reihen der Preußen lichteten sich. Daun benützte jetzt, wie Friedrich selber gesteht, „als großer Heerführer" die Fehler seiner Feinde *). Die sächsischen Reiter brannten vor Rachbegier und hieben unter dem Ruf „das ist für Striegau" in die preußischen Reihen ein. Die Vierecke löſten sich. Friedrich hatte keine Reserven mehr. Die Verluste der Preußen waren entsetzlich, 326 Officiere, 13.773 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, sammt 22 Fahnen und 45 Geschützen; das erste Bataillon Garde allein verlor 24 Officiere und 475 Mann, während der Verlust der Oestreicher bloß 8000 Mann betrug. Der König mochte nicht glauben, daß der Sieg nicht noch gewonnen werden könne, sammelte 40 Mann nebst einigen Fahnen um sich, in der Hoffnung, ein großer Theil der Flüchtigen werde sich wieder anschließen, und führte sie mit klingendem Spiele gegen eine Batterie. Die Meisten entliefen, ohne daß es Friedrich gewahr wurde; gelassen ritt er weiter, bis ihm Einer zurief: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern!" — Jetzt hielt der König an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas und ritt langsam nach dem rechten Flügel und ordnete den Rückzug gen Prag an, der in Ordnung vor sich ging. Daun untersagte die Verfolgung und hielt seine Mannschaft zusammen. Man erzählt, der König habe den Soldaten, um sie zum siebenten Angriff zu gewinnen, zugerufen: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben!" — Ein Grenadier soll erwidert haben: „Fritz, für acht Groschen ist es heute genug." Doch ist dies weder mit der Klugheit des Königs, noch mit der Disciplin in der Armee leicht zu vereinbaren. — Andere Nachrichten besagen, daß Daun schon den Befehl zum Rückzug nach Suchdol gegeben, der sächsische Oberst Benkendorf denselben aber zurückgehalten habe. Gewiß, der Entscheid war lange schwankend, es war beiderseits ein gewaltiges Ringen um den Sieg. Mehrere kaiserliche Generale wurden verwundet, Daun selber zwei Pferde unter dem Leib erschossen, zwei Schüsse bekam er, ohne jedoch das Schlachtfeld zu verlassen.

Wir können uns die Spannung in Wien auf die Schlacht und den Jubel über den Sieg, der die Monarchie rettete, wohl denken. Maria Theresias Herz überwallte von Gefühlen des Dankes gegen Gott und der Erkenntlichkeit gegen ihre Tapfern. Jedem Krieger ward für Lebenszeit doppelte Löhnung zugesichert und ein außerordentliches Geschenk für den Schlachttag selber verliehen. Den Unterofficieren wurde Beförderung auf kleine bürgerliche Aemter in Aussicht gestellt. Die Officiere erhielten Beförderungen. Am 22. Juni wurde der Maria-Theresienorden zur Belohnung kriegerischer Verdienste der Oberofficiere ihrer Armee und fremder Officiere gegründet, die in ihr als Freiwillige dienen. Er

Maria Theresia.

Ihr Orden.

*) Preuß, F. d. G. II. 53—54.

ist eine der gefeiertsten Auszeichnungen und hat schon die Brust manches Helden geschmückt. Daun erhielt das erste Großkreuz, weil er die Ordensproben vor der ganzen Armee abgelegt habe. Bis zu seinem Tode bekam Daun jedes Jahr am 18. Juni ein Zeichen der Huld seiner Kaiserin. So schrieb sie ihm einmal: „Lieber Graf Daun! Unmöglich kann ich den heutigen großen Tag vorbeigehen lassen, ohne ihm meinen gewiß herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu machen. Die Monarchie ist ihm ihre Erhaltung schuldig und ich meine Existenz und meine schöne und liebe Armee und meinen einzigen und liebsten Schwager. Dies wird mir gewiß, so lange ich lebe, niemalen aus meinem Herzen und Gedächtniß kommen, im Gegentheil, daß es jährlich frischer und fühlbarer wird und daß niemalen selbiges genug an ihm und den Seinigen werde erkennen können. Dies ist der Tag auch, wo mein Name für das Militär soll verewiget werden, auch seiner Hände Werk, und ist er wohl billig, leider mit seinem Blute, mein erster Chevalier worden. Gott erhalte ihn mir noch lange Jahre zum Nutzen des Staates, des Militärs und meiner Person als meinen besten und wahrsten guten Freund. Ich bin gewiß, so lange ich lebe, seine gnädigste Maria Theresia." — Napoleon sprach über Aehnlichkeiten im Gang der Schlachten von Austerlitz und Kolin, als er 5. October 1809 das Grabmal Dauns in der Augustinerkirche in Wien besah *). Daun.

Die Niedergeschlagenheit bei den Preußen vor Prag war dagegen groß. „Ich war Zeuge," sagte Retzow, „von der außerordentlichen Bestürzung der sämmtlichen dort versammelten Feldherren. Sie, sonst so stolz auf ihren Muth und die Disciplin ihrer Untergebenen, konnten ihre Empfindungen kaum verhehlen. Der sonst so sanftmüthige Prinz von Preußen brach jetzt in laute Wehklagen über das Benehmen seines königlichen Bruders aus. Ein Vorwurf, der so gerecht er auch an sich war, ihm in der Folge das unverdiente Unglück zuzog, welches seinen frühen Tod beförderte." — Viele mochten nicht an die Niederlage glauben, bis sie Friedrich selber, von Arbeit und Wachen erschöpft und gesenkten Blickes, nur von einem Pagen begleitet, in das Lager reiten sahen. Friedrich schob die Schuld der Niederlage zuerst auf Moritz von Dessau, dann auf Manstein. Jener rechtfertigte sich alsbald vor dem König und sein Neffe, damals sein Adjutant, hat später Berenhorst mitgetheilt, daß der König selber während der Schlacht, als er den Angriff auf dem linken Flügel schon für gelungen hielt, auf den Dessauer zugeritten sei und Front gerufen und, als dieser meinte, das könne unmöglich gut ablaufen, den Degen gezogen und ihm drohend zugerufen habe: „will er gehorchen oder nicht!" — Sonach wäre Friedrich selber Schuld an der Niederlage. In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ist Manstein der Sündenbock, der mit seiner hitzigen Tapferkeit zur Unzeit bei Prag seine Brigade in's Gefecht geführt habe und bei Kolin wieder in den nemlichen Fehler gefallen sei. Manstein fiel, tapfer kämpfend, auf dem Rückzug aus Böhmen und konnte sich nicht mehr vertheidigen. An Lord Marishal schrieb Friedrich der geringen Zahl seiner Truppen die Niederlage zu: „Ich hätte mehr Fußvolk nehmen müssen, 23 Bataillone reichten nicht hin, um 60,000 Mann aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Die Erfolge geben oft ein schädliches Vertrauen, wir werden unsere Sache ein ander Mal besser machen **)." Trauer der Preußen. Schuld der Niederlage.

Die Schlacht von Kolin entschied über den Besitz Böhmens, das fortan aufhört, Kriegsschauplatz zu sein. Friedrich II. hob die Einschließung von Prag Prag frei.

*) Preuß l. c.
**) Preuß II., 54. Sybel Zeitsch. XV. 317.

auf. Mit einem Theil des Heeres brach er gegen Dresden auf, um den Franzosen und dem Reichsheer entgegenzuziehen, den anderen übergab er seinem Bruder August Wilhelm, damit er das rechte Elbeufer und die Straßen nach der Lausitz decke und gegen den Winter Schlesien vertheidige. Die Oestreicher waren allzusäumig, den Sieg bei Kolin durch rasche Verfolgung des Feindes auszubeuten und für Friedrich recht verderblich zu machen. Erst am 20. griff Karl von Lothringen das preußische Lager unter Keith auf dem weißen Berge an und zwang ihn zum Rückzug nach Lobositz, erst am 23. kam Daun mit Karl in Prag zusammen, um sich über die ferneren Unternehmungen zu besprechen. Der vielgeäußerte Wunsch, Karl möge vom Commando unter einem ehrenvollen Vorwand entfernt werden, ging nicht in Erfüllung. Er und Daun blieben bei der Armee und Eifersucht waltete zwischen beiden und theilte das Heer. Browne war 52 Jahr alt, als er am 26. Juni in Prag seinen Wunden und dem Schmerz über sein unverschuldetes Mißgeschick erlag, ein Verlust für das Heer, wie es seit Eugens Tode keinen erlitten hatte. So ward es dem König möglich, sein Heer, seine Magazine unbehelligt nach Sachsen zu bringen. Nicht so glücklich erging es seinem Bruder, der den Befehl hatte, sich bis zum 15. August in Böhmen zu halten. Er ging jedoch so weit zurück, daß der König zur Ueberzeugung kam, er sei seiner Aufgabe nicht gewachsen, er habe Geist und ein gutes Herz, aber keine Entschlossenheit. Zwar war Winterfeld dem Prinzen als Rathgeber beigegeben, aber von ihm als Anstifter des verderblichen Krieges gehaßt. Von dem österreichischen Heere gedrängt, gab der Prinz Gabel preis, wo Pettkanin nach muthiger Vertheidigung sich kriegsgefangen geben mußte, verlor er Zittau, die Goldgrube Sachsens. Desertion riß ein. Da kam Friedrich in Eile herbei, um das Heer zu retten, nachdem er Moritz von Anhalt zur Deckung der Elbe zurückgelassen hatte. Seinem Bruder wie dessen Generalen, Winterfeld ausgenommen, ließ der König sagen, sie verdienten alle den Kopf zu verlieren. Noch härtere Dinge mußten sie mündlich hören. Der Kummer darüber beschleunigte den Tod des Prinzen, der schon kränkelte. August Wilhelm, der Urgroßvater des jetzigen Königs von Preußen, starb am 12. Juni 1758 in Oranienburg. Sein Bruder Heinrich hat ihm, „dem Manne der Wahrheit", ein ehrendes Denkmal gesetzt und eine schwärmerische Zuneigung bewahrt. Friedrich fehlte, daß er den Bruder auf einen Posten stellte, dem er nicht gewachsen war; er grollte ob der 10,000 Mann, welche auf dem Rückzug verloren gingen, der also mehr als ein Schlachtfeld gekostet hatte; er grollte wahrscheinlich noch über die Klagen des Prinzen nach der Schlacht bei Kolin.

Rückzug. Browne. Prinz v. Preußen.

Der König brach jetzt gegen die Oestreicher auf, die er zu einer Schlacht zu verlocken suchte; — sie hielten sich aber ruhig in ihrer festen Stellung. Sie mochten auf ein neues Kolin hoffen und er es fürchten und so zog er denn, nachdem man 14 Tage hindurch beobachtend einander gegenüber gestanden hatte, mit klingendem Spiele nach Ostritz ab. Der Boden Böhmens war frei. Friedrich aber ist fortan auf die Defensive beschränkt.

Von allen Seiten kommen jetzt schwere Schläge. Friedrich hatte gehofft, daß der Einfluß seines Freundes, des Großfürsten Peter, mächtig genug sein werde, einen Angriff der Russen zurückzuhalten. Apraxin, der russische Feldherr, war auch äußerst beflissen, dem zukünftigen Kaiser zu Gefallen zu handeln, ohne die gegenwärtige Kaiserin zu verletzen. Um sicher zu sein, hatte er sich

Die Russen. Apraxin.

unbedingte Vollmacht erbeten, und Elisabeth ihm die Versicherung ertheilt, daß sie Alles, was er thun werde, im Voraus ohne alle Einschränkung billige und daß sie ihn für Nichts verantwortlich mache, wenn etwa auch die Ausfälle sich unglücklich ergeben möchten *). So war denn Apraxin gedeckt und that lange Nichts, obschon er ein tapferes Heer besaß. „Die Fußtruppen sind sehr gut, schreibt der französische Gesandte. Der Menschenschlag ist vorzüglich, seine Unerschrockenheit und sein Gehorsam gegen die Befehle der Kaiserin sind bekannt. Die Leute reissen weder aus, noch fürchten sie den Tod."

Schon seit Februar lag Apraxin ruhig in Riga. Fremden, die ihr Erstaunen über seine Unthätigkeit äußerten, theilte er im Vertrauen mit, er wolle mit zusammengehaltener Kraft in Preußen eindringen und er hege einen ganz geheimen Plan, den er Niemand entdecken könne. Friedrich hatte ihn wie Bestuschew durch den englischen Geschäftsträger bestochen. Erst als die Kaiserin ihm mit Absetzung drohte, setzte sich Apraxin in Bewegung **). Am 28. Juni überschritt General Fermor die preußische Grenze und zwang 5. Juli mit Hilfe der Flotte Memel zur Uebergabe und ließ die Bürgerschaft der Kaiserin den Treueid schwören. Memel. Die englische Flotte, auf deren Erscheinen Friedrich gerechnet hatte, kam nicht, weil die Russen erklärten, sie würden dies als offene Kriegserklärung betrachten, was England damals seines Handels wegen vermeiden wollte. Friedrich II. konnte den 100,000 Russen nur 28,000 Mann unter dem 76jährigen Feldmarschall Lehwald entgegenstellen, welcher den günstigen Augenblick, sich zwischen die heranziehenden, noch getrennten russischen Heeresabtheilungen zu werfen und sie einzeln zu schlagen, versäumte, obschon ihm der König den Befehl ertheilt hatte, den ersten Besten, der im entgegenkomme, am Ohr zu nehmen und den Andern ein Beispiel zu geben. Am 18. August vereinigte sich Apraxin mit dem Fermor'schen Heer bei Insterburg, und nahm dann am 28. August Stellung bei Groß-jägersdorf. Groß-jägersdorf. Hier griff 30. August Lehwald mit 24,000 Preußen kühn 80,000 Russen an, warf die Reiterei und die erste Linie des russischen Fußvolkes, mußte aber vor der massenhaften Artillerie mit einem Verlust von 4600 Mann und 28 Geschützen das Schlachtfeld räumen, — er zog sich in eine feste Stellung nach Wehlau. Statt vorzudringen und seinen Sieg zu verfolgen, denn das ganze Land lag offen vor ihm, zog sich jedoch Apraxin, als wäre er geschlagen worden, Apraxin. alsbald wieder über die Grenze zurück, unter dem Vorwand, es mangle an Lebensmitteln. Damals wurde der englische Geschäftsträger Williams abberufen. Der Großfürst versicherte ihn noch seiner Freundschaft und seiner Anhänglichkeit an England, und daß der gemeinsame Feind — d. h. Oestreich — dieß schon eines Tages merken solle. In ähnlicher Weise schrieb ihm die Großfürstin Katharina. Esterhazy und de l'Hopital hingegen klagten über das Verhalten Apraxins, forderten und erhielten seine Absetzung. Er wurde schleunigst nach Petersburg abberufen, und Bestuschew wie die Großfürstin sahen sich durch seine Papiere, die man mit Beschlag belegt hatte, bloßgestellt ***). Katharina bat darin den Feldmarschall, Preußen zu schonen. Aus dem Ganzen ging hervor, daß Friedrich gegen die drei Großmächte sich nicht behaupten könnte, daß seine Rettung nur von der Unthätigkeit Rußlands abhinge.

---

*) Stuhr, I. 285.
**) La cour de Russie, p. 154.
***) La cour de Russie, p. 157.

Die Nachricht von der Niederlage bei Kolin ermuthigte auch die Schweden zum Krieg. 22,000 Mann wurden in Stralsund versammelt, im September überschritten sie die Peene und erhoben starke Brandschatzungen. Mit Mühe hielt sich Stettin, sie besetzten Demmin, Anclam, Angermünde, Pasewalk, nahmen 23. September die Veste Peenemünde. Der Weg nach der Mark Brandenburg stand offen vor ihnen. Friedrich II. besaß kein anderes Heer, das er ihnen entgegenstellen konnte. Durch diese Vorgänge läßt es sich erklären, daß 22. September in Stockholm ein neuer Vertrag geschlossen wurde, nach welchem Schweden außer den bisherigen Hilfsgeldern noch für dieses Jahr weitere 4.200,000 Livres und für die folgenden 3.150,000 Livres erhalten und die eine Hälfte davon Frankreich, die andere Oestreich zahlen sollte; stelle es aber statt 20,000 Mann deren 25,000, so solle es jährliche Hilfsgelder im Betrag von 4.200.000 Livres erhalten. Ja Bernis wollte sogar, die Hilfsgelder für Rußland sollten eingestellt, dafür aber auf Schweden übertragen werden, damit dieses 40,000 Mann aufbringen könne. —

(Schweden.) (Vertrag mit Schweden.)

Ernste Nachrichten geboten Friedrich, nach Westen sich zu wenden, gegen die Franzosen, welche Hannovers sich bemächtigt, das dort stehende Heer gezwungen hatten, sich aufzulösen, und jetzt gegen Magdeburg vorrückten und diese Stütze preußischer Macht bedrohten.

Nach dem Londoner Vertrag übernahm England jährlich 1.000,000 Pfund an Friedrich II. und sollte ein verbündetes Heer gegen die Franzosen Hannover decken. Den Oberbefehl über dieses Heer hatte Georg II. seinem Lieblingssohne Cumberland zugedacht, welcher aber nicht unter der Aufsicht von Pitt Feldherr sein wollte und darum seinen Vater bestürmte, Pitt um jeden Preis zu entlassen *). Die Vorstellungen seines Lieblings siegten über die Klugheit, Pitt wurde entlassen. Er nahm das Bedauern der Nation mit sich und einige Zeit regnete es goldene Kapseln, in denen ihm die ersten Städte des Reiches das Ehrenbürgerrecht ertheilten. Das Heer aber, welches Cumberland befehligte, nahm eine starke Stellung bei Bielefeld und Herford. Es bestand aus 57.000 Mann, darunter 26,000 Hannoveraner und 10,000 Preußen; die übrigen waren Hessen (12,000), Gothaer 2000, Braunschweiger 6000, Bückeburger 1000.

(England.) (Cumberland.) (Pitt.)

Gegen sie rückten die Franzosen heran — 100,000 Mann unter Soubise, einem Prinzen des Hauses Rohan, welcher den eigentlichen Oberbefehlshaber, den noch in Wien bei der Kriegsberathung verweilenden Marschall d'Estrées vertrat. Sie sollten die preußischen Besitzungen am linken Rheinufer wegnehmen, Hannover besetzen und Magdeburg einnehmen. Einige Tausend Oestreicher stießen zu ihnen, die aus den Niederlanden kamen. Friedrich hatte befohlen, die Plätze Mörs und Cleve aufzugeben, die Festungswerke von Wesel zu sprengen und nur Geldern zu behaupten. Die Franzosen besetzten Wesel am 6. April und schlossen Geldern ein, im Mai sollten sie schon das ganze linke Ufer der Weser von dem Feinde gesäubert haben. Am 27. Mai traf d'Estrees bei der Armee ein und übernahm Soubise den Befehl über 20,000 Mann, die zwischen der Lippe und Ruhr standen. Die Befehlshaber waren angewiesen, nicht im Namen des Königs von Frankreich, sondern im Namen der Kaiserin zu handeln, deren Verbündeter jener sei **), und insbesondere die Furcht der Protestanten vor Religionsbeunruhigungen zu beschwichtigen.

(Franzosen.) (Estrees.)

*) Mahon, chap. 34.
**) Stuhr, I. 107.

Hunderttausend Mann Franzosen! Wer sollte nicht Heldenthaten erwarten, rasches Vordringen, heiße Schlachten! Nichts von alledem! Langsames Vordringen, Zaudern tritt uns überall entgegen. Der Grund lag am Feldherrn, am Heer, an der Regierung. d'Estrees paßte besser in eine Militärkanzlei, als auf das Schlachtfeld, er war der Mann des Raths, aber nicht der That. Eine Feder aus dem Lager schildert ihn vortrefflich: „er hat nie einen bestimmten Plan für den Feldzug gehabt, noch überhaupt einen solchen haben wollen; er hat stets nur Schwierigkeiten, die er zu überwinden, gesehen und er hat die ganze Zeit, in der ein Anderer sie überwunden hätte, damit vertrieben, sich Sorgen zu machen und sich zurückschrecken zu lassen. Das Unglück liegt in seinem Charakter. Er ist wider seinen eigenen Willen Intendant, Munitionär, Generalmajor, General der Artillerie, daß er nicht Zeit hat, Heerführer zu sein" *). Seine Berichte klagen in Einem fort über schlechte Wege, über Mangel an Lebensmitteln. Man hatte versäumt, Magazine zuvor anzulegen. Die Regierung war schwankend in ihrem Befehl, ob zuerst links nach Westfalen oder rechts gegen Hessen ein Zug zu unternehmen sei. Uebrigens hätte unter einem wagsamen Führer im fruchtbaren Deutschland die Armee Lebensmittel genug gefunden, aber sie war durch ihren Troß sich selbst und der Bevölkerung zur Last. Man war mit hohen Stellen verschwenderisch umgegangen. Im Heere befanden sich 41 Generallieutenants, 52 Brigadegenerale, lauter Marquis und Herzoge, dann die Prinzen von Geblüt und eine Menge vornehmer Freiwilliger. Diese Alle hatten ihre Frauen, ihre Sängerinen, Tänzerinen, Haarkräusler, Köche bei sich, und die Frauen wieder ihre Zofen, ihre Modehändlerin, ihre Salben und Wohlgerüche — man sprach von 12,000 Wagen für sie beim Troß. Um 10 Uhr ließen sich die Officiere, jeder vor seinem Zelte, den Zopf flechten und einpudern, von Haarkünstlern, welche den Degen an der Seite trugen. Das nahm viele Zeit hinweg. Die putzsüchtigen Officiere waren meist recht jung, es gab Oberste, die erst 15 Jahre alt waren. Was die Oberen thaten, machten die Gemeinen nach, auch sie wollten ihren Putz, ihre Mädchen. Die Armee lag müßig, kein großes Unternehmen gab den Geistern Spannung. Alle Zucht schwand, „unsere Truppen," heißt es, „gehen mehr dem Raub als den Flintenschüssen nach." d'Estrees sah sich genöthigt, in wenigen Monaten 1000 Plünderer und Nachzügler aufhängen zu lassen.

Unthätigkeit. Gründe.

Der Sieg bei Prag umgab Friedrich II. mit einem Ruhm, daß d'Estrees sich scheute, den Preußen nahe zu kommen. Mai, Juni, Juli vergingen, ohne daß etwas Entscheidendes geschah; erst die Kunde von Kolin und die Nachricht, daß ihm die Absetzung bevorstehe, trieb den Franzosen zur That. Er sandte rechts den Herzog von Orleans mit einem Corps gen Hessen-Kassel und der alte Landgraf mußte nach Hamburg fliehen **), er ließ links Ostfriesland und Emden, er rückte in der Mitte gegen Cumberland vor. Dieser war noch weniger ein Feldherr als d'Estrees, er wich fortwährend vor ihm zurück, selbst die haltbarsten Pässe vertheidigte er nicht, sogar die günstigste Gelegenheit zu siegen benützte er nicht. Unwillig rief Friedrich 5000 Preußen von seinem Heere nach Magdeburg ab. Aus Furcht, umgangen zu werden, zog sich der Engländer gegen Hameln zurück, wo er sich zu halten gedachte, ward aber 26. Juli 1757 beim Dorfe **Hastenbek** zum Schlagen gezwungen. Sein linker Flügel kam anfangs in's Gedräng, siegte aber schließlich durch die Tüchtigkeit

Estrees. Cumberland. Hastenbek.

---

*) Stuhr, l. c. 116.
**) Stuhr, I. 118.

der Hannoveraner und des 21jährigen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Doch Cumberland hatte den Kopf verloren und gab das Schlachtfeld vorzeitig auf und die Franzosen, die selber doppelt so viel verloren hatten und sich schon zurückziehen wollten, sahen auf einmal durch den Rückzug des Feindes, daß sie die Schlacht gewonnen hätten. Am Tage nach der Schlacht erhielt d'Estrees seine Abberufung. Am 4. August übernahm Richelieu den Oberbefehl, der Sieger von Minorca, der eben so emsig war, den Feind bis über die Elbe zu drängen, als in den Gebieten, die er durchzog, durch Erhebung von Kriegssteuern seine eigene Kasse zu füllen. Eine Stadt nach der andern zeigte den Franzosen ihre Unterwürfigkeit an, Cumberland wich wie betäubt von Stellung zu Stellung zurück bis nach Kloster Zeven zwischen Bremen und Hamburg. Die Armee, der Kriegsgefangenschaft drohte, war empört über den Feldherrn. Da vermittelte Friedrich V. von Dänemark einen Waffenstillstand, der Cumberland Rettung und Richelieu bei der Erschöpfung seiner Armee und der in ihr eingerissenen Zuchtlosigkeit Ruhe bot und Muße, die Mannszucht wieder herzustellen. Am 8. September wurde „die Convention von Kloster Zeven" unterzeichnet. Die Feindseligkeiten sollen aufhören. Die Truppen von Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Sachsen-Gotha und Lippe-Bückeburg gehen in ihre Heimat. Cumberland mit seinen Hannoveranern zieht sich über die Elbe nach Sachsen-Lauenburg zurück, nur in Stade dürfen 4—6000 Mann verbleiben. Richelieu behält bis zum Abschluß des Friedens Hannover, die Kurlande mit den Herzogthümern, Bremen und Verden mit Ausnahme von Stade und einem noch näher zu bestimmenden Umkreise. So die Convention, den Namen Capitulation hatte Cumberland entschlossen zurückgewiesen. Eine Convention bedarf jedoch der Bestätigung des Monarchen. Georg II. verwarf sie, er empfing den heimkehrenden Cumberland mit den bittern Worten: „Da ist mein Sohn, der mich ruinirt und sich selber beschimpft hat." Cumberland legte all seine Stellen nieder und starb im Dunkel und in Kummer 1765, 46 Jahre alt. So erreichte den unbarmherzigen Schlächter von Culloden seine Strafe. Friedrich II. aber rief aus, England habe ihn zu Grunde gerichtet, ohne sich selbst Etwas zu nützen. —

Richelieu. *Kloster Zeven.* *Convention.* *Ende Cumberlands.*

Ludwig XV. war voll Eifer für den Krieg. Eine zweite Armee von 25,000 Mann wurde im Elsaß zusammengezogen, Soubise kam an ihre Spitze. In Thüringen vereinte sie sich mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburgshausen, um in das Kurfürstenthum Sachsen und Friedrich in die Flanke zu fallen.

Als Friedrich mit 22,000 Mann über die Saale zog, um auf das Reichsheer und die Franzosen unter Soubise zu stoßen, ließ er das Hauptheer, welches die Lausitz und Schlesien vertheidigen sollte, unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern zurück: er sollte sich in guten Stellungen halten, in keine Schlacht sich einlassen, wenn nicht der Vortheil augenscheinlich auf seiner Seite sei, und die Armee bis Ende September erhalten, wo der König von seinem Zug gegen die Franzosen zurückgekehrt sein werde.

Bevern.

Winterfeld war ihm als Rathgeber zur Seite gestellt, der aber als Spion und Schmeichler des Königs und Anstifter des unheilvollen Krieges allen höheren Officieren verhaßt war. Bevern zog sich nach Görlitz zurück und bezog

Winterfeld.

auf dem linken Ufer der Neisse ein festes Lager. Winterfeld bezog auf dem rechten Ufer zwischen den Vorstädten von Görlitz und dem Dorfe Moys ein Lager. Bevern hielt diese Stellung für gefährlich, allein Winterfeld beharrte eigensinnig darauf und hielt die Oestreicher für viel zu träg und furchtsam. Diese überfielen jedoch unter Nadasdy kühn sein Lager und erstürmten das Dorf Moys. Winterfeld bekam einen Schuß in die Brust, dem er am nächsten Tage erlag. Die Preußen verloren 2000 Mann, 8 Kanonen und mußten ihr Lager in Brand stecken. Die Folge war, daß Bevern sich nach Liegnitz in Schlesien zurückzog, die Oestreicher rückten ihm nach. Er lagerte zuletzt bei Breslau, sie ihm gegenüber bei Lissa. Moys.

Diesen Schlag empfand Friedrich bitter. „Nie mehr finde ich wieder einen Winterfeld!" rief er. Später äußerte er: „er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch, er war mein Freund." Friedrichs kranker Bruder jedoch rief: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist" — und noch in seinen letzten Augenblicken sagte er: „Ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir so viel Kummer verursacht hat, aber Winterfeld ist derjenige, der es mir verkürzte." — In Bülows Leben des Prinzen Heinrich heißt es kurzweg von ihm: „Winterfeld fiel als Opfer des Krieges, dessen Anstifter er gewesen." —

Immer schwerer begannen die Folgen seiner Politik sich zu gestalten, immer düsterer wurden seine Aussichten — und Friedrich begann sich ernstlich mit dem Gedanken des Selbstmords vertraut zu machen. An Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit des Geistes glaubte er ohnehin schon lange nicht mehr. Was Wunder, daß er, dessen ganzes Leben ein Spiel auf Leben und Tod war, wenn die Würfel schlecht fielen, durch einen Schuß oder durch Gift sich von dem Gefühl der Schande des Erliegens zu befreien hoffte *). Friedrich denkt an Selbstmord.

Gift — 6 Pillen in einem Glase — trug er immer bei sich, man fand es nach seinem Tode noch ganz eingepackt **). Gegen den vollen Ernst seines Vorsatzes spricht nur, daß er zuviel von seinem Vorsatze schrieb. Gfrörer ***) macht die gute Bemerkung: „In der Oper singen die Helden, ehe sie sterben, aber nicht im Leben. Gefäße, die laut tönen, sind leer und wer sich eine Kugel durch den Kopf schießen will, spricht nicht auf offenem Markte davon. Die Epistel ist auf Effect berechnet und sollte die Welt in Erstaunen setzen." — In einem Sendschreiben an den Marquis d'Argens vom 23. September kündigt nämlich der König seinen demnächst erfolgenden Selbstmord an. Müde des Geschickes, das ihn verfolge, müde, sich unter der Last des Unglücks zu beugen, verkürze er die Bahn, welche ihm allzu freigebig die Natur vorgezeichnet, und stürze in den Kahn, der den Bauer wie den Fürsten in die Wohnungen ewiger Ruhe hinübertrage. In ähnlicher Weise schrieb er an seine Schwester Wilhelmine, die so eifrig für ihn Ausreißer aus der Reichsarmee warb und Zeitungsartikel schrieb, und machte ihr Herz von Sorgen schwer. Das Sendschreiben an d'Argens theilte er auch Voltaire mit und der spielte sogleich den Sittenrichter und schrieb ihm in hohen Worten einen Verweis †): „Sie lieben den Ruhm — Voltaire.

*) Preuß, l. c. II. 78
**) Preuß, l. c. II. 315.
***) Gfrörer, Achtzehntes Jahrh. IV. 250.
†) Oeuvres de Voltaire. 76. p. 49.

werden ihn aber auf diesem Wege verlieren. — Niemand wird Sie für einen Märtyrer der Freiheit halten. — An den Höfen hält man ihren Einmarsch in Sachsen für einen Bruch des Völkerrechts — man wird dann sagen, daß Sie an sich selber diesen Bruch bestraft haben, — ihn als voreilige Verzweiflung tadeln. — Was ich hier sage, ist die volle Wahrheit, der Salomo des Nordens wird sich noch mehr in der Tiefe seines Herzens sagen. Hören Sie doch Ihre höhere Vernunft, die Ihnen sagt, daß Sie nicht erniedrigt sind und es nicht werden können, daß, da Sie Mensch sind wie Andere, Ihnen in jedem Falle übrig bleibt, was andere Menschen glücklich machen kann, Güter, Würden, Freunde. Wer Nichts als König ist, kann sich sehr unglücklich fühlen, wenn er seine Länder verliert, aber ein Philosoph kann entbehren. Ihnen bleiben genug Länder übrig, um noch ein angesehener Fürst zu sein. Wenn Sie jedwede Größe verschmähen wollten, wie Karl V., wie die Königin Christine, wie König Kasimir und so viele Andere gethan haben, so würden Sie dieser Rolle besser als jene alle gewachsen sein; es wäre eine neue Größe für Sie. Endlich mögen alle Ausgänge sich schicken, nur nicht der verhaßte und klägliche, den Sie erwählen wollen. Würde es der Mühe lohnen, ein Philosoph zu sein, wenn Sie nicht als Privatmann zu leben oder als Fürst nicht das Mißgeschick zu ertragen verständen!" — So viel Sätze, so viel Stiche für Friedrich! Voltaire will eigentlich sagen: Markgraf von Brandenburg können Sie ja nachher noch immer sein. Warum spielen Sie denn den Philosophen, wenn Sie ein paar Schicksalsschläge nicht ertragen können; nehmen Sie die Früchte Ihres Thuns mit Ruhe hin, wie andere Menschen es auch thun können. Im Grund seines Herzens hatte eigentlich Voltaire eine boshafte Freude über das Unglück des Königs. So schreibt er an d'Alembert sogleich: „Er wird seine Erbstaaten verlieren, sammt denen, die er erobert hat. — Ich habe die Rache genossen, den König zu trösten — das genügt mir. — Verloren ist er, wenn kein Wunder geschieht. Jetzt mag er im Ernst den Philosophen spielen, welcher zu sein er sich stets gebrüstet hat." — Zum Glück für seinen Ruhm rief den König die Macht des Lebens bald von diesen Selbstmordgedanken und seichten Versen auf die Bahn der Thaten.

In seiner Bedrängniß hielt es der König nicht unter seiner Würde, der von ihm vielgeschmähten Pompadour zuerst 500.000 Thaler, dann das Fürstenthum Neuchatel und Valangin anzubieten, wenn sie für ihn einen Frieden auf ehrenvollen Bedingungen vermittle. Seine Schwester Wilhelmine, dann der Graf von Neuwied waren in dieser Angelegenheit besonders thätig. Unter den angebotenen Präliminarien waren Hauptpunkte, daß keine preußische Provinz abgetreten werden dürfe, daß ein Waffenstillstand eintreten müsse, um mit den Verbündeten sich verständigen zu können, daß diese mit eingeschlossen seien, daß Friedrich bereit sei, die alte Allianz mit Frankreich zu erneuern. Die Anträge waren nicht nur bald in Wien bekannt, Laudons Husaren fingen nämlich einen Courier mit bedeutsamen Briefen auf, sondern wurden auch in Paris entschieden abgewiesen *). Der Unterhändler Barbut aber wurde in die Bastille gesperrt und blieb über ein Jahr in Haft und von Ludwig XV. kamen der Kaiserin die entschiedensten Versicherungen zu, unerschütterlich an der Allianz festzuhalten.

Friedensangebote.

Voltaire gab der Markgräfin von Bayreuth den Rath, Friedrich solle sich an den Herzog von Richelieu wenden, von dem er wisse, daß er die Grundsätze seines Großoheims, des Cardinals, hege, daß nämlich zwischen Oestreich und Frankreich eine naturgegebene Feindschaft auf Leben und Tod herrsche und

Richelieu bestochen.

---

*) Stuhr, I. 52.

zwischen beiden ein Bündniß auf die Dauer unmöglich sei, ja für die Würde des französischen Volkes verletzend sei. Friedrich richtete nun ein äußerst schmeichelhaftes Schreiben an den liederlichen Richelieu: „Ich wende mich an Sie in Folge der Hochachtung, die Sie Jedermann einflößen, der Sie, wenn auch nur oberflächlich, kennt. Es gilt nur eine Kleinigkeit — Frieden zu schließen, wenn man nur will. Ich zweifle nicht, daß Ihr König, Ihrer schnellen Erfolge sicher, Sie auch in den Stand gesetzt hat, an dem deutschen Frieden zu arbeiten. Ich schicke daher einen Mann zu Ihnen, dem Sie völlig vertrauen können. — Wer Bildsäulen in Genua verdient, wer ungeachtet der größten Hindernisse die Insel Minorca erobert hat und im Begriffe ist, Niedersachsen zu unterwerfen, kann nichts Glorreicheres thun, als Europa den Frieden zu verschaffen. Das wird der schönste Ihrer Lorbeeren sein." — Die Schmeichelei war stark und wirkte nebst einem Geschenk von 100.000 Thalern — Deutschland war eine wahre Goldgrube für diesen Franzosen, der nach seiner Rückkehr nicht blos eine Million Schulden bezahlen, sondern auch prachtvolle Bauten aufführen konnte *). Richelieu antwortete artig, versprach das Beste, verkehrte häufig mit Vertrauten des Königs, mit ihm selber in Briefen, von denen jede Zeile eine andere Chiffre hatte. Sein Schwert schien von da an wie stumpf gegen Preußen, seine Berichte nach Versailles überströmen von Klagen über Mangel an Lebensmitteln, an guten Wegen, über Regen, über die Unmöglichkeit, dieses Jahr noch etwas Wichtiges vorzunehmen. Er entsendet, als der Befehl kommt, die Armee des Soubise zu verstärken, die schlechtesten Regimenter diesem zu Hilfe, er schließt mit Friedrich für Lieferung von Lebensmitteln im Halberstädtischen einen Waffenstillstand vom 17. October bis 15. April. Friedrich weiß, daß er dieses Mannes sicher ist, und läßt zur Deckung des Magdeburgischen nur 4000 Mann zurück. Geschickt wurden Berichte vom bevorstehenden Frieden zwischen Ludwig XV. und Friedrich verbreitet, um Oestreich mißmuthig zu machen und seine Verbindung mit Frankreich zu lösen **). Der König von Frankreich zeigte jedoch Entschlossenheit, er erklärte, nicht Frieden schließen zu können ohne Zustimmung seiner hohen Verbündeten.

Friedrich brach von Dresden nach Erfurt auf, um auf das Heer unter Hildburghausen und Soubise zu stoßen. Diese rückten heran, um den König auf sich zu ziehen, damit die Oestreicher ihre Kraft auf die Mark richten könnten. Die verbündete Armee wich jedoch nach Gotha zurück. Friedrich schrieb: „Ich kann die Leute hier zu Nichts bringen," ließ Seydlitz mit 15 Schwadronen zur Beobachtung zurück und kehrte um gen Berlin, in welches soeben eine Abtheilung Kroaten eingedrungen war. Feldmarschallieutenant Andreas von Hadik war es, der am 5. September Bautzen überfiel und 400 Mann gefangen nahm und 16. October zu einem Handstreich vor den Thoren von Berlin stand, mit 3500 Mann und Geschützen, das Köpeniker Thor sprengte, 2 von den 5 Bataillonen der Besatzung zusammenhieb und mit einer Brandschatzung von 250.000 Thalern vor dem mit 7 Regimentern anrückenden Moriz von Dessau wieder abzog, obschon Friedrich befohlen hatte: „diese Leute müssen unser sein, lebendig oder todt." Die Kaiserin lohnte dem kühnen Mann mit Ertheilung des Großkreuzes ihres Ordens und später mit dem ungarischen Krongut Futak.

Krieg in Thüringen.

Kroaten in Berlin.

Einige Tage nahm Friedrich in Hertzberg Stellung, Nachrichten abwartend, ob er sich nach Schlesien oder gegen die Franzosen in Thüringen wenden solle.

*) Mémoires de Richelieu IX., p. 175.
**) Stuhr, l. c. 219 und 361—62.

Da bat Keith in Leipzig um schnelle Hilfe gegen Soubise, der die Saale wieder überschritten hatte, und Friedrich brach eilig nach Leipzig auf und sammelte da
Roßbach. am 28. September ein Heer von 28,000 Mann und bezog bei **Roßbach** ein Lager. Die verbündete Armee bestand aus 33,000 Franzosen und 10,000 Reichskriegern, war also nochmal so stark als die preußische und dieß gab Hildburghausen, der ohnehin schon längst von Wien aus zu einer Schlacht gedrängt wurde, Muth, seinen Mitanführer Soubise zum Kampfe zu ermuntern, obschon er früher bemerkt hatte, mit 25,000 Mann kaiserlicher Truppen gedenke er viel mehr auszurichten, als mit 50,000 Mann Reichstruppen oder Franzosen. Es wurde beschlossen, die Preußen auf ihrer linken Flanke zu umgehen und dann im Rücken anzugreifen. Als der König eine Rückzugsbewegung gegen Merseburg machte, hatten die Franzosen Sorge, er möchte ihnen entfliehen und die Gelegenheit entreißen, Lorbeeren zu gewinnen. Wären sie ruhig stehen geblieben, so hätte sie der König mit seiner Minderzahl nicht anzugreifen gewagt und ihnen Sachsen überlassen müssen wegen der Gefahr Schlesien zu verlieren. Hastig zogen sie nun in langen Heersäulen und einem weiten Bogen um den linken preußischen Flügel herum, während Friedrich vom Dache des Herrenhauses zu Roßbach ihrem Marsche zusah. Der Plan war gut, aber die Ausführung ungeordnet. Es war am 5. November 2 Uhr Mittags, als der König den Befehl zum Aufbruch gab. Im Augenblick war die Armee auf dem Marsche, der durch einen Hügel verdeckt wurde. Um $3^1/_2$ Uhr stürzte sich Seydlitz mit seinen Husaren auf die Verbündeten und seine leichte Reiterei warf nach kurzem Kampfe die Kürassiere mit ihren großen Pferden. Da kam den Verbündeten unerwartet das preußische Fußvolk den Janushügel herunter und ihr schweres Geschütz bestrich deren lange Heeressäulen. Eine unnennbare Verwirrung entstand hier. Die Artillerie konnte sich aus den Kolonnen nur schwer herauswickeln, die Bataillone nur schwer formiren. Bloß die Oestreicher und einige Schweizer-Regimenter leisteten muthigen Widerstand. Von den Reichstruppen schossen viele in die Luft, warfen dann die Flinte weg und liefen davon. Alle Ordnung hörte auf. In anderthalb Stunden war der Sieg entschieden, die früh einbrechende Nacht machte der Verfolgung ein Ende. 5000 Mann, darunter 5 Generale und gegen 300 Officiere, wurden zu Gefangenen gemacht, 67 Geschütze, 7 Fahnen, 15 Standarten wurden erbeutet. Die Preußen hatten 165 Todte und 375 Verwundete, von der verbündeten Armee fand man über 2000 Verwundete und 700 Todte. „Unser größtes Glück war, daß es Nacht geworden ist, sonst wäre Nichts davon gekommen,“ so berichtet Hildburgshausen. — Napoleon, welcher das Schlachtfeld von Roßbach besichtigte, bemerkt in seinem Abriß der Kriege Friedrichs II. *): „Das Ergebniß des Kampfes bei Roßbach ist nicht außerordentlich. 22 bis 26,000 auserlesene gut geleitete Preußen mußten 45—50,000 Mann von der Reichsarmee oder von den Franzosen dieser Zeit schlagen, die so klägliche Anführer hatten. Aber eine Schmach und erstaunlich ist, daß diese von nur 6 Bataillonen und 45 Escadronen geschlagen worden sind. Nur ein solches Heer mit solchen Führern, die so verweichlicht und so kopflos waren, konnte einen solchen Flankenmarsch in der Nähe des Feindes machen, der eine gute Stellung hatte. Die Anordnung, welche der König traf, liegt in der Natur der Sache, verdient weniger Lob, als seine Gegner Tadel verdienen, denn sie ist ihm eingegeben worden durch ihren dummen Aufmarsch, der durch kein kampfbereites Beobachtungscorps gedeckt war, der keine Vorhut und keine Schützenlinie auf der Seite hatte, so daß in einer neblichten

(Marginal note: Napoleons Urtheil.)

*) Montholon. V. 214.

Jahreszeit und in einem Land, wo viele Hügel sind, jeden Augenblick ein Ueberfall zu erwarten war." —

Friedrich behandelte die gefangenen französischen Officiere besonders freundlich, er lud sie zu Tisch, entschuldigte sich mit der Dürftigkeit, er habe sie nicht so zahlreich und nicht so bald erwartet, er könne sich nicht gewöhnen, sie als seine Feinde zu betrachten, er habe kein Mißtrauen in sie; dieser Sieg betrübe sein Herz, er werde keine Freudenfeste darüber anstellen lassen; sie seien schlecht geführt worden und hätten von ihrer Tapferkeit keinen Gebrauch machen können. — Was Friedrich mit diesen schönen Worten anstrebte, erreichte er: das französische Volk ward für ihn gewonnen. Duclos sagte in seinen Memoiren: „Nach den Siegen bei Roßbach und bei Leuthen hat man in den Gesellschaften, auf den Spaziergängen, in den Schauspielhäusern von Paris mehr Preußen als Franzosen angetroffen. Die Wenigen, die noch für Frankreich fühlten, durften es kaum wagen, damit laut zu werden." Die Franzosen.

In Deutschland hatten sich die Franzosen durch ihre Plünderungen und Ausschweifungen verhaßt gemacht. St. Germain selber, welcher während der Schlacht mit einer Abtheilung bei Schortau stand, sagt in einem Briefe an einen Freund: „Ich bin Anführer einer Bande von Dieben und Meuchelmördern, die man rädern sollte, die sicher beim ersten Schuß davon laufen und immer bereit sind, zu meutern. — Das Land ist auf 30 Meilen in die Runde geplündert und verheert, wie wenn das Feuer vom Himmel darauf gefallen; kaum haben unsere Nachzügler und Marodeurs die Häuser stehen lassen" *). — Die Bauern fingen die flüchtigen Franzosen in den Wäldern auf. Der Sieg über diese Franzosen wurde leicht begreiflich in ganz Deutschland mit Freuden begrüßt. Das Reichsheer war schon lange ein Gegenstand des Spottes. — Kaunitz sah den Grund der Niederlage in der zweideutigen Haltung Richelieus. Auch Maria Theresia schob die Schuld der Niederlage nicht auf Hildburghausen, sondern auf die Franzosen **). Stimmung in Deutschland.

„Die Schlacht bei Roßbach verschaffte dem König nur die Freiheit, in Schlesien neue Gefahren aufzusuchen" — sagt Friedrich II. Trübe Nachrichten waren aus Schlesien eingetroffen, dieses Land schien verloren. Nadasdy hatte am 27. October die Laufgräben vor Schweidnitz eröffnet und, als die regelmäßige Belagerung ihm zu lange ging, in der Nacht des 11. November einen Sturm unternommen. Der Befehlshaber verlor den Kopf und übergab sich mit den 6000 Mann kriegsgefangen, 180 Geschütze, große Vorräthe und 230,000 Thaler fielen in die Hände der Oestreicher, die Festung selber deckte die Päffe nach Böhmen und gab den Oestreichern einen festen Halt in Schlesien. Maria Theresia trieb zur Eroberung der Hauptstadt und so kam es zu einer Reihe von Kämpfen, die unter dem Namen der Schlacht bei Breslau bekannt sind. Am 22. November griff Nadasdy den linken Flügel Beverns bei Kleinburg an. Die Stellung der Preußen war sehr fest, Ziethen insbesondere sehr thatkräftig, mit einem Verlust von 13 Kanonen wurden die Oestreicher zurückgeworfen. Auch der rechte Flügel der Preußen war siegreich, ihre Mitte aber ward zurückgedrängt. In der Nacht griff Ziethen den rechten Flügel der Oestreicher an, Bevern den linken, um sie über die Lohe zurückzutreiben. Es gelang nicht. Diese Kämpfe hatten Bevern 9000 Mann gekostet, mit den übrigen 18,000 zog er durch Breslau, wo er 5000 Mann zurückließ mit dem Befehl, sich bis auf's Aeußerste zu behaupten, auf das rechte Oderufer, um sie über Glogau dem König zuzu- Schweidnitz. Schlacht bei Breslau. Bevern.

---

*) Guerre de sept ans.
**) Arneth, l. c. I, 251.

führen. Friedrich hatte für die Behauptung von Schlesien ihn mit seinem Kopfe verantwortlich gemacht, die Stadt kam 24. November ohne Gegenwehr in die Gewalt der Oestreicher, der Commandant Lestwitz hatte den Kopf verloren, die Soldaten gingen zum Theil zu den Oestreichern über. Der Glaube war allgemein, Schlesien sei für Friedrich verloren. Als Bevern bei einem Ausritt von Kroaten gefangen genommen wurde, glaubte selbst Karl von Lothringen *), er habe sich absichtlich fangen lassen, weil ihm bange war vor dem Zorne des Königs. Bevern wurde nach Wien gebracht, dort frei gelassen und später von Friedrich, dessen Vertrauen er nie verloren, zum Befehlshaber von Stettin ernannt.

Schlesien huldigt Maria Theresia. Maria Theresia hielt ihr liebes Schlesien, von dem sie sich mit so schwerem Herzen getrennt hatte, wieder für gewonnen. Schon am 22. September hatte sie die Bewohner von Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glatz ihrer Gnade versichert und erklärt, daß, da der König von Preußen im vorigen Jahre zum vierten Male ihre Erblande angefallen, er sie damit vor Gott und den Menschen von den Verpflichtungen des Friedensvertrages befreit habe und ihr das Recht gebe, die abgetretenen Länder wieder zu erobern. Demnach habe sie den Generalen den Befehl gegeben, Niemanden zu stören oder zu beschweren, einen Jeden ohne Unterschied der Religion des kaiserlichen Schutzes genießen zu lassen und die ordentlichen Steuern einzuziehen. Der Regierungswechsel wurde allgemein als selbstverständlich hingenommen. Bei der Huldigung in Breslau verglich ein Prediger die Landeshauptstadt mit einer verlaufenen Magd **) und wandte auf sie die Bibelstelle an, wo Gott zu Hagar sagt: „Kehre wieder um zu deiner Frau und demüthige dich unter ihrer Hand.“ — In Wien war Alles voll rosiger Zuversicht, daß der blutige Krieg seinem Ende nahe. Nur Maria Theresia zeigte Maaß in der Freude und war nicht ohne Sorge für die Zukunft.

Friedrich kommt. Ihre Ahnung war nur zu richtig. Friedrich zog in Eilmärschen vom Schlachtfeld von Roßbach nach Schlesien. Keith mußte einen Streifzug nach Böhmen wagen, um die Oestreicher auf sich zu ziehen und ihm den Weg durch die Lausitz offen zu halten. Das Heer, das er von Roßbach herbeiführte, war durch das Gefühl des Sieges gehoben und diese Stimmung theilte sich bald auch den Resten des schlesischen Heeres mit, so sehr sie auch vorher entmuthigt und durch die vorangegangene Niederlage befangen waren. Alles wandte der König an, um die niedergedrückten Gemüther aufzufrischen. Nur ein großer Sieg konnte ihm Schlesien wiedergewinnen und er war entschlossen, die Oestreicher anzugreifen, selbst wenn sie, wie er sagte, auf den Thürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberg ständen. Ihre Stellung war fest und wahrscheinlich wäre Friedrich erlegen. Sie fehlten, da sie in die Ebene ihm entgegen herabstiegen und ihre Schlachtlinie zu weit — 2 Stunden von Nippern bis über Gohlau an das Schweidnitzer Wasser — ausdehnten. Daß sie diesen Gegner zu gering anschlugen, ist rein erdichtet ***), sie kannten die schreckliche Bedeutung ihres Feindes und sein kühnes Wagen nur zu gut. Und nie hat Friedrich wohl mehr seine Kühnheit, Alles auf Einen Wurf zu setzen, zu siegen oder zu sterben, seine Willensstärke gezeigt, als in diesem Kampfe. Hohes Spiel. „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst,“ redete er die versammelten Officiere an, „die dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens, alles

---

*) Arneth l. c.

**) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, V. 458.

***) Arneth, l. c. S. 261.

dieses hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seiner Batterie begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diese Gesinnung dem Heere bekannt. Ist Einer unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann heute noch seinen Abschied von mir erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu erleiden" *). — Keiner trat zurück. — „Das Regiment Cavallerie," schloß der König, „welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich alsbald nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonsregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel und ich lasse ihm die Borden von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder." Beim Aufmarsch sangen einige Colonnen fromme Lieder. Ein General fragte, ob die Soldaten schweigen sollen. „Nein," sagte der König, „lasse er sie, mit solchen Leuten wird mir Gott den Sieg verleihen." Ein Zeichen, wie in solcher Noth auch negativen Geistern das Gefühl kommt, daß die Entscheidung unseres Schicksales von einem höheren Wesen abhängt.

Friedrich rückte am 5. December mit 32,000 Mann und 96 leichten und 70 schweren Geschützen gegen die Oestreicher, 80,000 Mann mit 210 leichten Geschützen. Nachdem er einen sächsischen Posten unter Nostitz, der tapferen Widerstand leistete, geworfen, glaubte Lucchesi auf dem rechten Flügel, ihm gelte der Anprall und bat um Verstärkung, die Karl ihm sandte. Friedrich richtete aber seine ganze Kraft gegen den linken östreichischen Flügel unter Nadasdy. Es war die schiefe Schlachtordnung **). Leuthen.

Friedrich kannte hier jeden Fleck Erde, jede Wellung des Bodens, er hatte hier oft Uebungen veranstaltet, während die Oestreicher mit der Oertlichkeit wenig vertraut waren. Einmal waren die Preußen durch einen Hügel, wie durch einen Vorhang verdeckt, so wenig sichtbar, daß man meinte, sie zögen ab, und Daun rieth, sie ziehen zu lassen. Auf einmal stieß ihre ganze Kraft gegen den

---

*) Preuß, II. 105—6.

**) Archenholz sagt von ihr: „Nur die Preußen konnten mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit dieses Manöver ausführen. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben und so die gedrängte Menschenmasse bewegen zu lassen. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißweise nur einen geringen Raum ein und zeigt in der Ferne einen höchst unordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser Knäuel in der größten Ordnung und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strome ähnlich ist." — Das ist unklar. Napoleon hat einen eigenen Abschnitt Fréderic a-t-il créé un nouvel ordre de bataille? Qu'est ce que l'ordre oblique? in den Mémoires, die Montholon herausgab. Mémoires de Napoleon V. Paris p. 335—47 — und sagt dabei: „Ohne Zweifel ist diese Schlacht geeignet ein unsterbliches Zeugniß für die Willensstärke Friedrichs zu geben und setzt seine große Begabung zum Heerführer in ein helleres Licht, aber sie hat Nichts mit dem Manoeuvre in Potsdam gemein. Er verdankte diesen Sieg einzig der Ueberraschung, er gehört in die Reihe der Glücksfälle. Wenn der Herzog von Lothringen einen einzigen Posten vor seiner Front gehabt hätte, so hätte er erfahren müssen, daß der König nach rechts seine ganze Kraft hinwerfe, durch einen Sumpfboden ziehe, der unwegsam schien, um seinen linken Flügel anzugreifen, er hätte seine Reserve herbeigezogen, und zu gleicher Zeit hätte er seinen rechten Flügel und seine Mitte vorrücken lassen, hätte die preußische Armee in die Flanke gefaßt, während sie angriff, und hätte sie geschlagen. Es ist ein Mißgriff, eine Ueberraschung als eine beharrliche Schlachtordnung aufzuführen."

linken Flügel unter Nadasdy und da waren zum Theil jene meuterischen Wirtemberger, deren preußische Gesinnung wir oben schon kennen lernten und von deren Verbindungen der Kaiser*) noch kürzlich seinen Bruder gewarnt hatte. Diese Wirtemberger wollten als Protestanten nicht gegen die Preußen kämpfen, sie thaten keinen Schuß, gingen zu ihnen über oder flohen und brachten die Baiern, die neben ihnen standen, und zwei östreichische Bataillone in Verwirrung. So entstand eine Lücke in der Schlachtordnung. Karl hatte zwar angeordnet, die Wirtemberger in der zweiten Linie aufzustellen, aber es war nicht geschehen. Der französische Berichterstatter Obrist Marainville ist überzeugt**), daß Friedrich nicht angegriffen hätte, sondern lieber nach Parchwitz zurückgegangen sein würde, wenn er nicht die an Tüchtigkeit den Oestreichern nicht gleich kommenden Baiern und die Wirtemberger und die Schlachtordnung nicht zu ausgedehnt gefunden haben würde. Um 1 Uhr begann der volle Angriff auf den linken Flügel, vorn, im Rücken, in der Flanke, mit Uebermacht und nach kurzem tapferem Widerstand wurde die Stellung genommen und die ganze östreichische Schlachtordnung aufgerollt. Athemlos kamen die Regimenter heran, welche man nach dem rechten Flügel entsendet hatte, sie konnten sich aber nicht mehr formiren, die Linie ward auseinander gesprengt, die Unordnung war unaussprechlich. Die Massen zogen sich dann um das lange Dorf Leuthen zusammen und hier wurde der Kampf entsetzlich***). Ein wirtembergisches Regiment bewies hier die ganze Kampffähigkeit dieses Stammes, der früher den Vorstritt in den Schlachten des Reiches beanspruchte. Haus um Haus mußte erstürmt werden, dann der ummauerte Kirchhof und dann brach das Geschützfeuer die Linien der hinter dem Dorf aufgestellten Oestreicher. Die Schlacht war für sie verloren, 10.000 waren todt oder verwundet, 12.000 wurden gefangen, 116 Kanonen, 51 Fahnen wurden ihnen weggenommen. 17 Generale und fast alle Officiere waren getödtet oder verwundet. Die Preußen hatten 6300 Todte und Verwundete. Eine der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts war geschlagen. Die Nacht machte dem Widerstand und der Verfolgung ein Ende. Man legte sich nieder, wo man eben stand, Stille trat ein, wo eben noch der Kanonendonner hallte. Ein preußischer Grenadier stimmte das Lied an: „Nun danket alle Gott" — und aus tausend Stimmen erschallte der Siegesgesang. So ist der Mensch: man hatte Brüder erschlagen — und dankte nun Gott dafür. — Friedrich aber, durch seinen Sieg verwegen gemacht, versuchte noch einmal die Glücksgöttin: er ritt im Dunkel mit geringer Begleitung nach Lissa und hier in's Schloß, das von östreichischen Officieren wimmelte. Man war beiderseits überrascht. Der König grüßte: „Bon soir, messieurs!" Sie haben mich nicht so rasch erwartet." Ein ehrfurchtsvolles Ah war die Antwort. Keiner wagte Hand an ihn zu legen, so sehr hatte sein Sieg ihre Geister gefesselt. Bald kamen preußische Reiter nach — und nun waren sie seine Gefangenen.

Karl von Lothringen. Während Jubel im preußischen Lager, herrschte Schmerz und Sorge im östreichischen Hauptquartier zu Neukirch. Prinz Karl zitterte vor dem Anbruch des Tages, da er fürchtete, die Truppen nicht mehr in Ordnung zu bringen und von der Rückzugslinie auf Schweidnitz abgeschnitten zu werden †). Früh 7 Uhr gings über die Lohe, um 5 Uhr war man aber schon wieder in Schlachtordnung. Der Rückzug ging über Schweidnitz nach Böhmen, wo von 80.000 Mann nur noch

---

*) Arneth l. c. 510.

**) Stuhr. I, 383—84.

***) Vgl. den Bericht des Fürsten von Ligne, der als junger Officier der Schlacht beiwohnte. I. 65.

†) Arneth l. c. 265.

37.000 ankamen, entmuthigt, in einem erbarmungswürdigen Zustand. Ein neuer Fehler war, daß Karl 16.000 Mann nach Breslau verlegt hatte, das nicht haltbar war und nach 10tägiger Belagerung mit den großen Vorräthen an Lebensmitteln und Geld sich ergeben mußte. Die Oestreicher hatten von Schlesien jetzt nur noch die Festung Schweidnitz. — Der Jammer in Wien war groß, die Stimmung gegen Karl von Lothringen erregt. Er legte den Oberbefehl nieder, und ging als Statthalter nach Brüssel, wo er sich bald den Namen des guten Herzogs verdiente. 1780 sagte Friedrich II. auf die Nachricht von seinem Tode: „Sein Rheinübergang war schön, aber der arme Prinz hing von zu vielen Leuten ab. Ich dagegen handelte immer nur nach meinem Kopf, bisweilen nur zu sehr für mein Heil; er war schlecht bedient, man gehorchte ihm nur wenig, ich habe das eine vermieden und war des andern sicher, daß man mir gehorche *). Breslau.

Der Sieg bei Leuthen rettete Friedrich und erhielt ihm Schlesien. Er hatte allen Grund gegen seine Tapferen dankbar zu sein, insbesondere gegen Moritz von Dessau, gegen welchen er bei Kolin den Degen gezückt hatte. „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Schlacht, Herr Feldmarschall!" redete er auf dem Siegesfeld den Helden an. „Sie haben mir bei der Schlacht geholfen und Alles vollzogen, wie mir noch nie Einer geholfen hat." — Der Sieg bei Leuthen ward aber in England noch mehr gefeiert, als in Preußen. London wurde beleuchtet. Die Engländer, welche Friedrich als Religionsfeind betrachteten, waren wenige, die Mehrzahl hielt ihn für den Held des protestantischen Glaubens. Diese Ansicht war so verbreitet, daß König Georg II., obschon er sie im Herzen nicht theilte, sie zur Stütze seiner Forderungen an das Parlament bei Eröffnung desselben (Dec. 1757) machen konnte: „Eine andere große Angelegenheit, die mir am Herzen liegt, ist die Erhaltung der protestantischen Religion und der Freiheiten von Europa und in dieser Absicht zu meinen Verbündeten zu stehen und sie zu ermuthigen. Für diese Sache werde ich keine Lasten scheuen," u. dgl. Die Sorge um sie und Cumberlands Mißerfolge brachten das englische Volk in solche Erregung, daß ein Ministerium Pitt unumgänglich nothwendig wurde, so wenig auch der König den stolzen aufstrebenden Mann leiden mochte, der ihm durch das Geschrei des Volkes aufgedrungen war. Pitt hingegen, der wirken wollte, gab seine Abneigung gegen den Herzog von Newcastle auf, der den Schatz übernahm, während er selber Staatssecretär wurde mit der Leitung im Hause der Gemeinen und der obersten Leitung des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten. Die neue Regierung zeigte Entschiedenheit und Kraft und hob den Volksgeist und errang in kurzer Zeit große Erfolge zu Land und zur See. Die Engländer siegten in Amerika, eroberten Ostindien und hatten Glück in Deutschland. So sehr Pitt früher gegen die hannöverische Politik geeifert hatte, so beredt versicherte er jetzt seinen Landsleuten, er würde Amerika in Deutschland erobern und es sei der Engländer unwürdig,

Folgen des Sieges. England. Pitt Minister.

*) Mahon l. c. chap. 310.

ihrem König in einer englischen Angelegenheit sein angestammtes Fürstenthum rauben zu lassen*).

La Rochelle. Zunächst suchte Pitt den Hannoveranern und Preußen durch einen Angriff auf la Rochelle Luft zu machen. Am 8. September 1757 gingen 100 Fahrzeuge mit 10.000 Landungstruppen unter Admiral Hawke und General Mordaunt zur See. Der Zug mißlang durch die Uneinigkeit der Führer und die Säumigkeit des Admirals, der dafür vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Ein junger Officier, der dabei vergebens sich 500 Mann und 3 Schiffe erbeten hatte, mit denen er la Rochelle zu überrumpeln sich verbürgte, James Wolfe, wurde deßhalb von Pitt stets im Auge behalten und später befördert. Um Spanien auf die Seite Englands zu ziehen und seine Hilfe für die Wiedereroberung Minorkas zu gewinnen, bot ihm Pitt damals Gibraltar an, fand aber kein geneigtes Ohr. Um so mehr Glück hatte der Minister in Deutschland. Georg II. hatte in Wien vergebens um die Neutralität Hannovers während des Krieges angesucht, bald wurde das englisch-hannöverische Heer so stark, daß es die Franzosen vollauf beschäftigte, und es ihnen unmöglich machte an eine Belagerung Magdeburgs oder an einen Zug nach Sachsen oder nach Böhmen zur Vereinigung mit den Oestreichern zu denken. Von Friedrich II. ward der Prinz Ferdinand von Braunschweig als Befehlshaber der verbündeten Armee erbeten, nachdem die Convention von Kloster Zeven wegen der Räubereien der Franzosen für ungiltig erklärt worden war. Friedrich II. war die Wahl eines ihm treuergebenen Generals, eines eifrigen Freimaurers, der zugleich sein Schwager war, mehr als erwünscht. Prinz Ferdinand war damals 38 Jahre alt, auf der Höhe seiner Kraft, dabei gemessen, verschwiegen, muthvoll und fest, aber zugleich gewandt im Umgang und geschickt das Vertrauen der Mannschaft zu gewinnen. Am 23. November übernahm Ferdinand zu Stade den Oberbefehl und ward als Retter empfangen, und meldete an Richelieu, daß Georg II. die Convention von Kloster Zeven wegen Vertragsbruches für null und nichtig erklärt und ihn ermächtigt habe, die Waffen gegen die französische Armee zu ergreifen**). Rasch gings voran, am 4. Dec. ward schon Lüneburg besetzt und mußte die französische Armee sich hinter die Aller zurückziehen. Der Winter hemmte die weiteren Bewegungen. Das französische Heer, welches von 134.000 auf 80.000 herabgebracht war, dehnte seine Winterquartiere von Goslar über Braunschweig und Wesel bis Celle und Ostfriesland aus. Es war im kläglichsten Zustand. Clermont berichtete darüber an den König: „Ich habe Euer Majestät Heer in drei Classen getheilt gefunden. Die eine befindet sich über der Erde, besteht aus Dieben und Landstreichern und geht ganz in Lumpen; die zweite befindet sich unter der Erde und die dritte in den Krankenhäusern. Ich erbitte mir nun Euer Majestät Befehle, ob ich die erste Classe zurückführen oder hier so lange bleiben soll, bis sie sich mit den beiden anderen vereinigt hat***).“ — Richelieu wurde 16. Januar abberufen. Clermont, der an seine Stelle trat, war Abt von St. Germain de Prés, weshalb die Pariser witzelten, er predige wie ein Soldat und schlage sich wie ein Apostel! Der Verhöhnte war übrigens ein wohlmeinender Mann. Als Prinz des königlichen Hauses, hoffte man in Versailles, werde er durch sein Ansehen am leichtesten im Stande sein, die verschwundene Zucht in der Armee und das vermißte Ehrgefühl unter den Officieren herzustellen und dem deutschen Volke die Ueberzeugung zu verschaffen, wie es der ernstliche

Gibraltar.

Die combinirte Armee.

Ferdinand von Braunschweig.

Die Franzosen.

Clermont.

*) Macaulay Essays, Pitt.
**) Schäfer l. c.
***) Mahon, chap. 35.

Wille des Königs von Frankreich sei, daß seine Truppen ein gutes und anständiges Benehmen inne hielten *), und zugleich den Fürsten und Ständen Gewähr zu leisten, daß der König nur von dem Eifer für die deutsche Freiheit, die ihm über Alles werth sei, beseelt werde! Das war eine schwere Aufgabe. Im Heere war ein beispielloser Leichtsinn und eine Verwilderung ohne Gleichen eingetreten. Der Gehorsam war dahin; Officiere verließen hin und wieder ihre Wachtposten, um in der Nähe ein Menuet zu tanzen! — Die Gemeinen wurden nicht richtig bezahlt und plünderten, brannten und schändeten.

Ferdinand von Braunschweig ließ dem neuen Oberbefehlshaber nicht lange Zeit, die Armee wieder zur Ordnung zu bringen, er eröffnete schon Mitte Februar 1758 den Feldzug mit 30.000 Mann und bemächtigte sich Verdens und Hoyas. Friedrichs II. Bruder, Prinz Heinrich, rückte mit 8600 Mann über die Ocker in das Hildesheimische und bedrohte die Rückzugslinie der Franzosen. Diese leisteten entmuthigt wenig Widerstand, schon nach viertägiger Belagerung ergab sich Minden. Clermont räumte Hameln, Rinteln, zerstörte die Brücke über die Weser und kam mit Verlust von 15.000 Mann, von Vorräthen und Gepäck nach Wesel und von da auf das linke Rheinufer und nahm Stellung zwischen Maas und Rhein, gedeckt durch Wesel, Düsseldorf und Kaiserswerth. Ferdinand nahm Quartiere auf dem rechten Rheinufer. Soubise setzte mit seiner Heeresabtheilung Hanau in Vertheidigungszustand. Clermont klagte in Einem fort, daß seine Truppen unbekleidet, schlecht ausgerüstet, ermattet, des Krieges überdrüssig und zuchtlos seien, daß unter den Officieren, von den höchsten angefangen, ein schlechter Geist herrsche **).

Indeß wurde 1. April 1758 in London ein Subsidienvertrag zwischen Georg II. und Friedrich II. abgeschlossen, wonach England an Preußen jährlich 4,000.000 Thaler (670.000 Pfund) zahlte und der König von Preußen sich verpflichtete, diese nur zur Erhaltung und Vermehrung seiner Streitkräfte zu verwenden, welche zum Besten der gemeinen Sache dienen sollten, und beide Theile sich versprachen, keinen Friedens-, Waffenstillstands- oder Neutralitätsvertrag noch irgend eine andere Uebereinkunft mit den Mächten, welche an dem gegenwärtigen Kriege Theil genommen haben, anders als gemeinschaftlich und nach gegenseitigem Einvernehmen abzuschließen ***). Zugleich erklärte König Georg II., er wolle 50.000 Mann auf Kosten der britischen Krone und 5000 auf seine Kosten als Kurfürst von Hannover unterhalten, die im Einvernehmen mit dem König von Preußen den Krieg fortführen sollten. Deßgleichen werde der König von England nicht bloß den Krieg in Amerika fortführen, d. h. die Kräfte Frankreichs beschäftigen, sondern auch einen ansehnlichen Theil seiner Landmacht und die Canalflotte zur Beunruhigung des Feindes in einer nützlichen Diversion verwenden und zu diesem Zweck auf der Insel Wight ein Lager bilden. Pitt befürwortete diese Anträge in einer glänzenden Rede und das Parlament bewilligte mit allen gegen 3 Stimmen den Subsidienvertrag und die für das

Londoner Subsidienvertrag.

*) Schreiben des Kriegsministers bei Stuhr II. 44.
**) Stuhr II. 56.
***) Schäfer l. c. 546—74.

Heer in Deutschland nöthigen Summen im Betrag von 1,830.454 Pfund (38.000 Hannoveraner, Braunschweiger, Bückeburger und 12.000 Hessen).

Das Kriegsjahr 1758.

Frankreich möchte Frieden. Was Clermont von der Armee berichtete, machte tiefen Eindruck in Versailles. Gerne wäre man des ganzen Krieges losgewesen, aber man fand den Weg nicht, davon loszukommen. Die Nachricht vom Londoner Subsidienvertrag reizte hinwieder zur Fortsetzung des Krieges: es gehe deutlich daraus hervor *), daß Preußen und England den Schauplatz des Krieges nach Frankreich verlegen wollten, man müsse darum den Rhein behaupten; gewinne man Zeit, so erlange man Sicherheit. „Aber der König will seine Bundesgenossen nicht feig verlassen; es sind außerdem auch die Könige von England und Preußen neuerdings mit einander übereingekommen, auf keinen einseitigen Vergleich ohne Beistimmung des anderen, sei es in ihrer Eigenschaft als Könige oder als Kurfürsten, einzugehen. So hängt es also nicht von uns, noch von unseren Bundesgenossen ab, jene in diesem Augenblick von einander zu trennen. Es gibt kein anderes Mittel, zum Frieden zu gelangen, als das sich in den Stand zu setzen, den Krieg mit Kraft zu führen."

Der Krieg im Westen. Clermont bekam also Verstärkung, aber auch Mahnung, eine Schlacht zu liefern. Doch er war nicht der Mann kühnen Wagens. Ganz anders Ferdinand von Braunschweig, der mit 30.000 Mann bei Emmerich in der Nacht des 1. Juni den Rhein überschritt und die Franzosen, welche nur bei Rheinbergen kurze Zeit Stand hielten, vor sich hertrieb. Endlich stellt sich Clermont mit

Krefeld. 47.000 Mann bei Krefeld 23. Juni zur Schlacht auf einem Boden, der durch viele Gräben, Weidendickicht und Gehöfte beschützt, gegen 100,000 Mann vertheidigt werden konnte. Dennoch wagte Braunschweig, denn er kannte seinen Mann, nicht bloß den verwegenen Angriff, sondern die Umgehung des linken Flügels, wo Rochambeau und St. Germain ihn 1½ Stunden tapfer aufhielten, aber nicht unterstützt wurden. Zwei Drittel der Armee waren gar nicht zum Schuß gekommen und ein ernster Angriff wäre sicher verderblich für die Hannoveraner geworden. Doch Clermont zog sich eilig mit einem Verlust von 4000 Mann zurück, die Gegner hatten nur 1700 verloren und nahmen jetzt Düsseldorf und Roermonde. Clermont wurde nun wegen erwiesener Unfähigkeit abberufen — er war ein Nachkomme des großen Condé. Also auch dieser edle Name wie so viele andere war jetzt herabgesetzt. Starhemberg, ein scharfer Beobachter, schrieb damals aus Versailles: „Statt einer Besserung wird es hier von Tag zu Tag ärger. Denn hier wird Alles nur durch Cabalen, Ränke und persönliche Interessen geleitet, die größten und wichtigsten Geschäfte werden mit unbegreiflichem Leichtsinn vernachlässigt, die unbedeutendsten Dinge dagegen gleich den wichtigsten Angelegenheiten behandelt. Von einem Tage zum anderen ändert man die gefaßten Beschlüsse. Alle Anstalten werden verzögert oder nur sehr un-

*) Schreiben von Bernis an Clermont bei Stuhr II. 79.

vollkommen getroffen, statt wirkliche Thaten zu vollziehen, nur hochtönende, jedoch an und für sich Nichts bedeutende Reden geführt. Jeder will das Amt des Anderen und Keiner sein eigenes, wie es sich gebührt, besorgen. — Man darf sich von Frankreichs Mithilfe noch weniger Nutzen als bisher versprechen und muß, wenn wir ohne seine Mitwirkung den Krieg nicht fortführen können, auf einen baldigen Frieden denken *)."

Der ganze Krieg war gegen den Sinn des französischen Volkes und die Art, wie er geleitet wurde, nur geeignet den kriegerischen Geist niederzuhalten. Contades kam an die Stelle Clermonts, ein alter geübter Soldat, aber ohne höhere Begabung; er sollte Düsseldorf wiedergewinnen, dann die Maas, den Niederrhein, den Main behaupten, im Uebrigen aber bis zum Ende des Feldzuges soviel wie möglich in Feindesland und auf Kosten des Feindes leben und sich verpflegen **). — Soubise drang mit 18.000 Mann gegen Cassel vor. Bei Sangerhausen stand der Prinz von Isenburg mit ungefähr 7000 Mann, der sich nach sechsstündigem Gefecht mit dem französischen Vortrab unter Broglie zurückzog. Soubise nahm jetzt Nordheim, Minden und Göttingen. Nun sah sich Braunschweig, weil in der Flanke bedroht, und Contades sich gegenüber, der durch sächsische Soldtruppen verstärkt war, genöthigt über den Rhein zurückzukehren, was er in geschickter Art 8.—10. August bei Griethausen vollbrachte. Wenige Tage darauf gingen die Franzosen über den Rhein und breiteten sich bis zur Lippe aus. — Bereits waren 12.000 Mann englische Hilfstruppen unterwegs, die am 12. August in Bocholt zum Heere Braunschweigs stießen, dem es gelang die Vereinigung der beiden französischen Armeen unter Soubise und Contades zu verhindern. Er sandte Oberg mit 15.000 Mann ab, um die Hessen unter Isenburg an sich zu ziehen und Soubise von Cassel abzuschneiden. Soubise aber erhielt Verstärkung unter Chevert und warf Oberg 7. Oct. bei Luttenberg an der Werra zurück. Chevert hatte den Sieg gewonnen, aber Soubise bekam den Marschallsstab. Indeß nahte der Winter. Soubise räumte Hessen und nahm Quartiere zwischen Lahn und Main. Contades ging nach einem vergeblichen Versuch gegen Münster auf das linke Rheinufer zurück. Braunschweig lagerte sein Heer in den Bisthümern von Paderborn, Münster und Osnabrück. Also auch der französische Feldzug des zweiten Jahres war ohne erheblichen Erfolg. So viel Geld und Mannschaft war vergeudet.

Contades.

Sangerhausen.

Luttenberg.

Wie ganz anders, wie großartig ging es auf dem östlichen Kriegsschauplatz zu! Da waren nicht abstehende, sondern frische Kräfte thätig im Streit für zwei gewaltige Naturen: Maria Theresia, die durch den Adel ihrer Seele Jeden bezauberte, der mit ihr in Berührung kam, und Friedrich II., der durch seinen Genius die Krieger fesselte, und zum Sieg oder in den Tod trieb. Wie ward da beiderseits im Winter gerüstet, um im Frühjahr um Sein oder Nichtsein zu ringen, wie nach allen Seiten ausgespäht, um eine glückliche Gelegenheit sogleich an der Stirnlocke zu ergreifen: Friedrich in sich verschlossen und seine Pläne nur eröffnend, wenn er den Befehl zur Ausführung gibt, — Maria Theresia mittheilsam, wie eine Frau, und so kennen wir ihre Schmerzen, ihre Klagen, ihre Schwankungen, wie ihr schließlich festes Beharren.

Krieg im Osten.

Maria Theresia.

---

*) Der Gesandtschaftsbericht zum ersten Mal veröffentlicht bei Arneth l. c. 379—80.
**) Stuhr II. 117—52.

Da klagt sie über den König von Preußen: „Unter gesitteten Völkern haben von jeher die Einwohner auch im Krieg bei Haus und bei Hof bleiben können. Türken und Tataren führen zwar dieselbe in die Sclaverei, der König in Preußen macht es aber noch ärger, denn er raubt fremde Unterthanen und zwingt sie Eid und Pflicht zu brechen, Soldaten zu werden und gegen ihre eigenen Landesherren zu streiten. Sein ganzes Militär ist eine solche künstliche Maschine, welche jeden gemeinen Soldaten auch wider Willen nützlich und fechtend macht. Alle anderen Mächte werden durch den Krieg und öftere Schlachten entblößt; der König allein hat das Mittel erfunden, durch den Krieg seine Truppen zu ergänzen *)“. Dann klagt sie über Rußland, über die unsichere Gesinnung der moskowitischen Heerführer, über die Verrätherei Bestuschews. Letzterer wurde auch 25. Feb. 1758 verhaftet, seiner Würden und Aemter entsetzt, als Hochverräther zum Tode verurtheilt, jedoch von Kaiserin Elisabeth mit Verweisung auf ein Landgut im Inneren Rußlands begnadigt. Woronzow, sein Nachfolger, pflegte eifrig die freundschaftlichen Beziehungen zu Oestreich. Da man unter Bestuschews Papieren Beweise gefunden hatte, daß er sich mit dem Plane trug, Katharina als Vormünderin des jungen Kaisers Paul mit Uebergehung des Thronfolgers Peter zur Regierung zu bringen, so neigte sich letzterer einige Zeit hindurch gleichfalls den Oestreichern zu. Die Kaiserin Elisabeth selber war beharrlich für den Krieg gegen Preußen; sie gewährte schnell den Wunsch, ein russisches Hilfscorps von 30.000 Mann nach den östreichischen Erblanden abzusenden. Das andere Heer unter Fermor brach 6. Januar von Memel auf, besetzte am 7. Tage Königsberg, wo die Huldigung für die Kaiserin gefordert wurde, — und setzte sich im eigentlichen Königreich Preußen fest. — Getäuscht wurde Maria Theresia's Hoffnung auf Frankreich, schmerzbewegt sagte sie einmal zu Stainville, sie sehe wohl, die Vorsehung habe sie dazu bestimmt, ein unglückseliges Schicksal in Geduld zu ertragen, sie sei entschlossen, sich der gemeinsamen Sache als Opfer darzubringen. Zwar der Eifer Ludwigs XV. für den Krieg war entschieden, nicht minder war die damals tonangebende Pompadour für die dauernde Verbindung mit Oestreich thätig. „Ich hasse den Sieger mehr als je,“ schrieb sie nach der Schlacht von Leuthen an Kaunitz. „Ergreifen wir zweckmäßige Maßregeln, zermalmen wir zu Staub diesen Attila des Nordens und Sie werden mich eben so zufrieden sehen, als ich jetzt übler Laune bin **).“ — Aber was vermochten König und Pompadour gegen den Geist des Volkes, gegen die Abneigung der Armee! Bernis beugte sich vor den Schwierigkeiten und rieth, Frieden zu schließen und mit einem Waffenstillstand zu Land und zur See zu beginnen. — Europa erwarte diesen Frieden von der Weisheit des Königs und der Mäßigung des Wiener Hofes ***). Bald meldete sein Gesandter Stainville, Frankreich könne sich an der directen Kriegführung gegen Preußen nicht mehr betheiligen, aber es sei auch nicht mehr im Stande, die im geheimen Vertrage bestimmten Gelder zu bezahlen, die Summe müsse verringert werden. Ein Hilfscorps nach Böhmen, 24.000 Mann stark, ward anfangs versprochen, aber es kam nicht. Hinsichtlich der Kriegführung selber wichen die Grundanschauungen beider Mächte sehr von einander ab. Maria Theresia wollte ihre Macht zunächst nach Schlesien wenden, Frankreich dagegen drang darauf, daß zuvor Sachsen den Preußen entrissen werde. Die Kaiserin kam zuletzt zur Ueberzeugung: „Wir müssen operiren, als ob es gar keine Franzosen mehr gäbe, und uns nicht um ihretwillen unsere eigenen An-

Rußland. Bestuschew. Fermor. Preußen. Frankreich. Bernis.

*) Schreiben bei Arneth l. c. 287.
**) Arneth l. c. 277.
***) Arneth l. c. I. 295.

gelegenheiten verderben lassen. Daun muß Vollmacht erhalten, zu thun, was er für's Beste hält, und deßhalb benachrichtigt werden, daß er von jenen Heeren Nichts zu erwarten und demgemäß seine Maßregeln zu treffen habe." — Maria Theresia setzte zuletzt ihre Anforderung von 12,000.000 Livres auf 8,000.000 herunter und schrieb selber an den König, daß sie auf das Hilfscorps nach Böhmen verzichte. Nur Kaunitz erhielt ihren Muth zu Zeiten aufrecht. Aber es gab schmerzliche Stunden. Schließlich kam die Ueberzeugung hinzu, an welchen Gebrechen ihre Armee, ihre Verwaltung selber noch leide *). „Die Mittel abzuhelfen, schreibt sie 1758, sind nicht leicht, absonderlich in dieser Krisis die Verwirrung noch größer. Das ist alsdann auch die wahre Ursache meines so großen Kummers und meiner Betrübniß und warum ich mich täglich verstecke, weil ich meine eigenen Wunden nicht Allen entdecken kann, noch will, darum rede ich auch sehr ungern mit Anderen, weil ich nicht allzeit stark genug bin, mich zu überwinden und meine Unterdrückung sehen zu lassen." —

Der östreichische Kriegsplan war, Schweidnitz, das von Friedrich belagert wurde, zu entsetzen und dann mit einer Armee in Schlesien, mit einer zweiten in Sachsen zu operiren, zu welcher die Reichsarmee stoßen sollte, während mit der ersten ein russisches Hilfscorps von 30.000 Mann sich zu verbinden bestimmt war. Zum Oberbefehlshaber ward Daun ernannt, welcher seine Streikräfte in Böhmen sammelte. Friedrich hatte nämlich Bewegungen gemacht, welche auf einen Einfall in Böhmen schließen ließen. Daun nahm also mehr eine defensive Stellung und suchte Böhmen durch Verhaue zu schützen. Loudon sollte die Landshuter Zugänge decken. Jahnus stand zu gleichem Zweck im Glatzischen, Deville im östreichischen Schlesien. Der Prinz von Pfalz-Zweibrücken sollte mit der Reichsarmee, 32.000 Mann, in Böhmen sich mit 15.000 Oestreichern vereinigen und diese dann durch das Voigtland in Sachsen eindringen, wo Prinz Heinrich mit 40.000 Mann stand. Friedrich II. hielt das Vorrücken der Russen nicht für so nahe, gegen die Schweden hatte er Lehwald aufgestellt, wider die Franzosen hielt er sich durch die hannöverisch-englische Armee unter Braunschweig gedeckt. Der Vertheidigung zog er immer den Angriff vor, der ihm mehr Glückswechsel und mehr Gelegenheit bot, seine Gaben zu entfalten. Nicht auf Böhmen, wo Daun stark verschanzt stand, hatte es der Preußenkönig jetzt abgesehen, sondern auf Mähren und zwar auf Olmütz. Konnte er diesen Platz rasch erobern, so vermochte er von da aus die Oestreicher auf dem eigenen Gebiete zu beschäftigen und mit der Hauptmacht die Russen zu schlagen, alsdann umzukehren und vor Wien den Frieden zu dictiren **). Denn er hoffte, Daun werde, um Olmütz zu retten, seine feste Stellung verlassen und ihm Gelegenheit zu einer siegreichen Schlacht bieten. Das Gelingen des Planes hing vom baldigen Fall von Schweidnitz, von der Geheimhaltung und von der Schnelligkeit der Ausführung ab.

Kriegsplan für 1758.

*) Arneth I. 362.
**) Arneth l. c. Stuhr II. 1—39.

Schweidnitz. Schweidnitz, obschon von Thürheim tapfer vertheidigt, mußte sich früher ergeben, als man erwartet hatte. Am 15. April wurde nämlich ein Fort von den Preußen im Sturm genommen und jetzt war die Festung nicht mehr haltbar. Von 9000 Vertheidigern zogen nur noch 1500 aus der Festung. Ein Versuch die Stadt zu entsetzen, war nicht ohne eine Schlacht möglich und diese wagte Daun mit seinen noch wenig geübten Truppen nicht anzubieten. — Friedrich II. jedoch brach, als Schweidnitz gefallen, alsbald nach Neisse auf, gewann den Oestreichern einen Vorsprung ab, am 5. Mai standen die Preußen vor Olmütz. Olmütz. Der Schrecken in Wien war groß, man sah die Feinde schon an der Donau und drang in die Kaiserin, sich nach Graz zu flüchten. Doch diese erklärte, sie werde erst abreisen, wenn sie Friedrich vor den Thoren sehe. Bald zeigte es sich jedoch, daß der gefürchtete Feind sich verrechnet habe. Olmütz ergab sich nicht in wenig Tagen, wie er erwartet hatte; es war mit allem Nöthigen wohl versehen, mit Schießbedarf, Lebensmitteln, tapferer Mannschaft (9000 Mann) und einem entschlossenen und umsichtigen Befehlshaber, Feldzeugmeister Marschall. Erst nach 14tägiger Einschließung konnte die Beschießung beginnen und 42 Tage nach Eröffnung der Laufgräben war noch wenig Aussicht auf Eroberung des Platzes. Ingenieur Balbi hatte solche Fehler gemacht, daß Friedrich II. meinte, Vauban und Coëhorn würden ihn mit Eselsohren beschenken. Indessen rückte Daun heran, die Preußen zu umschließen, sie an Ausbeutung und Verheerung des Landes zu verhindern und ihnen bei günstiger Gelegenheit eine Schlacht zu liefern. Die Stellungen, die er wählte, waren schwer angreifbar; es gelang ihm sogar Verstärkung nach Olmütz zu werfen. Pulver und Lebensmittel gingen den Preußen auf die Neige, sie waren im Rücken bei Tag und Nacht von leichten Truppen umschwärmt, während aus der Festung glückliche Ausfälle gemacht wurden. Die Lage des Königs wurde sorgenvoll. Das Schicksal des Feldzugs hing zuletzt von der Ankunft von 4000 Wagen mit Lebensmitteln, Schießbedarf und Geld ab, welche, von 9000 Mann gedeckt, von Neisse aufgebrochen waren und sehnsüchtig erwartet wurden. Daß sie nicht kamen, Olmütz nicht fiel, Friedrich dagegen eilig abziehen mußte, das hat der Mann bewirkt, der fortan als sein ebenbürtiger Gegner auftritt, Gideon Loudon. Ohne Zweifel wäre die Wagschaale zu Gunsten Oestreichs gesunken, hätte man früher dieses Genie, mit dem zugleich ein reiner Charakter verbunden war, zu würdigen verstanden. —

Gideon Loudon. Gideon Loudon ist ein Livländer *). Die übliche Angabe, seine Familie sei im 17. Jahrhundert aus Schottland eingewandert, ist haltlos, da der Familienname schon im 13. Jahrhundert in den livischen Adelsregistern erscheint, auch die Namensschreibung und das Wappen der fraglichen schottischen und livischen Familie verschieden sind. Der Adel der Familie war alt, das Vermögen aber sehr bescheiden: „sie lebten schlecht und recht nach der Väter Sitte, bauten das Gut, ihr Vergnügen war Hühner- und Hasenjagd," die nachgeborenen Söhne suchten Kriegsdienst. Am 2. Februar 1717 wurde Gideon Laudon auf dem livländischen Gute Tootzen geboren. Sein Vater, Otto Gerhard, war verabschiedeter Obristlieutenant. Livland war nach schrecklichen Kriegen an die Russen gekommen, Jugend. die Jugend Loudons fällt also in eine Zeit der Noth und Verarmung, da die Städte zerstört, Kirchen und Schulen verbrannt, die Straßen eingegangen waren.

---

*) Der Name wird auch geschrieben: Lowdon, Louwdon, Lauwdohn, Laudohn, Laudon. Eine kriegswissenschaftliche Darstellung des Helden von Wilh. von Janko „Laudons Leben" erschien in Wien 1869. Frühere Biographien gaben Pezzl, Krsowitz, Hormayr, Kunitsch, Schweigerd. Eine eingehende Charakteristik bei Julius Eckardt „Russische und Baltische Charakterbilder." Leipzig 1876.

Es gab keine Universitätsstudien im Lande, ja nicht einmal mehr einen Gymnasialunterricht. Was Loudon in seiner Jugend wußte, lernte er von den Eltern oder von dem Geistlichen des Ortes, eine Schule hat er nie besucht, das Leben hat ihn belehrt und sein Wissenstrieb war immer lebendig. Die Eltern gewöhnten ihn an Selbstüberwindung; die Mutter, deren er noch in alten Tagen mit dankbarer Liebe gedachte, lehrte ihn besonders den Jähzorn bekämpfen. Loudon war ernst und schweigsam, gottesfürchtig und wahrhaftig. Eine Tante klagte, er sei gegen Damen immer rauh und unmanierlich gewesen. Als zweiter Sohn ohne Anspruch auf das Familiengut, ging Loudon, 16 Jahre alt, in das Pleskow'sche Infanterieregiment und gehörte 6 Jahre (1732—39) dem russischen Kriegsdienste an. Es waren harte Jahre; ohne Zuschuß von Haus aus, unter Leuten, bei denen nicht die abendländischen Begriffe von Ehre walteten, die einzig ihre Erholung im Branntwein oder bei Dirnen suchten, blieb der Jüngling rein und verlor sein edleres Streben nicht, und verstand die Lücken seiner Bildung auszufüllen. 1733 machte er den Feldzug nach Polen mit und unter Münnich den Sturm auf den Hagelsberg bei Danzig, bei dem alle Officiere seiner Abtheilung fielen und er — der junge Cadet — an der Spitze der Uebriggebliebenen den Sturmlauf fortsetzen mußte: sein zarter Körper erlag beinahe den Anstrengungen dieses Feldzuges. 1736 machte er den Feldzug nach der Krim mit und war bei den Sturm bei Perekop und Asow, dann bei der Belagerung von Octschakow, in der Schlacht bei Stawuschane. Loudon brachte es aber trotz aller Tapferkeit und Gewissenhaftigkeit nicht weiter als zum Premierlieutenant — selbst eine Reise, die er nach Petersburg machte, war erfolglos. Krumme Wege zu gehen, war wider seine Natur; sein einfaches, keusches, stolzes Wesen fiel unangenehm auf, gegenüber dem charakterlosen Treiben der frivolen genußsüchtigen Hauptstadt. Nur Ein Mann warf einen richtigen Blick in den Reichthum dieser frischen Natur, ein Oestreicher, Namens Hochstetten, der früher Hofmeister des Ministerialsecretärs Baron Binder in Wien gewesen war. Er rieth Loudon, in die Dienste der großen Kaiserin zu treten, und gab ihm Empfehlungen an Kaunitz und Binder mit. In Berlin riethen ihm aber (1746) Kameraden, lieber dazubleiben und in preußische Dienste zu treten und den König um eine Hauptmannsstelle zu bitten. Friedrich II. sah jedoch den blassen, ernsten, rothhaarigen Livländler einen Augenblick scharf an, ging dann an ihm vorüber und sagte zu seiner Umgebung: „Das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht *)". Er sollte es bitter büßen, eine Perle so hochmüthig weggeworfen zu haben. —

Feldzüge. *Bei Friedrich II.*

In Schönbrunn harrte Loudon im Vorsaal auf Audienz bei der Kaiserin, als ein unbekannter freundlicher Mann auf ihn zutrat und ihn um Namen und Stand und um sein Anliegen befragte und nach längerem Gespräch sich mit der Versicherung von ihm entfernte, er werde ihm Zutritt bei der Kaiserin verschaffen. Loudon wurde schnell vorgelassen und fand den freundlichen Mann an der Seite der Kaiserin, und hörte, daß er kein Geringerer sei, als der Kaiser selbst. Alsbald erhielt der Livländer eine Stelle als Hauptmann bei den Panduren Trencks und die Weisung, sogleich nach Baiern aufzubrechen. Trenck lernte die Fähigkeiten des Livländers bald schätzen, so daß er bei einer Revue auf die Frage des Generals: „Was haben Sie da für einen jungen Hauptmann?" die Antwort gab: „Er ist noch jung, aber er verdient bereits ein Regiment zu commandiren", aber sein Herz hat er bei dem rohen sittenlosen Treiben nie gewonnen. 1743 wurde Loudon bei Zabern im Elsaß auf den Tod verwundet und nur durch die

In Schönbrunn. *Trenck.*

---

*) La physiognomie de cet homme ne me convient pas.

Geschicklichkeit eines französischen Arztes gerettet. Mit dem wilden Panduren-oberst gerieth Loudon in einen Streit, der mit seinem Austritt aus dem Corps endete. Trenck verfolgte ihn dafür, wollte sogar in seinem Proceß eine Reihe seiner Unthaten auf Loudon wälzen. Dieser wußte sich aber, namentlich durch Vorzeigen der Befehle des Obersten, glänzend zu rechtfertigen, und wurde freigesprochen, während Trenck zu lebenslänglicher Haft auf den Spielberg verurtheilt wurde. Doch eine Anstellung erhielt Loudon erst 1748 als wirklicher Hauptmann beim
Grenzer. Liccaner Grenzregiment und 8 Jahre lebte er in dem abgelegenen Gospich, meist brütend über Plänen und Karten, keinen Spazierritt machend, ohne das Terrain
Studien. zu prüfen, und sich die möglichen Aufstellungen des Feindes und die beste Art, ihm zu begegnen, erwägend. Wenn seine Gattin — Clara von Hagen — über die ewigen Karten klagte, pflegte Loudon zu entgegnen: „Das brauche ich, wenn ich einmal Feldmarschall bin.“ Aber von einer solchen Stelle schien er weit entfernter als je. Denn 1754 brach ein Aufstand unter den Grenzsoldaten aus — nur Loudon, der trotz seines strengen Wesens außerordentlich beliebt war, wußte seine Mannschaft in Ruhe zu erhalten und mit ihrer Hilfe die Aufständischen zur Ordnung zurückzuführen. Für seine dabei bewiesene Umsicht und Mannhaftigkeit ward ihm kein Lohn, wohl aber Verfolgung seines Obristen zu Theil. Als Loudon 1756 am Krieg theilnehmen wollte, bekam er zur Antwort: „Sie taugen nicht zum Kriege, noch können Sie sich die nöthige Feldequipage anschaffen.“ Als er deßhalb nach Wien ging, fuhr ihn der Feldmarschall Neipperg mit den Worten an: „Was wollen Sie denn, auch ohne Sie kann der Preußenkrieg geführt werden.“ Sein Freund Hochstetten rettete ihn, dem schon Dienstentlassung drohte, durch Fürsprache bei Kaunitz, der an dem gedankenreichen und wortkargen Manne Gefallen findend, bei Maria Theresia für ihn ein Wort einlegte. Sofort wurde Loudon an die Spitze eines Corps von Liccanern gestellt, die ihn kannten und liebten. Jetzt war er im rechten Fahrwasser. Browne lernte den Kroatenführer, der so kecke Streiche mit so viel Schlauheit und Glück ausführte, bald schätzen,
Obrist. er beförderte ihn zum Obristen. Loudon schlug sich wie ein Löwe bei Prag, er war der unermüdliche Verfolger Keiths, als die Preußen abziehen mußten. Niemand, selbst Ziethen, übertraf ihn im Vorpostendienst. Niemand wußte besser den Feind zu necken, Magazine wegzunehmen, Geldtransporte, Depeschen abzufangen und ihm in steten Scharmützeln große Verluste beizubringen. Als Meister des kleinen Krieges stellte ihn selbst Friedrich, unter Vorwürfen an die Seinen, zum Muster hin. Als das Patent, das seine Ernennung zum Obersten enthielt, von Preußen abgefangen wurde, sandte es ihm Friedrich II. mit einem Glückwunsche zu. Der Prinz von Hildburghausen schrieb über ihn an den Kaiser: „Es ist zu bedauern, daß nur Ein Loudon vorhanden und dieser nicht in viele Stücke zu vertheilen ist, denn wahrlich dieser hat mit seinen wenigen Husaren mehr ausgerichtet, als alle Andern.“ — Loudon hatte dem Prinzen vor der Schlacht bei Roßbach gerathen, die Preußen in der Nacht zu überfallen und sie gar nicht sich formiren zu lassen, der Prinz aber geantwortet, „daß die Herren Franzosen bei Nacht nicht gerne marschirten.“ Bei Roßbach kam Loudon gar nicht zum Gefecht; die Erbärmlichkeit der Reichsarmee schilderte er in bitteren Zügen, die Ausgelassenheit der Franzosen widerte ihn an, ihn, den Mann der sittlichen Zucht und Strenge. Als ihm eine neue Beförderung zu Theil ward, jammerte Loudon, daß er unnütz daliege. Im März 1758 erhielt dieser Bayard der Armee das Maria-Theresienkreuz.

Auch Daun lernte den Mann bald schätzen, obschon sie Gegensätze waren, wie Fabius und Hannibal. Wenn der Transport das Lager der Preußen erreichte, so war Olmütz verloren; er kam nicht an — und Olmütz war gerettet. Beharr-

licher verfolgt der Indianer nicht die Spur seines Feindes, als Loudon dieß that; bei Domstadtl vernichtete er die Mehrzahl der Bedeckung und eroberte oder zerstörte den größten Theil der Wagen, obschon der König Ziethen mit 3000 Reitern zur Sicherung dem Zuge entgegengesandt hatte. Ziethen wurde abgeschnitten und mußte sich unter fortwährenden Gefechten nach Troppau flüchten. Loudon aber erhielt für diese Leistung den Rang eines Feldmarschallieutenants *). Domstadtl.

Friedrich hatte einen Fehlgriff gemacht. „Es ist keinem Zweifel unterworfen, schrieb Kaunitz an Starhemberg, daß er das Mittel gefunden, zwei bis drei Monate Zeit zu verlieren, seine Armee sehr zu erschöpfen, die Festungen von Munition zu entblößen und seine Reiterei sammt dem schlesischen Fuhrwesen zu Grund zu richten." Aber das Unglück gab immer wieder Friedrich neue Spannkraft. Im nämlichen Schreiben gesteht Kaunitz: „Man muß ihm das verdiente Lob zollen, daß kein Mensch besser und rascher gelernt hat, eine Belagerung aufzuheben." Der König theilte schnell den versammelten Generalen und Stabsofficieren das Unglück mit und in ihrer Tapferkeit liege jetzt das einzige Rettungsmittel; er drohte jedem Officier, der sich muthlos zeige und seine Mannschaft nicht ermuntere, mit Entlassung und Festungshaft. Da der Rückzug nach Schlesien versperrt war, so schlug der König den Weg nach Böhmen ein, über Konitz, Trübau und Zwittau. Der Rückzug ist ein Meisterstück. Der König war immer zum Schlagen bereit und gelangte mit allem Geschütz und Gepäck über Königgrätz und Friedland glücklich nach Landshut, obschon Loudon drängte und Daun folgte. Schwerlich wäre der Rückzug von so geringen Verlusten begleitet gewesen, wenn Loudon an der Stelle Dauns den Oberbefehl geführt hätte, denn er war kalt und vorsichtig und ruhig in der Gefahr wie Daun, aber dabei kühn und entschlossen, und während er sonst so ruhig und kalt war, in der höchsten Noth von einem Feuer beseelt, welches seine Umgebung mit fortriß. Daun war allzu vorsichtig und verstand nie den Erfolg eines Sieges auszubeuten; immer stolz und abgemessen, wußte er nie die Liebe der Mannschaft zu erwerben, während Loudon trotz seiner unerbittlichen Strenge von der Armee angebetet wurde. Fehler Friedrichs. Rückzug. Nach Böhmen. Daun und Loudon.

Zum Glück für Friedrich II. säumten die Russen mit ihrem Vormarsche, sonst wäre er diesmal zwischen zwei Feuer gekommen und verloren gewesen. Der Zug der Moskowiter ging sehr langsam voran, woran einmal das Parteitreiben in Petersburg, dann der Mangel an Lebensmitteln in den polnischen Provinzen schuld war. Die Russen.

Nach Königsberg besetzten die Russen Elbing (4. März), Danzig verschloß ihnen die Thore. Die Bürgerschaft fürchtete, die Russen nicht mehr fortbringen zu können, wenn sie einmal inner der Mauern wären, und zeigte sich zum Widerstand auf Leben und Tod entschlossen. Die Weichsellinie war jetzt in der Gewalt der Russen, aber erst die Drohung der Kaiserin trieb Fermor nach langem Zögern über den Strom. Nun erklärte er, ohne das Corps von 30.000 Mann, das zum Einmarsch in Mähren bestimmt war, nicht operiren zu können. Die Schweden wünschten, daß die Russen ihnen helfen Stettin zu Fermor.

*) Für Daun wurde eine Denkmünze geschlagen, auf der es heißt: Germanorum Fabius Maximus, cunctando vicisti, cunctando vincere perge. Das Dankschreiben der Kaiserin (abgedruckt bei Arneth I 376—77) an ihren Feldherrn ist warm: „Meine Freude ist um so reiner und vollkommener, je mehr ich die Größe der Gefahr erkannte." —

besetzen, diese gönnten ihnen aber eben so wenig Stettin, als die Schweden ihnen Danzig. Fermor wünschte eine Seehafenstadt zu haben, um zur See sich Lebensmittel beschaffen zu können, denn zu Land hatte dieß die größte Schwierigkeit, wegen der schlechten Wege und der Mordbrennerei der Kosaken, welche das Landvolk anreizten, den Flammen preiszugeben, was als Nahrung für Menschen und Pferden benützt werden konnte. Zwar ließ er Vielen auf Klage die Ohren abschneiden, aber er vermochte die Ausschweifungen dieser Wildlinge nicht zu hemmen, es ward nachher wie vorher gemordet, geschändet, geraubt, gebrannt, das Land glich bald einer Wüste. Fermor selber ließ übrigens die Stadt Küstrin, wohin die Landleute ihre Habseligkeiten gebracht hatten, in Brand schießen, ohne einen Nutzen davon zu haben, denn die Festung vermochte er doch nicht zu nehmen. Friedrich kam durch das, was er hörte und sah, durch die Klagen der Landleute in eine äußerst gereizte Stimmung; er befahl, keinem Russen in der Schlacht das Leben zu schenken. „Die Preußen geben kein Quartier", tönte durch die Linie; „wir auch nicht," antworteten die Russen. —

Verwüstungen.

Der König rechnete auf einen Kampf der Verzweiflung und gab seinen Generalen die Weisung, was zu geschehen habe, wenn er in der Schlacht erschossen werde. Schon am 10. August hatte er an seinen Bruder Heinrich, der Vormund des jungen Königs mit unumschränkter Gewalt sein sollte, ein Schreiben gerichtet und ihm befohlen, im Falle seines Todes mit solchem Nachdruck zu handeln, daß der Feind keine Aenderung im Oberbefehle wahrnehme. „Mein gegenwärtiger Plan ist folgender: die Russen wo möglich auf's Haupt zu schlagen, alsdann Dohna sofort wieder gegen die Schweden zu schicken und selbst mit meinem Corps zurückzukehren, entweder der Lausitz zu, wenn der Feind von dieser Seite eindringen sollte, oder wieder zur Armee in Schlesien zu stoßen und 6000—7000 Mann nach Oberschlesien zu entsenden, um Deville zu verjagen, der es beunruhigt; was Euch betrifft, Euch nach den darbietenden Umständen handeln zu lassen, da man die Entwürfe des Feindes nur stören muß, bevor er sie zur Reife bringen kann. — — — In der Politik ist es gewiß, daß wenn wir diesen Feldzug gut bestehen, der Feind, matt und erschöpft durch den Krieg, der erste sein wird, Frieden zu begehren. Ich schmeichle mir, daß man im Laufe des Winters dahinkommen wird." —

Testament.

So langsam die Russen hergezogen, so schnell kamen die Preußen heran, in Eilmärschen, durch Sand, in der Augusthitze. Fermor stand von der Beschießung von Küstrin ab und zog sich in eine für ihn uneinnehmbar geltende Stellung bei Zorndorf zurück, in einer Moorwildniß, gedeckt durch Sumpf und Wald und einen kleinen Fluß, die Mützel. Seine Stärke war das Fußvolk. Seine Schlachtordnung war ein großes Viereck, etwa eine Stunde lang, eine halbe breit, in der Mitte das Gepäck. Diese Stellung im Viereck war eine Erfindung Münnichs gegen die heranstürmenden Schwärme der türkischen Reiterei. Der Russe hält Stand, Napoleon nannte ihn eine wandelnde Festungsmauer, man muß ihn tödten, er flieht selten. Friedrich hielt den Sieg für leicht. Keith hatte vergebens gewarnt, er lasse den russischen Soldaten nicht Gerechtigkeit widerfahren, er werde aber schon anderer Meinung werden, wenn es zur Probe komme. Des Königs

Zorndorf.

---

*) Déposition testamentaire. Oeuvres IV. 261.

Uebergang über die Oder, die Umgehung des russischen Lagers, die Aufstellung zur Schlacht ist meisterhaft. Der Kampf, der von dem Orte Zorndorf den Namen hat, begann am 25. August Morgens um 9 Uhr, 32.000 Preußen mit 117 Geschützen gegen 52.000 Russen mit 180 Kanonen. Der Angriff galt dem rechten russischen Flügel, die Wirkung von 40 Geschützen auf die dichtgedrängten Massen war entsetzlich — doch die Lücken füllten sich immer wieder, kein Mann wankte, alle wollten siegen oder sterben. Da entstand im Aufmarsch der preußischen Linie eine Lücke, in welche sich die Russen mit wildem Geschrei stürzten, 15 Bataillone wichen und 15 Kanonen wurden den Preußen entrissen. Doch das Vordringen der Moskowiter selber geschah in Unordnung. Dieß bemerkte Seydlitz, warf die russische Reiterei und stürzte sich dann auf das Fußvolk. Der König hatte ihm schon früher befohlen vorzurücken und als dies nicht geschah, weil Seydlitz seine Reiterei nicht unnütz dem Kanonenfeuer aussetzen wollte, den Befehl „bei Verlust des Kopfes“ wiederholen lassen. „Sagen Sie dem König,“ entgegnete Seydlitz, „nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache.“ — Die Russen wurden durchbrochen, niedergehauen oder in Sümpfe gedrängt. Gnade wurde nicht gegeben, noch verlangt. Ein Augenzeuge *) schreibt über diese noch nie erlebte Schlachtscene: „sie standen wie Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie die Patronen verschossen. — Waren ganze Linien zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die gleichsam auch so abgefertigt zu sein wünschten. Es war leichter sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war nicht hinreichend sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte!“ So wurde der rechte russische Flügel vernichtet. Die Verwirrung war entsetzlich und von der Rohheit der gemeinen Russen jener Zeit erhalten wir ein Bild, wenn wir bei demselben Schriftsteller weiter lesen: „Viele geriethen unter die Bagage, die Marketenderwagen wurden geplündert und der Branntwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die russischen Officiere die Fässer in Stücke, die Soldaten warfen sich der Länge nach auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, Andere massacrirten ihre Officiere und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.“ —

Seydlitz.

Es war Mittags 1 Uhr und wurde kurze Rast gehalten, dann gab Friedrich den Befehl zum Angriff des linken russischen Flügels, den der fähige Browne befehligte. Es war ein heißer Tag. Vor der russischen Reiterei wichen 13 preußische Bataillone und Alles stand in Gefahr. Da war es wieder Seydlitz, der rettete und mit 31 Schwadronen die russische Reiterei auf das Fußvolk warf, bis das preußische Fußvolk herankam und die Russen gegen die Mützel drängte. Doch die Brücken waren abgebrochen — nun begann der Kampf mit blanker Waffe, da die Munition ausging, Mann gegen Mann, die einen trieb Verzweiflung, die anderen Rache; man stritt mit unaussprechlicher Erbitterung, bis die Nacht herniedersank und Ermüdung dem Kampfe ein Ende machte. Ueber 20000 schliefen den ewigen Schlaf. Die Russen hatten 19.000 Todte und Verwundete, und hatten 3000 Gefangene und Vermißte und 103 Kanonen verloren, die Preußen zählten 10.000 Todte und Verwundete, 1400 Gefangene und Vermißte und hatten 26 Kanonen eingebüßt. Fermor hielt um Waffenruhe an, um die Todten zu begraben und die Verwundeten aufzulesen. Es wurde ihm entgegnet,

*) Archenholz, Geschichte des 7jähr. Krieges, 1758.

dieß sei ohnehin Sache des Siegers. Der König begrüßte Seydlitz als den, welcher am meisten zum Siege beigetragen habe. Dieser aber schob die Ehre der gesammten Reiterei zu. Am andern Morgen kam es nur zu einer kurzen Kanonade, da der Infanterie die Munition ausgegangen war. In Nacht und Nebel zog sich dann Fermor gen Landsberg zurück, die Russen, die sich übrigens gleichfalls den Sieg zuschrieben, hatten keine Lust sich weiter zu schlagen Der russische General Panin bemerkte gut: „Wir haben zwar den Wahlplatz behauptet, allein todt, verwundet oder betrunken." Nach fruchtloser Belagerung Kolbergs ging dann Fermor über die Weichsel in die Winterquartiere zurück. Der König ließ jedoch 17.000 Mann unter Dohna gegen sie zurück und brach mit 28.000 Mann nach Sachsen auf.

Sachsen. Hier hatte sich Prinz Heinrich zu vertheidigen, worin der feingebildete Herr eben so viel Geschick hatte, als sein königlicher Bruder zu kühnen Angriffen. Durch Fermors Eigenwilligkeit, der leicht hätte nach Berlin vordringen können, durch Dauns zu weit gehende Bedachtsamkeit war die beste Gelegenheit, daß Oestreicher und Russen sich vereinten und Friedrich erdrückten, verloren gegangen. Wenigstens hätte Daun Dresden und ganz Sachsen von den Preußen befreien können, aber er wollte nicht von Stolpen vorandringen und der Pfalzgraf von Zweibrücken nicht von Pirna und so blieb Prinz Heinrich, den die Reichstruppen vorn anzugreifen, den Daun im Rücken zu fassen Gelegenheit hatten, unbehelligt in Gaming. Während der Abwesenheit Friedrichs hatte man außer der Besitznahme der kleinen Festung Sonnenstein 5. Sept. Nichts erreicht. Allerdings war der Geist der Reichsarmee nicht der beste, so daß der Anführer dem französischen Bevollmächtigten offen gestand, zwei Drittheile würden zu den Preußen übergehen, wenn man ihnen das möglich mache *)! Durch sein kühnes Vorgehen, durch seine Siege über die verhaßten Franzosen und Russen, war Friedrich der Held für viele Deutsche geworden. Allein Daun hätte auch ohne die Reichsarmee Macht genug gehabt, Sachsen zu befreien, hätte er vor zu viel Bedenken nicht die Kraft zur That verloren. Endlich am 11. September sollte die Elbe überschritten und Prinz Heinrich angegriffen werden. Da lief die Nachricht ein, der König sei schon in Dresden eingetroffen, und Daun zog sich vorsichtig in seine feste Stellung bei Stolpen zurück. Wie kühn war dagegen Friedrich in seinen Entschlüssen, wie rasch in seinen Bewegungen.

Friedrich und Daun. Eben hatte der König 24 deutsche Meilen in 7 Tagen zurückgelegt und sein Heer war schlagfertig, wenn auch in abgenützten Kleidern, „Grasteufel, die aber beißen!" „Wir," schrieb der König, sind im Stande uns zu schlagen und tüchtig zu schlagen, wenn nur die dicke Excellenz von Kolin ihren Kragen dazu hergeben will." Das aber wollte Daun nicht, seine Stellung war so günstig, daß Friedrich klagte, er wolle sich an ihm nicht die Nase einrennen. Alle Versuche, Daun aus seiner Stellung herauszulocken, schlugen fehl. Aber auch die

---

*) Stuhr, l. c. II.

Mahnungen seiner Kaiserin schlugen fehl, die mit gleicher Ungeduld, wie Friedrich, nur aus anderen Absichten, auf sein Zögern hinsah. Wenn das Jahr nur mit einer bedeutenden That, etwa der Eroberung von Neisse abschlösse! Endlich brach Daun auf, aber nur um bald wieder festzusitzen bei Kittlitz in einer Stellung, welche die Straßen nach Sachsen, Böhmen und Schlesien beherrschte. Jetzt brach auch der König auf und lagerte sich bei Hochkirch, in leicht angreifbarer Stellung Hochkirch. wie zu Füßen seines Gegners, auf den Schrecken seines Namens vertrauend. Keith warnte: „Wenn die Oestreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden!" „Es steht zu hoffen, entgegnete Friedrich stolz, „daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten —" eine Verachtung des Feindes, die sich schwer rächen sollte. Dießmal waren es nicht blos einzelne Führer wie Loudon und Lacy und Montazet, sondern die Stimmung der ganzen Armee, welche des ruhig Daliegens satt eine Schlacht verlangte: „wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle davongejagt zu werden, wenn wir diesen herausfordernden Trotz der Preußen ungestraft lassen." Daun beschloß einen Ueberfall: mit der blanken Waffe sollte der rechte Flügel der Preußen unerwartet angegriffen, Hochkirch genommen werden; sei dieser Flügel geschlagen, so solle der Angriff auf den linken beginnen. Um den Feind zu täuschen, blieben die Zelte stehen, das Lager besetzt, wurden die Wachfeuer unterhalten, Holz gehauen, wie um Verschanzungen zu machen, während Wege gebahnt wurden, riefen einander und sangen die Arbeiter, — all dieß, um den Aufmarsch den feindlichen Vorposten zu verdecken. Dennoch bemerkten diese etwas Ungewöhnliches; Seydlitz und Ziethen warnten den König dringend; es wurde auch an einige Brigaden Befehl gegeben, aufzustehen, die Pferde zu satteln, gegen Morgen aber der Befehl zurückgenommen, der Soldat überließ sich dem Schlafe. Wenn Vorräthe eingetroffen, wollte der König am 14. October eine andere Stellung beziehen.

Es war 4 Uhr in der Frühe des 14. October, als die Oestreicher stille dem rechten Flügel der Preußen nahten. Wie die Glocke auf dem Thurme zu Hochkirch 5 Uhr schlug, begann der Ueberfall mit solcher Gewalt, daß die Hochkirch. Freibataillone vor Hochkirch im ersten Anlauf niedergehauen oder gegen das Dorf zurückgeworfen wurden. Viele wurden im Schlafe niedergestoßen, Andere stürzten noch nicht angekleidet dem Feind entgegen. Das Kriegsgeschrei hallte durch das Lager, der erste Kanonenschuß weckte den König. Ziethen hatte, vor einem Ueberfall besorgt, nicht absatteln lassen und griff mit seiner Reiterei an. Der Kampf wogte um Hochkirch hin und her, bis es $5^1/_2$ Uhr den Oestreichern gelang, die dortstehende große Batterie von 26 Geschützen zu nehmen. Jetzt griff Aremberg den linken Flügel der Preußen an und durchbrach ihn nach heftigem Kampf. Aber da zeigte sich die Disciplin der preußischen Armee in der glänzendsten Weise: rasch waren die Reihen hinter dem Dorfe geordnet und nun griff ein Bataillon nach dem andern die Oestreicher in Hochkirch an. Vom Besitze des Ortes hing die Entscheidung ab — mit erbitterter Tapferkeit wurde darum gerungen, bis es schließlich in der Hand der Oestreicher blieb. Um 10 Uhr war der Sieg entschieden. Die Preußen machten einen geordneten Rückzug, eine halbe Meile davon standen sie wieder in Schlachtordnung. Daun ließ nicht verfolgen, er kehrte in sein Lager zurück — aber mit 101 eroberten Geschützen, 28 Fahnen, 2 Standarten. Die Preußen hatten 9000 Todte und Verwundete, die Oestreicher 5600. Unter den gefallenen Officieren der Preußen war der Feldmarschall Keith und der Prinz Franz von Braunschweig, tödtlich verwundet war der Fürst Moritz von Dessau.

Die Nachricht vom Siege traf in Schönbrunn am Abend des 15. October ein, als eben die Großen des Reiches Maria Theresia zu ihrem Namenstage beglück-

wünschten. Alle eilten in die Schloßkapelle, um Gott für den Sieg zu danken. Um den Sieger zu lohnen, widmete die Kaiserin 250.000 Gulden zu einem Familien-Fideicommiß. Aremberg wurde Großkreuz ihres Ordens, aber auch Loudon. Loudon, von dem Daun in dem Schreiben, worin er seiner Herrin den Sieg meldete, bemerkte: „Man muß diesen Sieg der Tapferkeit und Ausdauer von Dero Truppen, ganz besonders aber der Infanterie und den Granitzern unter Anführung des Generals Loudon zuschreiben.“ Letzterem ward der Auftrag zu Theil, dem nach Schlesien Abziehenden zu folgen, und er hat ihn nicht wenig belästigt. Als Loudon in Folge furchtbarer Anstrengungen schwer erkrankte, sandte Maria Theresia ihren Leibarzt van Swieten; als er genas, berief sie ihn nach Wien, wo ihm ein glänzender Empfang zu Theil wurde; er erhielt sammt seinem Bruder und seinen Neffen den Reichsfreiherrnstand und das Incolat des böhmischen Herrenstandes, was ihm aber noch wichtiger, den Oberbefehl über eine Abtheilung von 18.000 Mann für das nächste Kriegsjahr. Für Prunk und Feste war übrigens Loudon wenig geeignet; als die Kaiserin während eines Festabends sich mit ihm unterhalten wollte, fand ihn Aremberg mit Mühe in der dunkelsten Ecke eines Nebengemaches und er brachte ihn zu Maria Theresia mit den Worten: „Er war wie immer hinter der Thüre, ganz beschämt darüber, daß er so viel Verdienste hat *).“ Gellert **), welcher nach dem Kriege in Karlsbad mit ihm viel verkehrte, schilderte Loudon also: „Ernsthaft, bescheiden, halb traurig, der wenig redete, aber ernsthaft und wahr redete, Nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, seiner Art sich zu kleiden, eben diese gefällige Einfachheit und Anständigkeit zeigt, die in seinen Reden herrscht. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen, hager, hat nachsinnende, tief im Kopf eingeschlossene lichtgraue Augen, oder auch fast bläuliche und etwas röthliche Augenbrauen. — Ich habe aus seinem Munde Nichts als Gutes und Erlaubtes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unserer Kirche (Loudon war nämlich zur katholischen Kirche übergetreten.). Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war seine beständige Klage, daß er nicht studirt habe. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine Aufmerksamkeit auf Alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften.“ —

Was auf Hochkirch folgt. Loudon an Launs Stelle — wie ganz andere Früchte hätte der Sieg bei Hochkirch Oestreich eingetragen! Friedrich war nicht gebeugt, er schrieb: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen und das Spiel ist nicht verloren. Wir werden uns einige Tage hier erholen, dann nach Schlesien gehen und Neisse befreien.“ Neisse. So geschah es. Daun wußte den Entsatz Neisse's, dessen Fall nahe war, nicht zu verhindern. 3. November mußte Harsch sich von der Stadt, der er hart zugesetzt hatte, zurückziehen; auch die Berennung Kosels mußte aufgegeben werden. So Dresden. langsam bewegte sich indessen Daun gegen Dresden (was zur Folge hatte, daß Schmettau die Vorstädte niederbrennen ließ), daß Friedrich Zeit hatte, aus Schlesien zur Vertheidigung der Hauptstadt Sachsens herbeizukommen. Auch Leipzig wurde entsetzt, welches Reichstruppen und Oestreicher unter Habik eingeschlossen hatten. Das Reichsheer zog dann nach Franken in die Winterquartiere, Daun nach Böhmen, der König nach Schlesien, ein Theil seines Heeres in die Lausitz.

So endete das Kriegsjahr ohne durchgreifende Entscheidung auf der einen oder auf der anderen Seite. Friedrich gesteht dies in einem Schreiben an

*) Le voilà comme toujours derrière la porte tout honteux d'avoir tant de mérite.
**) Gellert'sche Briefe, herausgegeben von Eberle. Lpz. 1828.

Marishall vom 23. Nov.: „Unser Feldzug ist beendigt und es ist auf beiden Seiten Nichts damit erzielt worden, als der Verlust vieler braven Leute, das Unglück vieler auf immer verkrüppelter, armer Soldaten, der Ruin einiger Provinzen, die Verwüstung, Plünderung und der Brand einiger blühender Städte *)." — Auch zur See hatte der Kampf hin und her geschwankt, der Krieg eigentlich in allen vier Welttheilen gespielt. Den großen Dingen, welche in Ostindien vorfielen, wird ein eigener Abschnitt gerecht zu werden suchen. In Afrika entrissen die Engländer unter Leitung Cummings den Franzosen das Fort Louis an der Mündung des Senegal und die Insel Goree und damit den Gummihandel vom weißen Vorgebirge bis zum Gambia hin **). In Nordamerika hatte Pitt kein geringeres Ziel als die Eroberung sämmtlicher französischen Colonien, die von einer tapferen, geistesfrischen Bevölkerung bewohnt, aber von der französischen Regierung meist im Stich gelassen waren. Da lag der Gedanke nahe, die Franzosen aus Nordamerika vollständig zu verdrängen, zumal die englischen Colonisten viel zahlreicher und vermöglicher waren. Seekrieg. Nordamerika.

Pitt regte die Kriegslust an durch die Verordnung, daß jeder Provincial-Officier bis zum Obersten hinauf gleichen Rang mit den britischen, dem Datum ihrer bezüglichen Patente gemäß, haben, daß England Waffen, Schießbedarf, Zelte und zur Besoldung und Bekleidung einen angemessenen Beitrag liefern sollte; er forderte die Aushebung von 20.000 Mann. Die Colonien geriethen in kriegerische Bewegung; die leitenden Führer, die Kriegsschiffe, der Feldzugsplan kamen aus dem Mutterland. Pitt bestimmte für die Eroberung von Louisburg Amherst und James Wolfe, für die Eroberung des Ohiothales Forbes, für Ticonderoga und Crown-Point Abercrombie. Zuerst begann die Fahrt von Halifax aus gegen Louisburg, am 8. Juni ward dort gelandet. Wolfe war der erste, welcher aus dem Schiffe in die See sprang, obschon die Brandung mehrere Boote zerschmetterte, und trotz des gutgezielten Feuers der Franzosen das Land erreichte. In kurzer Zeit war eine Reihe kleinerer Werke erstürmt und die Stadt in Trümmer geschossen. Am 27. Juli ergab sich die Besatzung, mit den Matrosen 5637 Mann, an die Engländer, die damit Herren von Cap Breton und der Prinz-Eduardsinsel wurden. Louisburg schwand bald zu einem Dorfe herab, vor Halifax, das englische Flottenstation blieb. Unter Kanonendonner, unter dem Schall von Pauken und Trompeten wurden 11 in Louisburg eroberte Fahnen durch die Straßen von London nach der Paulskirche getragen. Pitt. Louisburg.

Nicht den gleichen Erfolg hatte der zweite Zug, welcher die französischen Forts am Georgssee und am Champlain einnehmen sollte. 6000 Mann regelmäßiger Truppen und 10.000 Provincialmilizen wurden dazu verwendet. Sie fuhren in den Georgssee ein, das Fort Ticonderoga war das nächste Ziel, es lag auf einer Landenge zwischen dem Georgssee und dem Champlain. Das erste Scharmützel, nachdem sie gelandet, kostete jedoch die Engländer ihren besten Officier, Lord Howe. Abercrombie bewies, als es dem Fort selber galt, ebenso wenig Umsicht als Muth. Ohne die Ankunft seines Geschützes abzuwarten, wollte er die stärkste Verschanzung erstürmen lassen. 1900 Mann wurden nutz- Ticonderoga.

*) Oeuvres XX. 273.
**) Mahon chap. 35.

Montcalm. los geopfert. Sein Gegner, der Marquis Montcalm, zeigte ebensoviel Geschick und heiteren Muth und erwarb durch die Vertheidigung hohen Ruhm. Wie der Angriff, so war auch Abercrombies Rückzug übereilt.

Duquesne. Das dritte Unternehmen, die Eroberung des Forts Duquesne, ging dagegen glücklich von Statten, insbesondere durch die Ausdauer und Klugheit des Führers der Virginier, des 26jährigen Washington. Am 25. November zogen die Engländer in die Veste am Zusammenfluß des Monongehela und des Alleghany, die den Ohio bilden, die entmuthigete Besatzung hatte den Ort verlassen, der Pittsburg. seitdem dem Minister zu Ehren Pittsburg heißt. — Der junge Washington zeigte damals schon die Vorzüge, die ihn später zum Befreier seines Vaterlandes machten, schnellen Blick, stete Rücksicht für das Verdienst, Eifer, echte Gefühle der wahren Ehre und den Durst nach Ruhm einzuprägen, sein Beispiel flößte Bereitwilligkeit und Freudigkeit im Bestehen der schwersten Mühseligkeiten ein. Washington. Der Sprecher im Bürgerhause drückte ihm in warmen Worten den Dank des Vaterlandes aus und sagte, als der junge Mann bewegt und überrascht sich erhob, um zu antworten, und keine Antwort finden konnte: „Setzen Sie sich nieder! Ihre Bescheidenheit kommt Ihrer Tapferkeit gleich, und das übersteigt die Macht aller Worte, über die ich verfügen kann" *).

Aber auch Angriffe auf die französische Küste wurden versucht. 14.000 Mann Linientruppen und 6000 Seesoldaten gingen 1758 in Spithead an Bord, die Flotte unter Commodore Howe, die Truppen unter dem Herzog von Marlborough. St. Malo. Der Angriff galt St. Malo, das jedoch für einen Handstreich zu fest war, aber Schiffe und Schiffsvorräthe wurden 5. Juni verbrannt. Eben so ging es bei Cherbourg. Cherbourg. Rasch sammelte sich französische Mannschaft und schifften sich die Engländer wieder ein. Georg II. sagte über diese Fahrten: „Wir können prahlen, daß wir Schiffe verbrannt haben, die Franzosen, daß sie uns verjagt haben." — Bei einer neuen Fahrt im Juli wurde der Hafen von Cherbourg und die ihn deckenden Befestigungen zerstört. St. Malo erwies sich aber wieder zu stark für einen Handstreich. —

Jedenfalls waren die Verluste, welche Frankreich in diesem Jahr an Mannschaft, an Vermögen erlitt, sehr groß. Die Quellen jedes Wohlstandes Frankreich. versiegten immer mehr. Die öffentliche Meinung verlangte dringend den Frieden. Bernis, welcher das Bündniß wider Friedrich abgeschlossen hatte, war jetzt am allermeisten überzeugt, daß Frankreich die doppelte Last eines Krieges, zu Land wie zur See, nicht ertragen könne. Er sagte geradezu, man habe sich unbesonnen zu weit eingelassen und müsse jetzt mit Anstand herauszukommen suchen. Er Bernis fällt. sprach die Großmuth Maria Theresias an, für die Frankreich doch sein Leben nicht opfern könne; er mahnte sie, so schnell als möglich mit Friedrich einen angemessenen Frieden zu schließen und jeden Gedanken an Wiedergewinnung Schlesien's aufzugeben. Er ließ durch den Markgrafen von Bayreuth Friedrich Vorschläge zur Vereinbarung von Präliminarien machen; er ließ England seine Geneigtheit zu einem besonderen Frieden kundgeben. „Wir haben," war seine stete Rede, „kein Geld, keine geschickten Heerführer; der gänzliche Verfall unserer Colonien, unseres Handels steht in Aussicht, nur der Friede kann uns die Kraft verleihen, uns wieder zu erholen." Bei Preußen schlugen diese Anträge

*) Bancroft, Geschichte der amerikanischen Revolution. I. S. 263.

nicht an. Friedrich entgegnete, er werde stumm sein, wie ein Fisch, bis die Feinde klar mit der Sprache herausrücken. Noch weniger bei Maria Theresia; seit ihrer Jugend habe sie es erfahren, daß es für eine Krone kein größeres Unheil gebe, als unter ungünstigen Umständen Frieden zu schließen: nur wenn Preußen geschwächt sei, könne sie auf einen zwanzigjährigen Frieden in Deutschland rechnen; wenn man auch einen Sonderfrieden mit Friedrich schließe, so werde er bald wieder die Waffen erheben und dann stärker sein als bisher. — Der Entsatz von Olmütz, noch mehr der Sieg von Hochkirch hob wieder den Muth Ludwigs XV. Die Pompadour aber wurde Bernis abgeneigt, sobald er die östreichische Allianz aufzugeben gedachte. Und nun ward Bernis' Fall entschieden, obschon er vor Kurzem noch, auf die Fürsprache der katholischen Höfe, zum Cardinal ernannt worden war. Stainville, bisher Gesandter in Wien, vor Kurzem zum Herzog von Choiseul ernannt, trat an seine Stelle; er bewunderte Maria Theresia, er haßte den König von Preußen, er war ein Mann von hochfliegendem Geiste, scharfem Blick, von großem Muth und Haß gegen alles Gemeine, entschlossen, den Kampf mit allem Ernst, mit Aufgebot aller Kraft, selbst mit Landung eines Heeres in England, zu führen, — aber nur um den für Frankreich so nöthigen Frieden zu erlangen, denn Stainville war zu sehr Franzose, als daß er den Vortheil seiner Heimat seiner Sympathie für die Sache der Kaiserin geopfert hätte. Frankreich war nicht mehr im Stande, die im zweiten Versailler Vertrage ausbedungenen Hilfsgelder aufzubringen, noch den Krieg fortzuführen, bis Maria Theresia wieder in den Besitz von Schlesien gesetzt sei, denn wenn nach dem Sieg bei Hochkirch Schlesien nicht erobert werden konnte, so glaubte Choiseul, daß es Friedrich niemals entrissen werden könne. — Darum drang er auf Abschluß eines neuen für beide Theile befriedigenden Vertrages, in welchem zunächst Oestreich von der Verbindlichkeit, Belgien zu opfern, befreit und Parma in anderer Weise für seine Ansprüche entschädigt werden sollte.

Maria Theresia.

Choiseul Minister.

Zwei Verträge, der letztere ein geheimer, wurden am 30. und 31. Dec. 1758 abgeschlossen. Der König versprach bloß, sowohl während des Krieges als in den Verhandlungen um den Frieden Alles aufzubieten, um Maria Theresia Schlesien und Glatz zu erwerben. Maria Theresia verzichtete auf das ihr durch den Aachener Frieden zugesprochene Heimfallsrecht auf die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zu Gunsten der legitimen männlichen Nachkommenschaft des Herzogs. Die Entschädigung für Parma bestand darin, daß die Infantin Isabella mit dem Erben Oestreichs und voraussichtlichen römischen Kaiser Joseph vermählt werden sollte. Ludwig XV. nahm den eifrigsten Antheil an dieser Versorgung der Erstgebornen seiner Lieblingstochter. Die an Oestreich zu zahlenden Hilfsgelder wurden auf monatlich 288.000 Livres statt einer Million herabgesetzt, dagegen sollte Frankreich vom 1. Juni 1759 die Hilfsgelder an Schweden allein bezahlen, auch die Entlohnung des sächsischen

Neue Verträge.

Hilfscorps von 10.000 Mann allein auf sich nehmen und dasselbe, wenn es Maria Theresia begehre, nach Sachsen absenden und dort zu ihrer Verfügung stellen. Beide Mächte versprachen, dem Kurfürsten von Sachsen nicht allein den Wiederbesitz seiner Staaten, sondern auch eine angemessene Schadloshaltung zu erwirken. Für den Krieg in Deutschland verhieß der König von Frankreich 100.000 Mann zu verwenden und mit denselben die östreichischen Niederlande und die Länder der Reichsfürsten zu schützen, welche der gemeinsamen Sache anhiengen. Ostende und Nieuport bleiben einstweilen noch von französischen Truppen besetzt, sollen aber nach Abschluß des Friedens unweigerlich geräumt werden. Die etwa von den französischen Truppen dem König von Preußen abgenommenen Länder werden im Namen der Kaiserin verwaltet, mit Ausnahme der Einkünfte, welche dem König von Frankeich verbleiben. Beide Mächte werden mit ihren gegenseitigen Feinden Frieden und Waffenstillstand nur im gemeinschaftlichen Einvernehmen abschließen. Frankreich wird mit England keinen Vertrag eingehen, ohne sich seiner Mitwirkung zu versichern, daß es den König von Preußen zur Zugestehung gerechter und ehrenvoller Friedensbedingungen an die Kaiserin vermöge, jedenfalls dürfte England an Preußen keinerlei Hilfe mehr leisten. Die gleiche Verpflichtung übernimmt die Kaiserin, wenn sie einen Frieden mit Preußen abschließt, daß dieses England keinerlei Hilfe gegen Frankreich leiste.

Zeigt der Vertrag vom 1. Mai 1757, welcher jetzt für aufgehoben und nichtig erklärt wurde, mehr Siegeszuversicht, so beweist dieser mehr Friedensliebe; die Ziele sind leichter erreichbar *). Frankreich ist im Vortheil gegenüber dem Vertrag vom 1. Mai 1757, welcher ihm größere Lasten auferlegte; im Uebrigen ist der Nutzen noch immer auf der Seite Oestreichs, wenn es auch dieselben Forderungen an Frankreich nicht mehr zu stellen hat, wie gemäß des Vertrags von 1757. Ludwig XV. war erfreut über den Vertrag, er bezahlte Choiseul seine Schulden mit 160.000 Livres. Sein Eifer für kräftige Fortsetzung des Krieges war lebhaft. Friedrich hatte in einer Ode an Ferdinand von Braunschweig die Franzosen und ihren König verhöhnt. Der Haß gegen den König von Preußen in Versailles war groß. Choiseul sprach von Rache für die Beschimpfung Frankreichs **).

Nicht minder entschieden für den Krieg war die Kaiserin von Rußland: sie versprach den letzten Mann und den letzten Rubel daranzusetzen. Man glaubte, im Jahre 1759 gegen 350.000 Mann wider Friedrich in Bewegung setzen zu können, Oestreich nämlich 109.000, Rußland 76.000, Schweden 12.000, das Reich 28.000, die Franzosen 125.000. Friedrich vermochte höchstens 200.000 Mann aufzubringen und begreiflich werden die düsteren Aussichten, die sich oft seiner bemächtigten und ihm wieder Selbstmordgedanken nahe legten.

*) Den Entwurf und die Verträge bei Schäfer II. 509–21. und Arneth l. c. 438—63.

**) Preuß II. 175.

„Auf jeden Fall führe ich Etwas bei mir,“ sagte er zu seinem Secretär, welcher ihn nach der Niederlage bei Hochkirch über dem Lesen einer Predigt von Bourdaloue betraf, „um dem Trauerspiel ein Ende zu machen.“ Doch richtete er sich bald wieder in der Arbeit auf. „Ich lebe wie ein Karthäuser,“ schreibt er an d'Argens, „ich speise allein und bringe meine Zeit mit Lesen und Schreiben hin. Zu Abend esse ich nicht. Wenn man so traurig ist, so wird es auf die Zeit schwer, seinen Kummer zu verbergen, und es ist besser für sich selbst betrübt zu sein, als die Gesellschaft damit zu langweilen. Mich richtet Nichts mehr auf, als die strenge Aufmerksamkeit, welche eine fortdauernde fleißige Arbeit erfordert; sie zerstreut die traurigen Gedanken.“ — Damals arbeitete der König an einer kleinen Schrift über Veränderungen im Kriegswesen, worin er über die Fortschritte der Oestreicher merkwürdige Geständnisse macht: „Unter allen meinen Feinden haben sie das Kriegshandwerk am weitesten gebracht. Sie werden sehr viel Kunst in ihrer Taktik bemerken, eine außerordentliche Vorsicht bei der Wahl ihrer Feldlager, eine große Kenntniß der Gegenden, wohlunterstützte Anordnungen, eine Klugheit, Nichts zu unternehmen als mit der größten Gewißheit, es zu erreichen, und sich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen. Ohne zu erröthen, müssen wir in der Manier unserer Feinde das nachzuahmen suchen, was uns gut zu sein scheint *).“ Friedrich kannte sehr wohl die Fortschritte der östreichischen Artillerie, welche besonders Fürst Liechtenstein gefördert hatte, er richtete die preußische nach dem östreichischen Vorbilde ein und sorgte für Vermehrung der Geschütze bis auf 580 Stücke. —

Arbeiten.

Fortschritt in Oestreich.

Die Kosten des Krieges deckten ihm, außer den englischen Hilfsgeldern, die von den Preußen besetzten Länder seiner Feinde, die Friedrich II. unbarmherzig ausbeutete. Sachsen, welches bisher jährlich 4,000.000 Thaler lieferte, mußte 1759 einschließlich aller Lieferungen 9,000.000 bezahlen (die Sachsen berechneten 11,000.000 Thaler) und 12.000 Rekruten stellen. Leipzig allein sollte 300.000 Thaler erlegen und hier wurden die reichsten Kaufleute festgenommen, oder ihnen mit Wegführung und Versteigerung aller Waaren gedroht, bis die Summe erpreßt war. **Mecklenburg** mußte 2,400.000 Thaler zahlen, weil es schwedisches Kriegsvolk durch sein Land gelassen. Die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Güstrow berechneten, was sie während des Krieges an Preußen leisten mußten, auf 17,000.000 Thaler. Dazu kam noch die Verschlechterung der Münzen, die nach des Königs Absicht nur außerhalb Preußens in Umlauf gesetzt werden sollten, aber bald auch in Preußen allgemein wurden.

Geldmittel.

Schwer lag des Königs Hand auf den **Katholiken**, besonders in Schlesien. 19. December 1758 wurde der katholischen Geistlichkeit befohlen, den zehnten Theil ihres Einkommens an die Militärkasse zu zahlen, weil es eine reichskundige Sache sei, daß der Wiener Hof zur Fortsetzung des Krieges vom Papst die Vollmacht erlangt habe, von den katholischen Stiftern und der ganzen Klerisei in den gesammten Reichslanden den zehnten Theil ihrer Einkünfte zu beziehen **). Der König war der Ueberzeugung, daß die katholische Geistlichkeit eine geheime Feindin der Preußen sei und im Stillen den Oestreichern förderlich zu werden trachte. Das Benehmen des Königs war nicht geeignet, sie für ihn günstig zu stimmen. Nach der Einnahme von Breslau wurden sämmtliche Oberen katholischer Stifte hart behandelt. Da häufig katholische Schlesier entflohen, kamen die preußischen Kriegsbefehlshaber zur Ueberzeugung, daß diese Soldaten von den Geist-

Katholiken.

*) Réflexions sur quelques changements à introduire dans la façon de faire la guerre.

**) K. A. Menzel l. c. V. 478.

lichen dazu verleitet würden, daß letztere in der Beichte die Lossprechung von der mit der Heeresflucht verbundenen Sünde des Meineides im Voraus ertheilten — was aber unmöglich ist, denn für ein Vergehen kann im Voraus eine Lossprechung nicht ertheilt werden. Aber traurig genug, der König und seine Heerführer hegten diese Ueberzeugung. Der fügsame Bischof Schaffgotsche mußte schon 1757 in einem Hirtenbriefe den Geistlichen die Verpflichtung auferlegen, bei Verlust ihres Seelenheils jedem zur Beichte kommenden Soldaten oder Heeresverwandten vor der Lossprechung mit ausführlicher Belehrung über die Wichtigkeit des dem König geleisteten Eidschwures und mit ernsten Abmahnungen gegen den Meineid in's Gewissen zu reden, und zwar auch in dem Falle, wenn sogar der Beichtende von seinem Eide Nichts erwähne und über die Haltung desselben keinen Zweifel äußere. Bevor der Beichtiger über diesen Punkt vom Beichtenden beruhigt sei, solle er die Absolution durchaus nicht ertheilen, noch den Beichtenden aus dem Beichstuhle gehen lassen. Ein Seelsorger, der zur Fahnenflucht verleiten würde, sei abzusetzen; überdieß würde er auch die Strafe der Kriegsgesetze unausbleiblich erleiden müssen **). Der König selber hatte verordnet, daß Jeder, der einen Soldaten zur Desertion verleite oder ihm zur Ausführung derselben behilflich sei, ohne Unterschied der Person, ob geistlich oder weltlich, ob Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib oder sonst verwandt, deßgleichen Schulzen und Gerichte in den Dörfern, welche über Befolgung dieser Anordnung nicht gehörig wachen, die Ausreißer nicht anhalten oder nicht abliefern würden, ohne weitläufigen Proceß, ohne Gnade und ohne Zulassung eines Geistlichen neben dem Deserteur aufgehenkt werden sollen! — Die Fahnenflucht muß häufig gewesen sein, dieß zeigt sicher dieses harte Gesetz. Am 25. März 1758 fiel ihm ein armer Geistlicher, Andreas Faulhaber, zum Opfer. Ein eingefangener Ausreißer hatte, um sich frei zu machen, ausgesagt, er habe ihm gebeichtet und aus Anlaß der vorschriftsmäßigen Ermahnung wider die Sünde des Meineids, auf die Frage, ob der Meineid eine Sünde sei, die nicht vergeben werden könne, die Antwort erhalten, Fahnenflucht sei eine schwere Sünde, die jedoch Verzeihung vor Gott erlangen könne. Faulhaber wurde verhaftet, erklärte die Angabe für falsch, wies aber jede nähere Auseinandersetzung als unverträglich mit der Pflicht, über die Beichte zu schweigen, zurück und hier handelte er bloß seinem Eide gemäß. Der Soldat nahm in seinem zweiten Verhör seine Aussage wider Faulhaber als erlogen zurück und erbot sich in dieser Beziehung sogar zum Eid. Faulhaber wurde demgemäß auch für unschuldig erklärt. Der Commandirende, de la Motte Fouqué, wollte aber in seinem Diensteifer keinen Schuldigen verschonen und ernannte einen anderen Untersuchungsrichter, der es nach einigen Tagen dahinbrachte, daß der Angeklagte seine zweite Aussage widerrief und auf seine erste Aussage wider Faulhaber zurückkehrte. Während der Soldat bloß zum Gassenlaufen verurtheilt war, wurde Faulhaber auf Befehl des Königs am 29. December an einen Galgen aufgehängt, an dem schon ein Deserteur hing. Erst auf dem Weg zur Hinrichtung erfuhr der Verurtheilte sein Schicksal, ein Beichtvater wurde ihm nicht gegeben. Faulhaber starb mit der freudigen Ueberzeugung eines Märtyrers. — Kein Siegesglanz vermag den schwarzen Flecken dieser grausamen That am Ehrenschilde Friedrichs II. zu verdecken!

Faulhaber.

Begreiflich, daß eine derartige That durch die ganze katholische Kirche empfunden wurde. Papst Clemens XIII. verlieh dem Sieger bei Kolin einen geweihten Hut und Degen. Friedrich erdichtete hiezu eine Bulle, welche geeignet war, den Papst verächtlich zu machen, und der Marquis d'Argens übersetzte diese

Clemens XIII.

---

*) Guerre de sept ans chap. X.

**) K. A. Menzel l. c. V. 464—65.

Fälschung in's Latein und ließ sie drucken. Ueberhaupt war Friedrich sehr rege auch im Federkrieg und viel empfindlicher für literarische Schläge als für Niederlagen im Felde! Der König verfaßte eine Reihe satyrischer Flugblätter, welche von Holland aus verbreitet und namentlich in Frankreich gern gelesen wurden *). Auf scharfe Schriften erschienen jedoch meist scharfe Entgegnungen. Es fehlte auch nicht an Stimmen, die, über den Kämpfenden stehend, den Bruderkrieg beklagten und an die ewigen Menschenrechte mahnten. So griff 1758 eine Schrift das Soldatenpressen an: „ein Landesherr hat nicht Macht, seine Unterthanen in einem ungerechten, unrechtmäßigen und aus Groll, Feindschaft oder ehrgeizigen Absichten erregten Krieg zur Schlachtbank zu liefern. Hierunter thut er eben so viel, als ob er sie mit der Hand ums Leben brächte oder tödtete **).“

Streitschriften.

Der Krieg von 1759.

Der Sommer brachte wieder Schlachten, auf welche den Winter über beide Theile sich vorbereitet hatten. Friedrich, der bisher anzugreifen gewohnt war, vertheidigte jetzt nur Preußen und Sachsen, zum Theil im Gefühl, daß die Blüthe des preußischen Fußvolkes durch Siege wie durch Niederlagen gleich sehr weggemäht sei. — England rüstete zum Angriff in Nordamerika, zur Vertheidigung in Hannover. Pitt beherrschte das Parlament vollständig, es bewilligte, was er verlangte, und das war für jene Zeit sehr viel — 12,500.000 Pf.; Schulden auf Schulden wurden gemacht und die Zinsen durch neue Steuern gedeckt. „Herr Pitt thut Alles und der Herzog von Newcastle gibt Alles; so lange sie bei dieser Theilung bleiben, können sie machen, was sie wollen,“ — schreibt Walpole. Pitts Ziel war die Herrschaft Englands und die Schwächung Frankreichs zu Land; zu letzterem Zweck wurde die Armee unter Ferdinand von Braunschweig auf 75.000 Mann gebracht, worunter 10.000 Engländer, 3600 Preußen und 19.000 Hessische Soldtruppen waren. Choiseul dagegen gedachte in diesem Jahr Hannover vollständig zu erobern und dann dem Feinde durch eine Landung in Schottland und England geradezu auf den Leib zu gehen, aber bloß um einen anständigen Frieden zu erlangen. Zu ersterem Zweck wurde das Heer in Deutschland auf 100.000 Mann gebracht, Contades war Oberbefehlshaber, der fähige und feurige Herzog von Broglie hatte an der Stelle von Soubise die Mainarmee unter sich. Zu letzterem Zwecke dagegen wurden in den Häfen von Dünkirchen, Havre, Brest, Rochefort eine Menge Schiffe gebaut. Die Flotten aus Toulon und Brest sollten sich vereinigen zur Ueberfahrt. Alles geschah, um Holland, Spanien, Schweden, Rußland zur Theilnahme am Zuge wider England mit fortzureißen. Allein Holland, obschon über englische Gewaltthätigkeiten gegen seine Handelsschiffe gereizt, war doch zu

England. — Frankreich. — Plan Choiseuls. — Landung in England.

---

*) Cauer. Zur Literatur der Polemik gegen Friedrich d. G. 1863. M. Richter, Oestr. Volksschriften im 7jährigen Krieg und Oest. Revue 1866. 6. Heft.

**) Huschberg-Wuttke, die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758. Lpz. 1856. XCVI.

furchtsam, um vollständig mit England zu brechen. Die spanische Marine war noch zu schwach und der Besitz der Kolonien zu wichtig, als daß sie wagen durfte, mit der englischen anzubinden. Schweden machte Versprechen, hielt aber sein Wort nicht, und Rußland hing zu sehr im Verkauf von Getreide, Pech, Holz, Hanf, Pelzen von England ab, als daß es alle Brücken hinter sich hätte abbrechen wollen. Eine andere Gefahr für die Landung der Franzosen in England lag einmal in der Wahl der Anführer, die nicht von Choiseul abhing und nicht von ihrer Befähigung, sondern bloß von der Laune des Königs und von der Gunst der Pompadour (Aiguillon sollte mit 15.000 Mann in Schottland und Soubise mit 50.000 Mann in England erscheinen, beide wenig befähigt), dann in der Raschheit der Engländer, welche die Vollendung und den Angriff der französischen Schiffe nicht abwarteten, sondern schon im Juli zum Angriff übergingen.

Im Juli beschossen die Engländer Havre, und im Juni schon kreuzte ihre Flotte vor Toulon und zog sich dann, von den Landbatterien belästigt, nach Gibraltar zurück. Die französische Flotte in Toulon benützte diese Gelegenheit nicht, um sogleich auszufahren. Als sie dieß erst in der Nacht des 16. August that, wurden 5 Schiffe gegen Cadix getrieben und die anderen auf hoher See von den Engländern unter Boscaven angegriffen und gezwungen, theils die Flagge zu streichen, theils bei Lagos in Algarbien auf den Strand zu laufen. 3 Schiffe wurden unter den Kanonen der portugiesischen Veste verbrannt, 2 weggeführt. So gings mit den Schiffen, welche die Fahrt nach England decken sollten. Nun blieb noch der Plan auf Schottland, den Aiguillon unter dem Schutze der Flotte von Brest ausführen sollte, allein seine Eitelkeit hielt die Schiffe im Morbihan zurück, statt sie in Brest zu vereinigen, weil er hier unter Conflans gestanden hätte. Dieser selber brach erst am 14. November auf mit 21 Schiffen, stieß aber am 20. auf Hawke auf der Höhe von Belle-isle, der ihm um 2 Linienschiffe und 6 Fregatten überlegen war. Der Franzose wagte keinen Kampf in offener See, „er zitterte wie ein Vogel, wenn er einen Falken (hawke) sieht *),“ und zog seine Schiffe nach der Mündung der Vilaine hart an der Küste, die durch Granitfelsen und kleine Inseln geschützt ist. Die See ging hoch, die Küste war gefährlich. Dennoch gab Hawke das Zeichen zum Angriff. Der Lootse warnte; der Admiral entgegnete: „Mit dieser Warnung haben Sie Ihrer Pflicht genug gethan, jetzt gehorchen Sie meinem Befehl und legen mich dem französischen Admiral zur Seite.“ — In Sturm und Wetter errangen die Engländer einen Sieg. Die französischen Schiffe konnten in der Enge sich nicht bewegen und stießen auf einander, 4 versanken, 2 strichen die Flagge, die anderen flüchteten die Vilaine hinauf, wo man nie geglaubt hätte, daß Fregatten hingelangen können, vermochten aber nicht mehr herauszukommen. So sank auch die Flotte, wie das Landheer und wie aller alte Ruhm Frankreichs gesunken war. Nur der kühne Thurot, der mit einigen Schiffen aus Dünkirchen ausgefahren war, bewährte den alten Muth; er landete im Feb. 1760 zu Carrik Fergus in Irland, wurde aber in einem Gefecht getödtet, seine Schiffe wurden genommen. Solch' ein Ende nahm Choiseuls kühner Plan, ein französisches Heer nach England zu werfen — er mußte jetzt auf jedes Unternehmen zur See verzichten.

Boscaven. Hawke. Ende der französischen Flotte.

*) Mahon l. c. chap. 36.

Indeß gingen die schönsten Besitzungen in Amerika verloren. Schon im Januar hatten die Engländer **Martinique**, die reichste der kleinen Antillen angegriffen, doch ohne Erfolg: die Freiwilligen, welche nicht einmal eine Kanone hatten, schlugen die Landungstruppen zurück. Um so glücklicher waren sie auf **Guadelupe**, das einen der schönsten und größten Häfen der Welt besitzt und damals von 10.000 Weißen und 30.000 Negersclaven bewohnt war. Zuerst wurde die Stadt Basseterre in Trümmer geschossen. Die Bevölkerung auf dem Lande jedoch wehrte sich mit Muth und setzte drei Monate hindurch den Kampf fort, — die geringste Hilfe aus dem Mutterlande hätte sie gerettet — da zwang Hungersnoth zur Verhandlung und am 1. Mai waren die Engländer im Besitz dieser wichtigen Insel. Kolonien.

Noch wichtiger war die vollständige Unterwerfung von **Kanada**, dieses reichen, gesunden, von schiffbaren Strömen und Seen durchzogenen Landes, das damals von 82.000 Franzosen bewohnt war. Der umsichtige, tapfere **Montcalm** hatte dringend um Hilfe gebeten, sonst gehe die Kolonie im nächsten Feldzug sicher verloren, wenn die Engländer nicht große Fehler machten, oder besonderes Unglück hätten. Die Antwort war: „Der König verläßt sich auf Ihren Eifer und standhaften Muth, hoffen Sie auf keine Verstärkung — sie würde von den Engländern nur unterwegs abgefangen werden.“ Nicht einmal Sold kam für die 3200 Krieger. Sogar die Indianer merkten, daß es mit der französischen Herrschaft zu Ende gehen müsse, und mehrere Stämme, welche aus Vorliebe für die Franzosen bisher zu ihnen gehalten hatten, stellten sich jetzt an die Seite der Engländer als der voraussichtlichen Sieger. Doch die Kanadier griffen insgesammt zu den Waffen aus Liebe zum Mutterland, das sie im Stiche ließ; was die Waffen tragen konnte, vom 15jährigen Knaben an bis zum 70jährigen Greis, trat unter das Gewehr. Aber 50.000 Mann mit einer Menge von schweren Geschützen und vielen Kriegsschiffen waren gegen sie im Anzuge. **Pitt** hatte den Plan entworfen: von drei Seiten sollte auf Quebek, das Herz des Landes, losgegangen werden — Milizen und Indianer sollten unter Prideaux die Festung **Niagara** wegnehmen, auf dem Ontario Schiffe besteigen und Montreal bedrohen; 12.000 Mann sollten unter Amherst Ticonderoga erobern und sich die Herrschaft auf dem Champlain-See sichern und dann längst des Richelieu-Flusses vorgehen, um Wolfe die Hand zu reichen. Letzterer sollte auf der Flotte des Admirals Saunders sich einfinden, den Lorenzo hinaufschiffen und Quebek erobern. Die Festung Niagara mußte im Juli sich den Engländern nach einem tapferen Widerstand ergeben und damit war die Verbindung zwischen den Franzosen in Kanada und Louisiana unterbrochen. Ticonderoga wurde von den Franzosen verlassen, nachdem sie die Werke zerstört hatten, deßgleichen **Crown-Point**, doch vermochte Saunders erst im October sich einzuschiffen, als die günstige Jahreszeit längst vorüber war, also keine Hilfe leisten zur Eroberung von Quebek. Kanada. Pitt's Plan.

Wolfe war also allein auf sich und seine Flotte und seine 8000 Mann angewiesen. Er hatte sich schon in den Schlachten bei Dettingen, Fontenoy und Wolfe.

Lawfeld ausgezeichnet und war doch noch ein junger Mann (geb. 1726). Pitt sah jedoch nicht auf das Dienst alter, sondern auf die Befähigung, als er dem 33jährigen Oberst die wichtigste Aufgabe vertraute. Leicht war sie nicht, Quebek war schon von Natur fest, auf einem Felsen am Lorenzo erbaut, der unterhalb der Stadt sich zu einem Meerbusen erweitert, unmittelbar bei der Festung jedoch in einem nur eine Meile breiten, aber tiefen Bette dahinrauscht. Von dieser Einengung hatte Quebek (Enge) den Namen in der Sprache der Indianer erhalten. Im Norden bespült es der rasch abstürzende Charlesfluß, im Osten und Süden der Lorenzo, im Westen ist die Stadt durch ein Felsgebirg gedeckt. Alle Vertheidigungsmittel der Natur waren von Montcalm benützt, jeder Landungsplatz war verschanzt und gesichert. Montcalm selber (geb. 1712) war ein kampferfahrener, entschlossener, umsichtiger Führer, hochgebildet (er las Homer) und dabei gewandt, durch Waffenübung und die Entsagung indianische Krieger an sich zu fesseln. An Zahl der Streiter war Montcalm seinem Feinde überlegen, aber es waren Freiwillige, von regulären Truppen hatte er nur sechs zusammengeschmolzene Bataillone. Jeder Andere wäre solchen Schwierigkeiten gegenüber verzagt, aber Wolfes reine, zartbesaitete, fromme Seele schöpfte die Kraft zur Ausdauer und zum endlichen Sieg aus ihrem Pflichtgefühl, aus der Liebe zum Vaterlande und der Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme.

[Margin: Quebek. — Montcalm.]

Glücklich verlief die Fahrt den Lorenzo hinauf und die Landung auf der Insel Orleans gegenüber von Quebek, glücklich wurden die Brander ferngehalten, welche Montcalm den Strom hinab gegen die englische Flotte sandte. Die untere Stadt wurde in Brand geschossen, die obere beschädigt, doch die Burg war für die englischen Kugeln unerreichbar. Montcalm hatte vor der Stadt ein Lager bezogen, das durch Verschanzungen, durch den Fluß und im Rücken durch undurchdringliche Wälder gedeckt war. Der Versuch, ihn aus dieser Stellung herauszulocken, mißlang. Ein Angriff auf die französischen Verschanzungen am 31. Juli wurde mit einem Verluste von 400 Mann zurückgeschlagen, die Truppen waren entmuthigt, die Hoffnung auf Zuzug von Amherst und Johnson schwand. Kummer darüber warf Wolfe auf das Krankenlager. Da kam ihm der Gedanke, 4000—5000 Mann in der Stille der Nacht auf die steilen Höhen oberhalb der Stadt zu bringen. Dieß gelang in der Nacht des 12. September, die Bucht, wo er mit seinen Booten landete, trägt heute noch seinen Namen. Den Feldherrn beschlichen Todesahnungen; während er in der Stille der Nacht über den ruhig dahingleitenden Fluß in einem Boote fuhr, rühmte er die Elegie des Dichters Gray auf einen Dorfkirchhof und meinte, er würde den Ruhm, morgen die Franzosen zu schlagen, für das Bewußtsein hingeben, dieses Gedicht gemacht zu haben *), und schloß mit dem Verse:

[Margin: Nächtlicher Angriff.]

„Des Wappens Prunk, die Herrlichkeit der Macht
Und Alles, was uns Schönheit oder Reichthum gab,
Verfallen unvermeidlich gleicher Nacht; —
Des Ruhmes Pfade führen nur in's Grab."

Wolfe war der Erste, welcher an die Küste sprang. Der Pfad auf die Höhe wurde mühsam erklettert. Oben stand ein Posten von 150 Mann, der vor blindem

*) Brankroft, l. c. I. 278.

Schrecken über die nächtlichen Gestalten nach kurzem Feuer das Weite suchte. Beim Anbruch des Tages stand die englische Armee schon in Schlachtordnung auf der Höhe. Montcalm rief, als er diese Nachricht bekam: „Da sind sie endlich auf die schwache Seite unserer unglücklichen Besatzung gelangt; wir müssen eine Schlacht liefern und sie erdrücken, ehe der Mittag herankommt.“ Er raffte un- Schlacht.
gefähr 5000 Mann zusammen — gleich stark waren oben die Feinde — und warf sie den Engländern entgegen. Um 10 Uhr begann der Kampf, Schützen gegen Fußvolk, die Franzosen hatten nur 3, die Engländer nur 2 Kanonen, Reiterei war auf keiner Seite. Während die Franzosen im Vorrücken schoßen, hieß Wolfe die Seinen den Schuß sparen, bis die Feinde auf 40 Schritte nahe seien. Dieß geschah und die erste Salve war schrecklich wirksam. Nun befahl Wolfe mit dem Bajonett anzugreifen und führte selber zum Sturm, bekam aber, nachdem ihn schon zwei leichte Schüsse getroffen, jetzt eine tödliche Kugel in die Brust. „Stützen Sie mich,“ sagte er zum nächsten Officier, „meine wackeren Wolfes Tod.
Burschen sollen mich nicht fallen sehen.“ Er wurde hinter die Truppen geführt, man brachte ihm Wasser, um den brennenden Durst zu löschen. „Sie laufen, sie laufen!“ rief der Officier, auf den er sich lehnte. „Wer lauft?“ „Die Franzosen rennen!“ „Was, laufen Sie schon? Eilen Sie, daß Webs Regiment ihnen die Flucht abschneidet.“ Schnell verrann sein Leben. „Gott sei Dank —“ waren Wolfes letzte Worte, „jetzt sterbe ich glücklich *).“ —

Zu gleicher Zeit stürzte **Montcalm** beim Versuche, fliehende Kanadier zum Ende Montcalms.
Stehen zu bringen, zum Tode getroffen zusammen. Er wurde in die Stadt getragen. Als ihm der Arzt bedeutete, daß die Wunde tödtlich sei, rief er: „Das freut mich — wie lange noch werde ich leben?“ „10—12 Stunden, vielleicht auch weniger.“ „Um so besser, dann werde ich die Uebergabe von Quebek nicht mehr sehen.“ Er befahl, alle Truppen zusammenzuziehen und den Angriff auf die Engländer zu erneuern. Zu de Ramsay sagte er dann: „Ihrer Verwahrung empfehle ich die Ehre Frankreichs. Was mich betrifft, so werde ich die Nacht mit Gott zubringen und mich auf den Tod vorbereiten.“ In einem letzten Schreiben empfahl er die Franzosen der Großmuth der Engländer. 5 Uhr Morgens hauchte der Held sein Leben aus **) — mit ihm endete die Herrschaft der Franzosen in Kanada. Schon am 17. übergab de Ramsay die Festung.

An einem Versuch, den Engländern Quebek wieder zu entreißen, fehlte es Letzter Kampf.
nicht. Die Kanadier hatten sich in die Gegend nördlich vom Champlain und östlich vom Ontario zurückgezogen und von hier noch einmal das Mutterland um Hilfe angerufen. Man schickte ihnen 3 Schiffe mit Munition, die den Engländern in die Hände fielen, löste jedoch ihre Wechsel nicht ein, während Frankreich ihnen 40,000.000 Livres schuldig war. Indeß rückten Amherst und Johnson gegen sie an. Sie beschlossen, ihnen entgegenzuziehen, 7000 Mann unter Levis. Die englischen Vorposten wurden geworfen, bald darauf (28. April 1760) der Befehlshaber von Quebek, der mit 6000 Mann und 22 Kanonen gegen sie zog, geschlagen; wären die Franzosen vom langen Marsche nicht so müde gewesen, so hätten sie mit den Flüchtlingen in **Quebek** einrücken können. Sie begannen Quebek.
nun die Stadt zu beschießen, doch nur mit Feldgeschützen. Vergebens sahen sie nach französischen Schiffen aus, die ihnen Belagerungsgeschütz bringen sollten. Am 9. Mai kam eine englische Flotte und entsetzte die bedrängte Hauptstadt. Jetzt

*) **Bancroft**, l. c.

) Ein Obelisk aus Granit bezeichnet heute die Stätte der Schlacht, auf der einen Seite steht der Name **Wolfe, auf der anderen **Montcalm**; dabei die Worte: Mortem virtus, communem famam historia, monumentum posteritas dedit.“

Ende Neu-Frankreichs. war Alles verloren! Es gab nur noch vereinzelte Kämpfe. Vor Montreal, wohin sich die Reste der Kanadier zurückgezogen hatten, vereinten sich die drei Züge der Engländer. Am 8. September 1760 wurde der Vertrag abgeschlossen, welcher den Kanadiern als Unterthanen des Königs von England Vermögen und freie Uebung ihrer Religion sicherte. So verschwand Neu-Frankreich von der Karte und war Alt-Frankreich um eine reiche Kolonie voll tapferer Anhänger ärmer.

Der Jubel über diese Erwerbung war groß in England und hatte ein Recht. Wolfes Ueberreste fanden ein Grab und Standbild in Westminster. Chatam wies im Parlament das Lob, das man seiner Politik spendete, mit den Worten zurück: „Je mehr man mit den Geschäften zu thun hat, desto mehr findet man die Hand der Vorsehung in allen Dingen *)." — Tiefer Denkende hegten aber schon damals die Besorgniß, daß England selber bald Nordamerika verlieren werde, weil die Kolonisten jetzt nicht mehr durch die Sorge vor Frankreich an den Schutz des Mutterlandes gewiesen wären. Burke schrieb: „Wenn Kanada den Bewohnern unserer Kolonien keine Schranke mehr setzt, so werden sie sich fast grenzenlos im Binnenlande ausbreiten und sich aus jeder Ursache unendlich vermehren. Was die Folge davon sein wird, ein zahlreiches, abgehärtetes Selbständigkeit liebendes Volk, im Besitz eines leicht zu vertheidigenden Landes, welches mit England wenig oder gar nicht in Verbindung steht, zu Unterthanen zu haben, überlasse ich Euerer eigenen Ueberlegung. — Wenn wir begierig nach einem ausgedehnten Gebiete greifen, so können wir in nicht sehr entfernter Zeit Gefahr laufen, das, was wir jetzt besitzen, zu verlieren. Ein Nachbar, der uns in einiger Besorgniß erhält, ist nicht immer der schlimmste, den wir haben können. — In Amerika sollte ein Gleichgewicht der Macht bestehen." —

(Folgen.)

Doch weg von Nordamerika auf den Kriegsschauplatz in Deutschland! Krieg am Rhein. Den Reigen eröffnete im März 1759 Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen. Diese wollten Hannover vollständig erobern; um es bei den Friedensverhandlungen gegen die Kolonien in die Wagschale zu werfen **). Deßhalb hatten sie im Winter ihr Heer bis 120.000 Mann und 400 Geschütze ergänzt; der Haupttheil stand unter Contades zwischen Niederrhein und Maas, der andere unter Broglie am unteren Main. Im Januar hatten sie Frankfurt besetzt, das jetzt ihnen Hauptwaffenplatz war und die Verbindung mit der Armee am Niederrhein und der Reichsarmee in Franken deckte und die Gegner von Süddeutschland ausschloß. Da Contades den Winter über in Paris war, so schien von seiner Armee zunächst Nichts zu fürchten. Braunschweig ließ also die Engländer und 25.000 Hannoveraner ihnen gegenüber in den Winterquartieren ruhig stehen und brach mit 30.000 Mann rasch und insgeheim auf, um die Franzosen in Frankfurt zu überraschen, über den Main zurückzuwerfen, ihre Magazine wegzunehmen und Hessen zu sichern.

Von Fulda sandte er seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, auf Streifung gen Nürnberg, der in 10 Tagen 30 Meilen zurücklegte, 2000 Gefangene und 6 erbeutete Kanonen zurückbrachte. Von da wurde mit 28.000 Mann in

*) Bankroft, I. 305.
**) Die Beweise bei Stuhr II. 201.

Eile gegen Frankfurt aufgebrochen. Broglie ließ sich jedoch nicht überraschen, bei Bergen in der Nähe der Nidda erwartete er den Feind in gedeckter Stellung. Am Charfreitag den 13. April führte Ferdinand seine Truppen gegen Bergen — dreimal wurde der Ort erstürmt und wieder verloren — schließlich ward er durch eine geschickte Anordnung Broglies gezwungen, mit einem Verlust von 2000 Mann und 5 Geschützen den Rückzug anzutreten. Unter den Todten war der tapfere und umsichtige Prinz von Isenburg. Die Franzosen hatten starke Verluste, 3—4000 Mann. Doch hatten sie wieder einmal einen Sieg errungen, und Broglie ward darum hochgepriesen und erhielt von seinem König den Marschallsstab und vom Kaiser den Rang eines deutschen Reichsfürsten.

Schlacht bei Bergen.

Broglie.

Ferdinand nahm zwar einen geordneten Rückzug, schien aber lange zum Angriff allen Muth verloren zu haben und blieb bloß in der Vertheidigung. Contades eilte aus Paris herbei und nahm sein Hauptquartier in Düsseldorf, zog sich aber von da nach der Lahn hin, um Ferdinand zu schlagen, wo er ihn treffe. — Ueber Marburg ging der rechte Flügel gegen die untere Weser vor, während die westliche Abtheilung des Heeres von Wesel aus vordrang und Münster und Lippstadt eroberte. Ferdinand zog sich vor Contades in Einem fort zurück, überließ den Gegnern sogar Minden, so daß ihm Friedrich II. zornig schrieb: „Sie haben seit Bergen Scheu vor Schlachten. So lange die Welt steht, hat kein Feldherr Schlachten geliefert, ohne große Gefahren zu laufen. und doch haben Sie solche stets eher gewagt, als ihre Magazine und Stellungen aufzugeben. Ich stehe Ihnen dafür, daß kein Mann von Fach Ihre fortgesetzten Rückzüge billigen kann, während er Sie an der Spitze einer so schönen Armee weiß, wie die Ihrige ist.“ — Ganz charakteristisch ist eine andere Mahnung des Königs: „Der erste Schritt, den man rückwärts thut, macht einen schlimmen Eindruck auf die Armee, der zweite ist schon gefährlich, der dritte aber wird immer verderblich sein.“

Rückzug Braunschweigs.

Genug, Ferdinand hielt endlich Stand und bot an der Oesper 17. Juli Contades die Schlacht, welche dieser jedoch nicht annahm, da er zuerst das Heer unter Broglie an sich ziehen wollte. Als dieser zu ihm gestoßen, ließ sich Contades aus seiner festen Stellung herauslocken und nahm 1. August die Schlacht an, welche in 2 Stunden zu Ungunsten der Franzosen entschieden war, sie ließen 7000 Todte, Verwundete und Gefangene zurück, während die Deutschen und Engländer bloß den Verlust von 2750 Mann zu beklagen hatten. Der Verlust der Franzosen wäre noch größer gewesen, wenn Lord Sackville, der Anführer der englischen Reiterei, dieselbe in's Treffen geführt hätte, als ihm der Feldherr es befahl. Aber sei es ein panischer Schrecken oder Neid — er blieb ruhig und die günstige Stunde verlief. So hoch Ferdinand in England gefeiert wurde — er erhielt den Hosenbandorden, ein Geschenk von 20.000 Pfund, einen Gehalt von 2000 Pfund lebenslänglich — so entrüstet war die Stimmung gegen Lord Sackville, er mußte seine Stelle niederlegen, Georg II strich ihn aus der Liste der Geheimräthe. Ein Kriegsgericht entschied, daß er sich unfähig gemacht habe, dem König in irgend einer militärischen Eigenschaft zu dienen. Großen Abscheu erregten die aufgefangenen Briefe des französischen Kriegsministers, welche Contades befahlen, den ganzen Strich zwischen Weser und Rhein und Lippe bis Kassel und Marburg vollkommen auszusaugen und zur Wüste zu machen. Contades wurde des Oberbefehls enthoben, Broglie rückte an seine Stelle — er führte sein Heer im Winter in die Ecke zwischen Main und Rhein zurück. — Niedersachsen, Hessen und Westfalen waren durch den Sieg bei Minden von den Franzosen befreit *). —

Schlacht bei Minden.

Sackville.

*) Schäfer, l c. II., 275—90, 351—93.

Und nun vom Rhein und Main an die Elbe und Oder, nach den Hauptschauplätzen des Krieges, Schlesien, Preußen und Sachsen *)! Maria Theresia hatte ihr Heer wieder auf 125.000 Mann gebracht; müde des schleichenden, beide Theile aufzehrenden Krieges, drang sie darauf, Schlacht auf Schlacht zu liefern, die Preußen aus Schlesien zu verjagen, Sachsen zu befreien! Es war mit Elisabeth verabredet, daß ein russisches Heer, 80.000 Mann stark, zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreite und mit den Oestreichern sich vereinige. Da das russische Heer wegen nöthiger Ergänzung und Einübung der Rekruten erst im Juni sich in Bewegung setzen konnte, so erhielt Daun Vollmacht, mit 80.000 Mann vor den böhmisch-schlesischen Pässen bis dahin in der Vertheidigung zu bleiben. Als Zeitpunkt der Vereinigung der russischen und östreichischen Armee in Schlesien ward der 25. Juni bestimmt, von da an könnten sie nach Belieben den Strom aufwärts oder abwärts ihre Operationen beginnen.

Kriegsplan 1759.

Der Krieg begann mit Streifzügen. Der Oestreicher F. v. Beck überfiel die Preußen in Greifenberg am Bober, nahm 15 Officiere mit 700 Grenadieren gefangen und eroberte zwei Kanonen. Dagegen trieb Prinz Heinrich in Thüringen Kriegssteuern ein und zerstörte Wobersnow den Russen Vorräthe für 50.000 Mann auf 3 Monate, brach Fouqué mit 23.000 Mann in Mähren ein und drang im April Prinz Heinrich mit 15.000 Mann über Teplitz und Aussig bis Budin und Hülsen bei Marienberg in Böhmen ein, zerstörten viele Vorräthe und brachten den Oestreichern großen Schaden bei. Daun lagerte indeß bis Juni vor den böhmischen Pässen still und Friedrich stand bei Landshut auf Schildwach und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Erste Kämpfe.

Indeß rückte mit der Schwerfälligkeit eines Elephanten die russische Armee heran, am 29. Juni bezog sie bei Posen ein verschanztes Lager. Oberbefehlshaber war nicht mehr Fermor, sondern Soltykoff, ein Moskowiter vom alten Schlag, ein kleiner magerer Mann von verbindlichen Formen, aber geringen Fähigkeiten, ein General ohne Kriegserfahrung, überdies alt, stumpf und bequem, voll Widerwillen gegen die Oestreicher und Schweden, ohne Haß gegen Preußen**). Fermor blieb beim Heer, hatte aber bloß einen Flügel zu befehligen. Friedrich schlug den Werth der Russen zu gering an und rechnete darauf, daß ihre Heeresabtheilungen vereinzelt von einem seiner Generale geschlagen werden könnten. Hiefür bestimmte er Dohna, welcher bisher gegen die Schweden zu Felde gestanden und ihnen die Peenemünder Schanze wieder abgenommen hatte, und gab ihm, da er kränkelte, seinen tüchtigen Generaladjutanten Wobersnow mit der Bestimmung bei, was dieser sage, solle so angesehen werden, als ob es im Namen des Königs selber geschehe ***). Aber es war nicht mehr möglich, die Abtheilungen der Russen einzeln zu fassen. Dohna fand bald, daß er die ganze russische Armee sich gegenüber habe, vor der er sich, ohne eine passende Gelegenheit zu einer Schlacht zu finden, bald bis zur Oder zurückziehen mußte. Friedrich war sehr ungehalten; an Dohna schrieb er: „Ihr seid zu krank, um Euch ferner mit

Die Russen. Soltykoff. Dohna. Wobersnow.

*) Arneth, l. c. II. 19—21.
**) Schäfer, l. c. II. 291.
***) Schäfer, l. c. II 292.

dem Commando zu befassen; Ihr werdet wohl thun, Euch nach Berlin tragen zu lassen, um Eure Gesundheit herzustellen." — Strenger schrieb er an Wobersnow: „Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einherziehen sollen. Es könnte nun mit den Russen schon aus sein. Ich kann es Euch nicht danken, daß Ihr meine Befehle so schlecht befolgt habt." — Der König sandte jetzt Heinrich von Wedell mit dem Titel eines Dictators, um die älteren Generale, welche unter ihm dienen sollten, nicht zu kränken. „Ich habe ihn bei Leuthen kennen gelernt und setze unbedingtes Vertrauen in ihn, er werde, ebenso wie mancher römische Dictator, meine Angelegenheiten an der Oder verbessern. Sehe er, ich befehle ihm, die Russen anzugreifen, sie tüchtig zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu hindern." — Aber auch dieser Leonidas schlug nicht, sondern wurde geschlagen. Bei Kay griff er den an Macht und Stellung überlegenen Feind mit großem Ungestüm an und führte, als sein erstes Treffen geschlagen war, alle frischen und zuletzt die ermüdeten Truppen in's Feld und stritt, bis die Nacht herniedersank, unter deren Schutz er mit einem Verlust von 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen und von 25 Geschützen sich nach Crossen zurückzog. Die Russen berechneten ihren Verlust auf 5000 Mann; — sie waren am 25. Juli in Crossen, wo die Oestreicher ihnen die Hand bieten sollten, und gingen, als diese nicht zur Stelle waren, am rechten Ufer abwärts nach Frankfurt und bezogen dieser Stadt gegenüber auf den Höhen von Kunnersdorf ein Lager.

Wedell. Schlacht bei Kay.

Jetzt brach der König selber auf, um die Russen vor ihrer Vereinigung mit den Oestreichern zu besiegen: „denn wenn wir nicht den Russen schlagen, so ist's mit dem ganzen Kram aus!" Ueberhaupt kamen die Dinge jetzt recht in Fluß. Der König rief seinen Bruder Heinrich aus Sachsen herbei, wo derselbe den General Fink mit 9000 Mann zurückließ, und übertrug ihm den Oberbefehl in Schlesien. Daun war bis an die Queiß vorgerückt und hatte Hadik nach Sachsen und Loudon mit 20.000 Mann zur Vereinigung mit den Russen entsendet, die am 2. August bei Zilchendorf stattfand. Friedrich selber war von Sagan in Eilmärschen aufgebrochen, um bei Schiblo die Oder zu überschreiten, den Russen in den Rücken zu kommen und sie zu vernichten.

Friedrich.

Diese sahen nicht ohne Sorge der Ankunft des schrecklichen Königs entgegen. Loudon fand sie voll Unschlüssigkeit, von einem Vormarsche, um sich mit Daun zu vereinigen, wollten sie Nichts wissen, Daun solle zu ihnen kommen — und doch war der russische Obergeneral von seiner Kaiserin angewiesen worden, Dauns Anordnungen in Allem Folge zu leisten. Nicht ein östreichisches Hilfscorps, sondern das Hauptheer solle sich mit ihnen vereinigen, erst dann könnte von einer Ueberschreitung der Oder die Rede sein. Loudon faßte bald den Verdacht, die russischen Heerführer dächten nicht an eine Schlacht, sondern bloß daran, im Lande die Geldbeutel zu füllen und dann wieder über die Weichsel in die Winterquartiere zurückzukehren *).

Loudon.

Die russische Regierung spielte vielleicht ein doppeltes Spiel, obschon der Wille der Kaiserin, Oestreich zu helfen, entschieden war. Soltykoff eröffnete dem französischen Kriegskundigen Mesnager, er finde zu viel Unentschlossenheit sowohl

Russische Politik.

*) Loudons Bericht bei Arneth l. c. II. 429—30 und Sybels hist. Z. III. 333.

am Hofe zu Petersburg als unter den Generalen der Armee, er sei nicht im Stande, Ordnung und Einigkeit herzustellen und rechne darauf, daß der Feldzug Ende August geschlossen werde. Dem Loudon erklärte Fermor im Vertrauen, die bei Frankfurt versammelte Armee sei der Kern des russischen Heeres und dürfe darum in keiner Weise auf's Spiel gesetzt werden, weil durch ihre Schädigung oder Vernichtung dem russischen Reiche ein unermeßlicher Schaden zugefügt werde. Dauns langsames Heranziehen erregte Verdacht, man rufe die Russen bloß herbei, um sie aufzuopfern, während man selbst nichts Ernstliches unternehmen und die eigene Armee schonen wolle *). Endlich erreichte Loudon doch das Versprechen, die russische Armee werde die Oder überschreiten. Am 11. Sept. sollte das Gepäck, am 14. die Armee selber hinübergeführt werden.

Da machte der König selber einen Strich durch diese Rechnung; er nahte mit 48.000 Mann in Eilmärschen, die er selber grausam und schrecklich nennt: sechs Nächte habe er kein Auge geschlossen, er müsse eilen, sonst möchten die Oestreicher unter Hadik in Berlin einziehen; in wenigen Tagen werde er eine Leiche oder Sieger sein. Er hoffe die feindliche Armee nicht blos zu schlagen, sondern auch zu vernichten, um den Russen so für die Zukunft jede Lust zu benehmen, in Preußen einzubrechen. Daher die Anordnung, während der Schlacht Frankfurt zu besetzen, um den Russen bei ihrer Flucht den Rückweg abzusperren. Die Russen hatten sich auf einer wellenförmigen Hochebene aufgestellt, deren Abhänge mit Kiefern bewachsen und die durch mehrere Schluchten — heute ist Manches verändert — durchrissen waren. Kleine Seen waren in der Nähe der Ortschaft Kunnersdorf, welche auf Loudons Rath niedergebrannt wurde, damit sie die Wirkung der russischen Batterien nicht behindere. Der Boden oben war als Lagerplatz nicht breit genug, um zu manöveriren, zur Deckung gegen den Feind jedoch insofern geeignet, als der Zugang durch Gebüsch, durch schlammiges Wasser erschwert ist, im Norden geht das Hühnerfließ, im Westen rauscht die Oder, im Süden ist Busch und Gehölz meilenweit. Im Norden führte allein eine Straße durch den Felsbruch. Von daher erwarteten die Russen den Angriff, als sie erfuhren, daß Friedrich bei Göritz über den Strom gekommen sei. Da pflanzten sie ihre stärksten Batterien auf, machten ihre stärksten Verhaue und stellten ihre besten Regimenter auf. Friedrich mochte jedoch den Stier nicht bei den Hörnern fassen und beschloß, die Russen zu umgehen, von der Nordseite nur einen Scheinangriff zu machen. Zu seinem Unheil war er mit der Oertlichkeit nicht hinlänglich vertraut; ein Bauer, den er befragte, kam durch den Anblick des Königs ganz in Verwirrung, ein Major Linden beschrieb ihm das Land, wie er es als Jäger betrachtete, aber nicht, wie es der Soldat auffaßt. Sein Plan war, mit aller Kraft den rechten Flügel der Russen zu schlagen, und wenn er dessen Stellung erstiegen, ihre Schlachtordnung aufzurollen und gegen die Oder zu drängen. Darum befahl er dem Obristen Wunsch, während der Schlacht sich Frankfurts zu bemächtigen und den Russen den Rückweg über die Oderbrücke zu wehren. Der König hatte 48.000 Mann und 233 Geschütze, die Russen zählten 42.000 Mann, Loudon, der die wichtigste Stellung auf den Judenberg hatte, befehligte 18.000 Mann nebst 48 Geschützen. Es war Sonntag 12. August Früh 2 Uhr, daß der König in aller Stille sein Heer durch die Kunnersdorfer Haide um die Stellung der Russen herum in deren Rücken führte. Statt aber um 7 Uhr konnte der König erst um ½12 Uhr die Kanonen auf den rechten Flügel der Russen und wegen der Natur des Ortes nicht mit der Wirksamkeit spielen lassen, die er erwartete. 170 Geschütze wirkten auf eine Stelle. Dann erstürmten seine Grenadiere in

Friedrich kommt.

Schlacht bei Kunnersdorf.

Schlachtfeld.

Schlachtplan.

Schlacht.

*) Stuhr, II. 238.

bewundernswerther Entschlossenheit den Mühlberg. In Verwirrung drängten sich die Ueberreste des rechten Flügels der Russen nach der Mitte ihres Lagers. 70 Geschütze ließen sie den Preußen zurück und Friedrich entsandte schon Boten des Sieges nach Berlin und Breslau. Aber die eigenen Geschütze konnten die Preußen nur langsam auf die Höhe bringen, bei den russischen fanden sie keine Munition und die Reiterei keinen Platz, um einen wirksamen Angriff zu bilden, und so bekamen die Russen Zeit, frische Truppen in den Kampf zu bringen und neue Batterien wirken zu lassen. Die Blutarbeit während des schwülen Tages war entsetzlich, der Widerstand der Russen zäh. Es war Abends 6 Uhr, als General Fink dem König rieth, die Schlacht abzubrechen, die ermüdeten Krieger rasten zu lassen, die Russen würden während der Nacht sich ohnehin verlaufen. Friedrich aber wollte den Russen für immer einen Denkzettel geben und befahl den Angriff auch auf den linken Flügel des Feindes. Da eilte Loudon herbei aus dem hohlen Grund, wo er sich bisher verdeckt als Nachhut gehalten, und verwandelte Friedrichs glänzenden Sieg in die grauenvollste Niederlage. Aller Heldenmuth der Preußen scheiterte an seiner trefflichen Anordnung und an der frischen Kraft seiner Kroaten. Kartätschen- und Gewehrfeuer schmettert die Reiterei nieder, Seydlitz, der zum dritten Mal Befehl bekommt, „in des Teufels Namen" anzugreifen, und der den Untergang seiner Reiterei voraussieht, wird verwundet weggetragen Auch den Tapfersten sinkt der Muth. Als nun Loudon auch mit seiner Reiterei auf die Preußen einhaut, löst sich alle Ordnung, Alles flieht in Verwirrung nach dem Wald. Friedrich will immer noch vorwärts, obschon die Getreuen rings um ihn fallen und eine Kugel ein goldenes Etui in seiner Tasche plattschlägt: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun." — Er wäre von Kosaken gefangen worden, hätte nicht ein Adjutant sein Pferd am Zügel mit fortgerissen und hätten nicht seine Leibhusaren ihn herausgehauen. „Kann mich denn keine vermaledeite Kugel treffen!" rief er in der Verzweiflung. Derart hatten die Preußen noch keine Schlacht verloren. Alles drängte über die Schiffbrücke auf das linke Ufer der Oder, 18.000 Mann waren todt oder verwundet und 172 Geschütze außer jenen 70, welche sie Mittags den Russen weggenommen, waren verloren, während die Oestreicher nur 2000 Todte und Verwundete zählten, die Russen allerdings viel mehr, nämlich 14.000. So war Friedrich nie geschlagen, so seine Standhaftigkeit nie erschüttert worden. Er übernachtete auf Stroh in einem von den Kosaken ausgeraubten Bauernhause. Das Verzweifelte seiner Lage schildert ein Schreiben am gleichen Abend an seinen Minister Finkenstein: „Alle meine Truppen kamen in's Treffen und haben Wunder gethan. Ich sandte sie dreimal wieder, endlich wurde ich beinahe selber gefangen genommen und wir mußten das Schlachtfeld verlassen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert. — Mein Unglück ist, daß ich noch am Leben bin. Unser Verlust ist sehr beträchtlich. Von einer Armee von 48.000 Mann habe ich in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, nicht mehr als 3000 zusammen und ich bin nicht mehr Herr meiner Streitkräfte. In Berlin werdet ihr wohlthun, an Eure Rettung zu denken. Es ist ein großes Unglück und ich will es nicht überleben; die Folgen dieser Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selber. Ich habe keine Hilfsquellen mehr und, die Wahrheit zu gestehen, ich halte Alles für verloren. Ich will die Vernichtung meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie wohl auf immer. F." — Von demselben Abend ist ein Schreiben an den General Fink, welches diesem den Oberbefehl übergibt über die unglückliche Armee, die nicht mehr im Stande sei, sich mit den Russen zu schlagen. Habik werde nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch; gehe Fink diesen beiden nach, so würden ihm die

Sieg der Preußen.

Loudon.

Wendung.

Verzweiflung Friedrichs.

Russen in den Rücken kommen; bleibe er an der Oder stehen, so komme ihm Hadik in die Seite. Fink solle dem Prinzen Heinrich, welchen der König zum Generalissimus erkläre, von Allem unterrichten, die Armee müsse dem jungen König schwören. Hätte er, Friedrich, noch Hilfsmittel, so wäre er dabei geblieben. An die Befehlshaber von Torgau, Wittenberg und Dresden erging der Befehl, wenn sie angegriffen würden, so gut als möglich zu capituliren und nur die Besatzung und die Kassen zu retten. — Also Friedrich hielt Alles für verloren und wollte seinem Leben ein Ende machen. Er schrieb später noch: „wenn die Russen ihren Vortheil benutzt und das entmuthigte Heer verfolgt hätten, so wäre es mit Preußen aus gewesen.“ —

Selbstmordgedanken.

Indeß stärkte ihn ein langer Schlaf in der Bauernhütte, dann tröstete ihn die Nachricht, daß 30 Geschütze gerettet seien, daß Mannschaft immer mehr um ihn sich sammle, daß die Russen ruhig stehen bleiben. So war es in der That: denn nach Art roher Völker verbrachten die Russen, statt zu verfolgen und den Sieg vollständig zu machen, die ersten Tage mit Festen und Zechgelagen. Auf Loudons Mahnung, so viel Blut solle nicht nutzlos vergossen bleiben, man müsse auch die Früchte einsammeln und den Feind für immer unschädlich machen, gab Soltykoff kurzweg die Antwort: „ich habe keinen Befehl, den König von Preußen zu vernichten.“ — Für seinen Ruhm war genug gethan, die Klugheit dagegen gebot, an den Willen des künftigen Czaren zu denken! Dem Franzosen Montalembert sagte Soltykoff, wenn Daun nicht das russische Heer opfern wolle, so liege es ihm ob, mit seinen frischen Truppen die Besiegung des Königs von Preußen zu vollenden, er wünsche den Oestreichern noch mehr Glück, als er selber gehabt habe, er für seinen Theil habe genug. Auf ein ernstes Schreiben Dauns gab der Russe die Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt, ehe ich meinerseits weitere Bewegungen mache, auf zwei Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß die Russen allein agiren.“ Soltykoff vergaß, daß der Siegeskranz von Kunnersdorf von Loudon und seinen Oestreichern errungen war. Glänzende Geschenke Maria Theresias machten Soltykoff und Fermor fügsamer; jener verstand sich zu einer Begegnung mit Daun in Guben am 22. August *): sie war kalt. Soltykoff versprach endlich, bei Frankfurt stehen zu bleiben und die Oestreicher zu unterstützen, wenn diese dafür Friedrich hinderten, Truppen zur Behauptung Dresdens abzusenden. Wäre Dresden im Besitze der Oestreicher, so sollten diese und die Russen in Schlesien einrücken und bis Neisse gehen, die Oestreicher diese Festung dann belagern, die Russen die Belagerung decken. Doch hielt Soltykoff sein Wort nicht, sondern meldete bald, Mangel an Lebensmitteln zwinge ihn südlich nach Lieberose zu ziehen. — Dadurch wurde Frankfurt und Crossen den Preußen überlassen und die Verbindung Friedrichs mit dem Prinzen Heinrich erleichtert. Auch das Versprechen, Glogau zu belagern, war nicht ernstlich. Die Bewegung war so langsam, daß ihnen Friedrich zuvorkam, und nun meinten die Russen, es sei Nichts mehr zu machen, und brachen am 15. October nach der Weichsel auf. Zwar befahl Elisabeth, ihre Armee soll auf Breslau losgehen; die Generale erklärten jedoch, dieser Plan sei unausführbar. Anfangs November waren sie auf polnischem Gebiete in ihren Winterquartieren. Loudon aber hatte die peinliche Aufgabe, mit ihnen in Verbindung zu bleiben, dann sich von ihnen loszumachen und zwischen den Heeresabtheilungen von Fouqué und Schmettau sich durchzudrücken, um das östreichische Schlesien zu erreichen. Maria Theresia ernannte ihn für seine Leistungen zum General-Feldzeugmeister und ver-

Rettung. — Sieg nicht benutzt. — Soltykoff. — Daun. — Plan zu Guben. — Loudon.

*) Arneth, l. c. II. 41—45.

hieß ihm für das kommende Jahr ein selbständiges Commando von 36.000 Mann. Die Kaiserin Elisabeth hatte ihm einen goldenen mit Diamanten besetzten Degen übersendet. In Wien war Loudon der Liebling, während Daun als Schlafmütze bitter getadelt wurde. Nur die Kaiserin hielt letzteren noch: „Wo findet man etwas Vollkommenes?" meinte sie; „wenn der Daun bessere Helfer hätte, wäre er auch größer" *). — Friedrich aber konnte diese Unthätigkeit seiner Feinde als die wunderbare Rettung des Hauses Brandenburg preisen. Von seinen unseligen Selbstmordgedanken war er bald wieder abgekommen und hatte seine Spannkraft wieder gefunden. Seinem Bruder Heinrich schrieb er schon am 16. August: „So lange ich meine Augen offen habe, werde ich den Staat erhalten, wie es meine Pflicht ist." Ueber den Schmerz, den ihm Kunersdorf bereitete, schrieb er: „Glaube mir, daß die Martern der Verdammten nicht an das reichen, was ich in dieser grausamen Krise leide." —

Sachsen wurde gegen Ende des Jahres der Schauplatz des Krieges. Als Friedrich gegen die Russen zog und den Prinzen Heinrich zur Vertheidigung Schlesiens abberief, blieb Sachsen den Garnisonen von Dresden, Leipzig, Wittenberg und Torgau überlassen. Da rückten die Reichstruppen unter dem Herzog von Zweibrücken ein und Leipzig mußte am 5., Torgau am 8. August übergeben werden, am 20. Wittenberg. Alsbald umschloß das Reichsheer, durch die Oestreicher unter Hadik auf 28.000 Mann verstärkt, Dresden. Schmettau hatte 5000 Mann zur Vertheidigung und Mittel, Dresden zu behaupten, hätte ihm nicht Friedrich in der ersten Bestürzung durch die Niederlage bei Kunersdorf die Weisung ertheilt, auf keinen Ersatz zu hoffen, nur seine Truppen zu schonen und sie ihm nebst der Kriegskasse mit 5,000.000 Thaler, die er in seiner jetzigen Lage so nöthig hatte, und mit allen Vorräthen zuzuführen, Pontons, Kleidung für 35.000 Mann. Demgemäß capitulirte Schmettau am 4. Sept., bekam aber während des Abzugs am andern Tage ein Schreiben des Königs, welches ihm befahl, Dresden auf alle mögliche Weise zu behaupten, Entsatz nahe von Torgau her. In der That hatte General Wunsch Wittenberg und Torgau wieder genommen und stand am 5. Sept. vor Dresden. Es war zu spät, die Hauptstadt Sachsens war für Friedrich verloren — ein schwerer Verlust, denn sie stellte ihm die Hilfsmittel des Landes und die Elbelinie zur Verfügung. Schmettau verlor, obschon er nur buchstäblich den Befehl vollzogen hatte, für immer nicht bloß die Huld des Königs, sondern auch seinen Dienst.

Sachsen.

Dresden.

Schmettau.

Prinz Heinrich hatte sich auf die Kunde vom Unglück bei Kunersdorf aufgemacht, um dem König seine 50.000 Mann zuzuführen, während er Fouqué in Schmottseifen zurückließ. In Sagan trafen sich die Brüder. Heinrich wurde dann nach Görlitz beordert und Daun ging deßhalb nach Bautzen. Der Prinz zog dann Fink und Wunsch an sich und wandte sich jetzt, 40.000 Mann stark, gegen Dresden, was Daun veranlaßte, sich hier festzustellen. Von Wien kam Befehl, die Preußen anzugreifen, Daun aber verlor sich, wie Napoleon von ihm sagt **), in Märschen und Gegenmärschen, Manövern und Gegenmanövern, um Prinz Heinrich aus Sachsen hinauszudrängen, vermochte es aber nicht, und auf einmal war der König selber da und übernahm in Hirschstein den Oberbefehl, indem er seinen Bruder belobte, als den einzigen General, welcher in diesem Kriege keinen Fehler gemacht habe. Auf die Meldung von Dauns Rückzug nach Wilsdruf frohlockte der König: „Ha, sie riechen mich schon, aber nun soll auch Daun der Teufel holen!" Es galt jetzt Dresden. Seine Wiedergewinnung hätte

Heinrich.

Dresden.

*) Arneth II. 50.
**) Mémoires V. 267

die Verluste in diesem Kriege und die Winterquartiere in Sachsen wieder gedeckt und den Oestreichern Angst um ihr Böhmen gemacht, meinte Friedrich später *). Doch Daun saß in unangreifbarer Stellung bei Dresden! Der König wollte ihn zwingen abzuziehen und zwar durchs Gebirg, auf den unwirthbarsten Straßen, damit sein Heer in der rauhen Jahreszeit unrettbar dem Verderben entgegengehe,
Fink. und befahl darum dem General Fink, mit 18.000 Mann sogleich nach Maxen in den Rücken Dauns aufzubrechen, um ihm so die Verbindung mit Böhmen abzuschneiden und ihn zu nöthigen, Dresden aufzugeben. Vergebens machte Fink Gegenvorstellung: „Er weiß, ich kann die Difficultäten nicht leiden. Mach' er,
Napoleons I. Urtheil über Maxen. daß er fortkommt." — Napoleon bemerkt über diesen Befehl, daß er zwecklos gewesen **): „Was wollte er damit erreichen? Daun zwingen nach Böhmen sich zurückzuziehen, indem er seine Verbindung mit Peterswalde bedrohte! Aber keine Andeutung war da, daß Daun daran dachte, sich nach Böhmen zurückzuziehen; er war ja Herr von Dresden, und räumte er Sachsen, so verlor er diesen wichtigen Platz. Daun hatte er während des ganzen Feldzuges keine Niederlage erlitten, sein Heer war zahlreich; der König dagegen war von den Russen geschlagen worden und hatte Dresden verloren. Was konnte ihn also auf den Gedanken bringen, daß Daun Sachsen räumen wolle! Aber selbst wenn er es wollte, so war er ja Herr des rechten Elbeufers und konnte sich zurückziehen, wie er wollte. Die Schlappe bei Maxen ist die merkwürdigste, welche dieser große Feldherr erlitt, und der unverzeihlichste Fehler, den er beging; je genauer man die Oertlichkeiten kennt, je mehr man über die Stellung beider Heere nachdenkt, um so mehr kommt man zur Ueberzeugung, daß dieser Zug nur mit einem Unglück enden konnte. Fink war mit 18.000 Mann mitten in die Oestreicher hineingeworfen, durch mehrere Märsche vom Kern der preußischen Armee getrennt und in einer Gegend voll von Schluchten und Bergen." —

Fink gehorchte, wenn auch mit großem Widerwillen. Er sah, daß der König Unmögliches verlangte, und übernahm dennoch den Auftrag — und das war sein
Daun. Fehler. Jetzt war Daun in seinem Fahrwasser; er hielt den König mit einer Linie im Schach und umzingelte Fink mit der andern. Von allen Seiten sind die Preußen 19. November bald von Uebermacht umrungen, angegriffen und auf einen engen Raum zusammengedrängt. Schon am 20. wären sie in die Elbe gesprengt worden, hätte nicht das Dunkel den Angriff verhindert. Am 21. wollten die
Finkenfang. Oestreicher beim Tagesgrauen den Angriff beginnen, als Fink Capitulation anbot, nachdem er dem General Wunsch befohlen, sich mit der Reiterei durchzuschleichen, um doch dem Könige Etwas zu retten. Daun verlangte, daß das ganze preußische Corps, mit Einschluß des Generals Wunsch und seiner Reiterei, sich kriegsgefangen ergebe. Es wurde entgegnet, man ergebe sich unbedingt und wünsche nur das Gepäck zu erhalten. Daun ließ sagen, er führe ohnehin keinen Krieg mit dem Gepäck. Und nun streckte das ganze preußische Armeecorps die Waffen, 12.000 Mann, außer Generallieutenant Fink 8 Generale, 6 Oberste, 500 Officiere, 71 Geschütze fielen den Oestreichern in die Hände. Es war ein Schlag für die Preußen, wie er die Sachsen bei Pirna getroffen hatte. Friedrich war wie betäubt. Ein Kriegsgericht verurtheilte Fink zur Entsetzung und einjährigen Festungshaft. Der König stellte ihn nie mehr an. Fink starb als dänischer General 1766 in Kopenhagen. —

Napoleon I. Napoleon ***) behandelt bei diesem Anlaß die Frage, ob die Kriegsgesetze einem Feldherrn gestatten, seine Soldaten zu zwingen, die Waffen niederzulegen und

*) Guerre de sept ans, X.
**) Mémoires V. 274.
***) Montholon V. 281.

sich kriegsgefangen zu ergeben, und bejaht sie bei einem Festungscommandanten, aber nicht bei einem Heerführer im offenen Feld. Der Fall von Maxen wird jedoch darum von ihm hervorgehoben, weil der General Wunsch beim Tages- G. Wunsch. grauen sich sein Entkommen gesichert hatte, allein doch sammt seinen Reitern die Kriegsgefangenschaft theilen mußte: „Dieser General war so einfältig dem Befehle Finks zu gehorchen — was eine falsche Auffassung der Pflicht des Gehorsams von Seite eines Soldaten ist. Ein Heerführer, welcher in Feindes Gewalt ist, hat kein Recht mehr einen Befehl zu erlassen; wer ihm gehorcht, vergeht sich. Man kann nicht umhin hier zu bemerken: weil der General mit seiner Reiterei sich einen Durchgang bahnte, so war es auch dem Fußvolk möglich zu entkommen, denn in gebirgiger Gegend wie bei Maxen hat das Fußvolk noch mehr Gelegenheit zu entfliehen als die Reiterei. — Die Römer verwarfen die Capitulation mit den Samnitern, sie weigerten sich, die Gefangenen auszutauschen oder loszukaufen. Dieses Volk hatte den Sinn für Alles, was groß ist — und darum hat es auch die Welt erobert." —

Der Finkenfang bei Maxen machte Maria Theresia große Freude *), weil dieser große Erfolg so wenig Blut gekostet habe. Doch hatte er nicht zur Folge, Ende von 1759. was sie anfangs hoffte, daß die Preußen Sachsen vollständig räumen mußten. Friedrich bezog eine so feste Stellung bei Kesselsdorf, daß Daun sie nicht anzugreifen wagte. Daun hatte jedoch gleichfalls eine so feste Stellung in Dresden, daß Friedrich, obschon ihm Ferdinand von Braunschweig 25. Dec. 10.000 Mann zu Hilfe sandte, ihn nicht aus Sachsen verdrängen konnte. Beide Heere blieben in Sachsen, das darunter unsäglich litt. Friedrich war in Freiberg beschäftigt, sein Heer zu ergänzen, das im verflossenen Jahre große Verluste erlitten hatte. Er selber klagt, daß er jetzt nur noch Soldaten zur Schau habe, denn was sei mit einem Haufen Leute anzufangen, der halb aus sächsischen Bauern, halb aus feindlichen Ueberläufern bestehe und von Officieren geführt werde, die man nur aus Noth und aus Mangel besserer in Dienst genommen habe, und daran fehle es den Regimentern noch so sehr, daß sie statt 52 nur 12 Officiere haben. Seine Sorgen sind groß, die Marter des Tantalus, die Pein des Prometheus, die Strafe des Sisyphus sei Nichts im Vergleich mit dem, was er erleide. An d'Argens meldet der König, wie er gealtert sei, traurig, verdrießlich, wie er grau werde und schon die Hälfte seiner Zähne verloren habe, wie sein froher Sinn, sein Feuer, seine Lebhaftigkeit dahin seien, — Alles dieß nicht Wirkung der Jahre, sondern der Sorgen. Seine Erholung suchte er in Versen, im Briefwechsel mit Voltaire.

Wie sind doch diese Beiden sonderbare Käuze, wie ziehen sie einander an, um sich dann wieder in Verachtung abzustoßen **)! Voltaire schreibt an Argental: Voltaire. „Ich kann den Luc (Spottname Friedrichs) nicht leiden, durchaus nicht, ich werde ihm nie sein ruchloses Verfahren wider meine Nichte verzeihen, noch

*) Arneth.
**) 17. Aug. 59. Oeuvres 85. 465.—525.

die Keckheit, mir zweimal jeden Monat Schmeicheleien zu schreiben, ohne daß er vorher sein Unrecht gut gemacht hat. Ich sehne mich nach seiner tiefen Demüthigung, nach der Züchtigung des Frevlers; ich weiß nicht, ob ich nicht wünsche, daß er ewig verdammt sei." — An denselben Argental schreibt Voltaire: „Wenn nur Luc vor dem rettenden Frieden noch gestraft wird, wenn der Weg nach Berlin, welchen General Beck kürzlich durch die Lausitz eröffnete, von irgend einem Hadik betreten würde. Sie wissen, in der Tragödie verlange ich immer, daß das Verbrechen bestraft wird." Zu gleicher Zeit aber schreibt er nach Berlin: „Euer König ist immer einzig, erstaunlich, unnachahmlich, er macht reizende Verse in Augenblicken, wo ein Anderer keine Zeile gute Prosa zu Stande brächte, er verdient glücklich zu sein *)."

Die Nothlage trieb Friedrich zum Versuch, einen Krieg in Italien zu entzünden. Dieß hängt mit einer Thronveränderung in Spanien und Neapel zusammen. In Aranjuez verschied nämlich 10. August 1759 der König von Spanien, Ferdinand VI., nach 13jähriger Regierung, ein Fürst, dessen Willen gut, dessen Begabung mäßig war und der wie sein Vater an Trübsinn litt. Bis 1757 behielt er den Lieblingsminister seines Vaters Ensenada (an sich Nichts) bei, und als Minister des Aeußeren Don Jose de Carvajal; seit 1759 bekleidete ein geborner Irländer, General Richard Wall, diese Stelle. Mäßigung, Unparteilichkeit, Friede war die Losung dieser Minister; weder von England, noch von Frankreich ließen sie sich verleiten, Spanien in den siebenjährigen Krieg hineinzuziehen. Auf den König hatte seine, wenn auch nicht schöne, aber mit edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestattete Gattin Barbara von Portugal großen Einfluß. Dem Sänger Farinelli gelang es, wie David bei Saul, durch das Harfenspiel, durch seine schöne Stimme die Schwermuth zeitweise zu verscheuchen. Seit dem kinderlosen Tode seiner Gattin, welche er leidenschaftlich liebte, wurde jedoch der Trübsinn des Königs andauernd und unheilbar — er ließ sich nicht mehr den Bart abnehmen, er wollte kein Kleid mehr tragen als sein Hemd und den Schlafrock, er schlief wenig und nur auf einem Stuhle sitzend.

Spanien.

Ferdinand VI.

Der nächste Thronerbe war sein Bruder Don Carlos, König von Neapel, welcher auf die Nachricht vom Todesfall sogleich den Namen Karl III., König von Spanien und beiden Sicilien, annahm. Nach dem Vertrag von Wien durften diese beiden Kronen nicht auf Einem Haupte vereinigt werden und kam also in Frage, wer auf dem Thron in Neapel nachfolgen sollte. Im Aachener Friedensschluß hatten Oestreich, Frankreich, England, ohne Spanien und Neapel darum zu befragen, festgesetzt, daß, wenn Don Carlos seinem Bruder auf dem spanischen Throne würde gefolgt sein, der jüngste dieser Brüder, Don Philipp, damals Herzog von Parma, König beider Sicilien werden sollte. Don Carlos nahm auf diesen Vertrag, gegen welchen er öffentlich und feier-

Karl III.

*) Preuß l. c. II. 232.

lich sich verwahrt hatte, gar keine Rücksicht, sondern ließ seinen Erstgeborenen, der unheilbaren Blödsinn zeigte, durch Aerzte genau untersuchen und, als sie ihn für geisteskrank erklärten, bestimmte er durch einen Erlaß vom 6. October 1759, derselbe sei unfähig zur Regierung, und ernannte den zweiten, Don Carlos, zum Prinzen von Asturien und den dritten, Don Ferdinand, dem er einen Regentschaftsrath mit Tanucci als Vorstand zur Seite stellte, zum König beider Sicilien und fuhr nach Spanien ab, wobei er gewissenhaft in Neapel jeden Pfennig des öffentlichen Schatzes, jeden Edelstein und Ring zurückließ *), weil er sie als das Eigenthum beider Sicilien ansah. In Madrid beflißs er sich einer Politik des Friedens, suchte den Nationalwohlstand zu heben, hielt streng auf Gerechtigkeit, ohne aber der nöthigen Milde zu vergessen — unter ihm wurde die Folter abgeschafft und die Inquisition eingeschränkt. Als König hieß er Karl III., obschon der Vater Maria Theresias zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs sich auch Karl III. genannt hatte, und die Verhältnisse waren so mächtig, daß die Kaiserin-Königin diesen Namen anerkannte. Durch Vertrag vom 3. October anerkannte sie auch das neue Hausgesetz, wogegen Karl III. auf die Allodialgüter des Hauses Medici und einen Theil der Stati degli Presidi Verzicht leistete.

Don Philipp wurde demgemäß nicht König von Neapel, sondern blieb Herzog von Parma. Oestreich hatte das Heimfallsrecht und die Kaiserin-Königin bekam Parma nicht und Savoyen nicht das durch den Aachener Frieden ihm verheißene Piacenza. „Hundert Kriege sind um eines unbedeutenderen Anlasses willen in Europa schon geführt worden," bemerkt Friedrich. „Wenn dieser Vorfall damals keinen Krieg veranlaßte, so muß man es nicht der Mäßigung der Kaiserin Königin zuschreiben, denn diese Tugend ist gewöhnlich nicht die Tugend der Regenten, sondern man muß es den Zeitumständen beimessen, nämlich dem zur vollen Flamme ausgebrochenen Kriege, einem heftigen Hasse und dem viel stärkeren Verlangen, Schlesien wieder zu bekommen, welches eine ohne Vergleich wichtigere Provinz ist, als die Herzogthümer Parma und Piacenza" **). Wir sahen oben ***), wie Frankreich vermittelte, wie es Sardinien wegen seiner Forderungen zu befriedigen versprach, und wie sehr Ludwig XV. die Vermählung des Erzherzogs Joseph mit der Infantin Isabella, der Tochter Don Philipps, am Herzen lag. Don Philipp.

Das scheint Friedrich II. nicht hinlänglich bekannt gewesen zu sein, denn er sandte Cocceji nach Turin, um die Gesinnungen des Hofes zu erforschen. „Nichts konnte gelegener für ihn sein, als ein Krieg in der Lombardei, es sei nun wider den König von Frankreich oder die Königin von Ungarn. Doch Sardinien.

*) Botta, Geschichte des K. Neapel. I.
**) Guerre de sept ans IX. Wenk, III. 347.
***) Vgl. oben S. 993.

dieser bejahrte Fürst hatte jenen kriegerischen Geist verloren, durch den er in seiner Jugend geglänzt hatte. Er besaß für sich selbst weder das Verlangen, noch den Willen, sich wieder in Thätigkeit zu zeigen, indessen ward er noch mehr durch die Lage, worin er sich befand, als durch Alter und Frömmelei abgehalten; er war ohne Bundesgenossen, besonders seitdem die Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich bestand, und bei einem unternommenen Kriege hätte er die Oestreicher, die Franzosen, die Spanier, die Neapolitaner, und die Parmeser wider sich gehabt. — Dieß war es, was er fürchtete *)." Wir erfahren jedoch hier nicht den eigentlichen Kern der Sache, daß nämlich zunächst von England aus dem König Karl von Neapel der Vorschlag gemacht war, mit dem König von Sardinien unter britischem Schutze Italien zu theilen, derart, daß sein Sohn Ferdinand Neapel und Sicilien, Don Philipp Toscana und Karl Emanuel mit dem Titel eines Königs der Lombardei — Mailand, Parma, Piacenza, Guastalla erhalte. Habsburg-Lothringen war dann ganz von Italien ausgeschlossen. Doch Karl III. erklärte, er trachte nicht nach fremdem Gute; er erreichte in Uebereinstimmung mit Frankreich und Oestreich das, was England ihm unter dem Beding eines gefahrdrohenden Krieges von unsicherem Ausgang anbot. Der Sardinier aber konnte bei der Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich Nichts machen; sein Kopf, meinte er, stecke gleichsam in einer Zange, die ihn jeden Augenblick zerquetschen könne. —

Plan, Italien zu theilen.

Einen anderen Versuch deuten die Worte an **): „Die ottomanische Pforte schien bis jetzt nicht geneigt mit dem Hause Oestreich zu brechen." Anderweitig erlangen wir die Erklärung dieser räthselhaften Worte. Ein preußischer Agent Rexin verhandelte unter Sultan Mustapha III., daß die Pforte einen Krieg wider Oestreich beginne; der Großvezier war nicht abgeneigt, verlangte aber, daß England in das Bündniß mit eintrete und es garantire. Dieses wagte jedoch das englische Ministerium nicht aus Sorge vor der Stimmung der Nation, die gegen eine Allianz mit den Türken war, bloß Handelsverträge hatte man bisher mit der Pforte abgeschlossen, und aus Rücksicht auf die katholischen Höfe von Neapel und Spanien, die daran Anstoß nehmen würden.

Türkei.

Ein anderer Versuch ward in Rußland gemacht: ein holsteinischer Edelmann, Pechlin, der im Dienste des Großfürsten gewesen war, mußte nach Petersburg abreisen ***). Er erhielt jedoch gar keine Gelegenheit, seinen Auftrag anzubringen. Die Kaiserin hatte kurz vorher dem östreichischen Gesandten erklärt, sie sei langsam einen Beschluß zu fassen, wenn sie ihn aber einmal gefaßt habe, so bleibe sie fest dabei; sie verlasse ihre Verbündeten nicht, auch wenn sie deshalb ihre Kleider und ihren Schmuck verkaufen müßte. Die Russen forderten aber

Rußland.

---

*) Guerre de sept ans ch. 11.
**) Ibidem ch. 11.
***) La cour de Russie p. 165—66.

das Königreich Preußen für sich, aus welchem eben eine Deputation in Petersburg eingetroffen war, um ihre Freude über die milde Regierung auszudrücken, und waren dieser Erwerbung schon so sicher, daß Schuwaloff den englischen Gesandten Keith ausholen wollte, der jedoch entschieden erklärte, nie und nimmer werde England seine Zustimmung dazu geben, daß Rußland Herr sei auf der Ostsee, und der König von Preußen würde sich eher unter den Trümmern seiner letzten Stadt begraben lassen, als in die Abtretung dieses Landes willigen; es sei dieß eine Frage, die ganz Europa in Bewegung setzen werde. Die Russen meinten, sie selber könnten Preußen einstweilen in Verwahrung haben, bis sie anderweitig entschädigt seien *); ohnehin bilde Preußen keinen Bestandtheil des deutschen Reiches. Man könne es dem Großfürsten Peter übergeben, welcher dafür Holstein an Dänemark überlasse, und dieses solle zum Dank dafür am Kriege gegen Preußen ernstlichen Antheil nehmen. Rußland will Preußen.

In Wien erschrack man über diese Forderung Rußlands, deren Tragweite man vollkommen begriff: es sei schon so mächtig geworden, daß man sein Hereingreifen in Mitteleuropa nicht wünschen dürfe. Man verübelte es Esterhazy, daß er die Forderung der russischen Regierung leicht hingenommen habe; allerdings meinte dieser, Rußland werde die Unausführbarkeit seines Begehrens bald selber einsehen und sich mit einer Schadloshaltung in Geld zufrieden geben **). Maria Theresia ließ bloß entgegnen, sie verpfände ihr königliches Wort, daß sie das Aeußerste aufbieten werde, um Rußland zu denjenigen Vortheilen und Entschädigungen zu verhelfen, welche die Czarin selbst auswählen oder als erreichbar ansehen würde. Vergebens! Rußland verharrte mit Bestimmtheit gerade auf dieser Forderung und man hielt es in Wien für das Beste, der französischen Regierung dieß offen mittzutheilen. Verhalten Oestreichs.

Für diese war der Friede ein dringendes Bedürfniß geworden. Die Finanzzustände waren entsetzlich; man hatte jedes Jahr ein Deficit von 133 bis 217 Millionen, man lebte von der Hand in den Mund, man verzehrte die Steuern der nächsten Jahre zum voraus. Der Finanzminister Silhouette griff in der Verzweiflung zu Mitteln, die das Mark des Staates verzehrten. Die Mißstimmung machte sich anfangs in Witzen Luft (man nannte die Schattenbilder, die Hosen ohne Säcke, à la Silhouette), aber bald war sie wie das Tosen des Meeres vor dem Sturme. Den Krieg zu Land und zur See vermochte man nicht weiter fortzuführen. Kaum saß Karl III. im Escurial, als Choiseul in der Verzweiflung um Vermittelung des Friedens, um ein Anlehen sich an ihn wandte: das Gleichgewicht in Amerika sei gestört, Frankreich werde bald Nichts mehr als Domingo haben, es könne nicht mehr als Handelsmacht, mithin nicht mehr als Macht ersten Ranges betrachtet werden, es habe keinen Frankreich. Silhouette. Karl III. soll vermitteln.

*) La cour de Russie 165.
**) Arneth, II. 79.

Credit mehr, weder im Inneren, noch im Auslande. Der Staat sei daran zu Grunde zu gehen in Ermangelung von 20 Millionen, die zum Krieg unentbehrlich seien und die man sich nicht verschaffen könne, ohne die Zahlung der Renten einzustellen, was eine Revolution hervorrufen würde. Karl erbleichte; er ließ sich auf keine Anlehen ein, aber er ließ in London erklären, wie er es nicht in Ruhe ansehen könne, daß das im Frieden von Utrecht hergestellte Gleichgewicht in Amerika gestört werde, wie er lebhaft den Frieden zur See wünsche, den England mit Großmuth und Mäßigung bemessen möge, und wie er der Dolmetscher dafür sein wolle. Pitt ließ ihm erklären, Frankreich habe den Krieg angefangen, möge also auch die Folgen seines Thuns hinnehmen; England könne den Land- vom Seekrieg nicht scheiden und werde niemals seine Sache von der Sache Preußens trennen; übrigens gedenke man nicht Domingo und Louisiana zu erobern, was erst als eine Bedrohung der spanischen Besitzungen gelten könnte.

Pitt.

Aber auch in England wurden Stimmen für den Frieden laut: die Mittel seien erschöpft, man könne die Kosten des Krieges nicht mehr bestreiten. Newcastle wirkte in diesem Sinne, damit Pitt falle und er selber wieder die Leitung der Dinge übernehmen könne. Man mußte also den Engländern zeigen, daß man den Frieden ernstlich wolle, der aber vom Hochmuth der Gegner verschmäht werde, um die Steuerzahlenden willig zu machen, die Kosten des Krieges zu tragen, und um den Ränken Newcastles für die Zukunft vorzubeugen. Darum wurde eine Friedenscongreßcomödie verabredet *). Friedrich kam mit dem König von Großbritannien dahin überein: allen Mächten erklären zu lassen, welches Verlangen sie beide trügen, Mittel und Wege zur Aussöhnung zu finden, um den allgemeinen Frieden wieder herzustellen. Prinz Ludwig von Braunschweig, damals Regent im Haag, eigentlich als Vormund des minderjährigen Statthalters, erhielt von England und Preußen den Auftrag, den Gesandten von Oestreich, Frankreich und Rußland mitzutheilen, wie geneigt jene beiden Mächte wären, einen gerechten Frieden zu schließen, wie bereit sie seien, Bevollmächtigte nach einem zweckmäßig erscheinenden Orte zur Unterhandlung zu senden. Dieß geschah im Schlosse zu Ryswick in demselben Saale, in welchem 63 Jahre früher der Friede abgeschlossen worden war. Diese Erklärung wirkte in England günstig für Pitt, wie er es vorausgesehen; die Kriegskosten für das Jahr 1760 mit 15,503,563 Pfund wurden ohne Anstand bewilligt. Bei Friedrich II. war es mit dem Wunsche nach Frieden diesmal Ernst, er selber sagt: „von Tag zu Tag ward der Krieg schwerer auszuhalten und die Gefahren wurden immer größer. Wie sehr auch das Glück den Preußen geneigt sein mochte, so war es doch unmöglich, daß es nicht ihnen bisweilen untreu werden sollte, da sie

Friedensstimmen.

Ryswick.

*) Guerre de sept ans. 11.

gezwungen waren, sich demselben so oft zu überlassen *)." — Der Minister Finkenstein sprach noch deutlicher zum englischen Gesandten: „Nur ein Wunder kann uns retten! Reden Sie mit Pitt als Freund und nicht als Minister, — vielleicht kann er Frieden stiften!" —

In Wien sah man dieses Vorgehen als ein Zeichen der Nothlage Preußens an **), war darauf gefaßt, daß Frankreich auf den Entwurf eingehen werde, hegte aber auch die Ueberzeugung, daß Oestreich wie Sachsen und Rußland auf dem Congreß zu kurz kommen würden, denn sie würden niemals Ruhe haben, so lange Friedrich seine gegenwärtige Macht behalte, auch würde man dabei nie die gehoffte Entschädigung erlangen. Doch dürfe man, um nicht bei Freund und Feind Anstoß zu erregen, den Antrag nicht barsch zurückweisen; man könne vielmehr, indem man darauf eingehe, die wahre Gesinnung der Höfe erforschen. Oestreich schlug Aachen als Congreßort vor und ernannte Starhemberg zu seinem Bevollmächtigten. Frankreich wies auf Nancy und Brüssel hin, schloß sich aber im Uebrigen Oestreich an, namentlich insoferne es betonte, der Streit in Amerika habe Nichts mit dem in Deutschland gemein, den ersteren vermittle der König von Spanien, den letzteren der Congreß, mit anderen Worten, es wollte Frieden mit England erlangen, aber der Verbündete Maria Theresias bleiben. Mit dem König von Preußen hoffte man in diesem Fall bald fertig zu werden. Choiseul wünschte einen Frieden schließlich zu Land und zur See mit England und daß beide Theile sich verpflichteten, weder mit Truppen noch durch Lieferung von Waffen oder Munition sich an dem deutschen Kriege zu betheiligen. Man fürchtete in Wien sogar, daß Choiseul sich mit Preußen vergleichen werde. Doch erkaltete Dieser in seinem Bestreben, als Pitt wiederum auf's Entschiedenste erklärte, daß England nie ohne den Einschluß Preußens Friede schließen werde, und als Ludwig XV. auf's Bestimmteste seinen Willen aussprach, der Verbindung mit Oesterreich unter allen Umständen treu zu bleiben.

Kaunitz.

Choiseul.

Da nun die Kaiserin Elisabeth ihrem Heere von Neuem Befehl gab, den König von Preußen zu besiegen — so waren nach all diesen Verhandlungen Frankreich, Oestreich, Rußland zur Fortsetzung des Krieges entschlossener als je. Oestreich konnte jetzt Rußland die Zusage wegen künftiger Erwerbung Preußens nicht mehr verweigern, knüpfte sie aber vorsichtig an die Bedingung, daß dies nur nach erfolgter Vereinigung Schlesiens und der Grafschaft Glatz mit Oestreich geschehen könne. Für Friedrich II. wurde die Lage jetzt sehr ernst. Er selber sagt: „die Leidenschaften waren noch zu ungestüm, die Bewegungen, welche sie in den Gemüthern verursachten, waren noch zu heftig, als daß es möglich gewesen wäre, dieselben zu beruhigen. Dem Könige blieben daher nur zwei Bundesgenossen übrig, durch deren Beistand er sich mit Ehre aus diesem traurigen Kriege ziehen konnte: die Tapferkeit und die Beharrlichkeit."

*) Guerre de sept ans.
**) Arneth, II. 69–71.

Das Kriegsjahr 1760. Thronbesteigung Georgs III.

Dieses Jahr ward für das letzte, für das entscheidende über den ganzen Krieg gehalten. **Kriegsplan.** Darum rüstete Maria Theresia zu wuchtigen Schlägen und bereitete Alles sorgfältig für die Entscheidung vor. Das Heer ward auf 160.000 Mann gebracht. Am Kriegsplan hatten Loudon und Kaunitz vielen Antheil und darum ist das angriffsweise Vorgehen darin betont als Grundlage aller Unternehmungen, nicht wie bisher das bloß vertheidigungsweise sich Verhalten. Die Gelegenheit, eine Schlacht zu liefern, sollte nicht vermieden, sondern vielmehr eifrig gesucht werden. Der Feind sollte von drei bis vier Armeen zugleich angegriffen werden, deren jede für sich allein zu operiren im Stande wäre. Das Heer, welchem der König seine Hauptmacht zuwende, sollte in der Defensive bleiben, bis ihm die anderen auf den Leib rücken. Daun sollte in Sachsen den größeren Theil des preußischen Heeres beschäftigen, indeß Loudon mit 40.000 Mann, zu denen 20.000 Russen stoßen sollten, baldmöglichst den Feldzug eröffnen würde, entweder eine Festung wegzunehmen, oder dem Feinde anderweitig große Verlegenheiten zu bereiten. Die Russen sollten geradezu an die Oder vorrücken und Breslau wegnehmen. Die Schweden sollten eine hinlängliche Besatzung in Stralsund zurücklassen und durch Mecklenburg an die Havel vorrücken, von da gen Berlin, vereint mit einem östreichischen Heer, das von Sachsen aus in derselben Richtung hin aufbräche. Das französische Heer sollte 100.000 Mann stark unter Broglie, der zum Marschall ernannt war, in Hessen vorrücken, eine Abtheilung, wobei die im französischen Solde stehenden Baiern und Sachsen, sollte gen Thüringen vordringen, allenfalls auch im Verein mit der Reichsarmee zur Vertreibung der Preußen aus Sachsen behilflich sein. Am Niederrhein sollte ein Armeecorps von 30.000 Mann unter St. Germain gegen die Hannoveraner und Engländer thätig sein. Im Ganzen erwartete man von der französischen Armee bloß, daß sie den Herzog von Braunschweig beschäftige; den Entscheid hoffte man von der vereinten Thätigkeit des östreichischen und russischen Heeres. **Stärke der Heere.** Die Feinde waren: 115.000 Franzosen, 130.000 Oestreicher, 20.000 Reichskrieger, 10.000 Schweden, zusammen 280.000 Mann. Friedrich konnte nur 90.000 Mann aufbringen, das Heer unter Braunschweig zählte 75.000 Mann, zusammen 165.000 Mann. Begreiflich, daß er sorgenvoll der Zukunft entgegenblickte: „Dauert der Krieg fort,“ schrieb er an Ferdinand von Braunschweig, „so sehe ich meinen Untergang vor Augen. Unsere Feinde sind viel zu zahlreich, Viele von uns verlieren den Muth. Sie mögen nur unsere Grabschrift machen.“ **Schwäche der Coalition.** Allein an ein Zusammenwirken der Russen und Oestreicher war schwer zu denken. Zwar der Wille Elisabeths zum ernstlichen Krieg war entschieden, aber die russischen Großen

sahen auf den künftigen Czaren, der mit Galgen und Rad Denen drohte, welche den Staat erschütterten *), d. h. Oestreich wirklich helfen wollten. Soltykoff meinte, man dürfe höchstens die Belagerung von Danzig übernehmen und die schon besetzten Gebietstheile behaupten, keineswegs Truppen nach Schlesien absenden, denn mit zwei Siegen habe man genug gethan, es wäre unverantwortlich, so tapfere Truppen neuerdings der Gefahr auszusetzen. Oestreich drang auf die Absetzung Soltykoffs, doch er blieb beim Oberbefehl, denn er habe Glück, nur daß man ihm zwei tüchtige Rathgeber, Browne und Czernitscheff, beigab, und den ganzen russischen Feldzugsplan erhielt Friedrich bald in Abschrift aus den Händen des bestochenen Generals Tottleben **). Der Geist der russischen Armee war dem vereinten Wirken mit Oestreich nicht günstig. „Gestern sagte mir der Anführer," schreibt Mesnager ***) (der als militärischer Berichterstatter im Lager war): „Es ist dumm von den Höfen, daß sie uns so viele Leute schicken, um uns zu treiben, vorzurücken. Alle Mahnungen, die unseren Weisungen nicht entsprechen, nützen Nichts und zwingen uns nur Gründe für die Unmöglichkeit oder Verzögerung zu erdenken, welche wir selber für lächerlich halten." Soltykoff.

Der Krieg begann in Schlesien, wohin der regsame Loudon drang, der nicht in Ruhe abwarten wollte, bis die Russen kämen. Hier standen die Generale Goltz und Fouqué mit 15.000 Mann. Friedrich selber stand in Sachsen mit 40.000 Mann, abwartend, bis die Pläne seiner Feinde sich enthüllen würden, Prinz Heinrich sollte mit 35.000 Mann die Russen abhalten. Das Hauptziel des Königs war zunächst, die Verbindung der Russen mit den Oestreichern zu verhindern. Loudon beschloß den Kampf in Feindesland zu tragen und drang Ende Mai von Böhmen in die Grafschaft Glatz vor und sandte starke Abtheilungen bis gen Breslau. Was er anstrebte, errieth weder der König noch Prinz Heinrich; Fouqué meinte, er habe Absichten auf Breslau, und verließ seine wichtige Stellung bei Landshut und stellte sich, um Breslau, zu decken, bei Kanth auf. Loudon aber begann auf einmal Glatz zu belagern und ließ Landshut durch den General Janus besetzen. Glatz galt für den Schlüssel zu Schlesien, und von seiner Bürgerschaft hieß es, sie wünsche Nichts sehnlicher, als des preußischen Joches ledig zu werden. Friedrich II. mißbilligte den übereilten Rückzug Fouqués, welcher möglich das platte Land rein zu halten suchte, und befahl ihm das Gebirge wieder zu erobern, das er ihm verloren, mit dem bitteren Beisatz: „Meine Generale verursachen mir mehr Schaden als der Feind, weil sie immer verkehrt manövriren." Fouqué, den wir von der Unthat an Faulhaber her noch kennen, „der Tyrann aller Menschenklassen" genannt, von seinen eigenen Kindern gefürchtet, war ein Mann, der solchen Tadel nicht ertragen konnte. Er meldete dem König, er werde ihm Landshut wieder verschaffen und bis auf den letzten Mann behaupten. So geschah es, am 17. Juni war er mit seinen 10.500 Mann und 68 Geschützen wieder im Besitze der früheren Stellung. Er hatte die Seinen zum Kampfe aufgefordert mit den Worten: „Wir müssen Landshut wieder einnehmen, Loudon wird dann mit Uebermacht über uns herfallen, dann müssen Loudon. Fouqué. Landshut.

*) Arneth, 106.
**) Schäfer, II. 2. 21.
***) Stuhr, l. c. II. 358.

wir als alte Preußen uns so lange als möglich halten, an keine Ergebung auf offenem Felde denken und uns bei einer möglichen Niederlage wehren bis auf den letzten Mann. Im Falle eines Rückzuges werde ich einer der letzten auf dem Schlachtfelde sein, doch wenn ich das Unglück habe, einen solchen Tag zu überleben, gebe ich mein Ehrenwort, keinen preußischen Degen mehr zu ziehen." Der Eisenkopf hielt auch darin sein Wort. Von dem umsichtigen Loudon bald von allen Seiten gefaßt, schlug er sich mit dem Muthe der Verzweiflung, bis er nach langem heißem Kampfe schwer verwundet in die Hände der Oestreicher fiel; nach dem Frieden erst wieder frei hielt er sich von jedem Kriegsdienste fern. Von seinen Kriegern schlugen sich 1000 durch, 4000 ergaben sich, die anderen waren alle todt oder verwundet. Die Oestreicher hatten 2000 Todte und Verwundete. Sie anerkannten die Bravheit, mit der hier die Preußen gestritten. Oberst Voigt hob den mit Blut und Staub bedeckten Feldherrn von der Erde auf und bot ihm ein Paradepferd an. „Ich würde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben" — entgegnete der Verwundete. „Mein Sattelzeug," schloß der Obrist, „gewinnt unendlichen Werth, wenn es mit dem Blute eines Helden bespritzt ist." — Glatz ergab sich 26. Juli an die Oestreicher. Loudon rückte nun vor Breslau, das aber Tauenzien entschlossen vertheidigte. Mit den Worten: „Gott erhalte Ihnen diesen Josua *)!" sandte Kaunitz den Bericht Loudons an die Kaiserin. Diese hatte kurz vorher in einem eigenen Schreiben, seine Mäßigung und Bescheidenheit rühmend, erklärt **): „Ich habe so viel Vertrauen in Eure Kriegserfahrung und Euren Diensteifer gesetzt, daß ich kein Bedenken getragen, eine Armee Eurem Commando zu untergeben. Dieses Vertrauen ist durch Euer bisheriges Betragen nicht vermindert, sondern vermehrt worden. Und damit Ich Euch hievon eine Probe gebe, so geht an Euch mein gemessener Befehl, daß Ihr Euch nicht für einen Subalternen, sondern für Meinen commandirenden General in Schlesien anzusehen habet, welcher unter keines anderen Generalen Commando stehet, sondern alles dasjenige, was ihm nach seiner eigenen Einsicht und nach den Umständen Meinem Dienst am erspießlichsten scheint, ohne weitere Rückfrage und Bedenken zu unternehmen hat." — Ein Beweis, wie Loudons Ansehen im Steigen und daß die Kaiserin damals mit Daun unzufrieden war, und dazu hatte sie auch guten Grund.

Glatz. Loudon selbständig.

Der König war nämlich auf die Nachricht von der Bedrängniß Fouqués am 15. Juni unterhalb Meißens über die Elbe gegangen, um nach Schlesien zu eilen, und hatte gesucht das Corps Lacys zu überfallen, der ihm aber geschickt auswich. Daun eilte dem König auf dem kürzeren Wege nach und traf vor ihm in Bautzen ein und eilte unaufhaltsam nach Schlesien, Lacy nur drei Märsche hinter sich zurücklassend. Wieder suchte der König diesen zu unterdrücken, wieder zog sich Lacy geschickt vor ihm zurück und zwar zum Reichsheer. Plötzlich änderte der König seinen Plan, kehrte um, zunächst in Sachsen mit den Feinden reinen Tisch zu machen und Dresden zu nehmen. „Entweder kommt der Daun und schlägt mich", schrieb Friedrich an seinen Bruder, „oder ich nehme ihm Dresden vor der Nase weg." — Die Vertheidigung unter dem östreichischen Feldzeugmeister Maquire war jedoch ebenso standhaft als umsichtig. Zorn über die getäuschte Erwartung, er werde in 2—3 Tagen wieder Herr in Dresden sein, oder die Hoffnung, Daun werde aus Rücksicht auf die königliche Familie Dresden keiner Verheerung aussetzen, ließen ihn zu einer Beschießung der armen Hauptstadt Sachsens schreiten, die mehr den Palästen, Kirchen und Privathäusern als den

Lacy. Daun. Dresden. Maquire. Dresden.

*) Janko, l. c. 132—94.

**) Vollständig mitgetheilt bei Janko l. c. 184—85.

Wällen zu gelten schien. Vom 14. an beschoß er die Festung, vom 19. bis 22. mit Brandkugeln die Stadt; 5 Kirchen — darunter die schöne Frauenkirche — viele Paläste, 416 Häuser verbrannten, viele Einwohner wurden unter den Trümmern begraben oder erschossen, die meisten wurden Bettler — diese nutzlose Grausamkeit machte jedoch Maquire nicht wanken, er behauptete Dresden, und ist einer der häßlichsten Flecken am Andenken Friedrichs II. Daun kam am 22. und der Gegner mußte abziehen; jener hätte früher eintreffen können und hätte sich jetzt mit Friedrich schlagen sollen, der sich gen Meißen zurückzog. Bald standen die Heere wieder wie beim Beginn des Feldzuges einander gegenüber. Friedrich schrieb an seinen Bruder: „Du kennst Daun, er liebt es nicht von heute auf morgen Schlachten zu liefern: im Gegentheil muß man, um ihn dazu zu bringen, sich der verschiedensten Umwege und Hilfsmittel bedienen". — Daun.

Das Glück Loudons in Schlesien hatte in Petersburg dem Gedanken Bahn gebrochen, die russische Armee solle gen Breslau vorrücken. Soltykoff erhielt demgemäß Befehl, vorzuschreiten und Czernitscheff mit einem Armeecorps zur Unterstützung Loudons vorauszusenden. Doch war er zu träg und furchtsam, um rasch selber über die Oder zu gehen und das Armeecorps des Prinzen Heinrich zu unterdrücken, das in Eilmärschen zum Entsatze Breslaus anrückte. Endlich sagte er Loudon zu, er wolle gegen Ende Juli vor Breslau eintreffen. In Wien sehnte man sich, die Uebergabe von Breslau zu vernehmen, der dann bald Schweidnitz, Neisse, Brieg und Glogau, das heißt der Kern von Schlesien, folgen würde. Wir können denken, wie der hurtige Loudon Alles anwendete, die Hauptstadt des von seiner Herrin so schmerzlich vermißten Schlesiens zum schnellen Falle zu bringen, Beschießungen und Drohungen. Vergebens! Tauenzien war ein treuer, entschlossener Anhänger des Königs von Preußen. Lessing, damals sein Secretär und gerade mit Minna von Barnhelm beschäftigt, meinte: „wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden *)." Als der kaiserliche Oberst, welcher zur baldigen Uebergabe aufforderte, mit Erstürmung drohte, bei der selbst das Kind im Mutterleibe nicht geschont würde, erwiederte Tauenzien: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten sind es auch nicht!" — Die Russen waren zur bestimmten Zeit nicht zur Stelle, wohl aber Prinz Heinrich, und so mußte Loudon 4. Aug. die Belagerung von Breslau aufheben und sich nach Kanth zurückziehen. Russen. Loudon. Breslau. Lessing.

In Sorge um Breslau, von dessen Rettung er noch Nichts wußte, und den Anmarsch der Russen fürchtend, brach der König von Dresden weg gegen Schlesien auf, um Breslau zu retten und sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, Hülsen mit 12.000 Mann gegen das Reichsheer zurücklassend. Doch Daun und Lacy brachen auch nach Schlesien auf, jener gedachte an der Katzbach eine Schlacht zu liefern. Und nun kommt eine Reihe von Bewegungen und Gegenbewegungen, welche nach dem Urtheile der Kriegskundigen das Genie des Königs in seinem höchsten Glanze zeigen. Daun richtete geschickt seine Märsche nach denen des Königs ein. Friedrich selber erzählt: „Hätte ein Fremder den Zug dieser Heere gesehen, so würde er sich haben täuschen können, denn gewiß hätte er geglaubt, daß sie alle zu Einem Heere gehörten. Die Armee des Feldmarschalls Daun mußte ihm der Vortrab zu sein scheinen, die preußische Armee wie der mittlere Theil der Schlachtordnung und der Haufe des Herrn von Lacy wie der Nachtrab **)." — Das Absehen seiner Gegner war, zu ver-

---

*) Lessings Leben. I. 216.
**) Guerre de sept ans, chap. 12.

hindern, daß er sich mit dem Heere seines Bruders vereinige, ihn von Schlesien abzuschließen und ihm ein Schicksal zu bereiten, wie es Fink bei Maxen erfahren. Wie gefährdend die feindlichen Plane, erfuhr der König aus einem abgefangenen Schreiben Dauns an Lacy. Seine Lage war um so bedenklicher, als seine Armee nur noch für wenige Tage Lebensmittel besaß und die Gegner mit 90.000 Mann seine 30.000 einzuschließen drohten. List mußte hier die Zahl der Streiter ersetzen. Friedrich gesteht selber *), er habe kein besseres Mittel zu erdenken gewußt, als das Betragen eines Parteigängers nachzuahmen, der jede Nacht seine Stellung verändert, um den Streichen auszuweichen, welche ihm eine Armee würde versetzen können, wenn es ihm an Wachsamkeit und Thätigkeit fehlte. — Man hatte viele Zwecke zugleich zu verfolgen: man mußte der Sicherheit der Armee wegen seinen Standort oft verändern, man mußte zugleich einen mehr als dreifach stärkeren Feind in Schranken halten; man durfte sich auch nicht von ihm entfernen, damit er sich nicht etwa gegen den Prinzen Heinrich wende, der ohnehin schon eine Armee von 80.000 Russen auf dem Halse hatte. So vielen Forderungen nachzukommen, blieb also das einzige Mittel: die Stellung oft zu verändern, ohne jedoch eine zu sehr von dem Feinde entfernte Stellung zu nehmen. Dies machte denselben verwirrt, er kam das Lager zu besichtigen, welches man genommen hatte; er machte seine Anordnungen mit Langsamkeit, und wenn er sie nun ausführen wollte, so fand er Niemand mehr vor sich und war demnach gezwungen, mit all' diesen Förmlichkeiten wieder von vorne anzufangen. — So Liegnitz. kam der König bis Liegnitz, als er von einem Ueberläufer erfuhr **), daß er am anderen Tage, am 15. August, von Daun und Loudon vorn und im Rücken angegriffen werden sollte. Daun hatte nämlich von der Kaiserin gemessene Befehle erhalten, keine Gelegenheit zu einer Schlacht, selbst wenn die Vortheile auf beiden Seiten gleich stünden, zu versäumen, sondern dieselbe auf jede mögliche Weise zu suchen, und der zur Entscheidung drängende Loudon hatte in der That den russischen Oberfeldherrn vermocht, Czernitscheff mit 24.000 Mann bis Auras vorzuschieben. Lacy hatte versprochen, den rechten Flügel der Preußen, Daun, das Centrum in der Frühe des 15. August anzugreifen, Loudon sollte den linken Flügel packen! —

War es Zufall, oder war Verrath im Spiele: Loudon griff um 3 Uhr früh den 15. August bei den Anhöhen von Pfaffendorf den Feind an, stieß aber, Loudon. statt auf einen Flügel, auf die ganze Macht der Preußen und fand Unterstützung weder von Daun noch von Lacy. Die Schlacht war also verloren, noch ehe sie begonnen, wenn nicht Lacy und Daun in den nächsten Stunden erschienen. Loudon fühlte bald, woran er war, und stellte sich mit dem Rufe an die Spitze der Stürmenden: „Freunde, wir sind allein! Da hilft Nichts als guten Muth behalten, vorwärts!" Die Anhöhen wurden auch genommen und 72 Geschütze erobert. „Jeder Mann hat seine Schuldigkeit gethan und alle haben wie tapfere Leute gestritten ***)." Zwischen 4—5 Uhr fiel jedoch der Nebel und erblickte Loudon die feindliche Hauptmacht gegen sich. Als der Tapfere um 6 Uhr sah, daß er von keiner Seite eine Unterstützung zu hoffen habe, trat er den Rückzug in so meisterhafter Art an, daß Friedrich seiner Umgebung bewundernd zurief: „Da seht den Loudon! von dem kann man retiriren lernen, er räumt das Feld wie ein Sieger." Die Schlacht hatte nur 3 Stunden gedauert, aber die Zahl der Todten und Verwundeten war groß, 6000 bei den Oestreichern, 3500 bei den

---

*) l. c. 12.

**) Arneth, l. c. II. 139,

***) So meldet Loudon selber in seinem Bericht, der bei Janko abgedruckt ist, l. c. 196—98.

Preußen, welche zugleich 82 Kanonen eroberten. Loudon hatte den Tod gesucht, sein Rock war von Kugeln durchlöchert. Bleich vor innerer Erregung redete er nach dem Rückzug die Seinen an: „Ich danke Ihnen im Namen des Vaterlandes für Ihre in der Schlacht bewiesene Bravour. Das Treffen ist verloren gegangen, aber das ist nicht unsere Schuld. Im vorigen Feldzug hat mich Soltykoff getäuscht; damals erklärte ich, er würde mich nicht zum zweiten Mal mehr täuschen. Heute ließ mich der Feldmarschall Daun im Stich, auch er soll diese Freude nicht zum zweiten Male erleben. Doch wir rächen uns am Besten an unseren und unserer Kaiserin Feinden, wenn wir auf das genaueste unsere Pflicht erfüllen. Begeben Sie sich also wieder auf Ihre Posten *)." Ist diese Rede ächt, so beweist sie, daß Loudon Launs Unthätigkeit dem Neide zuschrieb, was auch die Armee, was Wien, was die Welt damals glaubte. Daun, dessen Lager $1\frac{1}{2}$ Stunden vom Schlachtfeld entfernt war, behauptete, er habe nicht schießen gehört wegen des starken Windes, der in der Richtung gegen Pfaffendorf wehte. Bald beruhigte ihn Kaunitz, die Kaiserin wie die öffentliche Meinung ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren, übrigens sei bei Daun nicht ein Vorsatz unterloffen, sondern es sei der Mangel an Entschlossenheit. Die erste, die Loudons Schmerz linderte, war seine Kaiserin, indem sie in einem schönen Schreiben seine Geistesgegenwart, Herzhaftigkeit und seine Vorsicht pries. Loudons Schmerz spricht sich in seinem unparteiischen Berichte nur an der Stelle aus, wo er bemerkt: „Würde die große Armee mit mir nach der Vereinbarung mit Anbruch des Tages an den Feind gelangt sein, so hätte man einen vollständigen Sieg erfochten **)." — Der Sieger selber glaubte nicht, daß Loudon von Daun geopfert worden sei, sondern schreibt Dauns Verhalten dem Mangel an Entschlossenheit und raschem Blicke zu: „Daun hatte die ganze Nacht, mit seinen Truppen in Colonne gestellt, nahe an dem Bache zugebracht, welcher seine Armee von dem ehemaligen preußischen Lager trennte. Aus Vorsicht hatte der König daselbst einige Husaren zurückgelassen, welche das Geschrei der Schildwachen nachahmten und den Feind in der Meinung erhielten, daß sich die Armee noch dort befände. Beim ersten Schimmer des Tages setzten sich Daun und Lacy in Bewegung, um die Preußen anzugreifen, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie das Lager leer fanden und keine Nachricht erhielten, was aus der preußischen Armee geworden sei***). Man hätte sagen mögen, das Schicksal habe beschlossen gehabt, daß an diesem Tage den Oestreichern Nichts gelingen sollte; sogar der Wind war ihnen zuwider. Weder der Feldmarschall noch Lacy hörten das Getöse der Schlacht, welche hinter Pfaffendorf eine halbe Meile von ihnen geliefert wurde, obgleich von beiden Seiten wenigstens 200 Kanonen feuerten. Lange Zeit war der Feldmarschall unschlüssig, wozu er sich bestimmen sollte; endlich nach vielen Rathschlägen und verschiedenenen Meinungen beschloß er, bei Liegnitz über die Katzbach zu gehen und das Corps Ziethens, welches er in Schlachtordnung sah, anzugreifen; er schickte Lacy ab, um weiter oben über das Schwarzwasser zu gehen. Dieß aber war unmöglich, wenn er nicht wenigstens einen Umweg von einer halben Meile machte, um eine Brücke anzutreffen; denn da die Ufer dieses Baches sumpfig sind, so helfen Brücken allein Nichts, man muß auch Dämme machen, um jenseits Liegnitz hinüber zu kommen. Die Schlacht war schon gewonnen und der König begab sich gerade nach seinem rechten Flügel, als man den Vortrab Dauns erblickte. Um die Sache zu beenden und Daun von der Niederlage Loudons, die er bereits

Daun.

Maria Theresia.

Friedrichs Urtheil.

*) Mitgetheilt bei Janko l. c. 202.
**) Loudons Bericht bei Janko 196—98.
***) Guerre de sept ans, 12.

muthmaßte, Nachricht zu geben, um endlich seinen Rückzug zu beschleunigen, ließ der König seine Truppen Victoria schießen. Beim zweiten Lauffeuer kehrten die Feinde um und gingen bei Liegnitz über die Katzbach zurück." —

Mit einer List trieb der König die 24.000 Russen unter Czernitscheff über die Oder zurück. Er schrieb nämlich einen Brief an seinen Bruder Heinrich, worin er diesem den Sieg über Loudon mit Uebertreibung meldete und daß er jetzt die Russen schlagen wolle, und gab dieses Schreiben einem Bauern mit dem Befehl, sich von den Russen fangen zu lassen und dieses Schreiben wie aus Angst ihnen einzuhändigen. So geschah es und augenblicklich ging Czernischeff über die Oder zurück und ließ dem König den Weg nach Breslau offen. Soltykoff aber meinte, die Oestreicher hätten ihn im Stich gelassen, und grollte und zog sich nach Herrnstadt zurück. Friedrich, die Russen für weniger der Beachtung werth achtend, ließ sie nur von 12.000 Mann unter Goltz beobachten und zog seinen Bruder Heinrich an sich, mit dem er nicht ganz zufrieden war, weil er der Meinung war, er hätte die Russen schlagen sollen. Heinrich, gekränkt und längst des Königs Treiben mißbilligend, legte seine Stelle nieder, nicht ohne Friedrich in einem Schreiben warm vorzuhalten, wie der wahre Ruhm, fern von der Eitelkeit, es vermeide, Glanz zu suchen auf Kosten von Tausenden von Unglücklichen, und nur das Wohl der Mitmenschen bezwecke. So urtheilte die eigene Familie über den Preußenkönig. Er selber ward des Sieges bei Liegnitz nicht froh. In einem Schreiben an d'Argens, welches jedoch von den Oestreichern aufgefangen und in Zeitungen abgedruckt wurde, sagte er selber: „Die Schlacht vom 15. August, die zu anderen Zeiten Vieles entschieden hätte, ist jetzt nur eine leichte Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. — Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzug. Eine Art von Wunder ist erforderlich, um all' die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. — Die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, fängt an mir zu fehlen." — Der König konnte die Oestreicher nicht aus Schlesien hinausbringen und sie vermochten ihn nicht zu einer entscheidenden Schlacht zu nöthigen. Am 17. September wollten Daun, Loudon und Lacy den König in der Nähe von Landshut von drei Seiten angreifen, aber er entwischte ihnen mit äußerster Gewandtheit nach Obergiersdorf in ein fast unangreifbares Lager. Ein Wechsel der Stellung folgt auf den andern, einer künstlicher als der andere. Man steht meist einander sehr nahe, doch kommt es nur zu Vorpostenkämpfen. Daun ist in solchen Bewegungen ein Meister. — „Wir sind noch immer," schreibt der König, wie verzweifelt an seinen Bruder, „Nase an Nase, beide in unangreifbaren Lagern. Dieser Feldzug scheint mir unerträglicher, als irgend einer der vorhergehenden. Soviel Mühe und Sorgfalt ich auch anwende, ich habe nur in Kleinigkeiten Erfolg." —

Erst die Gefahr Berlins trieb Friedrich wieder aus Schlesien hinweg. Zwischen Oestreichern und Russen war ein Zug wider die Hauptstadt verabredet worden. Die Russen unter Tottleben hatten den kürzesten Weg und standen schon am 3. October vor Berlin, wurden aber von der Besatzung, der sich Lehwald und Seydlitz anschlossen, die hier ihre Wunden pflegten, zurückgewiesen bis Köpenik. Auf die Kunde von der Gefahr eilten Eugen von Wirtemberg, ein Bruder des regierenden Herzogs, und Hülsen herbei, so daß die Besatzung auf 14.000 Mann stieg. Aber jetzt kamen die Russen unter Czernitscheff und die Oestreicher unter Lacy, 42.000 Mann, und die Stadt mußte sich am 9. October ergeben und 1,500.000 Thaler Kriegssteuer und 200.000 Thaler als Geschenk an das Heer erlegen — d. h. an die Russen, die sich als die Meister betrachteten, während Lacy nur 12 Kanonen und 50.000 Thaler erhielt. **Tottleben** schonte

Rückzug der Russen. Prinz Heinrich. Berlin. Tottleben.

Berlin, wir wissen, aus welchen Gründen. Der Kaufmann Chotzkowsky verwendete 150.000 Thaler auf Bestechung. In Potsdam wurde die Gewehrfabrik zerstört und eine Kriegssteuer von 70,000 Thalern erhoben. In Charlottenburg und Schönhausen nahmen Sachsen, von den bei Pirna gefangenen, Rache an Antiken, die sie vollständig zerstörten, für das, was Friedrich ihrem Lande geschadet. Am 12. October ward Berlin geräumt; in Gewaltmärschen nahte der König mit 55.000 Mann bis Guben. Die Kosaken hausten entsetzlich in den Orten, durch die sie kamen. Sonst haben die Russen in diesem Jahre Nichts geleistet. Kolberg, das sie vereint mit den Schweden zu Land und zur See 28. Aug. — 18. September beschossen, ward durch General Heyden tapfer vertheidigt und durch General Werner, der mit einigen Schwadronen Husaren eine Flotte in die Flucht trieb, mit bloß 4000 Mann entsetzt. Die Russen nahmen ihre Winterquartiere an der Warthe, zogen sich jedoch, das Land, wo sie gehaust als Wüste zurücklassend, hinter die Weichsel zurück, als Buturlin den Oberbefehl übernahm, der sich noch mehr als Soltykoff von Fermor beherrschen ließ und noch weniger guten Willen und Feldherrnfähigkeit besaß. — Was die Schweden anbelangt, so hatten sie in diesem Jahre wieder nichts Nennenswerthes geleistet. — Kolberg. Buturlin. Schweden.

Friedrich kam nicht nach Berlin; als er hörte, die Feinde seien von da abgezogen, wandte er sich gegen Sachsen. Für die Verheerung von Charlottenburg nahm er Rache, indem er das Jagdschloß Hubertsburg so ausplündern ließ, daß nur die nackten Mauern übrig blieben. Diese unkönigliche Handlung sucht Archenholtz mit dem Gerede zu rechtfertigen: „Bei dieser Gelegenheit siegte der gereizte Mensch über den Philosophen." — Daun zog dem König nach durch die Lausitz auf Torgau zu, Loudon blieb in Schlesien. Die Reichsarmee zog sich vor dem König aus Wittenberg zurück nach Düben und von da nach Leipzig, und als Hülsen gegen sie anrückte, nach den Ausläufern des Erzgebirgs. In Düben legte der König Magazine an, doch reichten diese kaum auf 4 Wochen, während Daun im Besitze des rechten Elbeufers und von Dresden und Torgau aus diesen Fluß beherrschend seine Zufuhren gesichert hatte. Von den Russen hörte der König, daß sie, wenn Daun sich bei Torgau behaupte, wieder vorrücken und ihre Winterquartiere in Brandenburg beziehen wollten; dadurch wäre er von Pommern, und von Berlin, das ihm Kleider, Waffen, Geräthe und alle Bedürfnisse für den Krieg lieferte, sowie von Schlesien abgeschnitten worden *). „Hiezu kam noch eine andere Betrachtung, daß die Armee des Königs keine anderen Winterquartiere als nur jenseits der Mulde, zwischen der Pleisse, Saale, Elster und Unstrut beziehen konnte. Dieser zu eingeschränkte Platz aber konnte den Winter über so vielen Truppen nicht genug Lebensmittel liefern. Woher sollten nun die Vorräthe auf den Frühling herkommen? woher die Kleider, woher die Rekruten? Dieses so zusammengedrängte und auf die alliirte Armee zurückgeworfene Heer würde jene in Mangel gebracht haben, indem es sich selber in Mangel gebracht hätte. Jeder Vernünftige wird einsehen, daß, wenn der König so diesen Herbst hätte stehen bleiben wollen, ohne auf neue Unternehmungen bedacht zu sein, es eben so viel gewesen wäre, als sich selbst wehrlos zu machen und so sich den Feinden auf Gnade und Ungnade zu ergeben." Also ein Kampf der Verzweiflung war nothwendig: der König mußte Alles wagen, um sein Heer und die Verbindung mit seinem Lande zu erhalten. — Daß die Lage eine verzweifelte war, zeigen die Selbstmordgedanken, welche jetzt wieder in Friedrichs Briefen spucken. So schreibt — Wider Sachsen. Noth des Königs. Kampf der Verzweiflung.

*) Guerre de sept ans, 12.

er in diesen an d'Argens *): „Nie werde ich mich zu einem nachtheiligen Frieden zwingen lassen, keine Ueberredung wird mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn das Schicksal, welches mich verfolgt, diesen Trost für zu süß hält, werde ich meinem Unglücke ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich sein wird es zu ertragen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich mit Recht über mein Alter verfügen zu können. Ich werde diesen Feldzug enden, entschlossen Alles zu wagen und die verzweiflungsvollsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen oder ein ruhmvolles Ende zu finden.“ —

Auch Daun war bereit zum Schlagen. Von Wien war ihm die Weisung Daun. zugekommen, um jeden Preis Sachsen zu behaupten und für diesen Zweck selbst unter zweifelhaften Umständen eine Schlacht zu liefern. Sollte er den König angreifen? Im Kriegsrathe waren nur drei Stimmen dafür. Daun erklärte seinen Entschluß, sich in seiner Stellung so lange als möglich zu halten. Sie war sehr Torgau. fest, stützte sich auf Torgau und die Hügelmasse im Westen, die **Siptizer** Höhen, die Elbe deckte sie auf der einen Seite, Schanzen auf der zweiten, Wälder, Teiche, Dämme, abschüssige Stellen an der dritten und vierten Seite. Lange musterte sie Friedrich, endlich fand er doch einen Fehler: sie hatte zu wenig Flächeninhalt für die Menge der Krieger, zu wenig Tiefe: „die Treffen hatten nicht 300 Schritte Zwischenraum — für die Preußen ein sehr günstiger Umstand, weil man durch einen Angriff des Mittelpunktes von vorn und im Rücken den Feind zwischen zwei Feuer brachte, wo er durchaus geschlagen wurde.“ Darauf gründete der König seinen Plan: Ziethen Schlachtplan. solle im Süden, er selber wolle im Norden angreifen, die Mitte mußte erschüttert und es dann leicht werden, die Oestreicher in die Elbe zu werfen oder zur Ergebung zu zwingen. Es war nicht blos auf einen Sieg, es war auf die Vernichtung der Gegner abgesehen.

Es war ein regnerischer Morgen, Montag den 3. November 1760, als 3. Nov. 1760. der König gegen $^1/_2$7 Uhr sein Heer, 44.000 Mann mit 240 Kanonen, von Langenreichenbach bei Schilda nordwärts in Bewegung setzte, in 4 Colonnen, jede auf einer anderen Straße. Der linke Flügel unter dem König zog in drei Abtheilungen in großen Bogen durch den Domitscher Wald gen Elbing, in dessen Nähe sie sich wenden sollten, um Daun von Norden her anzugreifen. Unter Ziethen sollte der rechte Flügel, 16.000 Mann, auf der Butterstraße gegen die Höhen Aufmarsch. von Siptiz ziehen und den Oestreichern, wenn sie sich gegen den König wendeten, in den Rücken fallen und ihnen den Rückzug abschneiden. Alles hing von der Gleichzeitigkeit des Angriffes ab. Der Weg des Königs ging 6 Stunden weit durch lauter Sand und Föhrenwald, mühsam war die Fortbringung des Geschützes. Da die Bäume die Uebersicht hinderten, hatte der vorsichtige Daun starke Posten aufgestellt, durch welche er denn auch vom Anzuge der Preußen bald Nachricht erhielt, in Folge der er seine Stellung gegen Norden verstärkte, seine Anordnungen waren überhaupt vortrefflich. Mit einer solchen Vorhut kam Ziethen ins Gefecht, sie zog sich zurück, Ziethen folgte ihr zu weit östlich und ein heftiges Geschützfeuer entspann sich. Des Königs Vorhut hatte sich noch nicht aus dem Walde herausgearbeitet, als er den Kanonendonner von Süden vernahm. „Ziethen schon im Gefecht und ich habe mein Fußvolk noch nicht hier!“ rief er und trieb seine Grenadiere, eine Kerntruppe, um Mittags 2 Uhr zum Angriff auf die Oestreicher. Die Art, wie sie empfangen wurden, war schrecklich. **Archenholtz**, der als junger Officier dabei verwundet wurde, erzählt: „es war ein Bild der Hölle, die sich zu

*) Schreiben vom 28. Oct. Oeuv. XIX. 201—3

öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie eine solche Feuerscene gesehen, selbst der König brach wiederholt gegen seine Adjutanten in die Worte aus: „welch schreckliche Kanonade! haben Sie je eine ähnliche gehört!" Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Grenadiere, welche den Angriff machten, todt oder verwundet auf die Wahlstatt gestreckt, größtentheils noch ehe sie ihre Gewehre hatten abfeuern können, nur 600 waren am anderen Tage noch zum Dienste übrig. Es regnete stark, allein der Donner des Geschützes, der so gewaltsam und ununterbrochen die Luft zerriß, zertheilte die Wolken in der Region des Kampfplatzes und der Himmel wurde etwas heiter. Mittlerweile rückte die Hauptcolonne aus dem Walde an. Noch ehe diese Preußen den Feind in's Auge fassen konnten, fielen die Wipfel der Bäume von den Kugeln zerschmettert auf ihre Häupter. Das Brüllen der Kanonen wiederhallte gräßlich durch den Wald, es waren gleichsam Posaunen des Todes. Und nun beim Ausgang sahen die neuanrückenden Preußen, die sich in Wogen durch den Pulverdampf fortschlängelten, keine siegversprechenden Scenen, sondern eine Walstatt voller Todten und abscheulich verstümmelter Körper, die sich keuchend in ihrem Blute wälzten." Es war den Preußen sehr schwer ihre Kanonen vorwärts zu bringen. Pferde und Führer wurden niedergeschossen, die Lafetten zertrümmert. Neue Abtheilungen des Fußvolkes eilten aus dem Walde herbei, um im Sturmlauf an die Artilleristen zu kommen — ganze Glieder wurden niedergeschmettert. Dreimal wurde der Angriff wiederholt und immer zurückgeschlagen. Es war ein schreckliches Ringen. Der König Dauns Sieg. bekam durch eine Kugel eine Quetschung auf die Brust und sank ohnmächtig zusammen. Doch bald sprang er wieder mit den Worten empor: „An meinem Leben liegt heute am wenigsten. Jeder thue seine Pflicht, wehe denen, die sie nicht thun!" — Auch Daun, welcher sich an die Spitze des auf die Preußen losstürzenden Fußvolks gestellt hatte, bekam eine Wunde, die er mitten im Kampfgewühl auf dem Boden sitzend sich verbinden ließ, während er aber kaltblütig seine Befehle ertheilte. Die Preußen waren in den Wald zurückgeworfen, der Sieg war dem König gegenüber entschieden, als die Nacht herniedersank. Daun übergab dem Führer der Reiterei, dem Grafen Odonell, den Oberbefehl und ward der Wunde wegen auf einem Pulverkarren nach Torgau gebracht, von wo er die Siegesbotschaft nach Wien entsandte.

Da ertönte gegen 6 Uhr Kanonen- und Gewehrfeuer im Rücken der Oestreicher von Süden her und stieg die rothe Gluth einer Feuersbrunst am Himmel Wendung. empor — das Dorf Siptiz stand in Flammen. Ziethen hatte nämlich, als er nach einigem Abirren nach rechts den ihm bestimmten Platz erreicht, lange ruhig Ziethens Sieg. gestanden und gewartet, daß der König die Oestreicher von den Höhen herabwerfe, um ihnen dann den Rückzug abzuschneiden. Als das Feuern immer matter wurde und nach Norden verhallte, mußte er schließen, daß der König geschlagen sei, und hat sich wahrscheinlich über sein Müßigstehen selber Vorwürfe gemacht. Kurz er griff auf einmal mit aller Stärke im Südwesten die Oestreicher an, welche nach tapferem Widerstande Siptiz räumten, nachdem sie es in Brand gesteckt, zumal Hülsen mit 4 frischen Bataillonen ihnen in die Flanke fiel. Andere Truppen vom geschlagenen Flügel der Preußen kamen hinzu, die Oestreicher geriethen in der Dunkelheit in Verwirrung, die Munition ging bald zur Neige und so gelang es den Preußen sich der Höhe von Siptiz zu bemächtigen, welche die ganze Stellung der Oestreicher beherrschte. Nun begann von dieser Höhe aus eine heftige Kanonade, welche die Verwirrung steigerte. Ein Versuch Lacys die

*) Archenholz, G. d. 7jähr. Krieges. Frankf. 1788. S. 204–5.

Höhe und die große Batterie darauf wieder zu nehmen, scheiterte. Als Daun dieß vernimmt, ordnet er den Rückzug über die Elbe an, 3 Schiffbrücken hat er vorsichtig früher schlagen lassen. Die Nacht ist rabenschwarz, nur das Rauschen des Flusses zeigt den Oestreichern, wohin sie zu ziehen haben. Die Verwirrung ist groß, preußische Haufen schießen auf einander, Oestreicher und Preußen gerathen unter einander. Friedrich, der nach Neiden ritt, ist nahe daran gefangengenommen zu werden. Er selber erzählt: um die Wachtfeuer herum saßen blau- und weißgekleidete Soldaten, Preußen und Oestreicher, welche in diesem Walde eine Zuflucht gefunden hatten. Erschöpft von dem Kampfe und den Entbehrungen des Tages lagen sie friedlich bei einander mit der Uebereinkunft, sich am kommenden Tage dem zu ergeben, für welchen sich das Glück entschieden *).

Friedrich sah, daß die Oestreicher abgezogen seien, als er in der Morgendämmerung die zerstreuten Haufen sammeln und in Schlachtordnung stellen wollte. Er war also Sieger. Husaren nahten. Auf den Anruf des Königs, schlug der Vorderste den Mantel zurück und rief dem König entgegen: „Sieg, der Feind flieht!" Es war Ziethen, dem die Thränen herabrollten, als sich Friedrich in seine Arme warf und die Soldaten ihn ihren Vater, den Husarenkönig, nannten. Die Oestreicher flohen jedoch nicht, ihr Rückzug nach Dresden war geordnet. Friedrich hatte sein Ziel, die Vernichtung der Oestreicher, nicht erreicht: sie behielten Dresden, die Preußen behaupteten das übrige Sachsen. Die Verluste bei Torgau zeigen, wie erbittert gestritten wurde; die Preußen verloren 14.000 Mann, von denen 3—4000 gefangen wurden, die Oestreicher 16.000 Mann, von denen 7—8000 gefangen wurden, letztere eroberten 8 Kanonen und 49 Fahnen und verloren 49 Geschütze **). Fast all ihre Generale waren verwundet. Der französische Berichterstatter Montazet meint, nur Dauns Verwundung sei Schuld, daß die Oestreicher nicht den Sieg behaupteten. Napoleon spricht die Ansicht aus, in keiner Schlacht habe Friedrich so viele Fehler gemacht und so wenig Talent gezeigt wie bei Torgau. — Ein Fehler sei, daß er Ziethen ein Drittel der Armee überließ; ein anderer, daß er nicht 1—2 Stunden mit dem Angriff wartete, sondern seine Mannschaft, wie sie aus dem Walde herauskam, auf die Schlachtbank führte ***). — Maria Theresia fuhr ihrem Feldmarschall, der verwundet nach Wien reiste, einige Meilen entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Der Preuße Archenholtz bemerkt †): „Ueberhaupt ließ diese große Fürstin es nicht an Aufmunterung ihrer Truppen fehlen. Gewöhnlich war sie selbst gegenwärtig, wenn Kriegsschaaren vor Wien vorbeizogen, um zur Armee zu stoßen; sie sprach den Soldaten in den gnädigsten Ausdrücken Muth ein, nannte sie „meine Kinder," lächelte mit Wohlgefallen, wenn das Wort „Mutter" wie ein Lauffeuer durch alle Glieder lief, und entließ sie nie ohne Geschenke." —

Maria Theresia.

Friedrich konnte jetzt Truppen nach Schlesien senden. Die Russen zogen sich sofort nach Polen zurück und Loudon mußte die Belagerung von Kosel aufgeben, er nahm seine Winterquartiere in der Grafschaft Glatz.

Folgen von Torgau.

Im Westen begann der Feldzug erst im Juni. Beide Theile erhielten Verstärkung. Frankreich, welches die Verluste zur See durch große Erfolge in Deutschland aufwiegen wollte, brachte sein Heer auf 120.000 Streiter, England

Krieg am Rhein.

*) Guerre de sept ans 12.
**) Guerre de sept ans 12.
***) Montholon Mémoires V, 297—99.
†) Archenholtz, l. c. S. 200.

das seine auf 98.000 Mann, worunter 22.320 Engländer, 37.000 Hannoveraner, 23.200 Hessen, 9300 Braunschweiger und 1191 Mann Bückeburger waren. Marschall Broglie, ein Mann von Einsicht und Thatkraft, erhielt den Auftrag: „Frankreich in eine Stellung zu setzen, in welcher es im nächsten October den Frieden vorschreiben könne, die Waffenehre wieder herzustellen und ihm die Ueberlegenheit und Achtung, die ihm gebühren, wieder zu erwerben*)". Dennoch kam es zu keinen Ereignissen wie auf dem östlichen Kriegsschauplatz, die Kämpfe zwischen Ferdinand und Broglie sind wie ein Kinderspiel gegen die Schlachten der Oestreicher und Preußen. Es war der kleine Krieg, welcher hier eifrig geführt wurde. Städte wurden genommen und eben so schnell wieder verloren und am Ende des Jahres hatten die beiderseitigen Heere ungefähr wieder die gleiche Stellung. Ein Zusammenwirken der Franzosen mit den Oestreichern und Reichstruppen in Sachsen war dieses Mal nicht im Plane, die ersteren hatten es zunächst auf Hannover abgesehen.

Ferdinand von Braunschweig zog seine Truppen 20. Mai bei Fritzlar zusammen, Broglie die seinen erst am 10. Juni bei Friedberg, er bezweckte in Hessen und von da in's Hannoverische vorzubringen, während Braunschweig meinte, die Franzosen würden ihre größte Macht am Niederrhein gebrauchen; ohne diesen Irrthum hätte vielleicht die verbündete Armee mehr Erfolge errungen. Das erste Gefecht fand bei Korbach statt, wo der Erbprinz von Braunschweig den Marsch der Verbündeten, welche durch das Défilé von Sachsenhausen gingen, decken sollte; er wurde von den ihm an Zahl überlegenen Franzosen geschlagen und verlor 5 Geschütze. Um sich zu rächen, überfiel er bei Kirchhain die Brigade Glaubitz und nahm 2300 Franzosen gefangen. Am 30. Juli besetzten die Franzosen Kassel, am gleichen Tage verlor ihr General Dumuy bei Warburg 4000 Mann und 20 Geschütze. Bald hatten die Franzosen ganz Hessen, selbst die Feste Ziegenhain, rasch drangen sie in's Hannoverische ein. Ferdinand von Braunschweig sandte seinen Neffen, den Erbprinzen, zur Belagerung von Wesel ab, um die Franzosen dahin zu locken und an Ueberwinterung im Hannöverischen zu verhindern. Eine Ueberrumpelung dieser wichtigen Festung, welche nur 2600 Mann vertheidigten, wäre vielleicht im ersten Augenblick gelungen, allein der Erbprinz zog eine regelrechte Belagerung vor. Broglie sandte 20.000 Mann unter de Castries. Der Erbprinz zog ihm entgegen und so kam es zum Gefecht bei Kloster Kampen, wo die Franzosen in sehr fester Stellung waren. Der Erbprinz, welcher ihre Stärke nicht kannte, wollte sie in der Nacht vom 15. auf den 16. October überraschen. Der Ritter von Assas, Hauptmann im Regimente Auvergne, stand auf Vorposten und entfernte sich etwas von seinem Corps, da er ein Geräusch vernahm. Plötzlich ward er von Feinden umrungen, die ihn auf's Knie warfen und ihm drohten: wenn er nicht schweige, sei er des Todes. Er aber rief, so stark er konnte: „Auvergne, zu Hilfe, Feinde sind da*)!" und sank von Bajonetten durchbohrt sogleich zusammen, rettete aber durch seinen Opfertod seine Landsleute. Ein hartnäckiges Gefecht entspann sich. Die Franzosen siegten

Korbach. Kirchhain. Warburg. Kloster Kampen. Assas.

---

*) Stuhr, II. 298.

*) A moi, Auvergne, voilà des ennemis! Nach Andern war es ein Gemeiner Namens Dubois.

mit einem Verlust von 3000 Mann, der Erbprinz mußte sich mit einem Verlust von 1200 Mann zurückziehen und bald darauf die Belagerung von Wesel aufheben. Er nahm im Münsterischen seine Winterquartiere, Broglie dagegen setzte sich in Göttingen fest, eine Abtheilung Sachsen und Franzosen hatte er bis Gotha vorgeschoben. Weil Braunschweig sich dadurch bedroht glaubte, beschloß er in Braunschweig noch im Winter zum Angriff überzugehen. Solches geschah und der König gab ihm hiezu eine Abtheilung seiner eigenen Truppen. Bei Langensalza, bei Eisenach, bei Vach wurden die Franzosen und Sachsen im Februar 1760 angegriffen und zurückgedrängt, behaupteten jedoch schließlich Hessen, Broglie aber zog sich hinter den Main zurück.

Langensalza.

So die Kriegsereignisse des Jahres 1760. Friedrich hatte sich behauptet. Nachtheiliger aber als eine verlorene Schlacht war für ihn der Thronwechsel in England und die Wendung der gesammten Politik in Folge desselben. Georg II. starb 27. October plötzlich an einem Schlaganfall, 77 Jahre hatte er gelebt, 34 regiert, beliebt war er wenig gewesen. Die Engländer fanden, er sei mehr Kurfürst von Hannover als König von England, sie vermißten Würde, Geist, Charakter an ihm, sie stießen sich daran, daß er noch als Greis mit seinen Buhlweibern lebte. Die letzte Zeit seiner Regierung war glänzend durch Siege und Eroberungen, zu denen jedoch Pitts Staatswaltung die Engländer führte. Der Nachfolger war sein Enkel, Georg III., damals 23 Jahre alt, hoch und stark gebaut, mit offenen und einnehmenden Zügen, keine besonders begabte, aber eine gesunde, gerade Natur, arbeitsam, gewissenhaft, immer vom Gefühl für Würde und Schicklichkeit geleitet. Sein Verstand war hell und sein Wille stark, sein Wissen nicht ausgedehnt, aber seine Jugend war rein durchlebt. Seine Mutter, Augusta von Sachsen-Gotha, an der sein Herz mit großer Zärtlichkeit hing, hatte ihre Kinder in strenger Abgeschlossenheit erzogen. „Die Lästerer der verwittweten Prinzessin von Wales versicherten, sie hätte ihre Kinder von dem Verkehr mit der Welt fern gehalten, um ungetheilte Herrschaft über ihre Gemüther zu behaupten. Sie gab aber eine ganz andere Erklärung ihres Verfahrens: sie würde gern ihre Söhne und Töchter sich in die Welt mischen sehen, wenn sie das ohne Gefahr für ihre Sittlichkeit thun könnte. Aber die Zügellosigkeit der Standespersonen beunruhige sie; die jungen Männer wären alle Wüstlinge, die jungen Mädchen machten die Cour, statt zu warten, daß sie ihnen gemacht würde. Sie könne es nicht ertragen, diejenigen, die sie am meisten liebe, dem befleckenden Einfluß solcher Gesellschaft auszusetzen" *). — Georg III. vermählte sich 1761 mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, die als Königin, wie als Gattin und Mutter, durch ihre fleckenlose Tugend glänzte; sie war verständig, schlicht, sparsam, sittenstreng. Das Familienleben am Hofe war musterhaft und erweckte unter dem Volke eine Anhänglichkeit für den König, die auch in den schwie-

England. Georg II. Georg III. Seine Mutter. Charlotte.

---

*) Macaulay, Essays. William Pitt.

rigsten Lagen sich bewährte. „Vielleicht schuldet die Sache der Sittlichkeit in England keiner anderen Frau so viel Dank*).“

Georg III. war der erste König der hannöverischen Dynastie, welcher in England geboren und erzogen war. Zu der von Pitt verfaßten Thronrede setzte der König noch den Schlußsatz bei: „In diesem Lande geboren und erzogen, bin ich auf den Namen eines Engländers stolz und mein Leben wird nie ein anderes Glück kennen, als die Beförderung der Wohlfahrt eines Volkes, in dessen Treue und warmer Anhänglichkeit ich die sichersten und dauerndsten Stützen meines Thrones erblicke.“ — Das Gefühl der Loyalität erwachte wieder. Unter Georg I. und Georg II. gab es Jakobitenaufstände, unter Georg III. keinen mehr. Alte Familien, welche den Stuarts trotz Niederlagen, Aechtung und Undankbarkeit, Treue bewiesen hatten und nie am Hofe Georgs I. und II. sich hatten sehen lassen, erschienen jetzt bei den Levers Georgs III. und küßten seine Hand und er gewährte ihnen die gnädigste Aufnahme und Stellen an seinem Hofe. So erlosch dieser alte Haß gegen das Haus Braunschweig. Ende des Jakobitismus.

Georg I. und Georg II. waren mehr Statthalter als Könige, die Macht war beim Parlament oder vielmehr bei einigen Whigfamilien, welche über die Sitze im Hause verfügten und Stellen und Ehren unter sich theilten. Die Freiheit und Gleichheit war nur in den Reden und Zeitungen zu finden, in Wahrheit stand England unter einer Aristokratie der Whigs. Bestechlichkeit und Parteigeist gefährdeten die öffentlichen Interessen und die öffentliche Sittlicheit. Macaulay macht darüber die sinnige Bemerkung: „Kaum war die ausführende Verwaltung dem Hause der Gemeinen wirklich verantwortlich geworden, als es sich zu zeigen anfing, daß das Haus der Gemeinen nicht wirklich der Nation verantwortlich war. Viele Wahlkörper standen unter dem unbedingten Einflusse Einzelner. Viele standen notorisch dem Meistbietenden zu Gebote. Die Debatten wurden nicht veröffentlicht. Es ward außerhalb der Thüren selten bekannt, wie ein Gentleman gestimmt hatte. So war die Mehrheit des Parlamentes, während das Ministerium dem Parlamente verantwortlich war, Niemanden verantwortlich. Unter solchen Umständen konnte Nichts natürlicher sein, als daß die Mitglieder darauf drangen, für ihre Stimmen bezahlt zu werden, sich zu dem Zweck, den Preis ihrer Stimmen zu erhöhen, in Verbindungen ordneten und in kritischen Lagen durch Drohung mit einer Dienstversagung reichen Lohn erpreßten. So waren die Whigminister Georgs I. und II. genöthigt, die Bestechung in ein System zu bringen und sie nach riesenhaftem Maßstabe anzuwenden.“ Die neue Regierung wollte mit diesem System der Bestechlichkeit aufräumen. Macaulay bemerkt weiter: „Das rechte Heilmittel war augenscheinlich, daß man das Haus der Gemeinen der Nation

Whig-Aristokratie. Bestechlichkeit.

---

*) Mahon, l. c. chap. 37.

verantwortlich machte, und das war auf zwei Wegen zu bewerkstelligen, erstens indem man den parlamentarischen Verhandlungen Oeffentlichkeit gab und so jedes Mitglied vor das Tribunal der öffentlichen Meinung zu Gericht stellte, und zweitens indem man die Verfassung des Hauses dergestalt reformirte, daß Niemand darin zu sitzen vermochte, der nicht von einem achtbaren und unabhängigen Wahlkörper abgeordnet war" *).

Georg III. war aber in anderen Anschauungen erzogen. Jeden Tag sagte ihm seine Mutter: „Georg, sei ein König," — das heißt ein wahrer König, der nicht unter, sondern über seinen Ministern stehe. Wenn der König seine Krongewalt recht gebrauche, so müsse diese Geschlechterherrschaft und diese heillose Bestechlichkeit aufhören. Georg III. ist seine ganze Regierung hindurch für diese Anschauung eingetreten. Wie entschieden, ja rücksichtlos, zeigen eigenhändige Aufzeichnungen **): „Die Zeiten verlangen durchaus das Zusammenwirken Aller, welche der Anarchie vorzubeugen wünschen. Ich habe keinen andern Wunsch als das Glück und Wohlergehen meiner Staaten, deßhalb muß ich Alle, die mir nicht von Herzen beistehen, als schlechte Menschen und als schlechte Unterthanen betrachten." Der Gehilfe und geistige Leiter des jungen Königs war ein Schotte, Lord Bute, früher Garderobeaufseher bei des Königs Vater Friedrich, ein Mann von gebildetem Geiste und unbestrittener Ehrenhaftigkeit, aber kalt und stolz in seinem Benehmen. Bei der Festigkeit des Königs mußte es bald zu einem Bruch mit der jetzt herrschenden Whigpartei, also zum Sturz des Ministeriums und damit zur Auflösung des Bündnisses mit dem König von Preußen kommen. Bute wie der König wollten baldigen Frieden. Die Fragen der auswärtigen Politik erschienen ihnen lange nicht so bedeutsam, als die der inneren. Die ministerielle Tyrannei zu brechen, schien ihnen die nächste Aufgabe. Siege und Eroberungen hatte man mehr als genug. Beide waren aber vorsichtig, nach und nach ihren Plan zu entfalten und sich nicht zu überstürzen. Bute ward jetzt bloß Mitglied des geheimen Rathes, aber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten blieb zunächst in der Hand Pitts. Die Thronrede sprach demgemäß von kräftiger Fortsetzung des Krieges und das Parlament genehmigte ohne Widerstreit die von der Regierung verlangte Summe von 20,000.000 Pfund, im December wurde der Subsidienvertrag für 1761 mit Preußen im Belauf von 670.000 Pfund erneuert, — aber es war doch der letzte. Bute sagte im Vertrauen zu einem Freunde: „Jetzt weiß ich gewiß, daß es Pitt nicht einfällt, das Festland zu verlassen, er ist verrückter denn je." — In den höchsten Kreisen galt also der Friede für ein unabweisbares Bedürfniß — er war es in der That für ganz Europa und trat so lange nicht in's Leben, weil man den Weg dazu so schwer finden konnte.

Königsgewalt.

Bute.

Friedensbedürfniß.

*) Macaulay, l. c.

**) Bei Brougham in seiner Biographie.

Der Friede war zunächst ein Bedürfniß für Preußen, das den Verlust Preußen.
an Mannschaft nicht mehr ersetzen konnte. So viele Officiere waren gefallen, daß man 14jährige Knaben aus dem Cadettenhause zu Berlin hiefür verwenden mußte. Das Längenmaß kam nicht mehr in Betracht. „Man brauchte nur Menschen,“ bemerkt Archenholtz *), der selber mit 13 Jahren in's Hauptquartier kam, „und diese Menschen wurden sehr geschwind zu Soldaten gestempelt. Gleich nach der Aushebung solcher Rekruten, noch ehe sie ihre Heimath verließen, bemühten sich eine Menge abgeschickter Officiere und Unterofficiere, Tag und Nacht sie zu modeln. Kaum ließ man sie zu Athem kommen. Hier galt keine Kälte, kein Schnee, Soldatenzwang.
keine Dunkelheit, kein Sonn- und Festtag. Unabläßig wurde montirt, dressirt, exercirt auf Plätzen, in Ställen und Scheunen, so daß sie immer schon ganz geformt und Soldaten ähnlich zu ihren Regimentern stießen und sogleich Kriegsdienst thun konnten **).“ An einer anderen Stelle macht Archenholtz bemerklich, wie die Gefangenen gezwungen wurden, preußische Soldaten zu werden. Man fragte sie nicht, ob sie dienen wollten, sondern schleppte sie mit Gewalt zu den Fahnen, ließ sie den Eid schwören und führte sie gegen ihre eigenen Landsleute. Durch ganz Deutschland war ein Menschenfang in'sgeheim eingerichtet, ein Menschenfang.
Oberst Colignon verschaffte dem Könige allein nicht weniger als 60.000 Rekruten. Gedungene Abenteurer, die sich für preußische Officiere ausgaben, durchstreiften unter den verschiedensten Namen und Verkleidungen Deutschland und hatten es namentlich auf junge Wildfänge abgesehen, denen sie Officiersstellen versprachen, und der Ruhm der preußischen Waffen war damals so groß, daß diese Officierspatente sehr gesucht waren. „Mancher verschwenderische Sohn am Rhein, in Franken und Schwaben, ließ sich verleiten, seine Eltern zu verlassen, um diese hochherzigen preußischen Officiere aufzusuchen, welche mit Officierspatenten so um sich warfen, als ob es Pfennige wären. Mit den wichtigsten Schriften versehen, eilten die Geworbenen dann nach Magdeburg, wo sie sich als gemeine Soldaten aufgenommen sahen und als solche den verschiedensten Regimentern mit Gewalt einverleibt wurden. Da half kein Klagen, kein Sträuben; man arbeitete so lange mit dem Stocke auf sie ein, bis auch der Hartnäckigste geschmeidig wurde.“ — Begreiflich, daß unter solchen Leuten Ausreißerei viel vorkam und manche wegen Meuterei erschossen werden mußten, und daß der König öfter klagte, sein Fußvolk sei nicht mehr so gut, als es früher gewesen, und daß er an seinen Gesandten in London schrieb: „wäre es nicht möglich zu einem guten Frieden zu gelangen, indem man anfinge die Franzosen von der großen Allianz zu trennen? ***). — Ziehen Sie mich, mein Lieber, aus dem Fegefeuer, so daß ich nicht halb geröstet herauskomme.“ Die Erbstaaten waren theils vom Feinde besetzt, theils so ausgesogen wie Sachsen und die härtesten Mittel mußten zur Beibringung der Kriegssteuern angewendet werden. —

Nicht minder wünschte Choiseul den Frieden. „Wir haben kein Geld Frankreich.
mehr, keine Hilfsquellen, keine Marine, keine Soldaten, keine Generale, keine Köpfe, keine Minister“ — sagte er zu Stahremberg. „Ich läugne, daß man in dieser Weise den Krieg fortführen kann, und Sie dürfen darauf zählen, daß ich alle möglichen Mittel anwenden werde, um den Frieden sobald als möglich abzuschließen.“ — Der Bund zwischen Frankreich und Oestreich war öfter in Gefahr sich aufzulösen, obschon 6. October 1760 einer der Lieblingswünsche Ludwigs XV. Joseph II. und Isabella.
erfüllt und die schöne und geistreiche Prinzessin Isabella von Parma mit

*) l. c. S. 216—219.
**) Archenholtz, ibid.
***) Arneth l. c. II. 193—94.

dem Kronprinzen von Oestreich, mit Joseph, vermählt wurde. Choiseul verlangte
Daun. geradezu die Absetzung Dauns, welcher ganz untüchtig sei, eine so zahlreiche Armee zu befehligen, und dem König von Preußen gegenüber niemals mit Ehren werde bestehen können. Da auch Esterhazy aus Petersburg meldete, daß man dort in unleidlichen Ausdrücken von Daun spreche, so wurde dessen Entfernung von der Armee ernstlich in's Auge gefaßt und Lacy und Loudon kamen in Vorschlag. Der französische Minister gab den Rath, Maria Theresia möge jeder Hoffnung, Schlesien je wieder zu erobern, entsagen und selbst auf Glatz verzichten. Die
Choiseul. Stimmung der Kaiserin war sehr gereizt, Kaunitz bewahrte jedoch die Ruhe und den staatsmännischen Blick. Der französische Minister wünschte geradezu mit England Frieden zu schließen, den deutschen Krieg möge man Preußen und Oestreich ausfechten lassen. Friedrich war geneigt, die englische Regierung von der Verpflichtung, nur in Gemeinschaft Frieden zu schließen, zu entbinden, vorausgesetzt, daß England die Neutralität Frankreichs ausbedinge, mit Ausnahme des im Vertrag von Versailles zugesagten Hilfsheeres von 24.000 Mann, und zugleich dem König die deutschen Truppen der alliirten Armee überweise und hinlänglich Geldmittel reiche, um gegen die Höfe von Wien und Petersburg den
Friedrich II. Krieg fortzuführen. Die Neutralität bestimmte er dann noch näher dahin, daß der französische Hof alle preußischen Gebiete räume, daß er sich auf ein Hilfscorps von 24.000 Mann beschränke, daß er keine Hilfsgelder an Rußland, Schweden
Pitt. und die Reichsfürsten zahle. Von England forderte er dafür die Summe von 9,000.000 Thaler und daß es Hannover und Hessen gegen die Reichsarmee hinlänglich decke*). Pitt fühlte sich aber selbst in seiner Stellung schon so bedroht, daß er keinen Gegenvorschlag machte.

Auch für Oestreich war ein baldiger Friede ein dringendes Bedürfniß und die Kaiserin, deren anfängliche Hoffnungen eine nach der anderen geknickt waren,
Oestreich. wollte jetzt eben so entschieden den Frieden als früher den Krieg, dessen Kosten kaum mehr zu erschwingen waren. Ein Staatsrath aus 6 Mitgliedern, drei vom Herren- und drei vom gelehrten und Ritterstande, hielt seit 26. Februar 1761 Sitzungen, in welchen er die dringenden Fragen umsichtig erwägen und freimüthig sein Gutachten abgeben sollte. Aus der Ansprache, mit der Kaunitz sie eröffnete, aus der Antwort, welche die Noten Choiseuls fanden, ersieht man die Anschauungen
Kaunitz. der östreichischen Regierung und die geistige Ueberlegenheit ihres ersten Ministers**). Man müsse auf einen billigen Friedensschluß denken, dabei aber sich selber nicht schaden, daß man entweder allzugroße Abneigung wider den Frieden, noch allzu großes Verlangen danach bezeige. Die Lage sei ernst, Frankreich entkräftet und geneigt, von dem Bunde zurückzutreten, die Gesundheit der russischen Kaiserin hinfällig, die eigenen Mittel der Erschöpfung nahe, also müsse man Frieden wünschen und, um ihn zu erleichtern, nicht auf ganz Schlesien bestehen, sondern sich mit einem Theile begnügen. Der Friede solle auf einem Congresse zu Stande kommen. Es sei gegen den Vortheil Oestreichs, daß Rußland durch Erwerbung von Preußen seine Macht nach Westen ausbreite und sich den deutschen Grenzen nähere. Oest-
Gefahr durch Rußland. reich habe bei der Menge Anhänger des griechischen Bekenntnisses, bei dem Umstand, daß Polen durchaus keine Schutzwehr biete, daß Kurland von den Russen vollständig umschlossen und die schönsten Häfen der Ostsee in ihrem Besitze seien, in Zukunft von Rußland mehr zu fürchten, als von Preußen. Noch gefährlicher werde es, wenn der künftige Czar auch seine holsteinischen Erblande behalte und also Sitz und Stimme im Reichstag habe, ja vielleicht gar nach der Würde

*) Schäfer II S. 174—77.
**) Vgl. die Mittheilungen bei Arneth II. Kap. 9 und 10 und Schäfer III.

eines römischen Kaisers strebe, habe doch schon Peter I. Holstein zu einem Kurfürstenthum erhoben gewünscht, um Einfluß auf die Kaiserwahl zu erlangen. Da wäre es besser, wenn der Großfürst gegen Erwerbung Preußens auf seine Erblande verzichte, denn dadurch werde ihm der Einfluß auf Deutschland benommen und Preußen zugleich geschwächt. Die holsteinischen Lande könne man Dänemark überlassen, wofür es am jetzigen Kriege mit 20.000 Mann theilnehmen, dagegen auf Oldenburg und Delmenhorst verzichten müsse, womit man Hannover gewinnen könne. Mit aller Kraft müsse man beim Congreß dahin wirken, daß die Grafschaft Glatz als Schlüssel zu Böhmen der Kaiserin verbleibe und daß Anspach und Bayreuth beim Erlöschen der markgräflichen Linie nicht an die Preußen fallen, sondern daß eine Secundogenitur daraus werde, denn der König von Preußen würde dann nur seine Macht um 30.000 Mann vermehren und den ganzen fränkischen Kreis beherrschen wollen. Ferner müsse dahin gearbeitet werden, daß beim bevorstehenden Aussterben des kurfürstlich bairischen Hauses dem Hause Pfalz nur die Erbfolge in die Pfalz, nicht aber in die bairischen Lande zukomme, und mit dessen Aussterben müsse das Innviertel Oestreich zugewendet werden. — Holstein. Congreß. Ziele österr. Politik.

Oestreich wünschte also den Frieden wie Frankreich, nur wollte es denselben auf einem Congreß verhandeln, während Choiseul vorschlug, jede der verbündeten Mächte sollte ihre Bedingungen in ein Ultimatum zusammenfassen und durch ihren Gesandten dem französischen Ministerium übergeben, deßgleichen sollten die Gegner in London thun, und dann zwischen London und Paris die Unterhandlungen geführt werden; als Grundlage wäre anzunehmen, daß Frankreich für seine Verluste keine Entschädigung begehre, daß der König von Polen außer seinem Erbland Sachsen auch Cleve erlange und daß Rußland Preußen, Oestreich aber Glatz behalten solle. Kaunitz war gegen diese Form der Verhandlung, Oestreich dürfte vor den Augen der Welt nicht als eine Macht erscheinen, die von Paris abhänge, nur auf einem Congresse könnten die gegenseitigen Ansprüche reiflich abgewogen werden. Dagegen sei Oestreich jetzt schon bereit einen Waffenstillstand einzugehen. Die anderen verbündeten Mächte lehnten gleichfalls die Verhandlung durch Frankreich ab und waren für einen Congreß. Auch England und Preußen waren für einen Congreß, der vom 1. bis 15. Juli in Augsburg sich versammeln sollte. Indeß begann schon im März wieder der Krieg, da jeder Theil von einem glücklichen Schlag noch Vortheile zu erringen hoffte. Pitt hatte übrigens die Präliminarien genehmigt, welche Choiseul für einen Frieden zwischen England und Frankreich anbot: beide Mächte sollten im Besitze dessen bleiben, was sie einander abgenommen hatten, und zwar sollte für den Besitzstand in Ostindien der 1. September, in Westindien und Afrika der 1. Juli, in Europa der 1. Mai entscheidend sein *). Diese Zeitbestimmung ließ er unbeantwortet. Ob Congreß.

*) Schäfer l. c. III 99

Das Kriegsjahr 1761. Der Friede scheitert. Spanien und Pitt.

Nach langer Berathung über einen ersten Heerführer kam man in Daun. Wien wieder auf Daun zurück. An Loudon, für welchen namentlich Kaunitz sprach, rühmte man den wagenden, kühnen Sinn, an Lacy den kaltblütigen Ueberblick, die berechnende Vorsicht, doch fürchtete man durch ihre Erwählung alle älteren Generale zu verletzen. Maria Theresia fühlte Dankbarkeit und Hochschätzung für Daun, welcher doch bei Kolin die Monarchie gerettet habe. Der Letztere wünschte der schweren Bürde enthoben zu sein, fügte sich aber dem Willen der Kaiserin unter der Bedingung, daß man keine Eroberungen von Kriegsplan. ihm verlange. Nach dem Kriegsplan sollte Daun in fester Stellung bei Dresden bleiben mit 60.000 Mann, links und rechts starke Abtheilungen aufstellen unter Guasco bei Hof und Eger, um mit den Reichstruppen in Verbindung zu Loudon. bleiben, unter Odonell bei Zittau und Lacy bei Reichenberg, um mit Loudon die Berührung zu unterhalten. Dieser bekam durch die lebhafte Verwendung von Kaunitz 70.000 Mann und die Aufgabe angriffsweise zu verfahren; wenn er auch unter Dauns Obercommando stehe, müsse er doch freie Hand behalten, sein Russen. Heer zu gebrauchen, wie es für gut finde. Zu ihm sollte ein russisches Heer von 60.000 Mann unter Buturlin stoßen in der Richtung auf Breslau, Romanzof dagegen mit 40.000 Mann sollte mit Hilfe der russischen und schwedischen Flotte Kolberg erobern. Von Petersburg aus war Loudon als Anführer in Schlesien begehrt worden, weil man mehr Vertrauen in ihn setzte, als in Daun, und weil er der russischen Sprache kundig sei. In Schlesien sollte demnach der Würfel der Entscheidung fallen. Friedrich wußte aber sehr bald den vereinbarten Feldzugsplan, den ihm der russische General Tottleben mittheilte, und alle Verhandlungen über ihn im russischen Staatsrath, welche Peters III. Landesverrath. ihm der Secretär desselben, Wolkof, im Auftrage des Großfürsten immer schnell zusandte. Peter III. hat damals Landesverrath getrieben.

In ihren Denkwürdigkeiten berichtet die Fürstin Daschkoff *) über einen Abend aus Peters III. Herrschaft, daß dieser vor dem anwesenden Hofe Wolkof aufforderte zu bezeugen, wie oft sie über die fortwährende Vermittlung der geheimen Befehle zusammen gelacht hätten, welche die Kaiserin Elisabeth ihren Heeren in Preußen gesandt. Wolkof wäre in Verwirrung gern unter den Tisch gekrochen bei jedem Wort, welches der Kaiser aussprach. Dieser aber schien sich auf's Aeußerste in der Erinnerung dieser Thaten zu gefallen und sich sehr viel darauf einzubilden, daß er dem erklärten Feinde seines Landes so gute Dienste Buturlin. geleistet hatte. Bei solchen Zuständen wird begreiflich, daß der Feldherr Buturlin sich durch Unthätigkeit die Gunst des künftigen Czaren zu erwerben und gegen den Zorn der gegenwärtigen Kaiserin durch ein Thun zum Schein sich zu decken

---

*) Herausgegeben von Alexander Herzen. Hamb. 1857. 1. Th. S. 62.

suchte. Dennoch war der König besorgter um Schlesien, wo Loudon befehligte, als um Sachsen, wo Daun stand; er vertraute das Heer in Sachsen seinem Bruder Heinrich an, er selber zog nach Schlesien. Hier wetteiferten nun Loudon und der König im Einnehmen von Stellungen *), durch welche einer die Pläne des anderen zu durchkreuzen trachtete. Loudon suchte den König mit Geschick zu täuschen, bis die Vereinigung mit den Russen stattgefunden habe. Aber mit unerträglicher Langsamkeit rückte Buturlin heran, obschon ihm seine Kaiserin befohlen hatte, „getrost, herzhaft und geschwind auf den Feind loszugehen." Die Vereinigung in Oberschlesien fand nicht statt, nur durch geschickte Märsche konnte Loudon sich bei Jauer mit den Russen vereinigen. Aber was nützte es, daß jetzt die vereinigten Armeen der beiden Kaiserinen dem in trefflicher Stellung bei Bunzelwitz verschanzten König mit Uebermacht gegenüber standen **). Buturlin wollte Nichts thun. Loudon, der vor Begierde nach einer Schlacht der Entscheidung brannte, entlockte bei der Tafel Buturlin das Versprechen eines gemeinsamen Angriffs, der den König zu Grunde gerichtet hätte. Alle nöthigen Befehle wurden erlassen, doch Buturlin wollte am anderen Morgen von diesem Versprechen Nichts wissen, und hätte er es auch gehalten, der ganze Angriffsplan war dem König schon verrathen, wie wir in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges lesen. Loudons Ingrimm loderte hoch auf, es kam zu bitteren Vorwürfen und — Buturlin zog sich deßhalb hinter die Oder und nach Polen zurück, bloß 12.000 Mann unter Cernitschew blieben bei den Oestreichern. Dieß muß man wissen, um Friedrichs Worte zu verstehen: „Der König faßte den Entschluß, den Oestreichern eine Schlacht zu liefern, wenn sich günstige Gelegenheit dazu zeigte, übrigens sich aber gegen die Russen bloß vertheidigungsweise zu verhalten, und dies aus der Ursache, weil, wenn er einen Sieg über die Oestreicher davon trüge, die Russen sich von selbst zurückziehen würden; wenn er aber den nämlichen Vortheil über die Russen erlangte, dieß Loudon nicht abhielte, die Kriegsunternehmungen seines Feldzuges fortzusetzen. Die Oestreicher sind die natürlichen und unversöhnlichen Feinde der Preußen, während nur besondere Umstände die Russen dazu gemacht hatten und so auch eine Veränderung oder irgend ein Vorfall in ihrer Staatsverfassung sie wieder zu Freunden oder gar zu Bundesgenossen machen konnte." — Loudon war um so weniger auf Rosen gebettet, als man in Wien große Thaten in kürzester Zeit von seinem erfinderischen Geist und Heldenmuth erwartete. Kaunitz hatte einige Zeit eine üble Stellung: „er wird verhöhnt und verlästert," schreibt der französische Berichterstatter, „sein Held Loudon ist von seiner Höhe herabgestürzt, sein Hauptfeind Daun aber ist auf dem Gipfel der Lobpreisung und er selbst muß, ohne zu wollen, dessen Anwalt sein." — Doch es währte nicht lange und eine glänzende That Loudons übertraf alle Erwartungen der Wiener und erschütterte alle Pläne Friedrichs II. —

Friedrich und Loudon.

Bunzelwitz.

Loudon.

Stimmung in Wien.

Nicht weit von dem Orte, wo Loudon und Friedrich wie zwei Gladiatoren auf einander lauerten, lag die wichtige Festung Schweidnitz, von 4000 Preußen besetzt. Wenn es Loudon gelang ***) sie zu erobern, so hatten die Oestreicher eine feste Sellung in Schlesien und konnten da überwintern. Aber dem König vor der Nase weg eine wohlverproviantirte Festung wegzunehmen, schien tollkühn. Dennoch wagte es Loudon in der Nacht vom 30. September auf den 1. October. Vier Sturmcolonen sollten die vier Hauptforts Nachts um 3 Uhr ersteigen; alles

Schweidnitz.

*) Janko, Loudons Leben, 222—72.
**) Guerre de sept ans, chap. 14.
***) Janko, l. c. 273—320.

Schießen sollte vermieden und nur das den Preußen abgenommene schwere Geschütz verwendet werden. Vom Vorhaben wußten nur der Kaiser, der es billigte, und die Befehlshaber der zur Ausführung bestimmten Regimenter. Kurz vor der That versprach Loudon den Sturmcolonnen 100.000 Reichsthaler, wenn sie sich der Plünderung enthielten. „Vater Loudon," riefen die Wallonen, „führe uns nur zur Ehre, wir brauchen kein Geld!" — Um 2 Uhr standen die Sturmmannschaften an ihren Plätzen, um 1/23 Uhr wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Trotz eines furchtbaren Feuers wurden die Schanzen genommen. Loudons eigenes Regiment, das zweimal zurückgeworfen war, wurde vom Grafen Wallis mit den Worten zum dritten siegreichen Sturm geführt: „Kinder, wir müssen die Festung nehmen, ich habe es unserem Chef versprochen, wir müssen siegen oder sterben!" — Um 6 Uhr war Schweidnitz in den Händen der Oestreicher und mit ihm 357 Kanonen, 1200 Pfund Pulver, 123.000 Kanonenkugeln, 40.000 Bomben, 18.000 Scheffel Mehl, 1000 Scheffel Getreide, 120.000 Portionen Brot, die Kriegskasse — und all das errungen bloß mit dem Verlust von 1500 Mann. 3600 Preußen mußten sich ergeben. Jetzt konnten die Oestreicher wieder in Schlesien überwintern. Es war ein schwerer Schlag für Friedrich, er hielt anfangs die Sache nicht für möglich; den Adjutanten, der ihm die Unglücksbotschaft meldete, fuhr er mit den Worten an: „Ich sag' ihm aber, es ist nicht wahr, scheer' er sich zum Teufel!" — Um so größeren Jubel erregte die Einnahme von Schweidnitz in Wien. Loudon erhielt das Großkreuz des Theresienordens in Brillanten und das Bild der Kaiserin in Diamanten gefaßt, mit der Erlaubniß, es öffentlich zu tragen, die Officiere Beförderungen und kostbare Geschenke und die Soldaten, welche sich der Plünderung enthalten hatten, Belohnungen in Geld *). — Alle Pläne des Königs waren zerrüttet, er mußte ganz andere Maßregeln fassen und nur darauf denken, so viele Festungen und so viel Land, als man konnte, gegen die Feinde zu behaupten **).

Zu einer Schlacht in Schlesien kam es in diesem Jahre nicht mehr. In Pommern dagegen mußte die wichtige Festung Kolberg sich den Russen wegen Mangels an Lebensmitteln und Schießbedarf ergeben. Nachdem die Oestreicher Schweidnitz genommen, mußten doch die Russen auch einen Erfolg aufweisen und so belagerten sie Kolberg und zeigten in der Ueberwindung jedes Widerstandes, was sie im Krieg zu leisten vermochten, wenn es ihnen Ernst war. Bei der Belagerung von Kolberg wurde Tottleben des Verrathes überwiesen und verhaftet. Seit lange stand dieser russische Feldherr im Solde Friedrichs. Von Seite der Schweden war der Feldzug 1761 unrühmlich und erfolglos wie die früheren auch. Die Ursache lag nicht im Mangel an Tapferkeit, sondern im Parteiwesen, welches die Armee spaltete. — In Sachsen hielt Prinz Heinrich das Reichsheer in Schranken und Daun wußte ihn nicht zu verdrängen, obschon er über 65.000 Mann verfügte, seit Loudon ihm 9 Regimenter Fußvolk und 6 Regimenter Reiterei überlassen hatte. Er nahm dann seine Winterquartiere am Fuße des Erzgebirges. Friedrich konnte 23. December deßhalb mit vollem Recht seinem Bruder schreiben: „Ich bin sehr erfreut, daß Daun so gütig gewesen ist, dich bis jetzt in Ruhe zu lassen. Sicher ist das eine große Thorheit seinerseits."

Kolberg.

Daun.

Am Rhein und an der Weser stand Braunschweig dem Marschall Broglie und Soubise gegenüber. Choiseul, der auch das Kriegsministerium nach dem

*) Janko, l. c.
**) Guerre de sept ans 14.

Tode Belleisles übernommen, hatte das Mögliche gethan, um die Armee stark zu machen, auf daß sie Siege erringe und er mit ihren Eroberungen in Deutschland die Verluste in Amerika aufwiegen könne; sie erreichte mit Schweizern und Soldtruppen die Höhe von 140—150.000 Mann. Weil Choiseul mit der östreichischen Kriegsführung unzufrieden war, so sollte die französische Armee unabhängig rein für sich handeln, ohne jede Rücksicht auf die Reichsarmee oder die Oestreicher. Für Geld, Lebensmittel, Geschütz war nach Kräften gesorgt, nur fehlte die Einheit der Oberleitung. Soubise, der bei Roßbach sich so kläglich bewährt hatte, bekam den Oberbefehl über die Armee des Niederrheins, Broglie, der tüchtiger und unternehmender war, den Befehl über die Armee des Oberrheins; jenem fehlte es oft an Thatkraft, diesem an Besonnenheit, beiden jedoch nicht an Neid und Eifersucht. Die Mannschaft war tüchtig; in den kleinen Gefechten, in welchen die Führer die dem Feinde überlegene Macht zersplitterten, stritt der gemeine Soldat auf's Tapferste. Die Reiterei war gut ausgerüstet, die Artillerie war vorzüglich, das Geniecorps dem Feinde weit überlegen, das Fußvolk gut, die Mannschaft überhaupt voll Kampfbegier, um die Ehre der französischen Waffen wieder herzustellen. „Aber die Feldherren," meint Napoleon I. *) „waren das Bild der vollendeten Unfähigkeit, der Feldzugsplan beruhte auf ganz schlechten Grundsätzen, und wenn die Franzosen nicht ärger geschlagen wurden, als sie es verdienten, so haben sie es nur der Ueberzahl zu verdanken." Die Franzosen.

Soubise sollte in Westfalen vorrücken und Münster und Lippstadt erobern, Broglie Kassel und Göttingen behaupten. Ferdinand, welcher nur über 80.000 Mann verfügte, beschloß dagegen sein Heer zusammenzuhalten und Westfalen zu behaupten und damit Hannover zu decken — also zwischen beide sich einzuschieben. Soubise brach von Wesel auf und erreichte am 18. Juni Dortmund, Broglie brach 15. Juni von Kassel auf. An der Unna bot Ferdinand Soubise den Kampf an, aber dieser zog sich zurück und mochte sich vor der Vereinigung mit Broglie nicht schlagen, der im Eilmarsche heranzog und ihm 8. Juli 32.000 Mann zuführte; jetzt sollte Ferdinand mit 60.000 Mann den Kampf gegen 150.000 bestehen und nahm daher zwischen der Ahse und der Lippe eine gedeckte Stellung. Statt sogleich von ihrer Uebermacht Gebrauch zu machen, stritten sich die beiden französischen Heerführer 8 Tage lang über den Kriegsplan, dann rüsteten sie zur Schlacht, aber Broglie griff schon am 15. bei Vellinghausen an, wahrscheinlich um die Ehre des Sieges allein zu erlangen, wurde jedoch zurückgeworfen. Soubise unterstützte ihn nicht, weil der Kampf erst am 16. stattfinden sollte. Dagegen ließ Soubise am 16. angreifen, brach aber auf die Nachricht von Broglies Rückzug gegen Mittag das Gefecht ab und zog sich nach Soest zurück. So verloren sie 6000 Mann, ohne daß Etwas für die Ehre der Waffen gethan war. Der Zwiespalt der Feldherren ward offenkundig und nun riß Entmuthigung ein. Jetzt beschlossen sie sich wieder zu trennen und durch vereinzelte Unternehmungen Braunschweig aus seiner Stellung zu locken, in welcher er Münster und Lippstadt deckte und die Verbindung mit der unteren

Braunschweig. Vellinghausen.

*) Mémoires de Montholon V. 313.

Weser beherrschte. Soubise trat sogar 30.000 Mann von seiner Armee an Broglie ab. Napoleon meint, diese Maßregel allein würde, wenn man auch Nichts von Roßbach wüßte, die gänzliche Unfähigkeit des Soubise beweisen *). Etwas Besseres konnte sich Braunschweig gar nicht wünschen. Kühne Streifzügler zerstörten den Franzosen ihre Magazine und machten sie um den Rückzug besorgt. Soubise lagerte dann vor Münster, richtete aber Nichts aus. Broglie bekam den Befehl, auf das linke Ufer der Weser zu gehen und die Belagerung zu decken, mußte aber bald umkehren, weil Braunschweig Kassel bedrohte. So ward Nichts erreicht, alle Pläne Choiseuls waren gescheitert — die Gegner hatten Westfalen und Hannover behauptet. Die Schläge des Zornes des französischen Hofes darüber fielen jedoch nicht auf Soubise, sondern auf Broglie, er wurde seiner Aemter entsetzt und auf seine Güter verwiesen und derart war schon gegen alle Maßregeln die Stimmung des Volkes in Paris, daß, als im Theater français im Stücke Tancred die Verse vorkamen:

> On depouille Tancrède, on l'exile, on l'outrage,
> C'est le sort d'un héros d'être persécuté —

die Menge in demonstrativen Beifallssturm für Broglie ausbrach **). —

Nicht minder lebhaft als der Krieg waren die Verhandlungen um den Frieden im Jahre 1761. Friedensverhandlung. Nicht in Augsburg, wo der Congreß zusammen kommen sollte, und die Bevölkerung um der Wichtigkeit der Frage wegen schon vom Rath aufgefordert wurde, höflich gegen die Abgesandten zu sein und aller Parteiung sich zu enthalten; der Congreß kam nie in Augsburg zusammen, weil Choiseul mit Eifer besondere Verhandlungen mit England betrieb, in die Spanien sich einmischte, was den Frieden hinderte und den Kriegsschauplatz erweiterte, zugleich aber auch den Sturz Pitts und eine neue Schwenkung der englischen Politik herbeiführte.

Frankreich schmachtete nach dem Frieden, wie ein Verwundeter nach dem Labetrunk. Choiseul. Sein Minister Choiseul hatte, wie wir oben sahen ***), die weitgehendsten Angebote gemacht: jeder Theil solle im Besitze dessen bleiben, was er dem anderen abgenommen. Er hatte in Verluste für Frankreich der schwersten Art eingewilligt. Pitt nahm das Angebot an, nur nicht die für die Feststellung des Besitzes zugestandenen Fristen — er wollte nämlich noch rasch die Insel Pitt. Belleisle wegnehmen, um für diese dann sicher Minorka zu erhalten. Belleisle ist eine Felseninsel an der Küste der Bretagne; unfruchtbar und bei ungefähr Belleisle 12 Stunden im Umfang nur von 5000 Menschen, meist armen Fischern, bewohnt, also ohne Werth, hatte sie für England nur die Bedeutung, daß es von ihr aus das ganze französische Seewesen lähmen konnte. Am 8. April landeten die Engländer, wurden jedoch mit einem Verlust von 500 Mann zurückgetrieben. Da befahl Pitt die Fortsetzung des Angriffs. Nur nach dem muthigsten Widerstand und unter der ehrenvollen Bedingung freien Abzugs mit Fahnen, Waffen, Musik überließ am 7. Juni 1761 der Gouverneur, Ritter von St. Croix, den Engländern die Insel.

Dieser Schlag ward in Frankreich schwer empfunden. Deßungeachtet setzte Choiseul die Verhandlungen fort, so dringend war das Bedürfniß des Friedens,

---

*) Montholon, Mémoires V. 312.
**) Sismondi, Histoire des Français XXIX. p. 248.
***) Oben S. 1035.

ja um sie zu beschleunigen, sandte er Bussy, einen Beamten seines Ministeriums, nach London und erbat sich einen Vertrauten Pitts nach Paris. Es kam Stanley, ein bescheidener, erfahrener, schlauer Mann, der bald Choiseuls Schwäche, Eitelkeit und Wandelbarkeit erkannte und benutzte. — Choiseul klagte ihm vertraulich über Oestreich und Rußland, deren chimärischen Plänen jedoch sein König das Wohl Frankreichs nicht opfern könne; übrigens werde der König zwar, weil er an seine Verpflichtung gebunden sei, den Verbündeten seine Entwürfe mittheilen, aber unerbittlich an ihrer Ausführung arbeiten, wenn sie nicht mitwirken wollten. Allerdings war Frankreich verbunden durch §. 13 des Vertrags, keine Friedensverhandlung ohne Zustimmung Oestreichs einzugehen, keinen Vertrag mit einer anderen Macht ohne dessen Vorwissen während dieses Krieges abzuschließen. Doch Choiseul setzte sich darüber hinaus; er war geneigt, Oestreich im Stich zu lassen, wenn ihm auch von Wien aus bedeutet wurde *), man würdige die Nothlage Frankreichs, man gedenke keine Einwendung gegen den Abschluß eines abgesonderten Friedens in England zu erheben, wenn nicht gleichzeitig derjenige mit Preußen zu Stande komme, doch sei Grundbedingung, daß auch die Zustimmung Rußlands eingeholt und in dem Frieden mit England Nichts verabredet werde, was den Krieg Oestreichs mit Preußen und dessen Beendigung durch einen Friedensschluß betreffe — all das habe der Congreß in Ausburg zu verhandeln. In dem Sonderfrieden müsse ausdrücklich ausbedungen werden, daß weder England noch Frankreich ihren Verbündeten, weder mittelbar noch unmittelbar, irgend welche Hilfe leisten sollten. Den Vertrag mit England wünschte noch die Kaiserin vor der Unterzeichnung zur Einsicht und Genehmigung mitgetheilt zu haben. —

Stanley.

Choiseuls Falschheit.

Kaunitz.

Das waren begründete ehrenhafte Forderungen. Doch Choiseul bekümmerte sich nicht mehr um den Kaiserhof, noch um Rußland, noch um Schweden, noch um Sachsen, noch um Spanien. Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit betrieb er den Frieden mit England. Er stieß aber in Pitt auf einen ruhigen, kalten, stolzen Geist: der englische Minister wollte Englands Herrschaft zur See und die Demüthigung der Bourbonen sicherstellen, kein Friede zu Utrecht solle seine Staatsleitung beflecken. Er wies die Zumuthung, daß Frankreich die in Deutschland gemachten Eroberungen gegen England in die Wagschale lege, entschieden zurück, denn diese seien einfach zurückzuerstatten; er wollte Nichts davon wissen, daß Belleisle, weil während der Verhandlung erobert, von vorn herein ohne weitere Verhandlung und ohne Entgelt zurückgegeben werde **), er wollte vielmehr Minorka für Belleisle austauschen. Bussy mußte schmerzbewegt nach Paris melden: Pitt werde den Frieden nur um den unvernünftigsten Preis verkaufen. In der That gedachte Dieser noch schwerere Schläge im Krieg zu führen, den Franzosen Louisiana und Martinique wegzunehmen. Da ging Choiseul noch weiter, er dictirte Stanley seine Friedensbedingungen: Rückgabe von Guadelupe und Mariegalante sowie von Gorea für Minorka, Abtretung von Kanada, mit Ausnahme von Cap Breton, auf welcher keine Befestigung errichtet werden wird. Frankreich verlangt aber Erhaltung des Stockfischfangs, sowie derselbe im Frieden von Utrecht festgesetzt ist, eine Feststellung der Grenzen von Kanada in dem Gebiet des Ohio, bestimmt nach der Wasserscheide und so klar, daß zwischen beiden Nationen fürder kein Streit mehr darüber entstehen kann; dagegen gibt es seine Eroberungen in Deutschland zurück ***). Stanley meldete zugleich, es sei mit der Verhandlung voller Ernst. Auf dem Recht der Fischerei an der Küste von Neu-

Pitts Härte.

Präliminarien.

*) Arneth, II. S. 2 9.
**) Schäfer III. 5. Kap.
***) Das Original bei Schäfer, III. 346.

fundland bestand der Franzose so beharrlich darum, weil dieser für eine gute Schule für Seeleute galt.

Auf Vieles, auf Vieles wollte also Frankreich verzichten, wenn es nur den Frieden erhielt. Aber die Antwort aus England lautete stolz ablehnend: Pitt forderte vollständige Abtretung von Kanada, Cap Breton und allen Inseln des Lorenzo, zusammen mit dem Rechte des Fischfangs, Abtretung von Senegal und Gorea, Schleifung von Dünkirchen nach den Bestimmungen des Vertrages von Utrecht, Räumung der neutralen Inseln in Amerika (Dominica, St. Lucie, St. Vincent, Tabago) oder gleichmäßige Theilung, Zurückstellung von Minorka, Räumung von Benkolen und den Ansiedelungen auf Sumatra, und aller Eroberungen in Deutschland. Konnte ein französischer Minister mehr zugestehen! Choiseul entgegnete Stanley: „Gebt uns den Fischfang und rettet uns den Ehrenpunkt in Dünkirchen, denn nur daran hängt es, und der Friede ist geschlossen." – Pitt meinte, ihm selber liege an der Schleifung Dünkirchens wenig, aber man müsse auch den Vorurtheilen der Nation Rechnung tragen; mit Grund ist ihm aber selbst von Engländern der Vorwurf gemacht worden, er habe durch sein hochmüthiges gebieterisches Wesen einen für England günstigen Frieden vereitelt *).

Was Pitt forderte.

Jetzt näherte sich Choiseul wieder Oestreich und warf sich in die Arme Spaniens. Karl III. hatte den Engländern seine Demüthigung im spanischen Erbfolgekrieg nie vergessen **); er äußerte oft, er sei kein König von Neapel mehr. Die Demüthigung Frankreichs ging ihm nahe — ein Monarch aus dem Hause Bourbon müsse das Haupt dieser Familie als seinen natürlichen Verbündeten betrachten, vereint könnten die Bourbonen ihren Feinden trotzen. Gegen die Engländer hatte Karl III. als König von Spanien Manches auf dem Herzen; die spanische Flagge war von ihren Kreuzern nicht immer geachtet worden; sie waren säumig in Entschädigung für Verletzung spanischen Eigenthums, sie standen in unerlaubtem Handelsverkehr mit spanischen Colonisten, sie wollten das durch den Utrechter Vertrag gewährleistete Recht der Basken auf einen Antheil an der Fischerei bei Neufundland nicht anerkennen. Man glaubte in Madrid und Paris, daß Frankreich bessere Bedingungen erhalte, wenn es mit Spanien vereint unterhandle.

Karl III.

Am 15. August wurde zwischen Frankreich und Spanien der Familienvertrag abgeschlossen, welcher besagt: Der allerchristlichste und der katholische König erklären, daß in Zukunft jede Macht, welche die Feindin des einen wird, auch als die Feindin des anderen gilt; sie gewährleisten sich gegenseitig den Besitz ihrer Staaten und Besitzungen in allen Welttheilen, und leisten dieselbe Gewähr dem Könige beider Sicilien und dem Herzog von Parma. Diese Gewähr muß mit aller Kraft gegenseitig geleistet werden. Doch als erste Hilfe, welche eine Krone von der anderen fordern kann, sind binnen drei Monaten 12 Linienschiffe, 6 Fregatten und von Seite Frankreichs 18000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter und von Seite Spaniens 10000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter zu stellen. Spanien verpflichtet sich jedoch nicht, an allen Kriegen, in welche Frankreich sich wegen des westfälischen Friedens oder wegen anderen Verbindungen mit deutschen und nordischen Mächten einläßt, Theil zu nehmen.

Pacte de famille.

*) Mahon l. c. chap. 47.
**) Vgl. oben S. 687.

sondern nur wenn eine Seemacht sich an einem solchen Kriege betheiligt oder wenn Frankreich auf seinem eigenen Gebiete angegriffen wird; in einem solchen Kriege wird Spanien im Nothfall bis 24.000 Mann stellen. Diese Hilfe zu Land wie zur See wird behandelt, als gehöre sie eigen der Macht, welche dieselbe verlangt hat, obschon sie von der Macht unterhalten wird, welche sie stellt. Der Kriegsplan wird gemeinschaftlich entworfen werden. Man wird nur gemeinschaftlich Frieden schließen, derart, daß im Frieden wie im Kriege jede der beiden Kronen den Vortheil der anderen als ihren eigenen betrachtet. Demnach werden sie Verlust und Gewinnst unter einander ausgleichen und werden Frankreich und Spanien handeln, als ob sie zusammen nur eine und dieselbe Macht wären. Keine nicht-bourbonische Macht kann diesem Vertrage beitreten. Das Heimfallsrecht (Droit d'aubaine) ist für ihre betreffenden Unterthanen in Frankreich, Spanien und im Königreich beider Sicilien aufgehoben. Die drei Flaggen gelten in allen ihren Häfen als gleichberechtigt, ohne daß anderen Staaten dieselben Rechte bewilligt werden können. Beide Mächte werden einander hiefür alle Allianzen, welche sie in Zukunft eingehen, und alle Unterhandlungen, in welche sie sich einlassen, mittheilen. Von ihnen selber hat jedesmal der älteste Gesandte an fremden Höfen den Vortritt. So war denn eine der Lieblingsideen Ludwigs XIV. 50 Jahre nach seinem Tode erfüllt: — „es gibt keine Pyrenäen mehr!" —

Wichtiger noch waren die Bestimmungen eines geheimen Vertrags, wornach der König von Spanien sich verpflichtete, 1. Mai 1762 an England den Krieg zu erklären, wenn es bis dahin mit Frankreich noch nicht Frieden geschlossen habe, und der König von Frankreich verhieß, diesen Frieden nicht eher abschließen zu wollen, bis der König von Spanien erkläre, daß ihm England Genüge geleistet. Frankreich versprach, an Spanien am 1. Mai 1762 Minorka zu übergeben und ihm beim Friedensschlusse diese Besitzung zu sichern. Der König von Portugal solle eingeladen werden dem Bunde beizutreten, „da es nicht gerecht ist, daß er fortfährt die Feinde beider Könige zu bereichern, während sie für den gemeinsamen Vortheil aller seefahrenden Nationen Opfer bringen." Alle Seemächte können diesem Bunde beitreten. Sieht sich Spanien schon vor dem 1. Mai 1762 zum Kriege genöthigt, so trete obige Bestimmung alsbald in Kraft. Piacenza solle Don Philipp verbleiben und der König von Sardinien auf Kosten beider Monarchen durch Geld entschädigt werden. Geheimer Vertrag.

Obschon Frankreich verpflichtet war, solange dieser Krieg währte, ohne Vorwissen Oestreichs keinen Vertrag mit einer Macht zu schließen, so setzte sich Choiseul über diese Rücksicht hinaus, worüber man in Wien sich empfindlich zeigte. Mit England unterhandelte Choiseul noch immer um den Frieden, aber seine Sprache war entschlossener und stolzer, je mehr sich Spanien an Frank- Kaunitz.

*) Martens I. 2. 16.

reich anschloß. Auf einmal erklärte Bussy, Spanien werde seine Ansprüche auf die neutralen Inseln fallen lassen, wenn drei Vorfragen von Seite Englands zugestanden seien: 1. einige Prisen zurückgegeben, 2. der spanischen Nation das Recht der Fischerei an der Bank von Neufundland zugestanden und 3. die englischen Niederlassungen auf spanischem Gebiet in der Bai von Honduras zerstört seien. Auch wünsche Frankreich, daß der König von Spanien den Frieden zwischen England und Frankreich verbürge. Pitt wies jedoch die Einmischung der spanischen Streitigkeiten in die Friedensverhandlung stolz zurück. Dieß ward als Beleidigung in Frankreich empfunden. Man wünschte nur die Verhandlungen hinzuziehen, bis die Spätjahrstürme die französische Küste vor einem Unternehmen der Engländer sicher stellten. Spanien mochte den Krieg nicht erklären vor der Ankunft der Silberflotte. — Erst am 15. September wurden die Verhandlungen abgebrochen. In einer Denkschrift theilte Ludwig am 20. October seinem Volke mit, welche Opfer er vergebens geboten, um vom hochmüthigen Feind den Frieden zu erlangen, und alle Kräfte wurden noch einmal willig angestrengt, um eine Flotte zu schaffen und Frankreichs Macht und Ehre wieder herzustellen. —

Spanische Frage.

Neuer Bruch.

Drohungen Choiseuls von neuen Verbündeten, die er suchen müsse, wenn England einen billigen Frieden nicht gewähren wolle, Nachrichten von Rüstungen Spaniens und Plänen auf Gibraltar hatten Pitt auf den Gedanken gebracht, daß Spanien mit England anbinden wolle. Stanleys Depeschen, die Berichte des mit der spanischen Diplomatie vertrauten Lords Marishal, endlich die Briefe des spanischen Gesandten in Paris an den in London, welche auf der Post dechiffrirt wurden, gaben Gewißheit vom Familienvertrag und dem beabsichtigten Krieg. Pitt wollte nun zuvorkommen, Spanien sogleich den Krieg erklären und durch Wegnahme der Silberflotte ihm die Mittel zum Widerstand entreißen. Er wollte die Landenge von Panama besetzen, Havanna, Manilla wegnehmen, und hoffte Sieg auf Sieg, Eroberung auf Eroberung zu häufen, aber er stieß auf Widerstand bei seinen ängstlichen Genossen, die seine Ueberlegenheit haßten: man habe Feinde genug, wozu noch Spanien reizen; das Volk sei des Krieges müde, zu dem man die Mittel nicht mehr erschwingen könne. Bute, der längst Pitt um seine Macht beneidete, und selber den Ruhm als Friedensstifter erringen wollte, nannte Pitts Vorschlag übereilt und unverantwortlich. Die Mehrzahl stimmte ihm bei. Pitt aber erklärte: jetzt oder nie sei es Zeit, das ganze Haus Bourbon zu demüthigen, eine Gelegenheit wie diese kehre nie wieder; bringe seine Meinung nicht durch, so sei er entschlossen zum letzten Mal im Ministerrathe zu sitzen; durch die Stimme des Volkes sei er zum Minister berufen worden und dem Volke sei er für sein Verfahren Rechenschaft schuldig; er könne nicht länger in einer Lage bleiben, welche ihn für Maßregeln verantwortlich mache, die er nicht leiten könne. Entweder mußte nun Pitt ausscheiden oder seine Gegner. Granville meinte: Pitt vergesse, daß er im geheimen Rath allein dem König verantwortlich sei. Der Minister reichte 5. October seine Entlassung ein. Georg III. sprach seinen Schmerz über den Verlust eines so tüchtigen Dieners aus und bot ihm jede

Ob Krieg in Spanien.

Pitts Pläne

nicht angenommen.

Rücktritt.

Gnade an, welche in seiner Macht liege, erklärte jedoch zugleich, daß er gegen die Kriegserklärung sei. Pitt war bis zu Thränen gerührt. Man bot ihm einen Jahresgehalt von 5000 Pfund und den Posten eines Statthalters in Kanada an, ohne die Verpflichtung auf seinen Posten zu gehen. Pitt lehnte Alles ab für sich, er werde jedoch dankbar sein, wenn für diejenigen, die ihm theurer seien, als er selbst, gesorgt würde. Darauf erhielt Lady Chatham und ihr ältester Sohn, aber auch Pitt selber einen lebenslänglichen Gehalt von 3000 Pfund. Eine Berufung an die Stadt London allein hätte Pitt vielleicht eine Sammlung von 500,000 Pfund eingetragen, aber er mochte nicht gegen den König schlimme Wege einschlagen.

So endete dieses für die Geschichte Englands so bedeutsame, so glänzende Ministerium. Pitt war unstreitig ein Redner von demosthenischer Kraft und ein unbestechlicher Minister, während er doch kein Vermögen besaß. Friedrich II. nennt ihn mit Recht in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges „einen Mann von erhabener Seele, großer Entwürfe fähig und voll Standhaftigkeit bei deren Ausführung, von unbeugsamer Anhänglichkeit an seine Pläne, weil er dieselben für vortheilhaft für das geliebte England hielt.“ Unläugbar stieg England unter ihm zu Größe und Ruhm empor, seine Reden entzündeten die Nation, seinen kühnen stolzen, trotzigen Geist flößte er den Trägern seines Willens, den Staatsmännern wie Feldherren ein. — Leistungen.

Bute wurde leitender Minister. Sein Eifer den Frieden wieder herzustellen war so groß, daß er dem spanischen Gesandten eröffnete, die Regierung sei bereit, das vom französischen Hof entworfene Ultimatum anzunehmen, jedoch der Anstand halte sie zurück; es schicke sich nicht, daß der Sieger dem Besiegten entgegenkomme. Wenn Frankreich ernstlich wolle, werde der Friede bald geschlossen sein, mit andern Worten: — Spanien möge vermitteln. Er sollte sich bitter täuschen. Kaum war das letzte Schiff der Silberflotte im Hafen von Cadix, so brachte der spanische Minister seine Beschwerden in drohendem Tone vor. Was Pitt vorausgesagt, traf nur zu richtig ein. Bute wurde sorglich, denn die Eröffnung des Parlamentes stand vor der Thüre. Da mußte denn das neue Ministerium, welches dem vorigen Bestechungen vorgeworfen hatte, am meisten zu Bestechungen greifen, um die Mehrheit im Parlamente zu erhalten. Viele Sitze wurden erkauft. Bute hatte Frieden gewollt und bekam einen neuen Streit. Im December erklärte Spanien den Krieg, den es in seiner Beschwerde dem stolzen und maßlosen Ehrgeiz Pitts zuschrieb. Obschon die Zahl der Feinde sich mehrte, so mochte doch Bute die Bundesgenossenschaft des Königs von Preußen nicht. Das fügsame Parlament bewilligte alle Summen, welche die Regierung verlangte, Hilfsgelder für Preußen waren jedoch nicht darunter. Der bisherige Vertrag, der am 12. December ablief, ward nicht erneuert. Bute haßte Friedrich als den Genossen Pitts, er wollte durch die Bundesgenossenschaft mit Preußen in seinen Verhandlungen um Frieden nicht die Hände gebunden

Bute.

Spanien will Krieg.

Bute gegen Friedrich.

haben. Er sagte dem russischen Gesandten, Friedrich könne ohne große Opfer den Frieden nicht erkaufen; England könne diesen Mann nicht ganz zu Grunde gehen lassen, aber ohne Länderverlust werde er nicht durchkommen. Dem Wiener Cabinet ließ Bute andeuten, England habe Nichts dagegen, wenn ganz Schlesien wieder an Oestreich komme; er glaube nicht, daß Friedrich sich wieder erholen und seine Armee ergänzen könne; weil er sich höchst unsinnig benehme, habe er sein ganzes Land, seine eigenen Unterthanen wider sich; dagegen wäre es sehr zu wünschen, daß Oestreich wieder in die alten Bahnen der Politik einlenke und sich mit Sardinien und England verbinde, dann werde letzteres noch zwei Feldzüge unternehmen und das Haus Bourbon gänzlich aus Italien verjagen *). Friedrich bekam durch Freunde und Spione von all dem Kunde. Da wird der Haß begreiflich, mit welchem der König von Preußen das Bild Bute zeichnet **): „Mehr ehrgeizig als geschickt wolle Bute im Schatten der königlichen Hoheit herrschen. Sein Grundsatz war, daß bei jedem Staatsmann das Kleid der Ehre nur von grobem Gespinnst sein müsse, und er glaubte, der Abgott der Nation zu werden, wenn er ihr den Frieden auf jede Bedingung hin verschaffte; allein er irrte sich, das Volk verabscheute ihn." — Die Abneigung Butes wider Friedrich wurde zum Haß, als Depeschen des Königs an seinen Gesandten entziffert wurden, in welchem er diesen anwies, Alles zu versuchen, um den Haß der Engländer wider Bute aufzustacheln, und die Verfasser von Flugschriften aufzureizen, damit Bute bald von seinem Posten verjagt und Pitt wieder Minister werde. Georg III. verbat sich sofort jegliche Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Reiches. —

Friedrich gegen Bute.

Das Ausbleiben der englischen Hilfsgelder machte die Lage des Königs zu einer verzweifelten. Sie war ohnehin schon trostlos ***). Prinz Heinrich hatte alle sächsischen Gebirge verloren und konnte aus der ihm übrig gebliebenen Gegend kaum den täglichen Lebensbedarf seiner Truppen gewinnen. Der Verlust von Schweidnitz zog den Verlust der Hälfte Schlesiens nach sich. Die Russen hatten das Gebiet jenseits der Oder so verheert, daß keine Lebensmittel daraus zu holen waren; sie schlossen den König ab von Polen, sie konnten mit Anfang des Frühlings, seit sie Kolberg besaßen, Stettin belagern und sich Berlins bemächtigen. Die gesammte Streitmacht des Königs belief sich noch auf 60.000 Mann. „Der größte Theil der Provinzen," sagt der König selber, „war erobert oder verheert: man sah nicht mehr ab, wo man Rekruten hernehmen, wo man Pferde und Geschirre bekommen, wo man Lebensmittel finden sollte, noch wie man mit Sicherheit die Kriegsbedürfnisse zur Armee schaffen könnte. Nur als Mittel der Verzweiflung kann es gelten, daß Friedrich damals Tataren

Verzweifelte Lage.

---

*) Arneth, l. c. II. 290.
**) Guerre de sept ans. 15.
***) Guerre de sept ans. 14 Kap. Schluß.

und Türken zum Kriege wider Oestreich aufstachelte: 16.000 Tataren sollten durch Polen längs den Karpathen nach Kosel im Frühjahr 1762 kommen. Der Khan in Bakhtschiserai am Fluße Tschurukſu, Kerim Geray, sollte selber mit einem Heere wider Rußland ziehen, welches er bitter haßte. Nach Constantinopel wurden glänzende Geschenke gemacht, um Sultan Osman III. zum Krieg wider die Kaiserin-Königin zu reizen, und ein türkisches Heer von 100.000 Mann zog sich auch schon in Belgrad zusammen *). Troß alldem erschien der Untergang Friedrichs schon so sicher, daß Maria Theresia 20,000 Mann ihres Heeres und 500 Officiere entließ, und daß Voltaire an Choiseul schrieb: „Man kann jetzt drei gegen eins wetten, daß Luc mit seinen Versen, Späßen und Beschimpfungen und mit seiner Politik, die alle zusammengenommen gleich schlecht sind, verloren ist **).“ In einem Briefe an d'Argens spricht Friedrich von den Abgründen, die ihn umgeben, und setzt den Februar 1762 als Endpunkt der Entscheidung, ob er sich an den Rath Catos oder an Cäsars Commentare halten sollte. „Ich gehe durch eine harte, lange, grausame, ja barbarische Schule der Geduld. Ich habe mich meinem Geschicke nicht entziehen können; Alles, was menschliche Voraussicht angeben kann, habe ich angewendet, Nichts ist gelungen.“ — Da verhalf ihm der Thronwechsel in Rußland zur Rettung. Mittel.

Das Kriegsjahr 1762. Peter III. (5. Januar — 10. Juli 1762). Katharina II.

Am 25. December 1761 (5. Januar 1762 n. St.) erlag die Kaiserin Elisabeth nach längerer Krankheit einem Blutsturz. Der französische Gesandte Breteuil berichtet über ihre letzten Augenblicke ***): „Die Kaiserin ließ noch den Großfürsten und die Großfürstin zu sich rufen und empfahl dem erstern, gegen seine Unterthanen gütig zu sein und ihre Liebe zu suchen, und beschwor ihn zur Eintracht mit seiner Gemahlin und sprach zuletzt noch viel von ihrer Zuneigung für den kleinen Herzog (den späteren Kaiser Paul) und forderte vom Vater als das sicherste Zeichen seiner Dankbarkeit, daß er sein Kind auch liebe. Der Großfürst versprach Alles.“ Elisabeth †.

Noch in derselben Nacht bei Fackelschein empfing Peter III. die Huldigung der Regimenter in Petersburg, noch in der Todesstunde der Kaiserin die Huldigung der Großen. Der neue Kaiser verhieß in allen Stücken in die Fußstapfen des weisen Monarchen, seines Großvaters, Peters des Großen, zu treten und solchergestalt das Wohl seiner getreuen Unterthanen noch mehr emporzubringen. Im Namen der Peter III.

*) Hammer, G. des osm. Reiches, B. VIII. S. 272.
**) Oeuvres vol. 87. p. 117.
***) La cour de Russie S. 178.

Anwesenden antwortete Setschin, der Erzbischof von Nowgorod: „Kaiser Peter Huldigung. Feodorowitsch, Ebenbild Peters des Großen, sowohl dem Namen als der That nach, wir bringen Dir, was schon Dein eigen ist. Besteige den souveränen, erblichen Thron Deiner Vorfahren, der Dir bereits im Jahre 1742 durch unseren Eid erblich versichert worden und dessen rechmäßigen Besitz Europa und Asien Dir zuerkannt." Das waren Worte niederträchtiger Schmeichelei, denn Setschin mußte wissen, daß Peter III. mit Peter I. nur den Namen gemein hatte, aber nicht das Feuer des Geistes, nicht die eiserne Kraft des Willens, noch den Sinn für das, was im Leben paßte und sich schickte.

Erste Erlasse. Uebrigens war der Eifer des neuen Czaren groß und die ersten Erlasse waren gut.

Die Inquisition oder geheime Kanzlei ward aufgehoben und der Inquisition. Senat angewiesen, daß diejenigen, welche Verschwörungen gegen den Staat und gegen den Monarchen entdeckt zu haben glauben, ihre Anzeigen in Zukunft bei den nächsten Civil- und Militärbehörden anbringen sollten, aber diese sollten niemals Anklagen von Verbrechern oder Verurtheilten entgegennehmen, die dadurch vielleicht der Strafe für andere Schandthaten zu entgehen hofften. Eine solche Anklage vorbringen oder „das Wort sprechen" war in den Zeiten der verstorbenen Kaiserin sehr gefährlich. Der leiseste Grund genügte zur Verurtheilung. Der Angeklagte wurde oft mit seiner ganzen Familie aufgepackt, nach Petersburg geschleppt, wo er hin und wieder Jahre im Gefängniß zubrachte, bis seine Sache zum Schein untersucht und er nach Sibirien verurtheilt wurde. Die eigene Vertheidigung war meist fruchtlos, nur ein mächtiger Freund konnte retten. Nicht weniger denn 80.000 solcher Unglücklichen sollen während Elisabeths Regierung nach Sibirien gewandert und dort dem Elend preisgegeben worden sein. Jedes Die Verbannten zurück. freie laut geäußerte Urtheil konnte mit Knute oder mit Sibirien bestraft werden *). Diese Verbannten wurden jetzt zurückberufen, über 20.000. Lestocq erschien wieder am Hof mit aller jugendlichen Lebendigkeit, obgleich er schon 74 Jahre alt war, Biron. und 14 Jahre im Gefängniß und in der Verbannung zugebracht hatte. Biron, Münnich. der Herzog von Kurland, und Münnich begegneten sich wieder am gleichen Hofe, an welchem sie einst eine so große Rolle gespielt hatten. Die alten Gegner unterhielten sich mit einander höflich und ohne ein Zeichen jener Leidenschaft und Eifersucht, welche die Ursache ihrer Leiden geworden **). Nach dem Berichte des sächsischen Gesandten verhielt es sich anders: der Czar forderte sie eines Tages auf, mit einander anzustoßen, wurde aber abgerufen, als die Gläser eben gebracht waren; starr und stumm hätten sich nun die unversöhnten Gegner mit den Blicken gemessen und dann einander den Rücken gekehrt. — So Viele auch zurückberufen Bestuschew. wurden, Bestuschew war nicht darunter, Peter weigerte sich entschieden, als der Großkanzler für den ehemals allmächtigen Minister Fürsprache einlegte: „Ich habe diesen Mann eines geheimen Einverständnisses mit meiner Frau im Verdacht und berufe mich überdieß noch darauf, daß meine Tante mir auf ihrem Krankenlager von seinen schlechten Gesinnungen gesagt, mich ernstlich vor ihm gewarnt und mir gerathen hat, ihn nie aus der Verbannung zurückzurufen" ***).

---

*) Vgl. Pezolds Bericht bei Herrmann, Geschichte des russ. Staates. V. 177—78

**) Bericht des englischen Gesandten in La cour de Russie p. 183.

***) Bei Herrmann l. c. 243.

Dem gleichen Eifer für das Gute verdankte eine Reihe rasch auf einander folgender Erlasse ihren Ursprung. Die Tortur wurde verboten; bei Bestrafung *Tortur.* militärischer Vergehen sollte nicht mehr die Knute, sondern nur der Stock angewendet werden. Im Civilproceß wurde ein beschleunigtes Verfahren angeordnet; die Abfassung eines neuen Gesetzbuches sollte dem *Gesetze.* Widerspruch bisheriger Verordnungen ein Ende machen. Alle Handelsmonopole *Monopole.* wurden aufgehoben, der Preis des Salzes zur Erleichterung des Volkes um ein Fünftel herabgesetzt. Zur Beförderung des Ackerbaues, zur Verbesserung der Landgüter und Urbarmachung wüstliegender Grundstücke wurde eine eigene Leihbank errichtet. *Leihbank.* Zur Hebung des Gewerbfleißes sollten unter Vergünstigungen deutsche Handwerker als Lehrer in russische Städte berufen werden. *Deutsche Handwerker.* Zur Abwendung der Feuersgefahr wurden die Löschanstalten verbessert. Bei Feuersbrünsten in Petersburg war der Kaiser meist schnell selber zur Stelle. Im Senat, in den Gerichtshöfen und andern öffentlichen Anstalten erschien Peter III. nicht selten unerwartet, um sich zu überzeugen, ob die Beamten gewissenhaft ihre Pflicht erfüllten. Der Kaiser selber erledigte alle Fragen, die zur Entscheidung an ihn gelangten, sehr rasch, nachdem er die Minister darüber berathen hatte. *Geschäftigkeit.* Dieß erschien um so rühmlicher der Geistesträgheit seiner Vorgängerin gegenüber, welche Monate, auch Jahre darüber vergehen ließ, ohne dringende Verordnungen zu unterschreiben, einzig mit ihrem Putz und ihren Liebhabereien beschäftigt; fand man doch in ihrem Nachlaß nicht weniger als 15.000 zum Theil noch nicht getragene Kleider, große Kisten mit Bändern, seidenen Strümpfen und dergl. —

Große Freude erregte es, als der Kaiser 28. Januar in den Senat trat und erklärte, daß der russische Adel frei und in jeder Rücksicht dem *Adel.* übrigen Adel Europas gleich sein solle; er könne fortan reisen, wohin er wolle, und dienen, wem er wolle, ohne dadurch von seinen erblichen Vortheilen in seinem Vaterlande Etwas zu verlieren. Der Jubel war groß. Der Senat bat den Kaiser, zum Dank für so große Verfügungen, ihm eine goldene Bildsäule setzen zu dürfen, was aber Peter III. mit den schönen Worten ablehnte, der Senat könne dem Golde eine bessere Bestimmung geben und er hoffe, durch seine Regierung sich ein bleibenderes Denkmal in den Herzen seiner Unterthanen zu setzen. —

Das war Alles sehr schön und gut, nur wurde es mit einer krankhaften Hast betrieben, immer fehlte das Maaß, nie die Uebertriebenheit, die Laune. *Gebrechen.* Es war gut, daß er den Russen ein einheitliches Gesetzbuch geben wollte, aber das Gesetzbuch Friedrichs II., welches er dem Senate mit dem Begehren sandte, ihm unmittelbare Gesetzeskraft zu verleihen, paßte nicht für die Russen. Der Senat ließ es auch liegen unter dem Vorwand, man finde keinen tüchtigen Uebersetzer. — Es war gut, daß er den Aufwand der Großen in Stickereien und Treffen beschränkte, aber es war zwecklos, daß er von den Geistlichen forderte, sie sollten sich die Bärte abschneiden und kurze Röcke tragen, wie die lutherischen Geistlichen. Es war gewiß Vieles mangelhaft in der russischen Kirche, aber der *Eingriff in die Kirche.* Kaiser verletzte das religiöse Gefühl des Volkes, als er nicht blos an seinem eigenen Hof keine Fasten mehr halten ließ, sondern befahl, sie sollten im ganzen Reiche abgeschafft und die Heiligenbilder sollten sammt den Kerzen aus den Kirchen verbannt werden. Die ganze Geistlichkeit seines Reiches machte er sich zu Feinden, als er befahl, ihr die Unterthanen zu nehmen, die Klostergüter einzuziehen, die er durch ein eigenes Oekonomiecollegium verwalten lassen wollte, als er die Söhne der Priester in die Regimenter steckte. Als der Erzbischof von Nowgorod Einsprache wagte, befahl er ihm sich nie wieder sehen zu lassen. Da brachen unter den Bauern Unruhen aus und der Kaiser wurde so ängstlich, daß

er den Erzbischof schon nach 28 Tagen aus der Verbannung zurückrief. Das Lob Voltaires über diese Eingriffe in das Leben der russischen Kirche half dem Kaiser Nichts, er war fortan ein Gegenstand des Hasses.

Flotte. In ähnlicher Weise war es gut, daß der Kaiser sich der **Flotte** und des **Heeres** annahm. Während jene unter Elisabeth gänzlich verfiel, ließ Peter III. Kriegsschiffe in England kaufen, nahm englische Officiere und Arbeiter in seinen Dienst und hatte seine Freude daran, als zwei Fahrzeuge auf der Petersburger Heer. Werft vom Stapel liefen. Es war gut, daß er gleich beim Regierungsantritt 24 unfähige Generale fortjagte, daß er die Officiere zwang, sich mit dem Dienste zu beschäftigen, daß er ihnen zeigte, wie man die Truppen einüben müsse, daß er der Zügellosigkeit der Rotte ein Ende machte, welche Elisabeth auf den Thron gehoben hatte und welche die Plage der Bewohner Petersburgs war. Aber unziemlich war für Corporalton. den Kaiser der **Corporalton**, der am Hofe zu herrschen begann, und die Soldatenspielerei und daß er statt der bequemen alten Tracht, an welcher die Krieger hingen, ihnen die knappe preußische Uniform aufzwang. Die Gemeinen murrten, weil sie Tuch einbüßten; die Garden haßten ihn, als sie erfuhren, daß er sie auflösen und in Feldregimenter vertheilen wollte. In kurzer Zeit waren die Soldaten über die Bevorzugung seiner Holsteiner, über den Umstand, daß sie jetzt für die Preußen kämpfen sollten, wie früher gegen sie, daß sie gegen die Dänen ziehen sollten, ebenso voll Haß gegen den Kaiser als die Geistlichen.

Unnatürlich erschien dem ganzen Reich der Umschwung in der äußeren Vorliebe für Preußen. Politik. Peter III. schwärmte nämlich derart für Friedrich II., daß man sagen kann, der König von Preußen war damals der Kaiser in Rußland. Peter III. redete von ihm nie anders, als: „der König, mein Herr." Kaum war die Kaiserin todt, als Peter an Czernitscheff den Befehl sandte, die Oestreicher zu verlassen und nach Polen zurückzugehen. Dem englischen Gesandten erklärte er bei der ersten Begrüßung: „Sie werden mit mir zufrieden sein." — Die gefangenen preußischen Generale setzte er alsbald in Freiheit, was Friedrich II. damit beantwortete, daß er alle gefangenen Russen nach Stettin sandte. Der Kaiser erbat sich den Adlerorden, und trug dann kein anderes Ordensband als dieses. Einen Ring mit Friedrichs Bilde trug Peter III. als höchstes Kleinod, küßte oft das Bild und sprach seine überschwengliche Begeisterung für das Original aus. — Die russischen Magazine in Pommern ließ der Kaiser an die Preußen abgeben, den zu Grunde gerichteten Bewohnern bedeutende Geldgeschenke zukommen. Am 4. März wurde mit den Preußen ein **Waffen-**Friede. **stillstand** geschlossen, am 5. Mai ein **Frieden**, worin der Czar alle eroberten preußischen Gebiete zurückstellte, seine Vermittlung zu einem Frieden mit Schweden versprach und ein Schutz- und Trutzbündniß zur Wahrung ihres gegenseitigen Vortheils anbot. Ein Waffenstillstand wurde zwischen Preußen Friede mit Schweden. und **Schweden** am 7. April abgeschlossen, der **Friede** in Hamburg am 22. Mai. Schweden sagte sich los vom Bunde der Gegner Friedrichs, die Gefangenen wurden gegenseitig freigegeben und die Grenzen wieder hergestellt, wie vor dem Kriege. —

In Petersburg wurde der Abschluß des Friedens hoch gefeiert. Der König hatte dem Kaiser in Anbetracht der militärischen Kenntnisse, die er aus seinen Briefen ersehen, ein Generallieutenantspatent gesendet, und Peter fühlte sich hochgeehrt; er erfüllte jedes Begehren des preußischen Gesandten v. Goltz. „Ja, Brüderchen," hieß es dann, „der König von Preußen ist mein Freund und wird mir Nichts rathen, was nicht zu meinem Vortheil gereicht, und ich thue Alles, was er mir räth *)." Beim Friedensfest sagte der Czar weinstammelnd zu Goltz: „Trinken wir die Gesundheit unseres Herrn, er hat mir die Gnade erzeigt und mir ein Regiment in seinem Dienste gegeben. Ich hoffe, er wird mir nicht den Abschied ertheilen. Sie können ihm versichern, daß, wenn er es befiehlt, ich nebst meinem ganzen Reiche die Hölle bekriegen werde." Scherzhaft bemerkte Fräulein Woronzow: „Ihro Majestät können hierüber ruhig bleiben. Der König von Preußen findet in Ihnen einen zu guten Diener, als daß ich glauben könnte, er würde Sie jemals verabschieden." — Friedensfeier.

Am 8. Juni wurde zwischen beiden Mächten ein enges Bündniß auf 20 Jahre geschlossen. Rußland verbürgte darin Preußen alle seine Staaten, gemäß dem Friedensschlusse von Dresden und Breslau. Wird eine der beiden Mächte angegriffen, so steht ihr die andere mit 15.000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern bei, Rußland stellt erforderlichen Falles statt der Truppen auch Kriegsschiffe. Statt der Truppen können auch Hilfsgelder im Betrag von 600.000 Rubel erbeten werden. Auf einen Krieg Rußlands mit Persien solle aber der Vertrag keine Anwendung finden, noch auf einen Krieg zwischen Preußen und England, **) — In geheimen Artikeln ward festgesetzt, daß der König von Preußen das Anrecht Peters als Herzogs von Holstein auf Schleswig zur Anerkennung bringe, zunächst durch Fürsprache und, wenn diese nicht fromme, durch bewaffnete Hilfe; er verbürgte ihm nicht bloß Schleswig, sondern alle weiteren Eroberungen, wie es der Friede mit Dänemark feststellen werde. Biron hatte gegen Zahlung von 50.000 Rubeln auf Kurland verzichtet. Peter wünschte seinen Vetter Georg von Holstein-Gottorp als Herzog von Kurland zu sehen. Beide Mächte verpflichteten sich nun dahin zu wirken, daß Georg in den Besitz der Regierung gelange. Beide versprachen die freie Wahlgerechtigkeit in Polen, das heißt, dieses Land in Ohnmacht zu erhalten und dafür zu sorgen, daß beim Tode des jetzigen Königs die Wahl auf einen Piasten falle ***). Der Czar versprach, jedes Corps, welches der König senden wolle, für 20.000 Mann zu berechnen; für den Krieg mit Dänemark bat er sich nur das Bellingische Husarenregiment aus — das heißt, Preußen durfte fast Nichts leisten, Rußland aber stellte jedenfalls 20.000 Mann. Bund zwischen Rußland und Preußen.

Das machte die Lage Oestreichs sehr ernst, doch zeigte es keine Muthlosigkeit. Kaunitz wollte sogar den Gesandten von Petersburg abberufen †). Die Oestreich.

*) Mittheilung aus Brühls Bericht bei Herrmann l. c. 275.
**) Raumers Beiträge III. 301.
***) Schäfer in Sybels Zeitschrift, XXXI. 507.
†) Arneth, l. c. II. 296—98.

Mahnung Peters III. zu einem allgemeinen Frieden und zur Zurückstellung aller Eroberungen ward mit der Versicherung des Wunsches nach demselben beantwortet, doch dürfe man gemäß der Verträge Nichts ohne die Zustimmung

Ludwig XV.

der Bundesgenossen thun. — Entschiedener beantwortete Ludwig XV. den russischen Antrag: er werde nur Vorschläge annehmen, die von der Ehre und Redlichkeit eingegeben seien, und nie durch geheime Unterhandlungen sich einer Abtrünnigkeit schuldig machen, nie seinen Ruhm durch Preisgebung seiner Verbündeten beflecken. Mit andern Worten: der König von Frankreich wisse für das Benehmen des Kaisers von Rußland keinen andern Namen als den, es sei ein treuloses.

Feldzugsplan.

Die Zeit der Eröffnung des Feldzugs nahte. Man stritt in Wien über den Feldzugsplan wie über den Feldherrn. Man müsse angriffsweise vorgehen, zwischen Schweidnitz und dem Zobtengebirge eine günstige Stellung nehmen und den König zur entscheidenden Schlacht nöthigen — war die Ansicht Loudons; man müsse sich gegen Preußen bloß vertheidigen, zum Angriffe sei man nicht mehr stark, genüge die Kraft nicht mehr; Defensivstellung gewähre auch größere Deckung, im Falle die Russen zu den Preußen stießen, — war die Ansicht Dauns

Daun und Loudon.

und in beiden Entwürfen spiegelt sich der Charakter der Feldherren, von denen der Oberst Latrille sagt: „Stand Loudon an der Spitze der östreichischen Armee, so zählt der siebenjährige Krieg weniger Feldzüge; Daun war ganz dazu geschaffen, einen hundertjährigen Krieg ohne erhebliche Resultate zu führen *)." — Gribeauval, der berühmte Artilleriegeneral, sagte zum Fürsten Liechtenstein: „Daun ist zwar ein guter General, aber zu unschlüssig, zu langsam und zu sicher; Loudon ist auch klug, dabei aber listig, entschlossen, rasch, eifrig und unternehmend. Er besitzt alle Eigenschaften eines großen Generals und kann einen kleinen Fürsten zu einem großen Monarchen und einen großen Fürsten zu einem kleinen Monarchen machen." Nach längerer Berathung entschied sich Maria Theresia für den Feldzugsplan Dauns und nun war es Loudon selber, welcher ihr Daun zum Oberfeldherrn empfahl. Der Verlauf des Feldzugs konnte demnach schon zum voraus annähernd berechnet werden.

Sachsen.

Friedrich ließ kein noch so hartes Mittel in Sachsen unversucht, um sein Heer zu ergänzen. Prinz Heinrich, der hier den Oberbefehl führte, mochte zu solchen Dingen seine Hand nicht bieten und wollte daher seine Stelle niederlegen. Er mußte bleiben und das preußische Heer erreichte eine Höhe von 120.000 Mann mit 667 Geschützen, zu welchen noch 18.000 Russen unter Czernitscheff stießen. Davon blieben 42.000 Mann unter Heinrich in Sachsen, 78.000 standen

Die Heere.

unter dem König in Schlesien. Das östreichische Heer dagegen belief sich auf 150—155.000 Mann, wovon 45.000 Mann unter Serbelloni in Sachsen standen und 88.000 Mann in Schlesien. Serbelloni sollte die bisherige Stellung der Verbündeten, Dresden und die beiden Lager am Plauischen Grunde und bei Freiberg schützen und Daun das schlesische Gebirg besetzt halten und Schweidnitz

*) Vgl. Janko l. c. S. 337.

decken. Friedrich hoffte im vorstehenden Feldzuge Dresden und Schweidnitz wieder zu erobern.

Der kleine Krieg begann an der Elbe schon im Januar, der große Krieg aber erst im Mai. Der linke Flügel der Oestreicher wurde bei Döbeln 12. Mai von den Preußen überfallen und zog sich nach Freiberg und von da auf Dippoldiswalde zurück. Dadurch gelang es Heinrich, die Oestreicher von den Reichstruppen zu trennen und die letzteren bis nach Franken zurückzudrängen. Zu gleicher Zeit streiften Kleists Husaren bis Teplitz in Böhmen, was die Entlassung Serbellonis zur Folge hatte, Hadik übernahm den Oberbefehl. Auch in Schlesien hatten die östreichischen Waffen wenig Glück. Zunächst litt die Armee sehr an Krankheiten. Friedrich berichtet: „Es war eine Art von Aussatz, welcher so schnelle um sich griff, daß Loudons Lager dünne ward und seine Spitäler wimmelten. Wenn man dies nur einigermaßen zusammennimmt, so findet man nach richtiger Berechnung 20.000 abgedankter Oestreicher, 20.000 Russen weniger, was 40.000 Mann ausmacht, und diese 20.000 Russen mehr bei der Armee des Königs, machen zwischen den beiden Armeen einen Unterschied von 60.000 Mann, zum Vortheil der Preußen.“ Hätte der König 3 vollkommene Schlachten hinter einander gewonnen, so würden sie ihm keinen größeren Vortheil haben gewähren können. — Am 10. Mai übernahm Daun den Oberbefehl, mit unbeschränkter Machtvollkommenheit gerüstet, und bezog zwischen dem Zobtenberg und Schweidnitzer Wasser ein Lager so fest, daß Friedrich ihn in der Fronte nicht anzugreifen wagte. Der König sandte, um Daun von Schweidnitz abzuziehen, große Streifpartieen nach Böhmen, nach Oberschlesien, bedrohte Mähren, vergebens — Daun unterschied das Wesentliche vom Zufälligen, durchschaute die Absicht des Königs und deckte Schweidnitz. Seit der König die 20.000 Russen unter Czernitscheff an sich gezogen, suchte er die linke Flanke Dauns zu umgehen, was aber mißlang, in einem heftigen Gefechte bei Adelsbach wurden die Preußen zurückgeworfen. Sofort beschloß Friedrich den rechten Flügel der Oestreicher auf den stark befestigten Höhen von Burkersdorf zu umgehen. Die Anstalten, die Märsche, um Daun zu täuschen, daß er seinen rechten Flügel nicht verstärke, waren meisterhaft. Am 21. Juli sollte der Angriff erfolgen. — Da zeigte Czernitscheff dem Könige an, in Petersburg habe ein Thronwechsel stattgefunden und er habe von seiner Regierung den Befehl, mit seinen 20.000 Mann unverzüglich nach Hause zu ziehen. Zu gleicher Zeit kam die Botschaft, daß die Russen in Pommern und Preußen sich zu neuen Feindseligkeiten anschickten. Es war ein Donnerschlag für Friedrich; sollte er die 20.000 Russen abziehen lassen, sollte er sie vorher mit Gewalt entwaffnen? Friedrich beschwor den Russen, die Sache nur drei Tage geheim zu halten und bloß zur Parade sich aufzustellen, um die von den Vorgängen in Petersburg noch nicht unterrichteten Oestreicher zu blenden und zu schrecken. Dies sagte Czernitscheff zu, die Russen standen am 21. in Schlachtordnung. Daun mußte einen Theil seines Heeres ihnen gegenüber aufstellen, er konnte seinen bedrohten rechten Flügel nicht verstärken und der König mit Uebermacht denselben angreifen. Es war ein schrecklicher Kampf, „heute muß es biegen oder brechen!“ sagte der König. Die Oestreicher kämpften gegen die Ueberzahl mit Löwenmuth, mußten aber zuletzt mit Verlust von 2000—3000 Mann die Schanzen verlassen und Daun sich gegen Böhmen zurückziehen. Der Weg zur Belagerung von Schweidnitz lag jetzt dem König offen. Am andern Tag zogen die Russen ab mit der Versicherung, die Kaiserin werde den Frieden halten. —

Kämpfe in Sachsen,

in Schlesien.

Daun.

Adelsbach.

Czernitscheff.

Burkersdorf.

Peter III. war nicht mehr Kaiser, nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte in kurzer Zeit Alles gethan, um sich verhaßt, um sich unmöglich zu machen. Die Bauern grollten ob der Kopfsteuer, die er einführte, die Geistlichen wegen seiner Eingriffe in die Kirche, die Armee, weil er sie in die enge preußische Uniform steckte und sie an die preußische Disciplin hielt. Die Gebildeten erschracken über die Folgen seiner auswärtigen Politik. Er wollte Czar sein und zeigte, wo er konnte, seine Verachtung für das Volk, über das er herrschte. Selbst der ihm so ergebene englische Gesandte Keith bemerkte mit Bedauern, daß der Kaiser seine Regierung mit dem Entschluß angefangen zu haben scheine, sein Volk zu kränken, und daß er damit enden werde, für dasselbe ein Gegenstand der Verachtung zu sein.

Peter III. verhaßt.

Während das Volk mit Liebe an der verstorbenen Kaiserin hing, besuchte der Kaiser das Sterbezimmer, wo die Leiche 6 Wochen ausgestellt war, nur um die Leerheit und den Mangel an Ehrfurcht in seinem Charakter zu zeigen. „Man sah ihn dann mit den dienstthuenden Hofdamen flüstern und lachen, die Priester verspotten und die Officiere und Soldaten, welche die Wache hatten, über Gegenstände des Anzugs, als die Cravatte, die Schnallen und den Schnitt, als ob dies wichtig wäre, tadeln" *). — Aehnlich ging es beim Besuch der Kirche. Unter den Neuerungen, die er einführte, war auch die, daß die französische Art, sich zu begrüßen, an die Stelle der alten russischen, nämlich einer tiefen Verbeugung des Kopfes und Körpers, treten sollte. Die Versuche der alten Damen, ihre Kniee in Folge dieser Neuerung gelenk zu machen, waren im Allgemeinen sehr unglücklich und lächerlich; es gereichte dem Kaiser zum besonderen Vergnügen, ihr Mißlingen zu beobachten. Dieß war einer der ersten Gründe, weshalb er regelmäßig dem Gottesdienst in der Hofcapelle beiwohnte, wenigstens dem Schlusse desselben, wo er sicher war, seine heitere Laune durch Achtgeben auf die ungeschickten Geberden zu befriedigen **). Dieses würdelose, ja närrische Treiben schrieben Einsichtigere der ungeregelten Lebensweise des Kaisers zu. Der französische Gesandte Breteuil ***) meldet: „das Leben, welches der Kaiser führt, ist höchst schimpflich. Er bringt die Nächte mit Rauchen und Biertrinken zu und hört mit diesen beiden Dingen nicht auf bis Morgens um 6 Uhr und da ist er meist vollständig betrunken." — Dabei ließ sich Peter III. immer früh wecken; er wollte Alles auf einmal sehen und keinen Genuß sich versagen. Ein solches Treiben zehrte die Lebenskraft früh auf und konnte nur mit dem Irrenhause oder frühen Tode enden! Bitter bemerkt die Russin Daschkoff, die ihn immer sah: „Als Corporalmajor jeden Morgen auf der Parade sich umzutreiben, ein gutes Mittagsessen zu verzehren, den Abend zwischen Spaßmachern und einer gewissen Art Damen hinzubringen und Alles zu thun, was ihm der König von Preußen befahl, das machte den Ruhm und die Seligkeit Peters III. aus und ist der Inhalt seines Lebens während der 7 Monate seiner Regierung."

Würdelosigkeit.

Regelloses Leben.

Die Unzufriedenheit erreichte den höchsten Grad, als von des Kaisers Plan verlautete, alsbald gegen Dänemark zu Feld zu ziehen. Peter wollte

Dänenkrieg.

*) Memoiren der Fürstin Daschkoff. I. 66.
**) Ibid. d. 63.
***) La cour de Russie 185.

Rache für alte Unbill. Sein Großvater war Friedrich IV., Herzog von Holstein-Gottorp und Schleswig, derselbe, für welchen der achtzehnjährige Schwedenkönig Karl XII. 1700 den Krieg wider Dänemark begann, derselbe, welcher, von seinem heldenmüthigen Schwager in sein Gebiet wieder eingesetzt, seinen Dank dafür dadurch bezeigte, daß er ihn auf all seinen Feldzügen begleitete und in der Schlacht bei Klissow 1702 für ihn sein Leben opferte. Sein Sohn Karl, damals ein Kind von 2 Jahren, erhielt die Tochter Peters des Großen zur Gattin und die Frucht dieser Ehe war Peter III., der es nie vergessen konnte, wie die Dänen seinem Vater, als es Karl XII. schlecht ging, wieder Schleswig nahmen. Durch seinen Vater hatte Herzog Peter Ansprüche auf den schwedischen Thron, durch seine Mutter auf den russischen. Von den Schweden zum König gewählt, zog er aber den russischen Thron vor. Die Czarin Elisabeth, welche ihre Schwester in Holstein zärtlich liebte, berief ihn für den Thron Rußlands — und er zog dahin zu seinem Unglück, denn die unumschränkte Macht, die er hier kostete, richtete ihn zu Grund. Früher eingeengt war Peter III. jetzt alleiniger Gesetzgeber, alleiniger Inhaber der Volksrechte, geistliches wie weltliches Oberhaupt seines Volkes, sein Wille war Gesetz. Diese Allmacht konnte nützen, wenn seine Neigungen mit dem Nutzen und Ruhm seines Volkes übereinstimmten, sie mußte ihn stürzen, wenn seine Liebhabereien die Volksmeinung verletzten — und das Letztere war der Fall. Zudem hatte er in kurzer Zeit die Achtung der Russen verloren. Die Fürstin Daschkoff bemerkt sehr gut: „Der Verlust der öffentlichen Achtung ist für Könige nicht weniger gefährlich, als die Ausübung der abscheulichsten Tyrannei, und deßhalb habe ich stets eine beschränkte Monarchie, wo der Herrscher den Gesetzen unterworfen und bis zu einem gewissen Grad der öffentlichen Meinung verantwortlich ist, für eine der weisesten menschlichen Einrichtungen gehalten **)." Grund.

Friedrich II., welcher von einem Umschlag in Rußland Grund genug zur Sorge hatte, unterließ es nicht, den Kaiser zu warnen und ihm die wohlmeinendsten Rathschläge zu ertheilen: er mußte seine Empfindlichkeit schonen und rieth ihm deshalb nicht, den Krieg wider Dänemark ganz aufzugeben, sondern bloß, er möge dieses Unternehmen bis auf das nächste Jahr versparen; er bestand darauf, daß Peter sich zuerst in Moskau krönen lasse, ehe er ins Ausland ziehe und einen Krieg beginne, um seine Person durch die Krönung und Salbung in den Augen des Volkes desto unverletzlicher zu machen; er erinnerte ihn an die Unruhen, welche während der Abwesenheit Peters I. ausgebrochen seien; er beschwor ihn, an die Sicherheit seiner Person zu denken. Peter III. antwortete: „Meine Ehre erfordert, daß ich mir wegen der Beleidigungen Genugthuung verschaffe, welcher die Dänen gegen mich persönlich, aber besonders auch gegen meine Vorfahren sich schuldig gemacht haben. Man soll nie sagen können, daß die Russen um meines Vortheils willen einen Krieg führen, in welchem ich nicht Friedrich II. warnt. Peters Verblendung.

*) l. c. 99.
**) Memoiren I. 72.

an ihrer Spitze mich befinde. Uebrigens erfordert die Feierlichkeit meiner Krönung einen zu großen Aufwand und dieses Geld kann besser wider die Dänen verwendet werden. Beunruhigen Sie sich gar nicht wegen meiner Erhaltung. Die Soldaten nennen mich ihren Vater; sie sagen, sie wollen lieber von einem Mann als von einer Frau regiert sein. Ich gehe in den Straßen von Petersburg allein zu Fuß umher; wollte mir Jemand übel, so würde er längst sein Vorhaben ausgeführt haben; allein ich erzeige Jedermann Gutes und verlasse mich einzig auf den Schutz Gottes und so habe ich Nichts zu fürchten" *). Als der preußische Gesandte zur Vorsicht mahnte, sagte der Kaiser: „Wenn Sie mein Freund sein wollen, so berühren Sie diese Sache nicht mehr!" — Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. —

Ein Umsturz wurde allgemein erwartet. Ein Weib, die Daschkoff, „hatte wie durch Inspiration den Glauben, daß eine Revolution nicht weit entfernt sein könne." In der Nähe Peters, in der Stille wurden alle Fäden zum Netze

Katharina.

gewunden, das ihn umstricken sollte. Die Kaiserin war es, welche am meisten auf den Sturz des Kaisers denken mußte. Wir sahen oben S. 708—9, wie die Prinzessin Sophia von Zerbst nach Petersburg kam und unter dem Namen Katharina Alexiewna die Gemahlin des Thronfolgers wurde, wie sie allen bedeutenden Männern gefiel, wie aber nur ihr Gemahl kein Gefühl hatte für ihre hohe Schönheit, für ihren reichen Geist, für ihr der Liebe und Gegenliebe bedürftiges Herz. Sie war ein Weib mit Anlagen zum Höchsten berufen, in eine edlere Umgebung versetzt und in besseren Grundsätzen genährt, würde sie vielleicht im Strahlenkranze unsterblicher Tugenden und des reinsten Ruhmes leuchten, während ihren Namen jetzt ein düsterer Schimmer umgibt. Ihr Genius lispelte ihr zu: „Du wirst regierende Kaiserin werden" — und dieß allein war lange ihr Trost in dieser unglücklichen Ehe: ihr Mann haßte sie und sie verachtete ihn. Welch ein Gemälde vom Leben am russischen Hof, von Rohheit bedeckt mit etwas Schimmer, entrollt sich in ihren Memoiren vor unseren Blicken **)! Welch' ein Kampf des Ehrgeizes von Edelleuten und Beamten, während das Volk gedrückt, eingeschüchtert, traurig und stumm ist. Es war ein abenteuerliches Treiben, eine fortwährende Orgie von Blut, Laster und Ausschweifungen, Jahrzehnte lang von der Zeit, da Peter I. aller Tradition Hohn sprach, bis zur Zeit, da man wieder zu Traditionen zurückkehrte. Herzen bemerkt sehr gut: „Das Volk blieb außerhalb des Gesetzes, nahm passiv die schreckliche Probe hin, auf die es dem lieben Gott gefiel es zu stellen, und kümmerte sich seinerseits nicht um die Gespenster, welche mit schwankendem Schritte die Stufen des Thrones hinanstiegen, wie Schatten vorüberschwebten und in Sibirien oder in den Kasematten verschwanden. Das Volk konnte unter allen Umständen darauf rechnen, geplündert zu werden" ***).

---

*) Guerre de sept ans, chap. 15.

**) Memoiren I. S. 69.

***) Memoiren der Kaiserin Katharina, von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von Herzen. Hannov. 1863.

Als ein naives, schönes Kind von 14 Jahren kam Katharina an diesen Hof — und was ging in ihrem Herzen Alles vor in der schwierigen Lage, in welche sie der Ehrgeiz ihrer Mutter geworfen hatte! Die Kaiserin Elisabeth läßt eifersüchtig jeden Schritt von ihr belauern. Ihre eigene Mutter nimmt ihr die neuen Kleider weg, um sie selber anzuziehen. Jede gesunde Regung des Gefühls wird unterdrückt. Als sie weint um den Tod ihres Vaters, läßt ihr die Kaiserin sagen: „ihr Vater sei kein König gewesen, um ihn länger als eine Woche zu beweinen." — An ihrem Gatten hatte sie keinen Halt: er scheute ihre geistige Ueberlegenheit und war froh, wenn er einen Vorwand fand, um von ihr fern zu bleiben und sich mit anderen Damen zu unterhalten: „Meine Eigenliebe und meine Eitelkeit seufzten im Stillen, aber ich war zu stolz, um mich zu beklagen; ich würde mich für erniedrigt gehalten haben durch Beweise von Freundschaft, die man hätte für Mitleid nehmen können. Doch wenn ich allein war, vergoß ich Thränen, trocknete sie ganz leise und fing an mit meinen Damen zu scherzen *)." Von ihrem Hochzeitstag, 21. August, bemerkt sie in ihren Denkwürdigkeiten: „Mein Herz sagte mir kein großes Glück voraus; nur der Ehrgeiz hielt mich aufrecht. Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne Kaiserin von Rußland sein würde, in eigener Machtvollkommenheit **)." — 14 Tage nach der Hochzeit gestand ihr Peter, daß er in eine Ehrendame der Kaiserin verliebt sei, mit der sie, Katharina, gar keinen Vergleich aushalte. „In der That sagte ich mir ***), daß ich mit diesem Menschen sehr unglücklich werden müsse, wenn ich mich Gefühlen der Zärtlichkeit für ihn hingebe, die er so schlecht erwiedere, und daß ich ohne Nutzen für irgend Jemand vor Eifersucht sterben könne. Ich versuchte also meine Eigenliebe zu bezwingen und nicht auf diesen Menschen eifersüchtig zu sein; dazu gab es nur Ein Mittel, ihn nicht zu lieben. Wenn er hätte geliebt sein wollen, so wäre dies für mich nicht schwer gewesen; ich war von Natur geneigt und daran gewöhnt, meine Pflicht zu erfüllen; aber ich hätte einen Gemahl haben müssen, der gesunden Menschenverstand besaß, und diesen hatte er nicht." — Die Großfürstin suchte jetzt ihre Erholung in Büchern: „ein ganzes Jahr las ich Nichts als Romane. Dann fielen die Werke Voltaires mir in die Hand" — das war allerdings nicht die geeignete geistige Nahrung, um Katharina auf dem Weg der Pflicht zu erhalten. — Aber begreiflich wird, wie sie in solchen Büchern Zerstreuung suchte, wenn wir hören, wie ihr Mann sie bald mit seinem Violinspiel plagte, das er herzlich schlecht verstand, wobei er glaubte, die Schönheit der Musik beruhe in der Stärke und Heftigkeit der Töne, bald mit den Puppen, mit denen er spielte, bald mit seiner Lecture sie langweilte, lutherischen Betbüchern und Geschichten von Straßenräubern, die man gehängt oder gerädert hatte. „Er las beide abwechselnd, wenn er nicht mit der Violine beschäftigt war. Da er gewöhnlich nicht lange bei sich behielt, was er auf dem Herzen hatte, und da er Niemanden außer mir davon erzählen konnte, wartete ich geduldig seine Geständnisse ab †)." — Neben dem Zimmer seiner Gattin hatte der Großfürst eine Meute Hunde, die er dressirte; wenn er Abends angetrunken nach Hause kam, gab es hin und wieder Streit und Schläge. Nur wenn er in einer Verlegenheit war, fragte er sie um Rath, wegen ihres anschlägigen Kopfes nannte

Katharina.

Peter III.

Unglückliche Ehe.

*) Ibid. S. 40.
**) Ibid. S. 43.
***) Ibid. 48—49.
†) Memoiren S. 109.

er sie „Madame Hilfsquelle" *). So war denn die Lage Katharinas, trotz ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihrer hohen Stellung, eine sehr unglückliche.

Da trat ihr die Versuchung nahe in der Person eines schönen Cavaliers, Soltykoff. des Grafen Soltykoff, und sie hörte das süße Geständniß glühender Liebe, anfangs mit Bangen, dann mit Wohlgefallen. Ihre ganze Umgebung begünstigte dieses Verhältniß: man müsse alle Bedenken fahren lassen, wenn es sich um das Wohl des Staates handle. „Flucht allein kann in solchen Lagen helfen," bemerkt Katharina richtig **), allein dann fährt sie mit Sophismen, welche die Heiligkeit der Pflicht und die Kraft des Willens nicht wegzuläugnen vermögen, fort: „allein Geständnisse. es gibt Fälle, Lagen, Umstände, wo Flucht unmöglich ist, denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken kehren inmitten eines Hofes? Schon dieß würde Geschwätz hervorrufen. Wenn man also nicht flieht, so ist meiner Ansicht nach Nichts schwieriger, als dem zu entgehen, was uns im Grunde gefällt. Alles, was man hingegen sagen mag, sind Aeußerungen der Prüderie, welche dem menschlichen Herzen nicht eingegraben sind, und Niemand hält sein Herz in seiner Hand und kann es, indem er sie schließt oder öffnet, nach Belieben zusammen-Schuld. drücken oder fahren lassen." — Wo ist da die Seelenstärke, die Loyalität des Wesens, mit denen sie eigenliebig kurz vorher prahlt ***)! „Den Gram, daß mein Mann mir untreu war, drängte ich zurück, der Stolz machte mir den Gedanken, unglücklich zu sein, unerträglich. Ich sagte zu mir selber: Glück und Unglück liegen in dem Herzen und der Seele des Menschen; fühlst du dich unglücklich, so erhebe dich über dein Unglück und handle so, daß dein Glück von keinem äußeren Ereigniß abhängt Bei einer solchen Geistesstimmung war ich geboren Eigenlob. und ausgestattet mit einer großen Feinheit der Empfindung, mit einem wenigstens sehr interessanten Aeußeren, welches beim ersten Sehen ohne Kunst und Schmuck gefiel. Mein Geist war seiner Natur nach so versöhnlich, daß nie Jemand eine Viertelstunde mit mir zusammen war, ohne daß ihm die Unterhaltung angenehm gewesen wäre und er mit mir redete, als hätte er mich lange Zeit gekannt. Von Natur nachsichtig, erwarb ich mir das Vertrauen derer, welche mit mir zu thun hatten, weil Jeder fühlte, daß Rechtschaffenheit und guter Wille die bewegenden Mächte waren, denen ich am liebsten folgte. Wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, so nehme ich mir die Freiheit, über mich selbst die Meinung zu äußern, daß ich ein freimüthiger und loyaler Ritter war, dessen Geist mehr vom Mann als der Frau an sich hatte; aber ich war trotzdem Nichts weniger, als ein Mannweib, und man fand in mir zugleich mit dem Geist und Charakter des Mannes die Reize einer sehr liebenswürdigen Frau †)." —

Bisher war sie von ihrem Manne mißhandelt worden, fortan that sie Unrecht an ihm. Als Soltykoff nach Stockholm aus Petersburg versetzt wurde, Poniatowski. wurde der schöne Stanislaus Poniatowski ihr Liebhaber. Da ihre Zuneigung ihn später zum König von Polen machte, so ist hier der geeignete Ort, über seine Jugend und seine Familie einige Worte einzuflechten ††). Die Poniatowski gehören nicht zum alten hohen Adel Polens, erst ein Stanislaus, der, 1678 geboren, für Karl XII. Partei ergriff und in das schwedische Heer eintrat, gab der Familie Bedeutung. Der Schwedenkönig machte ihn zu seinem Gesandten in Konstantinopel und ernannte ihn dann für seine Verdienste um ihn zum Statthalter

*) Ibid. 267.
**) Memoiren S. 302.
***) Ibid. 301.
†) Memoiren S. 302.
††) Biographie générale VIII. 279 u. S. 826

des kleinen Fürstenthums Zweibrücken. Nach dem Tode Karls söhnte er sich mit König August von Polen aus, der ihm seine Familiengüter zurückgab und ihn zum Schatzmeister von Litthauen, zum Obersten der Leibwache und zum Feldmarschall ernannte. Aus seiner Ehe mit der schönen und feingebildeten Tochter des Fürsten Kasimir Czartoriski entsproßten 5 Söhne, worunter der dritte, unser Stanislaus, König von Polen wurde. Geboren 1732 erhielt Stanislaus eine glänzende Erziehung, zeichnete sich aber auch durch außerordentliche Schönheit aus. Auf seinen Reisen liebte er namentlich Umgang mit Gesandten und Diplomaten und so machte er in Dresden die Bekanntschaft mit dem Ritter Williams Hanbury. Wie in Paris, wo seine Verschwendung ihn in den Schuldthurm brachte, die Geoffrin seine Retterin wurde, haben wir oben gesehen *). In London, wo er für die englische Verfassung zu schwärmen begann, traf er wieder mit Williams zusammen, der, so eben zum Botschafter in Petersburg ernannt, ihn als seinen Secretär nach Rußland mitnahm, wo er ob seiner Anmuth, seines geistreichen Wesens und weil er die neuesten Moden aus Paris mitbrachte, bald die beste Aufnahme fand, insbesondere bei der Großfürstin. Als 1756 ein Befehl von August III. ihn nach Polen abrief, verschaffte ihm Bestuschew schon 1757 wieder Gelegenheit, in Petersburg in amtlicher Stellung zu erscheinen: er wurde nämlich von August III. zum Botschafter Polens, zum Großtruchseß von Litthauen ernannt und erhielt, obschon erst ein Jüngling von 24 Jahren, die Auszeichnung des weißen Adlerordens. Da er zur Großfürstin und zur englisch-preußischen Partei hielt, verlangte Frankreich von August III. seine Abberufung. Poniatowski hörte auf Botschafter zu sein, weilte aber als außerordentlicher Bevollmächtigter noch einige Zeit in Petersburg, bis das allgemeine Gerede von seiner Verbindung mit Katharina und der Sturz Bestuschews seine Stellung in der russischen Hauptstadt unhaltbar machten. Peter, welcher ihn zuerst bei seiner Gemahlin eingeführt hatte, wurde zuletzt sein erbitterter Feind. Von den Kindern, die Katharina geboren, wollte er Nichts wissen und wir lesen in ihren Denkwürdigkeiten die Folgen seiner unvorsichtigen Aeußerungen ***) in den Worten: „Ich erkannte seitdem, daß ich von drei gleich schwierigen Wegen einen einschlagen müßte: erstens die Schicksale des Großfürsten zu theilen, welche sie auch sein mochten; zweitens stündlich Allem ausgesetzt zu sein, was er für oder gegen mich anzuordnen beliebte; drittens eine von allen äußeren Verhältnissen unabhängige Bahn zu wandeln. Oder, um deutlicher zu sprechen, es handelte sich darum, mit ihm oder durch ihn zu Grunde zu gehen, oder mich selbst, meine Kinder und vielleicht den Staat aus dem Schiffbruche zu retten, dessen Gefahren alle moralischen und physischen Eigenschaften des Prinzen voraussehen ließen. Die letztere Handlungsweise schien mir die sicherste. Ich faßte also den Entschluß fortzufahren, ihm, so viel ich vermochte, für sein eigenes Beste mit Rath beizustehen, aber auch nie mehr wie früher zu erzürnen, wenn er sie nicht befolgte; ihm, so oft ich Gelegenheit hatte, über seine wahren Interessen die Augen zu öffnen, übrigens mich aber in ein ernstes Schweigen zu hüllen; von der andern Seite jedoch meine Interessen bei dem Publicum so zu wahren, daß man künftigen Falles auf mich als die künftige Retterin hinblicken konnte" †). —

Seit Katharina einen Sohn geboren, gab es Männer, wie **Bestuschew**, welche in Erwägung der Unfähigkeit Peters darauf sannen, nach dem Tode der Bestuschew.

*) S. 826.
**) Hammer, G. d. Osm. Reiches VII. 141. 157.
***) Memoiren S. 274.
†) Memoiren 287.

Elisabeth Paul als Kaiser und Katharina als Regentin auszurufen. Als Bestuschew fiel, wurden Papiere, die diesen Plan enthüllten, bei ihm gefunden. Ein heftiger Sturm erfolgte, den uns noch Katharina in den letzten Blättern ihrer Denkwürdigkeiten schildert, die mit dem Jahre 1758 plötzlich abbrechen und dessen der englische Gesandte ausführlich gedenkt *). Knieend und unter Thränen bat Katharina die Kaiserin, sie in ihre Heimath zu entlassen. Elisabeth zeigte sich hier gutmüthig und schwach, ließ Katharina nicht fortgehen in ihre Heimath, sie sprach in bitteren Ausdrücken über ihren Neffen; sie suchte die hadernden Gatten zu versöhnen, aber sie ließ Iwan von Schlüsselburg nach Petersburg bringen — sicher beschäftigte sie sich einige Zeit mit dem Gedanken, diesen zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Katharina bebte vor dieser Gefahr für die Pläne ihres Ehrgeizes, entging ihr aber, indem sie sich ganz in die Stille zurückzog, durch die Unentschlossenheit und den frühen Tod der Kaiserin. —

Iwan.

Seit Peter III. den Thron bestiegen, war Katharina den Ausbrüchen seines Hasses noch mehr ausgesetzt, war ihre Lage unglücklicher und verlassener. Bald wußten Alle, daß die Kaiserin keinerlei Einfluß auf die äußere Politik habe, daß sie nicht einmal in Privatangelegenheiten Etwas durchzusetzen vermöge. Der Kaiser lebte damals mit einer Woronzow und Niemand begriff, wie er an dieser stumpfnasigen, dicken, geistlosen Dame Gefallen finden möge. Katharina mußte ihr den Katharinenorden, den sonst nur die höchsten Personen erhielten, umhängen und wurde vom Kaiser an der Tafel laut eine Närrin gescholten, sie brach über diese Beschimpfung in Thränen aus. „Ich kann mir nicht denken, daß der Kopf dieser Fürstin, deren Muth und stürmisches Wesen ich kenne, sich nicht mit einem verzweifelten Entschluß befaßt," — schreibt der wohl unterrichtete französische Gesandte **). Die allgemeine Theilnahme wandte sich in dem Grade mehr ihr zu, in dem Peter III. sich verächtlich und verhaßt machte. Sie zog Vortheil aus seinen Fehlern. Während er die Religion verspottete und den Klerus gegen sich aufbrachte, beobachtete Niemand sorgfältiger die Fasten, wohnte eifriger dem Gottesdienste bei und zeigte mehr Wohlwollen gegen die Geistlichen als Katharina, die übrigens an Nichts glaubte. Klerus und Volk sahen mit Freuden auf sie und die Soldaten wurden ihr durch ihre guten Freunde gewonnen. Peter hatte schon gedroht, sie scheeren, d. h. ins Kloster sperren zu lassen. Er wollte Paul nicht als seinen Sohn anerkennen. Er ließ Iwan kommen und besprach sich mit ihm, und überzeugte sich von seiner Herabgekommenheit, dann befaßte er sich mit dem Plan, einen seiner holsteinischen Vettern zum Thronfolger zu ernennen. Diese Gefahr trieb zu raschem Handeln, alle Fäden wurden in der Stille gewunden, um Peter zu verstricken. Seine Abreise zum Feldzug gegen Dänemark sollte das Zeichen zu seinem Sturze sein. —

Gefahr für Katharina. Woronzow. Klugheit. Verschwörung.

*) Depesche Keiths in La cour de Russie. 176.
**) La cour de Russie 1 8.

Für Katharinas Erhebung und Peters Sturz wirkte vor Allen die 19jährige Fürstin Daschkoff, welche Fürst Repnin als einen Charakter bezeichnete, der auf die strengsten Grundsätze der Tugend gestützt sei, eine enthusiastische Färbung habe, von Vaterlandsliebe glühe und ohne den leisesten Gedanken an persönlichen oder Familienvortheil sei. Für Letzteres spricht der Umstand, daß ihre Schwester jene Woronzow war, welche Peter III. liebte und zur Kaiserin machen wollte, daß sie also durch ihren Eifer für Katharina gegen den Vortheil ihrer Familie handelte, welche ihr auch unversöhnlich deßhalb grollte. Das Vaterland galt ihr jedoch mehr, als der Vortheil ihrer Familie, und insoferne hat Herzen Recht, wenn er sagt, in ihrer Person sei das russische Weib, aufgeweckt von der aufwühlenden revolutionären Bewegung unter Peter d. Gr., zum ersten Male aus der früheren Beschränkung hervorgetreten und habe seine Fähigkeit zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, an der Reorganisation des Staates, an Künsten und Wissenschaften gezeigt; es sei Etwas in ihr, was an Peter I. erinnere, derselbe gewaltige Thätigkeitstrieb, die Vielseitigkeit, die Unermüdlichkeit und all das gemildert durch eine aristokratische Erziehung und weibliche Sanftmuth. Sie war wirklich eine hochbefähigte Frau, sie dichtete die schönsten russischen Verse, sie befaßte sich in gründlichster Weise mit der Wissenschaft und war dabei eine gute Haushälterin, eine eifrige Mutter, und verlor nie den Glauben an Gott und Unsterblichkeit des Geistes. Sie war keine Schönheit, aber die personificirte Anmuth, ihr Wesen hatte eine Würde, eine Wahrheit, eine Wärme, die Alles überwältigte. Sie gewann Panin, den Erzieher des späteren Kaisers Paul, und damit den Senat und viele Andere aus den ersten Familien des Reiches. Aber nach ihrem Plan sollte Katharina bloß Regentin an der Stelle des noch unmündigen Paul sein. Ihren Antheil an der Bewegung sah sie bis zu ihrem Tod als das stolzeste Ereigniß ihres Lebens an, sprach aber auch mit einer seltenen Einfachheit und Offenheit aus, sie habe da gar kein besonderes Verdienst, sondern sie wie die Anderen seien nur einem instinctiven Drang gefolgt; wenn irgend Jemand einen besondern Antrieb zur Sache gegeben habe, so sei dieß nur Peter III. selber durch seine Streiche, seine Laster, seine Unfähigkeit und den Zorn und Widerwillen gewesen, welchen seine gemeinen Gewohnheiten bei den Russen erweckt hätten. Zu Diderot sagte sie in Paris: „Ein Jeder wurde zu demselben Ziele getrieben durch die öffentliche Meinung und es war so wenig Uebereinstimmung in dem Verfahren, daß die Sache schon sehr weit gediehen war, ehe die Kaiserin oder sie oder eine andere Person eine Ahnung hatte, daß der Erfolg so nahe sei." Sie behauptete, daß man drei Stunden vor dem Ausbruch der Revolution dieselbe ansah, als wäre sie noch viele Jahre weit entfernt *). Mit Katharina brachten sie wissenschaftliche Bestrebungen in Verbindung **). „Außer der Großfürstin und mir waren nicht zwei Frauen im Kaiserreich, welche sich mit ernster Lecture beschäftigten; dies war daher ein Punct gegenseitiger Anziehung, außerdem war die Grazie ihres Wesens für Alle, welchen sie gefallen wollte, unwiderstehlich. Das tiefe Gefühl und die Bildung, welche sie darlegte, schienen in ihr ein Wesen zu bezeichnen, das schon durch die Natur über alle Anderen erhoben war und vor welchem selbst meine höchsten Ideale von Vollendung nur nichtig erschienen." —

Daschkoff.

Aber noch von ganz anderer Seite wurde gegen Peter III. gearbeitet. Während die Welt über die standhafte Zuneigung Katharinas zu Poniatowski sprach, hatte sie längst Trost für seine Entfernung in den Armen eines durch seine außerordent-

*) Diderot, Porträt der Fürstin Daschkoff. Memoiren II. S. 202. Dann I. 112.
**) Memoiren I. 32.

liche Schönheit und seine herkulische Gestalt Aufsehen erregenden Officiers gefunden. Gregor Orlow, der Sohn jenes Strelitzen, der beim Blutgerichte Peters über diese Leibwache sich durch seine kecke Todesverachtung hervorthat, war von Schuwalow, dem General der Artillerie, aus dem Dunkel niedriger Geburt emporgehoben worden, indem er ihn zu seinem Adjutanten machte. Wann er in nähere Beziehung zu Katharina trat, ist unsicher; genug ihr geheimer Einfluß war Schuld, daß er Cassier der Artillerie wurde und daß also auch Geldmittel der Bewegung zu Gebot standen. Orlow kannte die Angst der Kaiserin und ihren Wunsch nach Alleinherrschaft und seine glühende Liebe ließ ihn jeder Gefahr vergessen; er zog seine beiden Brüder, Alexei, balafré oder mit der Schramme genannt, und Waladomir, und durch diese andere Officiere der Artillerie und der Garde, die ohnehin schon gegen den Kaiser wegen der Vorliebe für seine Holsteinische Leibwache meuterte, ins Geheimniß. Das Geld, das sie spendeten, gab den Gerüchten von der Gefahr Katharinas, von den unheilvollen Plänen des Kaisers mehr Gewicht. Der Geist der Meuterei griff unter der Besatzung in Petersburg um sich, die höheren Officiere, welche schon von anderer Seite gewonnen waren, thaten, als ob sie Nichts merkten. Nur das Opfer, dem alle Nachstellungen galten, hatte gar keine Ahnung von der Gefahr: Peter III. zog von Petersburg nach Oranienbaum, wo er seine Soldaten exercirte und die Abende in Gesellschaft leichtfertiger Frauen im Theater oder bei reichbeladener Tafel zubrachte. Die Unvorsichtigkeit eines Verschworenen beschleunigte die Krise, die sich ohne sie vielleicht noch einige Zeit hingezogen hätte. Als ein gemeiner Soldat den Hauptmann Ismailow fragte, wann denn die Sache losgehe, machte dieser Anzeige und der Lieutenant Passek, auf dessen Anrede sich der Soldat berief, wurde am 7. Juli verhaftet. Nun hatten aber die Verschworenen die Einrichtung getroffen, daß jeder von ihnen von einem Kundschafter sich solle begleiten lassen, der im Falle einer Verhaftung die andern benachrichtige, und so erfuhr die Fürstin Daschkoff alsbald, was geschehen. Sie ließ sogleich ihren Bekannten bei der Ismailowischen Garde sagen, diese Nacht gerüstet zu sein, und sandte Alexei Orlow nach Peterhof, um die Kaiserin schnell nach Petersburg zu bringen, denn es galt dem Kaiser nicht Zeit zu lassen, vor Ausbruch der Empörung das Volk und die Truppen anzureden.

Gregor Orlow.

Verschwörung.

Entdeckung.

Katharina war mit ihren Frauen allein in Peterhof, als Alexei Orlow, in ihr Schlafgemach drang und sie mit den Worten weckte: „Eilen Sie, kein Augenblick darf verloren gehen, Passek ist verhaftet. Alles ist bereit, Sie zur Kaiserin zu machen." — Katharina zitterte, der Augenblick war gekommen, der über ihr ganzes Leben entschied, doch faßte sie sich bald wieder. Der Wagen stand bereit, Alexei Orlow machte den Kutscher, unterwegs kam ihnen Gregor Orlow zu Pferd entgegen, mit der Meldung Alles sei bereit. Es ging in die Kaserne der Ismailowischen Garden: die Soldaten stürzten heraus, küßten Katharina die Hände, die Füße, das Kleid, nannten sie ihre Retterin: sie sprach von der Gefahr, in der sie und ihre Kinder und das Reich schwebten. Zwei trugen einen Priester mit einem Kreuz auf ihren Armen herbei und nun wurde der Eid geleistet. Ein Wagen stand bereit, in welchem Katharina, von den Soldaten geleitet, in die Kaserne der Semenowskischen Garden fuhr, die ihr mit Hochrufen entgegen kamen. Die Preobraschenskischen

Entscheidung

Alleinherrscherin.

Garden kamen dem Zug, der sich von da gegen die Kasankirche wandte, auch mit Jubelrufen entgegen und brachten vier gebundene Officiere, welche sie hatten zurückhalten wollen. Die Garde zu Pferd kam unter Freudengeschrei, geführt von ihren Officieren. In der Kirche harrte der Erzbischof von Nowgorod mit den Popen und Katharina wurde zur Alleinherrscherin von Rußland und ihr Sohn Paul, den man herbeigebracht hatte, zum Thronfolger ausgerufen und ein Tedeum gesungen. Darauf bewegte sich der Zug in den Winterpalast, wo Katharina ihren Wohnsitz nahm.

Ein Manifest kündete ihren Regierungsantritt in den Worten an: „Wir von Gottes Gnaden Katharina II., Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen. Allen wahren Söhnen von Rußland hat die große Gefahr in die Augen geleuchtet, womit das Reich bedroht worden. Zuerst ist der Grund unserer orthodoxen Religion erschüttert worden und ihre Satzungen sind einem gänzlichen Umsturze nahe gewesen, so daß man äußerst befürchten mußte, den von Alters her in Rußland herrschenden echten Glauben verändert und eine fremde Religion eingeführt zu sehen. Zweitens ist die Staatsehre von Rußland, die mit Verlust so vielen Blutes durch seine siegreichen Waffen zur höchsten Stufe gebracht war, durch den neulich geschlossenen Frieden mit dessen ärgstem Feinde schon wirklich unter die Füße getreten und zugleich die innere Verfassung, auf welcher das Wohl und die Grundveste unseres Vaterlandes beruht, völlig über den Haufen geworfen worden. Durch diese alle Unseren getreuen Unterthanen vorgestandene Gefahr sind Wir endlich gedrungen worden, zu Gott und zu seiner Gerechtigkeit Unsere Zuflucht zu nehmen, und da Wir das offenbare und ungeheuchelte Verlangen aller unserer getreuen Unterthanen wahrgenommen, so haben wir Unseren souveränen Russisch-Kaiserlichen Thron bestiegen und darüber von allen unseren getreuen Unterthanen die Eidesleistung empfangen. Gegeben zu Petersburg 28. Juni (9. Juli) 1762. Katharina. —“ Manifest.

So wurde die arme Prinzessin Sophie von Zerbst Selbstbeherrscherin aller Reußen. In zwei Stunden war die ganze Revolution vorüber. Als die Fürstin Daschkoff um 7 Uhr dem Winterpalast nahte, fand sie denselben von jubelnden Soldaten umdrängt, alle in der altrussischen Uniform, die preußische war schnell verschwunden. Als man sie erkannte, wurde sie als Freundin Katharinas begrüßt und sogleich zu dieser getragen. Mit den Worten „der Himmel sei gelobt“ sanken sich Beide in die Arme. — Ganz Petersburg schwamm in Jubel. Nachmittags brachen 12.000 Mann und viele Freiwillige gen Oranienbaum auf, Katharina in Gardeuniform zu Pferd, ein Kranz von Eichenlaub um den Hut, das schöne wallende Haar nach altrussischer Art bloß mit einer Schleife gebunden. „Mit leichter Anmuth,“ heißt es in dem Berichte **) des sächsischen Gesandten, „tummelte sie den weißgrauen tigergefleckten Hengst.“ Ihr zur Seite ritt ebenfalls in der alten Uniform der Garde die Fürstin Daschkoff. 10 Werst von Petersburg wurde gehalten. — Im Winterpalast. Zug gen Oranienbaum.

Was that indessen Peter? Er brachte sorglos die letzten Tage in Oranienbaum in Gesellschaft gerade der vornehmen Frauen zu, deren Männer eben am meisten thätig waren, ihn zu stürzen. Er hielt am 9. Juli zur Zeit, da man in Petersburg in der Kirche Katharina huldigte, Revue über seine 1000 Holsteiner. Peter III.

*) Herrmann, G. d. R. R. V. 288—89.
**) Bei Herrmann, V. 293.

…rzlos,
Dann fuhr er, die geliebte Woronzow an der Seite, nach Peterhof, um die letzten Anordnungen zu einem dort abzuhaltenden Peterfeste zu geben. Ein als Bauer verkleideter Diener eines Getreuen wollte eine Nachricht überbringen, ward aber nicht beachtet. Bald hieß es, die Kaiserin sei mit 2 Frauen zwischen 4—5 Uhr entwichen, man fand nur ihr Geschmeide und Galakleid. — „Sagte ich es nicht immer," rief Peter III., „daß sie Alles zu thun im Stande wäre." Da traf Nachricht ein von den Vorgängen in Petersburg. Man sah den Rauch von den zur Feier Katharinas in Petersburg abgeschossenen Kanonen.

unschlüssig,
Peter kam zu keinem raschen heilsamen Entschlusse, sein Verstand war verwirrt, er dictirte den ganzen Tag zwecklose Befehle.

verrathen.
Woronzow, den er absandte, um den Aufstand in Petersburg zu beschwichtigen, stellte sich alsbald der Kaiserin zur Verfügung, die da erklärte, sie gehorche nur dem Willen des Volkes. Drei Soldaten, die von Peterhof kamen, überbrachten seine Befehle an Katharina und übergaben sich selber, denn sie seien froh, sich mit ihren Brüdern zu vereinen.

Münnich.
Ein unschätzbarer Mann in der Gefahr, Münnich, war bei dem erschrockenen Kaiser und rieth ihm, auf einer Yacht, die bereit war, alsbald nach Kronstadt zu fahren. Da war aber schon ein Bote Katharinas und man verwehrte dem Kaiser die Landung. Statt sie zu erzwingen, wie ihm Münnich rieth, verkroch sich Peter in den untersten Schiffsraum. Vergebens mahnte Münnich, wenigstens nach Reval zu fahren und von da nach Pommern zur Armee: „Ich verspreche Ihnen dann, daß binnen 6 Wochen Petersburg und Rußland zu Ihren Füßen liegt." — Aber die Weiber waren dagegen und der Kaiser fuhr nach Oranienbaum zurück, um sich mit Katharina

Anträge.
auszugleichen. Er bat zuerst um Verzeihung und versprach, seine Macht mit Katharina zu theilen, bekam jedoch zur Antwort, es sei zu spät. Dann bewog ihn sein Kammerdiener Ismailow, dem man dafür Generalsrang, 20.000 Rubeln

Abdankung.
Gehalt und mehrere tausend Bauern versprochen hatte, seine Abdankung anzubieten. Peter that es in entehrenden Ausdrücken, er sei durchaus unfähig, Rußland zu regieren! Vergebens rieth Münnich dem Rathlosen: „Wenn Sie nicht als Kaiser zu leben wissen, so zeigen Sie wenigstens, daß Sie an der Spitze Ihrer Truppen als Kaiser sterben können. Ich werde vor Ihnen hergehen und nur über meinen Leichnam soll man Ihnen nahen können." Kein männlicher Entschluß kam in diese durch Trunk und Wollust verlotterte Seele. Bübisch ward auf eine Kaiserkrone verzichtet. Man brachte ihn nach Peterhof, wo man ihm den Andreasorden und die Generalsuniform sammt der Woronzow wegriß. In einem Schlafrock brachte man ihn nach Ropscha, während Katharina in Peterhof die Huldigungen empfing. Münnich entgegnete auf ihren Vorwurf, daß er sie habe bekämpfen wollen: „Konnte ich denn weniger thun für einen Fürsten, dem ich die Freiheit verdankte! Aber von jetzt an ist es meine Pflicht, für Ew. Majestät zu kämpfen, und Sie werden in mir dieselbe Treue finden, die ich ihm bewiesen habe *)." —

Jubel in Petersburg.
Unter dem Jubel der Bevölkerung kehrte Katharina nach Petersburg zurück. Die Daschkoff schreibt: „alle Straßen und alle Fenster waren gedrängt voll von Menschen, deren Segenswünsche für die Kaiserin die Luft erfüllten, während die Musik aller Regimenter und das Geläute aller Glocken von den Kirchen den freudigen Tumult, der unsern Zug umringte, noch erhöhte. Die Thüren der Kirchen waren geöffnet und im Hintergrunde sah man an den erleuchteten Altären Gruppen von Priestern, welche die öffentliche Freude mit den Ceremonien der Religion weihten **)."

Belohnungen.
— Dann erfolgten die Gnadenspenden: Panin wurde erster Minister, die Orlow wurden Grafen, 24 Gardeofficiere wurden mit Landgütern und je mit

---

*) Herrmann, l. c. V. 301.
**) Memoiren I. 112.

Tausenden von Bauern bedacht. Die Daschkoff wies jede Belohnung zurück; sie kam, was sie bisher nicht geahnt, darauf, daß zwischen Gregor Orlow und Katharina ein unlauteres Verhältniß bestehe, und als Alexei Orlow seine schreckliche That vollbracht, hatte sie den Muth, zu Katharina zu sagen: „Es ist ein zu schneller Tod für Ihren Ruhm und den meinen" und im Vorzimmer zu äußern, sie wünsche nicht mehr dieselbe Luft mit Alexei Orlow zu athmen. Die Orlow waren von da an ihre Todfeinde und sie wurde selbst von Katharina lange Zeit mit Undank behandelt *). Daschkoff.

Das endliche Schicksal des Kaisers war vorauszusehen — in absoluten Monarchien ist der Weg vom Thron zum Grab nicht weit. Wie lange mochte der Jubel dauern, mit dem Katharina in Petersburg begrüßt wurde! wie bald war nicht ein Umschlag der Stimmung zu erwarten! Ein Handstreich hatte Katharina die Krone verschafft, ein Handstreich konnte ihr dieselbe wieder nehmen; sie saß nicht sicher auf ihrem Haupt und ihr Haupt nicht sicher auf ihren Schultern, so lange Peter lebte, ob im Ausland oder im Inland: er konnte mit einem Heere heimkehren; blieb er im Inland, so war keine Festung, kein Verschluß stark genug, daß ihn nicht eine Verschwörung befreien konnte. Der Tod Peters III. war aber nicht bloß nothwendig, um Katharina von aller Sorge um ihn zu befreien, sondern auch um die Wünsche Orlows zu krönen. Wie Elisabeth mit dem Grafen Rasumowski sich vermählt hatte, so sollte Katharina dem Grafen Orlow die Hand reichen: eine zweite Ehe war aber nach den russischen Gesetzen nicht möglich, so lange der erste Gemahl Katharinas noch lebte. So beschlossen denn die Verschworenen den Kaisermord. Ende Peters III.

Alexei Orlow übernahm die That und zog einige Andere mit in das Verbrechen, um der Straflosigkeit desto sicherer zu sein. Am 17. Juli traten sie in das Zimmer des Kaisers in Ropscha, brachten ihm Nachricht von seiner baldigen Befreiung und baten ihn zugleich, mit ihm speisen zu dürfen, was er gutmüthig erlaubte. Peter liebte und verlangte auch jetzt, wie man schon wußte, Burgunderwein und vergifteter wurde ihm gereicht, aber schon nach dem ersten Glas rief er: „Ich bin vergiftet," trank Milch und lähmte so die Wirkung des Giftes, doch mußte er sich vor Ermattung auf's Bett legen. Die Verschwörer hielten indessen in einem anderen Zimmer Blutrath, darauf ging Orlow an's Bett des Kaisers und faßte ihn am Hals. Peter sprang jedoch auf, wehrte sich und rief: „was habe ich Dir gethan!" Während Orlow dann wie rathlos auf und abging, warfen sich die anderen Verschworenen auf den armen Mann, der sich mit dem Muth der Verzweiflung wehrte und ein entsetzliches Geschrei ausstieß, bis sie ihn auf den Boden brachten und ihm Hände und Füße hielten, während Fürst Borätinski ihm mit einer Schlinge den Hals zuschnürte. So endete Peter III. am 17. Juli 1762, 34 Jahre alt. Es wurde verbreitet, der ehemalige Kaiser sei einem Anfall von Kolik erlegen, und seine Leiche, um keine Wiederholung der Geschichte vom falschen Demetrius möglich zu machen, in der Kirche des Alexander-Newsklosters aus- Alexei Orlow. Kaisermord. Officielle Lüge.

---

*) Selbst in der von der Kaiserin verfaßten, für Poniatowski bestimmten Darstellung der Revolution (sie ist selten und wieder abgedruckt in La Cour de Russie p. 208—216), in welcher sie aber zu Europa spricht.

gestellt. Jeder durfte sich der Leiche nähern und ihr die Hand küssen. Der Fürst Trubetzkoi rief aber bei ihrem Anblick: „Ha, Peter Feodorowitsch, was für eine dicke Halsbinde haben sie Dir da umgebunden, so hast Du sie ja nie getragen!" — sprang auf die Bahre hinauf, um der Leiche die Binde vom Halse zu lösen, doch die Gardesoldaten wehrten es ihm und schon am 21. Juli wurde die Leiche zur Gruft getragen. —

Wurde Peter III. mit Wissen und Willen Katharinas ermordet? Es ist oft behauptet worden. Alexei Orlow, den die Gestalt des Ermordeten verfolgte, erzählte in Wien, die That sei ihm befohlen worden. Eine schreckliche Behauptung ist aus den Berichten des französischen Gesandten in die Literatur gedrungen: Katharina sei aus einer Damengesellschaft, der sie mit höchster Anmuth ein Märchen erzählte, abberufen und ihr gemeldet worden, die That sei vollbracht, nach Verabredung jedoch, den Tod des Kaisers noch 24 Stunden geheim zu halten, sei sie in den Kreis ihrer Zuhörerinen mit dem heitersten Antlitz zurückgekehrt und habe mit höchster Anmuth das Märchen zu Ende erzählt; am andern Tage aber, da der Tod des Kaisers als eben erfolgt bekannt gegeben wurde, habe sie mit höchster Meisterschaft der Verstellung die Bestürzte gespielt und Thränen vergossen. — Breteuil bemerkt dabei *): „Ich kenne all' die abscheulichen Gründe, welche dieses große Spiel nöthig machten, aber es verursacht mir eben so viel Entsetzen als die That selber. — Ich weiß seit langer Zeit, es ist Grundsatz der Kaiserin, man müsse in seinen Entschlüssen fest sein und es sei besser Unrecht zu thun, als seine Meinung zu ändern, und vor Allem: nur die Dummköpfe seien unentschlossen."

Ob Katharina schuldig?

Andere behaupten, die Verschworenen hätten der Kaiserin nur gesagt, die öffentliche Ruhe erfordere ein festeres, abgelegenes und unbekanntes Gefängniß für den Kaiser. Die Daschkoff glaubt nicht an die Schuld Katharinas und beruft sich zum Beweis dafür auf einen Brief von Alexei Orlows eigener Hand, wenige Augenblicke nach der Vollstreckung der gräßlichen That an die Kaiserin geschrieben: „Der Stil und das Unzusammenhängende in demselben zeigen, trotz seiner Trunkenheit, das Entsetzen und die Wildheit seiner Befürchtungen, während er für die That in den demüthigsten Ausdrücken Verzeihung erfleht. Dieser wichtige Brief wurde von Katharina mit großer Sorgfalt unter anderen wichtigen Papieren in einem Koffer aufgehoben, welchen Prinz Bosborodka nach ihrem Tode auf Pauls Befehl untersuchen mußte, um die Papiere in seiner Gegenwart zu lesen. Als er den Brief von Alexei Orlow zu Ende gelesen hatte, machte Paul das Zeichen des Kreuzes und rief: „Gott sei gelobt! die geringen Zweifel, die ich in dieser Beziehung noch über meine Mutter hegte, sind gelöst" **). Aber dennoch setzte Katharina das Liebesverhältniß zu dem Manne fort, zu dessen Vortheil der Mord vollbracht worden war!

Daschkoff.

Bestuschew wurde von Orlow verwendet, um seine Vermählung mit Katharina zu betreiben. Dieser Heuchler und Ränkeschmied, kurz nach Katharinas Thronbesteigung zurückberufen, hatte den Rang eines Feldmarschalls, einen Sitz im geheimen Rathe und einen Gehalt von 20.000 Rubel, aber nicht mehr seine Stelle als erster Minister erhalten, denn eigentlich traute ihm die Kaiserin nicht, obschon sie ihn hin und wieder verwendete. Aus Bibelstellen hatte er in der Verbannung ein Gebetbuch zusammengestellt, das er jetzt zum Beweis seiner guten Gesinnung herausgab! Um seine Stelle als Kanzler wieder zu erlangen, schmeichelte er Orlow und setzte eine Bittschrift im Namen des russischen Volkes auf, worin er

Bestuschew.

---

*) Breteuil's Bericht wieder abgedruckt in La cour de Russie p. 219.

**) Daschkoff, Memoiren I. 130—31.

die Verdienste der Kaiserin um Rußland und die schwächliche Gesundheit des Thronfolgers hervorhob und Katharina beschwor, auf ihre Freiheit zu verzichten und dem Reiche einen neuen Beweis ihrer Liebe dadurch zu geben, daß sie sich mit einem Russen vermähle und zwar mit demjenigen ihrer Unterthanen, welchen sie für den würdigsten halte. 12 Bischöfe und viele Generale und Große wurden gewonnen, diese Bittschrift zu unterzeichnen, weil sie bei Katharina sich dadurch zu empfehlen glaubten, der es mit ihrer Liebe zu Orlow damals voller Ernst zu sein schien. Als Bestuschew mit der Bittschrift zu Panin kam *), bat dieser, das Bischen Gesundheit, dessen er sich erfreute, nicht durch Erwähnung eines so thörichten und gefahrvollen Unternehmens zu stören. Als Bestuschew nichts destoweniger fortfuhr die Bittschrift vorzulesen, erhob sich Panin voll Unwillen gegen eine solche Tollheit und fuhr alsbald zur Kaiserin, setzte ihr auseinander, welch' eine Beleidigung gegen den gesunden Menschenverstand ihrer Unterthanen eine solche Bittschrift sei, die ihr einen Gemahl und dem Volke einen Herrn geben wolle, wie Gregor Orlow — und Katharina war einsichtsvoll genug zu erklären: „Ich habe den alten Ränkeschmied nie ermächtigt zu dem, was er jetzt gethan hat, und was Sie betrifft, so sehe ich in der Treue und Offenheit Ihres Benehmens zu viel Anhänglichkeit an meine Person, als daß ich jemals die Beweggründe desselben mißverstehen könnte." — Von einer Vermählung mit Orlow war fortan keine Rede mehr.

Katharina Orlow. Panin.

Ein Soldatenaufstand hatte Peter III. gestürzt. Katharina konnte nicht Alle belohnen, welche sich für sie erhoben hatten. So mußte Unzufriedenheit entstehen. — Kaum ein Monat war verflossen, so gab es Meutereien unter den Semenowskischen Garden, welche mit Mühe beschwichtigt wurden. Die gefährlichsten Meuterer verschwanden, sie wurden in der Stille hingerichtet oder nach Sibirien abgeführt. Die Namen Iwan und Paul waren bei der Bewegung oft genannt worden — die Folge war schärfere Bewachung des unglücklichen Iwan und Abneigung Katharinas gegen ihr eigenes Kind, in dem sie einen Nebenbuhler sah. Daß diese Trägerin einer Kaiserkrone nicht innerlich glücklich sein konnte, versteht sich von selber.

Umschlag.

Der französische Gesandte Breteuil, dem sie viel Vertrauen schenkte, schreibt 23. Feb. 1763: „Die Kaiserin spricht mit einem gewissen Stolz von ihrer Größe und ihrer Macht und ihren Plänen. Sie sagte mir, seit sie den ersten Schritt nach Rußland gethan, habe sie sich immer mit dem Gedanken getragen, hier einmal Alleinherrscherin zu sein. — Dennoch gestand sie mir, sie sei nicht glücklich und sie hätte es mit Leuten zu thun, die nie zu befriedigen wären, und sie suche eifrig das Mittel, ihre Unterthanen glücklich zu machen, aber sie merke es wohl, viele Jahre seien nöthig, um die Leute an sie zu gewöhnen. — Durch all' ihr Gerede von ihrer herrlichen Stellung hindurch sah ich doch die Unruhe einer gestörten Seele. Der Kopf schwindelt ihr darüber, daß sie Kaiserin ist, aber bei alldem ist sie in Unruhe und Sorgen. Man versteht das erst, wenn man all die Verräthereien der Leute kennt, die in irgend Etwas ihr Vertrauen genießen. Diese Ränke, diese Schleichwege können sie nur unruhig machen und der Charakter der Russen muß dieß Gefühl nur steigern. Nie war ein Hof von so viel Spaltungen zerrissen, die jeden Tag noch zunehmen, und die Kaiserin läßt zu oft nur Schwäche und Unsicherheit blicken, die man sonst nie an ihr bemerkte" **).

Katharina nicht glücklich.

*) Daschkoff, Memoiren, I. 146.
**) La cour de Russie. S. 225.

Krönung. Im September 1762 ließ sich Katharina in Moskau krönen. Die Großen benahmen sich dabei sehr zurückhaltend, das Volk sehr kühl, begrüßte aber den jungen Thronfolger, wo es ihn erblickte, mit lautem Freudenruf. Viele sprachen von Iwan. Orlow suchte die Daschkoff als hinter dieser Bewegung stehend zu verdächtigen. Katharina schrieb an die Fürstin, sie möge angeben, was sie von solchen geheimen Plänen wisse, und erhielt von der Entrüsteten die Antwort: „Madame! Ich habe Nichts gehört; wenn ich aber auch Etwas gehört hätte, so würde ich mich sehr hüten es zu sagen. Was verlangen Sie von mir? Daß ich auf dem Schaffot sterbe? Ich bin bereit es zu besteigen!" — Ein Officier Hetroff sammelte damals in Moskau Bittschriften gegen die Vermählung Orlows mit der Kaiserin und sagte, als er deshalb verhört wurde, eher werde er Gregor Orlow seinen Degen in's Herz stoßen, als denselben wie seinen Herrscher anerkennen und sein Vaterland in Folge ihrer patriotischen Bemühung entwürdigt zu sehen. Die Folgen der Unzufriedenheit trug der arme Joan oder Iwan VI.

Daschkoff.

Iwan VI. Weil man Katharina stets mit einer Erhebung Iwans drohte, wurde dieser nach Schlüsselburg in die Kasematten gebracht, zwei zuverlässige Officiere mußten ihn überwachen und bekamen einen von Katharina selber unterzeichneten Befehl, ihn sogleich zu tödten, sobald der geringste Versuch geschehe, ihn zu befreien. Diesen Versuch machte 20. Juli 1764 ein Ukrainer, der Lieutenant Mirowitsch. Er hatte 3 Unterofficiere und 2 Soldaten für sein Unternehmen gewonnen und ging mit ihnen Nachts 1—2 Uhr zur Compagnie, welche die Wache hatte, und las einen Ukas des Senates vor, wornach die Kaiserin Katharina, müde über barbarische Völker zu herrschen, sich entschlossen habe das russische Reich zu verlassen, sich mit dem Grafen Orlow zu vermählen und dem unglücklichen Iwan die Kaiserkrone zurückzugeben; darum befehle der Senat, denselben sofort zu befreien und nach Petersburg zu bringen. Die Soldaten antworteten mit Freudengeschrei und zogen mit Mirowitsch zum Gefängnisse Iwans. Hier forderte er die beiden Officiere auf, den Kaiser freizugeben; sie beriefen sich jedoch auf ihren Befehl und vollzogen ihn ohne Erbarmen, als Mirowitsch sich anschickte, das Thor mit Gewalt zu öffnen. Von Säbelstichen durchbohrt endete Iwan VI., nachdem er verzweifelten Widerstand geleistet. Die Mörder übergaben dann Mirowitsch die Leiche: da habe er jetzt seinen Kaiser und könne mit ihm machen, was er wolle. Mirowitsch trug die Leiche vor die Wache, bedeckte sie mit der Fahne, küßte ihr die Hände, legte seine Schärpe und Säbel daneben und sagte zum Befehlshaber: „Hier ist euer Kaiser! ihr könnt mit mir jetzt machen, was ihr wollt. Das Schicksal hat meine Pläne vereitelt. Ich beklage nicht mein Loos, sondern nur das meiner armen Kameraden und des unschuldigen Opfers meines Wagnisses —" und gab sich gefangen. Der Prozeß wurde mit größter Offenheit behandelt, 12 Senatoren waren Richter. Mirowitsch nannte keine Mitschuldigen, er wisse, daß ihm ein schmachvoller Tod bevorstehe, und behielt diese Ruhe bis zum letzten Augenblick — 28. Sept. wurde er enthauptet. Die Sache zeigt uns wieder, auf wie schwachen Füßen der Thron Katharinas stand. Anton Ulrich selber blieb unter strenger Aufsicht mit zwei Söhnen und zwei Töchtern in Kolmogori bei Archangel, bis ihn 1776 der Tod erlöste.

Mirowitsch.

Anton Ulrich.

Es schien also Mirowitsch etwas Leichtes, den Thron Katharinas umzustoßen. Sie selber hatte das volle Gefühl, daß sie von Gefahren nach allen Seiten umlauert sei. Aber sie faßte sich bald und that, als ob sie sich sicher fühle — sie schritt über das Glatteis, als ob sie festen Boden unter den Füßen hätte. Sie fuhr bei Nacht in offenem Schlitten, mit ganz kleinem Gefolge in Petersburg aus, sie fuhr in offenem Wagen, hinter dem nur zwei Lakaien saßen, in den Senat. Das machte Eindruck und lähmte die Hand der Unzufriedenen. Dann ließ sie fühlen, daß sie Alle durchschaue, daß sie an Talent, wie an Fleiß Allen überlegen sei, daß sie Jeden zu gebrauchen, Einen durch den Andern in Schranken zu halten, die Kräfte, die Ziele abzuwägen wisse. Sie wollte herrschen, und allein herrschen — und zum Zwecke war ihr jedes Mittel recht. Das Leben am Hof war übrigens glänzend und frei und zwanglos, man erschien ohne Degen und Ordensband, die Kaiserin setzte sich im Privatleben auf den gleichen Fuß mit ihren Unterthanen, sie zeigte Vertrauen und das schmeichelte und gewann ihr die Herzen. Dabei fesselte die zauberhafte Beweglichkeit ihres Geistes, die unermüdliche Verschiedenheit ihrer Mittel und der Reiz ihrer Anmuth die feinere Gesellschaft; den unternehmenden thatendurstigen Geistern bot ihre große Politik nach Außen einen ungeheuren Schauplatz und so hielt sie den Bürgerkrieg fern. —

Zuversicht Katharinas.

In ihrer äußeren Politik war sie sehr zaghaft, bis sie sich im Innern sicher fühlte. Sie versicherte den König von Dänemark ihrer friedfertigen Gesinnung, sie rief die Russen aus Mecklenburg zurück, sie ernannte den Prinzen Georg Ludwig von Holstein zum Statthalter von Holstein und Friedrich V. von Dänemark mußte den Anspruch auf die Mitvormundschaft über Holstein fallen lassen. Sobald die Furcht behoben war, daß Friedrich II. die Russen unter Czernitschew zum Kampfe für Peter III. anspornen werde, wurde die Stelle im ersten Manifest, welche Preußen als den ärgsten Feind Rußlands bezeichnete, für einen Uebersetzungsfehler erklärt, die russischen Truppen zwar zurückgerufen, dem preußischen Gesandten aber bedeutet, daß die Kaiserin den abgeschlossenen Frieden getreulich halten werde und mit Friedrich in gutem Vernehmen zu leben wünsche.

Aeußere Politik.

So war denn Friedrich II. im Stande, Schweidnitz zu belagern. Am 4. August begann die Einschließung. Daun stand in der Nähe, deckte die Zugänge nach Böhmen, behauptete Stellung in Schlesien und bedrohte die Belagerungsarmee, wie bei Olmütz. Deßhalb rief der König Bevern herbei. Dieser griff Daun am 16. August bei Reichenbach mit 48.000 Mann an, Oestreicher und Preußen stritten gleich tapfer, Daun brach aber das Gefecht wieder ab, als große Streitkräfte von Peterswaldau anrückten, und zog sich ins Gebirg zurück. So blieb Schweidnitz sich selber überlassen. Es hatte 12.000 Mann auserlesener Truppen, einen entschlossenen Befehlshaber, Guasco, einen ausgezeichneten Ingenieur, Gribeauval, den Friedrich den tüchtigsten zu jener Zeit nennt, aber die Festung konnte sich gegen eine regelmäßige Belagerung auf die Dauer

Schweidnitz.

Reichenbach.

nicht behaupten. Darum hatte Daun, um die Mannschaft zu retten, Guasco gestattet, gegen freien Abzug die Festung zu räumen. Friedrich verwarf dies Angebot, weil er in 10—12 Tagen Herr von Schweidnitz zu sein hoffte. Die Vertheidigung über und unter der Erde mit Minen und Gegenminen war meisterhaft. Bald mußte der König gestehen: „Wir brauchen 6 Wochen, um einen Platz wieder zu erobern, den wir in 2 Stunden verloren haben. Das gereicht weder unserer Geschicklichkeit, noch unserem Muthe zur Ehre!" — Der Plan Loudons, der Besatzung zu helfen, daß sie sich durchschlage, wurde durch anhaltende Regengüsse, welche den Weg ungangbar machten, zu Wasser. Die unwürdige Drohung des Königs, er werde die Besatzung über die Klinge springen lassen, wenn sie sich noch länger vertheidige, machte gar keinen Eindruck *). Alles geschah, was Pflicht und Ehre gebot: „Sie werden Nichts finden, als vollgestopfte Hospitäler, fast leere Magazine, die Stadt zerstört und die Festung außer Vertheidigungsstand", schrieb Guasco. Erst als das Pulvermagazin in die Luft flog und den Graben verschüttete, als eine von Lefevre hier angewendete Druckkugel eine Bresche riß und die Preußen sich zum dritten Sturm anschickten, nachdem zwei abgeschlagen waren, übergab Guasco die Festung. 3500 Oestreicher, 3000 Preußen waren gefallen. Mit dem Fall von Schweidnitz endete der Krieg in Schlesien, wegen dessen er begonnen worden war. —

In Sachsen befehligte Hadik die Oestreicher, Fürst Stolberg die Krieg in Sachsen. Reichstruppen. Der Erstere zwang den Prinzen Heinrich gegen Ende September, sich nach Freiberg zurückzuziehen, umging Mitte October seine rechte Flanke, schlug die Preußen in Einzelngefechten, so daß Prinz Heinrich mit einem Verlust von 3000 Mann, 12 Kanonen und 13 Fahnen ein Lager bei Nossen beziehen mußte. Freiberg. Dagegen griff Prinz Heinrich am 24. October unerwartet bei Freiberg die Reichstruppen und Oestreicher unter Stolberg an und schlug sie, ehe Hadik ihnen zu Hilfe kommen konnte: sie mußten sich mit einem Verlust von 7000 Mann, worunter 4500 Gefangene, und 28 Geschützen nach Dippoldiswalde zurückziehen. Napoleon meint jedoch, dieser Sieg sei viel zu viel gerühmt worden, er wäre von den Reichstruppen besiegt worden, wenn diese überhaupt je hätten siegen können **). Friedrich zog nun nach Sachsen in der Hoffnung, Dresden zu nehmen, was er aber nicht vermochte. Um Hadik zu zwingen, Dresden zu räumen, ließ Streifzüge. er Kleist nach Böhmen streifen, um dort die Magazine in Saatz und Leitmeritz zu zerstören. Das Erstere gelang, das Zweite verhinderte Hadik. Dann mußte Kleist in Franken brandschatzen, um Geldmittel herbeizuschaffen. Unbarmherzig wurden fast unerschwingliche Kriegssteuern erhoben und, wo sie nicht sogleich bezahlt werden konnten, Geiseln mitgenommen. Ein anderes Ziel dieses Unternehmens ***) war, die Reichsfürsten zur Neutralität zu zwingen, damit die Kaiserin-Königin, weil dann allein stehend, zum Frieden genöthigt werde. Auch dieser Zweck wurde erreicht: die Kurfürsten von Baiern und Mainz, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg suchten um Frieden an, indem sie versprachen, ihre Mannschaft vom Reichsheer abzurufen. Am 27. November wurde ein Waffenstillstand zwischen Oestreich und Preußen abgeschlossen, mit gegenseitigen Abgrenzungen zur ruhigen Haltung der Winterquartiere.

Der Krieg in Westfalen und in Hessen zwischen den Verbündeten und den Krieg am Rhein. Franzosen war 1762 ganz unabhängig vom Kampfe zwischen den Oestreichern

*) Arneth, II 340.
**) Montholon V. 329.
***) Guerre de sept ans, chap 16 Schluß.

und Preußen. An Mannschaft waren die Franzosen den Verbündeten überlegen, aber die Führung war schlecht. D'Estrées, welcher an die Stelle Broglies trat, war alt und kränklich und von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt, und Soubise, welcher unter ihm die eigentliche Leitung der Geschäfte hatte, war ein Heerführer ohne Befähigung. Der gemeine Mann schlug sich gut, aber es zeigte sich auch hier wieder die Wahrheit des alten Sprichwortes: ein Heer von Hirschen, an dessen Spitze ein Löwe stehe, richte mehr aus, als ein Heer von Löwen, an deren Spitze ein Hirsch stehe. Ferdinand von Braunschweig zeigte seine Befähigung in diesem Jahre um so mehr, als er eigentlich von der englischen Regierung wenig unterstützt wurde. Lord Bute wünschte nicht, daß er siege, weil er fürchtete, daß ein Sieg der Partei Pitts nur neue Kraft verleihe und das rasche Zustandekommen des Friedens verhindere.

Frankreich setzte 80,000 Mann, die sogenannte Armee von Hessen, unter d'Estrées und Soubise dieses Jahr in Bewegung, um Hessen zu behaupten und von da in Hannover vorzudringen, und 30,000 Mann unter dem 25jährigen, später in der Revolution so oft genannten Prinzen von Condé, welcher am Niederrhein vorangehn sollte. Gegen sie konnte Ferdinand von Braunschweig nur 80,000 Mann ins Feld führen, 20,000 unter dem Erbprinzen von Braunschweig gegen Condé, während er selber das Hauptheer, 50,000 Mann, gegen d'Estrées und Soubise führte, 10,000 lagen in den Festungen, Münster, Hamm, Lippstadt und Hameln. Der kleine Krieg begann schon im April, im Juni erst zog Braunschweig bei Brackel das Hauptheer zusammen, die Franzosen in Kassel. D'Estrées und Soubise glaubten, Ferdinand werde sich bloß vertheidigungsweise verhalten, und waren nicht wenig überrascht, als er am 24. Juni in der Früh die Diemel überschritt, ihre Vorhut zurückwarf und sie von allen Seiten angriff. Hätte nicht Stainville im Kellerholz bei Wilhelmsthal mit Heldenmuth sich vertheidigt, so hätte die französische Armee sich nur mit großem Verlust nach Kassel zurückziehen können, so aber verlor sie bloß 3500 Mann. Die eigentliche Armee war durch die Kopflosigkeit der Führer gar nicht zum Schlagen gekommen. Braunschweig suchte nun durch kleine Züge die Magazine der Franzosen zu zerstören und sie um ihren Rückzug besorgt zu machen, doch hatten diese Befehl, Kassel und Hessen um jeden Preis zu behaupten. Als aber Ferdinand bei Lutternberg 23. Juli die sächsische Heeresabtheilung unter Prinz Xavier schlug, ihr 1000 Gefangene und 13 Kanonen wegnahm, beschloß d'Estrées Göttingen aufzugeben, ja Kassel zu räumen, um in die Gegend von Ziegenhain und Marburg sich zurückzuziehen. Da kam Befehl von Choiseul, um jeden Preis wieder vorzurücken, — denn Bute ermahnte den französischen Kriegsminister, doch ja dem englischen Heere kräftig zu widerstehen*)! Erst als er die Präliminarien für gesichert hielt, gab Choiseul die Vollmacht, Kassel zu räumen, die Armee von der Fulda abzuführen, mit dem Condé'schen Corps sich zu vereinigen und Frankfurt zu decken! — Condé wurde auf seinem Marsche zur Hauptarmee bei Friedberg angegriffen, wehrte sich muthig und bekam so viel Verstärkung, daß der Erbprinz von Braunschweig, der ihm gegenüberstand, mit einem Verlust von 1400 Mann und 10 Geschützen sich zurückziehen mußte. Nun rückten die Franzosen wieder vor und drängten die Gegner bis hinter die Ohm zurück, wagten aber

Wilhelmsthal.

Lutternberg.

Friedberg.

*) Stuhr, II. 407.

trotz ihrer Ueberzahl nicht Kassel zu entsetzen, wo sie 16 Bataillone zurückgelassen hatten, die am 31. October die Festung übergaben. Am 3. November wurden übrigens die Präliminarien und am 15. dieses Monates ein allgemeiner Waffenstillstand geschlossen. — Wenden wir uns jetzt nach einem neuen Kriegsschauplatz, nach Portugal!

Der Krieg in Portugal. Die Präliminarien zu Fontainebleau. Der Friede zu Paris.

Wir sahen oben *), wie im Familienvertrage bestimmt wurde, Portugal

Portugal.

zur Theilnahme am Kriege gegen England zu nöthigen, von dem es seit dem Methuenvertrage **) 1703 vollkommen abhängig und ausgesogen war. — Pombal, damals erster Minister, sagt dieß selber in stärkster Weise in einer Depesche an das englische Ministerium: „Seit 50 Jahren habt Ihr mehr

Armuth Portugals

als 1500 Millionen aus Portugal gezogen — eine enorme Summe, wie die Geschichte kein Beispiel kennt, daß jemals eine Nation eine andere mit einer ähnlichen bereichert hat. Die Art, diese Schätze zu erlangen, ist euch noch vortheilhafter gewesen, als diese Schätze selbst. Durch sein Kunstgewerbe hat England sich unserer Minen bemeistert; es beraubt uns jedes Jahr ihres Ertrags. Einen Monat nach der Ankunft der Flotte aus Brasilien ist von ihr nicht eine einzige Goldmünze in Portugal vorhanden. Die gesammte Summe geht nach England; sie trägt beständig bei, seinen Geldreichthum zu vermehren, und mit unserem Gold geschehen die meisten Bankzahlungen. — Durch eine Stupidität, die in der Geschichte der volkswirthschaftlichen Welt ohne Beispiel ist, erlauben wir euch uns zu kleiden und uns alle Gegenstände unseres Luxus, der nicht unbeträchtlich ist, zu verschaffen. Wir geben 500.000 Gewerbsleuten, Unterthanen des Königs Georg, Unterhalt, einer Volkszahl, die in Englands Hauptstadt auf unsere Kosten existirt. Eure Fluren sind es, die uns nähren; statt daß wir Euch mit Getreide versorgten, versorgt ihr uns damit heutigen Tages. Ihr habt Eure Felder angebaut, wir die unsrigen brach liegen lassen" ***).

durch den Methuen-Vertrag.

Es ist dieß die amtliche Schilderung der Folgen des Methuen-Vertrags von 1703, durch welchen England den portugiesischen Weinen den Nachlaß eines Drittels der Zollgebühren bewilligt, welche die französischen Weine zu zahlen haben, dafür aber die Erlaubniß erhält, alle englischen Wollmanufacturen einzuführen, während allen anderen Nationen die Einfuhr durch Gesetze verwehrt ist. Landwirthschaft, Viehzucht, Gewerbe Portugals gingen zu Grund, nur der Weinstock wurde noch gepflanzt, sein Getreide bezog Portugal billiger durch die Engländer, es verarmte gänzlich, daher der Plan der Bourbonischen Höfe,

*) S. 1042—44.

**) Siehe B. V. S. 1046.

***) Depesche Pombals bei Schäfer, G. v. Portugal V.

England in Portugal anzugreifen, ihm eine Hauptquelle seines Reichthums zu verstopfen, daher die Hoffnung eines leichten Sieges, denn von England beschützt genoß Portugal Jahrzehnte hindurch Ruhe, das Heer war gering, mit Waffen schlecht versorgt, die Disciplin mangelhaft, die Officiere kannten den Krieg nicht, die Regierung bezahlte sie überdieß schlecht und nicht zur rechten Zeit. Darum war die Lage sehr ernst, als der französische und spanische Hof beschlossen Portugal in Verwahr zu behalten, bis England die von ihm in Amerika gemachten Eroberungen zurückgegeben habe, oder wenigstens Englands Kräfte in Portugal zu beschäftigen. Sollte man durch einen Bruch mit England sich und die Kolonien seiner furchtbaren Seemacht aussetzen! sollte man sich den Bourbonen in die Arme werfen und Portugal zur Provinz Spaniens erniedrigen! Dagegen empörte sich das Selbstgefühl der Portugiesen, auch schienen die Pläne der Bourbonen in ein gefährliches Dunkel gehüllt. Der französische Gesandte O'dunn schrieb an Choiseul, daß es für Frankreich und Spanien gleichgiltig sei, ob man sich Portugals durch Eroberung oder unter dem Titel von Protectoren und Bundesgenossen bemeistere. Der König und Pombal beschlossen deßhalb — beim Bund mit England zu bleiben. Als am 16. März die Gesandten von Spanien und Frankreich verlangten, daß der König mit beiden Kronen in ein enges Bündniß trete und an England den Krieg erkläre und daß spanische Truppen, um dem Angriff, den die Engländer auf die Häfen Portugals machen könnten, zuvorzukommen, diese Häfen besetzen sollten, und binnen 4 Tagen eine entschiedene Antwort forderten, indem man sonst auf eine verneinende Antwort schließe — so wurde mit einem entschiedenen Nein geantwortet: der König könne nicht vertragsbrüchig werden, biete übrigens seine Vermittlung beim englischen Cabinete zur Wiederanknüpfung der Friedensverhandlungen an. Die Gesandten wurden abberufen, am 5. Mai überschritt ein spanisches Heer die Grenze und rückte in die Provinz Tras-os-Montes ein, am 20. Juni erklärte auch Frankreich den Krieg.

Ernst der Lage.

Treue für England.

Die Gefahr Portugals lag in einem schnellen Einbruch der Spanier, denn es war noch wenig gerüstet, 60.000 Mann wurden zwar ausgehoben, aber sie waren noch nicht eingeübt. Doch Spaniens Finanzen waren nicht weniger zerrüttet als die Portugals, sein Heer eben so wenig auf dem Kriegsfuß. Das Heer zählte über 100.000 Mann, aber kaum 50.000 konnten in das Feld geführt werden: es fehlte an Kanonen, an Kugeln, an Kriegskarten, an militärischer Uebung — an der Grenze merkte man erst, daß auch das Pulver fehle, und wartete auf die Ankunft von 12 französischen Bataillonen. Dadurch bekam Portugal Zeit sich zu rüsten. Pombal hatte längst die vertragsmäßige Hilfe in England angerufen. Dieses lieferte Waffen, Mundvorräthe und Geld, sandte 8000 Mann und vor Allem einen guten Befehlshaber im Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der als General der Artillerie sich in dem Heere Ferdinands von Braunschweig durch Einsicht und Muth hervorgethan

Kriegswesen.

England hilft.

Graf Lippe.

hatte. Er ist in diesem Kriege der Retter Portugals geworden dadurch, daß er das Selbst- und Ehrgefühl der Portugiesen neu belebte und sie auf ihre eigenen Füße stellte. Ein origineller, ehrenhafter Mann — ist dieser Fürst in einer Zeit, in welcher so viele seiner Standesgenossen durch Menschenverkauf und Maitressenwirthschaft sich schändeten, mit seinem sittlichen Ernst, mit seinem Eifer für die wahren Bedürfnisse seiner Unterthanen, eine anziehende Erscheinung, ein wahres Musterbild eines Fürsten, dem zur welthistorischen Größe nur ein bedeutendes Land und ein zahlreiches Volk fehlte. —

Wilhelm Friedrich Ernst Graf zur Lippe*), ein Nachkomme Widukinds, 9. Jän. 1724 in London geboren, als zweiter Sohn dem Militär bestimmt, in Genf in der Mathematik, Ingenieurwissenschaft und Kriegsbaukunst, dann an der Universität Leyden und Montpellier in Geschichte und Philosophie unterrichtet, wurde 1742 Officier der königlichen Garde zu London, machte 1743 im englischen Dienste die Schlacht bei Dettingen mit, 1745 unter Lobkowitz den Feldzug in Italien, und that sich darin durch ungestümen Muth hervor, wofür ihm der Kaiser die Stelle eines Obersten anbot. 1748 trat er nach dem Tode seines Vaters die Regierung seines kleinen Ländchens an, dem er jedoch bald durch seine Befähigung und seinen Eifer eine höhere Bedeutung zu erwerben verstand. Mit Leidenschaft Soldat übte er in kurzer Zeit alle diensttauglichen Männer seines Landes im Kriegswesen ein. Er nahm nur Landeskinder in seine Armee auf. Der
Schriften. Dienst war streng, deßungeachtet hielten ihn die Leute bald für einen Ehrenstand. Nach der Ansicht des Grafen **) war die Neigung zum Kriege, welche bei Rohen und Ungebildeten die Schande der Menschheit ist, die Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit und jeder menschlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswissenschaften zu vervollkommnen, ist also nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten, künstlich zu morden, sondern ein Verdienst um die Menschheit. Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es Kriege anzufangen, desto seltener werden die Kriege geführt, desto mehr entfernt sich die Art, sie zu führen, vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieser höheren Kunst zum Offensivkrieg führt uns dahin zurück, worüber sie selbst uns erhob. Kein Krieg außer dem zur Abwehr ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes. Der Graf selber hatte Freude am Kriegswesen und sich immer durch Muth, Gewandtheit in jeder Waffenkunst hervorgethan. Sein Lieb-
Lieblingsfach. lingsfach war die Kunst des Festungsbaues und die Artillerie, worin er seine Leute so meisterhaft einübte, daß ihre Sicherheit im Schießen einzig war. Zum Beweis wird erzählt, daß im Verlauf des 7jährigen Krieges der Graf seine Officiere eines Tages zur Tafel lud; während sie guter Dinge waren, flogen Kanonenkugeln über das Zelt. Die Gäste meinten, es seien Franzosen in der Nähe; der Graf aber hieß sie ruhig sitzen bleiben und sie gehorchten seinem Willen, aßen und tranken ruhig fort, selbst als einige Kugeln oben durch das
Schießkunst. Zelt schlugen. Am Schlusse erklärte der Graf die Erscheinung mit den Worten: „Meine Herren, ich habe Ihnen nur zeigen wollen, wie sehr ich mich auf meine Artilleristen verlassen kann; ich befahl ihnen, so lange wir bei Tisch säßen, immer

*) Leben des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg. Der Vf. dieser Biographie ist der 1809 verstorbene Reichshofrath Graf Karl Christian zur Lippe-Weißenfeld. Derselbe schrieb auch eine Schilderung Josephs II. Lemgo 1772. — Vgl. ferner Varnhagen van Ense in den biog. Denkmalen.

**) Mémoires sur la guerre défensive. Stadthagen 1775.

mit scharf geladenen Kanonen nach dem Kopfe des Zeltes zu schießen, und das haben sie auch mit der größten Genauigkeit ausgeführt". Man sah sich verdutzt an und lobte dabei die Geschicklichkeit der Artilleristen. — Aus seiner Schule gingen auch die besten Officiere und Ingenieure hervor — allerdings wußte klug der Graf durch Lob und Tadel, durch Geschenke wie durch eigene Unterweisung seine Zöglinge zum Aufgebot ihrer Kräfte zu entflammen. —

Ein solcher Mann war im Kriege viel werth. Georg II. schloß 1756 mit dem Grafen (dessen Mutter eine Tochter Georgs I. und der Herzogin von Kendal war,) einen Vertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen gegen die Franzosen mit den hannöverischen verband, dagegen von England Hilfsgelder und eine angemessene Befehlshaberstelle erhielt. Seine Jäger thaten auch durch ihre Schnelligkeit den Franzosen vielen Abbruch, seine Reiter blieben unter dem Namen Eisenmänner bei ihnen lange in gefürchtetem Andenken, insbesondere aber thaten sich seine Kanoniere bei jeder Gelegenheit hervor. Der Graf selber bewies in jeder Schlacht unerschütterlichen Heldenmuth und nach derselben die großmüthigste Menschlichkeit in der Sorge für Verwundete und Gefangene. Sein Wahlspruch war: „Die höchste Gefahr und keine Gefahr ist einerlei." — Der Graf hatte viele Bewunderer, machte sich aber auch durch seinen rückhaltlosen Freimuth viele Feinde. Feldzüge.

Auf diesen Mann richteten sich die Blicke, als Portugal in der Noth um einen tüchtigen Heerführer bat. England empfahl ihn und der König von Portugal ernannte den Grafen zu seinem Feldmarschall. Ein so glänzender Ruf ging ihm voraus, daß der König befahl, ihm alle königlichen Ehren zu erweisen. Er kam mit einem Kreis tüchtiger Officiere (der Herzog von Mecklenburg war sein General der Artillerie). Die Reise von Opporto bis Lissabon war ein wahrer Triumphzug. Am Grafen gefiel die Einfachheit und die fürstliche Würde, die Uneigennützigkeit. Die Heiklichkeit seiner Stellung als Fremder fühlend, weigerte sich der Graf jeglichen Gehalt anzunehmen. Von den 40.000 Krusaden, welche ihm der König entgegensandte, um seine Einrichtung zu bezahlen, behielt er nur so viel, als nöthig war, um sich eine Feldmarschallsuniform anzuschaffen, die Hälfte sandte er sogleich dem König zurück, den Rest vertheilte er unter die armen Soldaten. — Diese waren in der That so zu nennen, denn Monate, Jahre hindurch bekamen sie keinen Sold, selbst die Leibwachen bettelten mit Kniebeugungen und Hutabziehen die Vorübergehenden um ein Almosen an. Die Officiere schneiderten oder waren Hausbediente der Generale, ihre Frauen wuschen um Geld. Dies mußte anders, das Ehrgefühl wieder geweckt werden. Als der General beim Grafen von Arcos zu Mittag speiste und einen Rittmeister gewahrte, der als Kammerdiener hinter seinem Stuhle stand, erhob er sich sogleich und betheuerte, er würde keine Speise mehr berühren, bis nicht dieser Officier, wie seinem Stande zukomme, sich mit zur Tafel gesetzt, und ruhte nicht, bis der Rittmeister zwischen ihm und dem Gastgeber Platz bekommen. — Untaugliche Officiere wurden entlassen, taugliche mußten aber für jede Kränkung der Ehre den Zweikampf fordern, denn dieser sei die sicherste Stütze der Ehre und ohne ihn falle die Tapferkeit: wer nicht jeden Augenblick bereit sei, Muth und Tapferkeit zu beweisen, tauge nicht zum Officier. Wir theilen die Ansicht des Grafen über den Zweikampf nicht, den er übrigens früher selber unter seinen Landeskindern verboten hatte!

In Portugal. Uneigennützigkeit. Portug. Heer. Ehrgefühl. Duell.

Die Lage war schwierig: in dem kleinen Heere weder Gliederung, noch Zucht, die Zeughäuser leer, wenig Geschütz, wenig Kriegsvorräthe — unter solchen Umständen doch nach und nach eine Armee schaffen und siegreich

machen, das war ein Werk unsäglicher Geduld und die Arbeit eines höheren Geistes. Den Kern bildeten die eigenen Officiere und das englische Hilfscorps, bei dem Townshend und Bourgoyne waren; übrigens gibt der Graf den Portugiesen das Zeugniß, daß sie von Hause aus tapfer und findig seien und rasch in allen Zweigen der Kriegskunde Fortschritte machten. Die Ereignisse nahmen dabei einen ziemlich raschen Verlauf.

Gegen die in die Provinz Tras=os=Montes im Mai eingedrungenen Spanier erhoben sich die Bauern. Wider die Spanier, die Almeida belagerten, sandte der Graf Townshend, während er selber gegen Estremadura vorrückte, um durch einen Einfall in Spanien die Feinde zum Rückzug zu bewegen. Doch fiel Almeida schon am 25. August durch die Feigheit des portugiesischen Befehlshabers. Nichtsdestoweniger wußte der Graf das Vordringen der Feinde in Alemtejo zu hemmen: jeder Vortheil des Bodens wurde dabei benützt, die Spanier zuerst in den Berggegenden festgehalten, dann, als Mangel und Krankheiten sie schwächten und Regengüsse die Zufuhr erschwerten, zum Rückzug gezwungen. Schon im November war Portugal mit Ausnahme der Grenzplätze Chaves und Almeida wieder vom Feinde befreit. Die Spanier waren entmuthigt, die Portugiesen hingegen sahen voll Selbstvertrauen dem nächsten Feldzuge entgegen. Zu dem kam es aber nicht mehr. Am 22. November traf die Nachricht vom Abschlusse der Präliminarien zu Fontainebleau ein.

Das kleine Portugal hatte also den Kampf gegen das viel mächtigere Spanien glücklich bestanden. Wir begreifen den Jubel des geretteten Volkes und die Huldigungen, Triumphbögen, Ehrensäulen, die es „dem großen Grafen“ widmete. Der König nannte ihn seinen Vetter (il mio Primo), erklärte ihn für einen Verwandten des Hauses Braganza, verlieh ihm den Titel Altezza, der sonst nur dem Kronprinzen zukommt, und befahl allen hohen und niederen Beamten seines Reiches, den Verfügungen des Grafen zum Behuf seiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorsamen. Die Truppen erhielten jetzt regelmäßig ihren Sold, das Heer zählte 32.000 Mann und war wieder beseelt von Zucht und Diensteifer und dem Geiste der Ehre. Fähige deutsche und französische Officiere wurden angestellt, eine Kriegsschule errichtet, Befestigungen angelegt, darunter ein Fort, das heute noch den Titel la Lippe hat. Nachdem die bessere Ordnung eine feste Grundlage zu haben schien, nahm der Graf seinen Abschied, sich jede Belohnung verbittend, nur einige Ehrengeschenke vermochte ihm der König aufzubringen, z. B. sein Bild in Diamanten, einen Hutknopf und Schleife in Diamanten, 6 kleine goldene Kanonen auf Lafetten von Ebenholz, ein Münzkabinet, schöne Pferde, 4 Adler. 17. November 1763 war der Graf wieder in seinem kleinen Lande, nachdem er den deutschen Namen in Portugal zu großen Ehren gebracht hatte. —

Ruhm des groß. Grafen. *Heimkehr.*

Folgen wir ihm für einige Augenblicke in sein kleines Land, das er aber so gut regierte, daß er der Herrscher über ein Weltreich zu sein verdient hätte! Der Anblick eines edlen Mannes ist ja in dieser Zeit der Ränke, der Menschenmißhandlung und des Mangels an hohem Sinne ein wahres Labsal. Dieser Fürst sorgte für sein Volk wie ein Vater, und nicht wie ein Despot. Sein guter und reiner Sinn hielt ihn fern von allem Gewaltsamen. Mit ihrem freien Willen sollten seine Unterthanen zum Guten kommen, nicht so wie unmündige Kinder oder wie Sclaven dazu genöthigt werden. Die angesehensten Hauswirthe aus der Stadt und dem Lande wurden zu freier Berathung über gemeinsame Angelegenheiten berufen — eine gesunde Art von Volksvertretung. Leibeigenschaft,

Regierung in Lippe. *Reformen.*

Frohndienst wurde aufgehoben, wüste Strecken wurden urbar gemacht, Moore ausgetrocknet, mit kleinen Gütern, Haus, Hof, Garten und Feld verdiente Krieger belohnt, die eigenen Hausgüter an tüchtige Bauersleute verpachtet, Hilfskassen, Versicherungsanstalten gegründet. Ein Waisenhaus, Armenanstalten gaben Unglücklichen Schutz und Pflege. Der Fürst half bei unverschuldeten Unglücksfällen ab; solche, aber die ihre Wirthschaft leichtfertig verschlimmert hatten, durften nur mit einem weißen Hute umhergehen, was gute Wirkung that. Für Verbesserungen in der Landwirthschaft wurden Belohnungen ertheilt, wer dem Fürsten einen guten Vorschlag machen konnte, erhielt eine Auszeichnung. Den Geistlichen und Beamten wurde aufgetragen, dem Fürsten alle guten Handlungen, die sie in Erfahrung brächten, zu melden. Die Belohnungen waren nicht etwa ein bloßes Ordensband, sondern von Werth, hin und wieder ein Bauernhaus mit Aufschrift, daß der Besitzer z. B. einen Kameraden gerettet, oder gegen eine überlegene Zahl von Feinden gekämpft habe. Wetteifer und Ehrliebe wurden als Hebel zum Guten gebraucht. Begreiflich, daß seine Unterthanen ihn wie einen Vater liebten und stolz auf ihn waren. —

Ein selbständiger Kopf war der Graf frei von der Modethorheit seiner Zeit, von der Anbetung Voltaires, von der Verachtung deutschen Geistes. Der Graf war ein Verehrer Shakespeares; Philosophie, Geschichte, Mathematik waren Lieblingsfächer. Die Schrift von Abbt, Professor in Rinteln, über das Verdienst begeisterte ihn, er lud ihn nach Bückeburg ein, sandte zugleich seinen sechsspännigen Wagen, um ihn abzuholen, und behielt ihn, damit er ohne Sorgen arbeiten könne, als seinen Hof- und Regierungsrath bei sich. Abbt schreibt vertraulich über ihn an Mendelssohn: „Wenn Sie ihn bei Tische ganze Stellen aus Shakespeare mit der vollen Empfindung des Inhaltes hersagen hörten und ihn bei einer gestirnten Nacht mit philosophischem Tiefsinn und bescheidenem Zweifel über die wichtigsten Materien, die den Menschen angehen, sprechen hörten, so würden Sie ihn hochschätzen. Wozu Sie noch setzen müssen, daß er sein Handwerk, die Kriegskunst, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studirt hat. Ich habe ihn und einen englischen Oberst eine schwere Stelle des Cäsar bei der Tafel erklären hören und habe mich geschämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im Cabinet sich befände, aber ich bin versichert, daß das thätige Leben mit jenem verbunden viel weiter bringt, als jenes allein.“ — Als der talentvolle Abbt, erst 28 Jahre alt, schon starb, trauerte der Graf um ihn, wie um einen Freund und setztee ihm ein Denkmal in der Schloßkapelle. Herder trat später an Abbts Stelle und Zimmermann erzählt: „Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, Milde, Güte und Ruhe sprachen aus den lebendigsten Zügen, aus seinem ganzen Gesicht. Ich sah ihn nie und sprach nie mit ihm, ohne dabei zu denken: „wie sanft und groß bist du. Heroische Gesinnungen und erhabene Gedanken gingen aus seinem Munde so leicht und häufig, als sie aus dem Munde des größten Griechen oder Römers mögen gegangen sein.“ —

Gesunder Sinn. Abbt.

Der Graf von Lippe war ein Mann von tiefem Gemüth. Der Tod seiner geliebten Gattin, welche die Freundin seines Herzens und der Trost seiner Seele war, brach ihm das Herz. Ihr Grabmal schmückte er mit Inschriften, welche seine tiefe Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele aussprechen: „Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft, Quelle des beglückenden Gedankens, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unseres Willens vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet bestehen. Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit, wenn gleich am Grabe die Spur der Bahn unserem Auge verschwindet.“ — Der Graf starb 1777. —

Choiseuls Plan.

So der Wiederhersteller der portugiesischen Kriegsmacht! Er hat Choiseul schwere Schläge versetzt, nicht minder bitter wurden diesem auf anderen Gebieten seine Hoffnungen getäuscht. Beim Beginn des Bundes mit Spanien sann der französische Minister auf Nichts weniger, als auf Eroberung Gibraltars und Jamaikas, auf eine Landung in Irland, auf einen Einfall in Holland. Freiwillige Beiträge zum Neubau einer Flotte wurden in feurigster Weise von einzelnen Städten und Provinzen geleistet. Und auf all diese schönen Pläne und diesen Aufschwung des Patriotismus kamen nur Enttäuschungen und Verluste.

Martinique. Havanna.

Am 7. Januar 1762 landete die englische Flotte unter Rodney bei Martinique, der reichsten der Antillen, der Citadelle gleichsam und dem Verwaltungsorte der übrigen Besitzungen. Trotz des tapferen Widerstandes der Franzosen wurden 12.000 Mann an's Land gesetzt, erstürmten unter Moncton die Höhen, welche Fort Royal beherrschen, und zwangen am 8. Februar diese Stadt zur Uebergabe. Damit waren auch die Nebeninseln Grenada, St. Lucia und Vincent verloren. Von all' ihren Besitzungen in Westindien blieb den Franzosen nur noch ihr Antheil an Domingo. — Nicht geringere Verluste erlitten die Spanier: von den Angriffen auf die Landenge von Panama, auf Havanna und die Philippinen, welche Pitt noch geplant, führte man zunächst den auf Havanna aus, die reichste Stadt in den Gewässern von Centralamerika, mit einem Hafen, wie kein größerer ist. Die Spanier hatten in Cuba 12 tüchtige Kriegsschiffe, welche den Engländern große Verlegenheiten hätten bereiten können, aber sie durften den Hafen nicht verlassen, um die Stadt zu schützen, drei derselben wurden sogar versenkt, um den Eingang in den Hafen zu sperren. Die Stadt war mit großer Kunst befestigt, ihre Hauptstärke war aber im Fort Moro, gegen welches die Engländer 12. Juni den Angriff begannen und mit einer Ausdauer ohne gleichen fortsetzten, obschon Krankheiten unter ihnen wütheten. Die Vertheidigung der Spanier war tapfer und zäh. Am 30. Juni wurde die Veste mit stürmender Hand genommen. Nachdem 4000 Mann neue Truppen eingetroffen, begannen die Engländer 11. August Havanna selber zu beschießen, und so wirksam, daß die Stadt, alle Schiffe im Hafen und das Land im Westen auf 36 Meilen Entfernung schon am 12. übergeben wurden. Die Kriegsbeute war ungeheuer, gegen 30,000.000 Gulden an Werth. — Das Unternehmen gegen die Philippinen, wo die spanische Besatzung noch gar keine Nachricht vom Ausbruch des Krieges hatte, also überrascht war, leitete mit nur 2300 Mann von Madras aus William Draper. Am 24. wurde in der Nähe der Hauptstadt Manilla gelandet. Der Erzbischof, der zugleich Statthalter war, vertheidigte sich entschlossen, auch die Eingebornen stritten mit Muth, am 12. Tage ward jedoch die Stadt mit Sturm genommen. Der Erzbischof der sich in die Citadelle zurückgezogen hatte, capitulirte für die ganze Inselgruppe, als Lösegeld für ihr Eigenthum wurden 2,000.000 Piaster bezahlt. Manilla ist hochwichtig als Stapelplatz des Handels für Amerika, Japan und Siam. Das Glück schien die Engländer mit Gütern zu überschütten. Die Galione St. Trinidad mit einer Ladung von 3,000.000 Piastern wurde von 2 Schiffen Drapers aufgetrieben, die Hermione mit 8,000.000 fl. Silber an Bord wurde noch in der Nähe von Cadix, wohin sie steuerte, abgefangen. Also Eroberungen und Schätze mehr als genug in Ausführung der Pläne des ehemaligen Ministers. Walpole sagt darum: „Die Beredtsamkeit Pitts kann gleich einem untergegangenen Sterne noch viele Monate nach ihrem Aufhören leuchten; ich sage, er hat Martinique erobert.“ —

Philippinen. Prisen.

Bute erntete, was Pitt gesäet, aber unwillig, denn jeder Sieg war doch nur eine Rechtfertigung Pitts, und kam dieser wieder an's Ruder, so blieb nach seiner Ansicht der König in Fesseln und konnte seine Herrscherrechte nicht wahrhaft ausüben. Sonst bittet der Besiegte um den Frieden, jetzt aber bat die englische Regierung eigentlich um denselben. Durch Vermittlung des sardinischen Gesandten Bailli de Solar wurde zunächst der französischen Regierung mitgetheilt, daß der Bruch Spaniens in den friedfertigen Gesinnungen des Ministeriums Nichts geändert habe. Wer war froher als Choiseul, der von seinen hochgehenden Hoffnungen längst zurückgekommen war! Man kam überein, die Ultimata beider Theile als Grundlage weiterer Verhandlungen zu benutzen. England gab zu, daß Frankreich für Spanien verhandle, was es unter Pitt so stolz zurückgewiesen hatte. Aber gerade Spanien wollte von einem Aufgeben seiner Ansprüche Nichts wissen und erst die Nachricht vom Fall von Martinique machte es fügsam. Bute mußte in Paris an schleunigen Abschluß mahnen, sonst werde der Friede nicht möglich sein und Pitt wieder an's Ruder kommen, und Choiseul meinte, lieber wolle er auf den Galeeren rudern, als mit Pitt einen Frieden entwirren. Maria Theresia haderte nicht mit Frankreich wegen seiner abgesonderten Verhandlungen mit England, sie sprach sogar ihre Geneigtheit aus, selber mit Preußen Frieden zu schließen, nur wünschte sie die Grafschaft Glatz zu behalten und daß Sachsen eine Entschädigung zu Theil werde. Die französischen Minister entsprachen mit einer Gegengefälligkeit: sie schlugen vor, Wesel und Geldern sollten bis zum allgemeinen Frieden von französischen Truppen besetzt bleiben, und keine von Großbritannien bezahlten Truppen sollten zum König von Preußen stoßen oder ihm Beistand leisten dürfen. Von Seite Englands wurde dieß zugestanden unter der Bedingung, daß Frankreich an die Kaiserin keine Hilfsgelder zahle, sonst zahle auch England an den König von Preußen. Als aber die Mahnung Friedrichs an seinen Gesandten zur Kenntniß des Ministeriums kam, Alles anzuwenden, daß Pitt statt Butes wieder an's Ruder komme, gab Bute dessen Sache vollkommen preis. Bedford, der englische Unterhändler in Paris, erklärte, er sei nicht gekommen, um die Sache des Königs von Preußen zu führen, in Geldern und Wesel könne man Reichstruppen legen. Ludwig XV. wollte möglichst seinen Verpflichtungen gegen die Kaiserin nachkommen und wurde deßhalb vor Abschluß der Präliminarien mit ihr vereinbart, die Rückstände der verheißenen Hilfsgelder in Raten von je einer Million Livres monatlich und für das versprochene Hilfscorps von 24.000 Mann ihr monatlich 288.000 Gulden zu zahlen, so lange der Krieg zwischen Oestreich und Preußen fortdauere; zweitens versprach Frankreich, bei Räumung der von ihm besetzten preußischen Gebietstheile, sowohl die dort vorgefundene, als die nach Wesel gebrachte Artillerie der Kaiserin leihweise zu überlassen und dafür zu sorgen, daß die östreichischen Truppen die erwähnten Plätze beim Ausmarsche der französischen Streitkräfte zu besetzen vermöchten.

Bute.

Verhandlung.

Jetzt erst wurden in Fontainebleau die Präliminarien 3. November 1762 unterzeichnet. Frankreich verzichtet darin auf Akadien, Kanada, Cap Breton und die Inseln des Lorenzo, auf den Theil von Louisiana am linken Ufer des Mississippi mit Ausnahme von Neu-Orleans. Unter den Antillen verzichtete es auf Grenada und die Grenadinen, es überließ den Engländern 3 von den neutralen Inseln, welche ihm dafür die vierte, St. Lucia, zusicherten, indem sie ihm zugleich Guadelupe, Martinique, Maria Galante und Desiderada zurückstellten. Frankreich trat ferner den Engländern Minorka ab und die große Niederlassung am Senegal, bekam aber dafür Gorea zurück, ferner die Besitzungen in Ostindien im Jahre 1749, mit Einschluß der Niederlassung, wo Pondichery gestanden, aber es verzichtete auf jede Niederlassung in Bengalen, überließ also der englisch-ostindischen Compagnie all ihre Eroberungen. England gestand den Franzosen das Recht der Fischerei an der Küste von Neufundland zu, trat die Inseln St. Pierre und Miquelon ab, als Zufluchtsort für die Fischer, aber Befestigungen durften nicht darauf errichtet werden, dafür bestand es jedoch auf der Schleifung von Dünkirchen und zwar sollten englische Ingenieure das Recht haben, sich davon zu überzeugen. Frankreich und England führen ihre Heere aus Deutschland ab und werden keinem Theil der daselbst Krieg führenden Mächte fortan Beistand leisten. Frankreich räumt sogleich Ostende und Nieuport und verzichtet auf die Schiffe, die ihm vor der eigentlichen Kriegserklärung weggenommen worden sind, dagegen gibt England Belleisle zurück, sobald der Friede unterzeichnet ist. Spanien verzichtet auf die Fischerei an der Küste von Neufundland, gewährt den Engländern das Schlagen von Färbeholz in der Campechebai von Honduras, wofür diese jedoch ihre Befestigungen niederreißen müssen, verzichtet auf Florida und das ganze Gebiet östlich vom Missisippi, erhält aber dafür Havanna zurück wie die Philippinen. Spanien und Portugal behalten dieselben Grenzen wie vor dem Kriege.

Friede. — Spanien. — Louisiana.

In einem geheimen Vertrage überließ Frankreich an demselben Tage Louisiana an Spanien zur Entschädigung für Florida und weil es Minorka nicht an Spanien zurückstellen konnte. Um den allgemeinen Unmuth darüber zu beschwichtigen, wurde verbreitet, Louisiana biete im Frieden keinen Vortheil und sei im Kriege eine Last. Die Kolonisten waren in Verzweiflung, als sie aufhören sollten Franzosen zu sein; vergebens streckten sie ihre Hände flehend nach dem Mutterlande aus, das sie zurückstieß. Viele wanderten aus, Andere leisteten der spanischen Regierung jeden Widerstand, bis 1769 als spanischer Statthalter O'Reilly mit 3000 Mann landete und die Häupter der nationalen Richtung festnehmen und ohne langen Prozeß hinrichten ließ. —

Stimmung in England.

Mehr Erwerbungen hatte England noch in keinem Frieden gemacht, dennoch war es wenig gegen das, was Pitt durch Fortsetzung des Krieges hatte erreichen wollen. Deßhalb war der Empfang des Königs bei der Auffahrt zum Parlament am 25. November kalt, Bute wurde ausgezischt und beworfen. Pitt sprach

4 Stunden gegen den Frieden: Florida sei kein Ersatz für Havanna, unverantwortlich sei die Rückgabe von Cuba, Martinique, Quadelupe, St. Lucia; durch das Zugeständniß der Fischerei an der Küste von Neufundland habe man Frankreich die Mittel gegeben, seine Verluste zu ersetzen und für England noch einmal gefährlich zu werden zur See. — Die Art, wie man den König von Preußen aufgeopfert, nannte er einen gemeinen Verrath. Dem Redner versagte zuletzt vor Schwäche die Stimme. Die Wirkung seiner Rede war tief, dennoch stimmten 319 Mitglieder für die Präliminarien und nur 65 dagegen. „Georg, jetzt bist du endlich König!" sagte die Prinzessin von Wales zu ihrem Sohne. Bute und seine Anhänger entschuldigten ihre Vorliebe für den Frieden mit der Nothwendigkeit zu sparen, die Schuldenlast sei bereits auf 126,600.000 Pfund angelaufen. —

Der Friede zu Hubertsburg.

Maria Theresia und Friedrich standen jetzt allein noch auf dem Kampfplatz wie Zweikämpfer, die ihre Sekundanten verließen. Sollten sie ferner streiten, während ihre Völker nach Frieden lechzten! Durfte Maria Theresia darauf rechnen, allein mehr zu erreichen, als früher mit mächtigen Bundesgenossen! Bei Belgrad zog sich ein türkisches Heer zusammen, obschon der Sultan die Anträge Preußens auf Abschluß einer Offensivallianz zurückgewiesen hatte, denn mit dem nächsten Jahre lief die Zeit des letzten Friedens ab, und ob ein neuer geschlossen werde, stand in Frage. Daun rieth zum Frieden und die Noth der Finanzen verlangte dringend seinen Abschluß. Unter solchen Umständen konnte Maria Theresia die Vermittlung des Friedens, welche August III. bot, nur annehmen und ihn ermächtigen zur Erklärung, sie sei zu einem baldigen billigen, dauerhaften Frieden wahrhaft geneigt. Maria Theresia.

Fritsch, ein Geheimer Rath des Königs von Polen, früher bei Friedrich gerne gesehen, kam zu diesem nach Meissen, sprach von den Leiden des Krieges, wie sehr Sachsen den Frieden bedürfe, dem auch die Kaiserin, wie er durch eine Denkschrift an seine Regierung beweisen könne, nicht abgeneigt sei. Nach einigen Aeußerungen bitteren Hasses verlangte der König, als Grundsatz der Verhandlungen müsse festgestellt werden, daß der Friede billig sei, so daß keiner der schließenden Theile dabei verletzt werde, daß die Bedingungen für alle Theile ehrenvoll seien und daß man zur Schließung des Friedens so feste und ehrenvolle Maßregeln treffe, daß derselbe dauerhaft sein könne *). Oestreich schlug nun einen Congreß vor, Preußen nahm ihn an, das Schloß Hubertsburg ward dazu bestimmt, jenes wählte den Hofrath v. Collenbach zu seinem Vertreter, dieses den Legationsrath Friedrich von Hertzberg. Die Verhandlungen begannen am 31. December 1762. Sachsen. Friedrich II.

Die Kaiserin that, um die Welt von ihrem aufrichtigen Verlangen nach Frieden zu überzeugen, die ersten Vorschläge; sie verlangte, 1. daß der sächsische Hof auf einem anständigen und gleichen Fuße in die Verhandlungen mit eingeschlossen werde; 2. daß man billige Rücksicht auf die Stände des Reiches nehme; Was Oestreich will.

*) Guerre de sept ans 17.

3. daß der Friede im Reich auf eine ehrenvolle Art für den Kaiser geschlossen werde; 4. daß eine allgemeine Amnestie auch für das Reich stattfinde; 5. daß der Vertrag zwischen dem König und dem Kurfürsten von der Pfalz über Jülich und Berg nach vollzogenem Frieden wieder seine Kraft erhalte; 6. daß die Grafschaft Glatz, durch deren Lage Böhmen gedeckt wird, im Besitz der Kaiserin bleibe; 7. daß Toscana eine Secundogenitur werde, unter dem Beding, daß der König in Rücksicht der Erbfolge in Bayreuth und Anspach das Gleiche zugestehe; 8. daß der König seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Erherzog Joseph gebe; 9. daß der Erzherzog, welcher sich mit der Erbin von Modena vermähle, die Anwartschaft auf die Lehensfolge in diesem Herzogthum habe; 10. daß der Breslauer und Dresdener Friedensschluß erneuert werde in Rücksicht der Erhaltung der römischen Religion, der Schulden Schlesiens, wie auch, daß man von beiden Seiten die Kriegsgefangenen ausliefere und allen rückständigen Kriegssteuern entsage. —

Was Friedrich will.

Von preußischer Seite wurde die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige sogleich zugestanden, deßgleichen die Lehensfolge im Herzogthum Modena. Die Artikel 6 und 7 wurden aber entschieden abgelehnt. Gegen die Behauptung Collenbachs, Glatz sei in östreichischen Händen nur ein Vertheidigungsplatz, in preußischen aber ein Angriffsort, betonte Hertzberg, Glatz sei das Gegentheil, die Oestreicher könnten von Glatz aus leicht in Niederschlesien einbrechen und den Krieg in das Innere des Landes tragen, dagegen verschaffe Glatz keinen Eingang in das Königreich Böhmen, der durch viele andere Orte gedeckt sei, so daß eine Armee dem Feinde leicht den Eingang streitig machen könne. Die Secundogenitur der fränkischen Markgrafenthümer sei dem Vortheil des brandenburgischen Hauses zu nachtheilig, als daß man darauf eingehen könne; der König verlange auch keinen Einfluß zu haben auf die Anordnungen, welche der Kaiser in Rücksicht der Nachfolge seiner Familie zu treffen für gut finde. In Wien entschloß man sich rasch, in beiden Forderungen nachzugeben; man wiederholte sie nur, um die preußische Gewährleistung der Staaten Maria Theresias zu erlangen, welche in den Verträgen von Breslau und Dresden nur für die östreichischen, aber nicht für die ungarischen Länder festgesetzt war, und dadurch den Aufstachelungen in Konstantinopel ein Ende zu machen, dann um für den Vortheil Sachsens zu wirken *).

Was Sachsen will.

Sachsen stellte in Hubertsburg durch seinen Bevollmächtigten Fritsch die Forderung: Sachsen solle geräumt werden, sobald der Frieden geschlossen sei, mit dem 1. Januar aber solle jede Leistung Sachsens für Preußen aufhören; alle Kriegsgefangenen, alle sächsischen Unterthanen im Dienste Preußens, alle aus Sachsen weggenommenen Waffen und Schriften sollen zurückgestellt und für den 6jährigen Entgang der Landeseinkünfte und für die erlittenen Verluste überhaupt dem Kurfürsten eine angemessene Entschädigung verschafft werden. Friedrich II. erklärte darauf barsch, Sachsen werde nicht ein Dorf, nicht einen Groschen von ihm erhalten, und trieb mit größter Härte bis in den Februar Kriegssteuern ein, hob Jünglinge für seine Regimenter aus und schleppte sogar Mädchen und Kinder in das Innere von Preußen, um diese Provinzen wieder zu bevölkern. Es wäre zum Vortheile Sachsens ausgefallen, wenn sein Vertreter in allen Dingen mit dem Abgesandten der Kaiserin Hand in Hand gegangen wäre — allein nach kurzem Widerstand warf sich die sächsische Regierung dem Preußenkönig in die Arme und verzichtete auf alle Ansprüche, und nun mußte auch Oestreich nachgeben und Friedrich erreichte in der Verhandlung, die am 15. Februar mit Unterzeichnung des Friedensvertrages abgeschlossen wurde, was er wollte. —

*) Arneth II. 399.

Jeder Theil entsagt im Frieden von Hubertsburg allen Ansprüchen auf die Staaten und Länder des anderen, Oestreich also auf die Besitzungen, welche es Preußen 1742 und 1745 abgetreten. Die Kaiserin gibt die Grafschaft Glatz, sammt allen von ihr und ihren Verbündeten eingenommenen Gebieten des Königs zurück und zwar binnen 3 Wochen nach Auswechslung der Ratificationen. In gleicher Zeit räumt der König die sächsischen Länder. Die Kaiserin verbürgt dem König den Besitz all seiner Staaten, der König ihr dagegen nur die deutsch-östreichischen Länder. Beide Theile werden sobald als möglich einen Handelsvertrag schließen. Geiseln und Kriegsgefangene werden ohne Lösegeld frei *). Friedrich II. verspricht dem Erzherzog Joseph seine Stimme bei der römischen Königswahl und Förderung der für das Haus Oestreich nachzusuchenden Anwartschaft auf Modena. Der König wird die katholische Kirche in Schlesien in dem Zustande lassen, in welchem sie zur Zeit der Breslauer Präliminarien und des Berliner Friedens war, und jeden Einwohner in den ihm rechtmäßig gebührenden Besitzungen Freiheiten und Privilegien erhalten, unbeschadet der vollständigen Gewissensfreiheit des protestantischen Bekenntnisses und der Rechte des Landesfürsten. — Das Reich ist in alle Artikel des Friedens, welche die Amnestie, die Einstellung der Feindseligkeiten, der Truppenmärsche, der Kriegssteuern und Kriegsgefangenen betreffen, mit eingeschlossen. Der westfälische Friede und alle Reichsgrundgesetze werden erneuert. Friede.

So endete dieser lange schlachtenreiche Krieg mit dem Siege Preußens. Friedrich hatte sein Ziel erreicht, sein Ruhm stieg höher als je: die vereinte Macht Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens hatten ihm auch nicht eine seiner Besitzungen auf die Dauer zu entreißen vermocht. Im Kampf hatte er ein seltenes Feldherrntalent, in der Noth eine unbeugsame Stahlkraft der Seele bewiesen, aber auch gegen Besiegte eine Härte, gegen das Recht eine Rücksichtslosigkeit, die einen argen Schatten zu jenem Siegesglanze bilden. Ein schönerer Ruhm war ihm jetzt vorbehalten — die Wunden zu heilen, welche der Krieg seinem Lande geschlagen hatte, und es läßt sich nicht läugnen, daß in Folge seiner unermüdlichen Thätigkeit nach weiteren sieben Jahren das Land wieder stark bevölkert war und Ackerbau, Gewerbe und Handel blühten. — Friedrich II.

Gegenden, in welchen dieser Krieg geführt wurde, waren verheert, öde und menschenleer gerade wie nach dem 30jährigen Krieg, z. B. Hessen, man traf Tagreisen weit keinen Menschen. Die Verheerung seines eigenen Landes hat Friedrich selber in markigen Zügen geschildert **): Städte von Grund aus zerstört, andere zur Hälfte in Trümmern, Dörfer sammt ihren Bewohnern verschwunden, der Adel ausgesogen, die Bauern zu Grunde gerichtet, der neunte Theil der Bevölkerung im Kampfe oder durch Krankheiten zu Grunde gegangen. Keine Saat in den Feldern, kein Korn zur Ernährung der Bewohner, nirgends Verödung.

---

*) Manuel diplomatique.
**) Oeuvres 28.

Credit, selbst für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, Ordnung, Billigkeit verschwunden, überall Zügellosigkeit, Habgier, Einer sucht den Andern zu Grunde zu richten. Die Polizei, der Richterstand zerrüttet, aber auch die Regimenter verfallen, die Kriegszucht gelockert. — Friedrich half schnell und wirksam. Das Geld, welches für den nächsten Feldzug bereit lag, 20,389.000 Thaler, wurden unter die Provinzen vertheilt; die Gebiete, welche vom Krieg am meisten gelitten hatten, auf 2 Jahre von allen Steuern befreit; 60.000 für das Geschütz und das Gepäck bestimmte Pferde wurden Landwirthen zur Benützung überlassen. Namentlich die Herstellung eines tüchtigen Bauernstandes ließ sich der König angelegen sein. —

Hilfe.

Friedrich berechnet *) die Zahl der Soldaten, welche im 7jährigen Kriege das Leben verloren, auf 853.000 Mann, 120,000 Russen, 140.000 Oestreicher, 200,000 Franzosen, 160,000 Engländer uud Deutsche, 25,000 Schweden, 28,000 Reichsvölker. Die englische Staatsschuld wuchs durch den Krieg von 72.289,673 Pfund auf 146.861,182, England zahlte am Schlusse des Krieges schon 30.000.000 Thaler Zinsen. Oestreich hatte eine Schuld von 100.000,000 Thalern, Schweden war dem Bankerott nahe. Frankreich hatte 2000 Millionen Livres Schulden: sein Verfall war am offenkundigsten — der Handel nach beiden Indien war zerstört, die Quellen der öffentlichen Ueberflusses waren versiegt, das Volk seufzte unter der Last der drückenden Auflagen, die Kriegssteuern mußten noch 10 Jahre nach dem Frieden erhoben werden, um nur die Zinsen bezahlen und einen Tilgungsfond zur Abtragung der Schulden errichten zu können. Die Regierung hatte allen Credit verloren. Wenn in jedem großen Kriege schon der Keim des zukünftigen liegt, so bahnte der siebenjährige neben anderen Ursachen die französische Revolution an und die großen Kämpfe, die in ihrem Gefolge waren.

Folgen des Krieges.

---

*) Guerre de sept ans, chap. 17.

Die Engländer und Franzosen in Ostindien.

Wie am Rhein, wie in Nordamerika, so haben sich Engländer und Franzosen während des östreichischen Erbfolgekriegs auch in Ostindien bekämpft und die letzteren durch den Leichtsinn ihrer Regierung ein Gebiet größer wie Frankreich verloren und die ersteren den Grund zu der großartigen Macht gelegt, wegen deren die Königin Victoria in diesem Jahre den Titel Kaiserin von Indien angenommen hat.

Indien war immer in viele Staaten getheilt, so weit wir es bisher bis in die fernsten Jahrhunderte hinauf kennen lernten. Erst im 16. Jahrhundert ist es durch einen Abkömmling Timur's *) zu einem großen glänzenden Reich vereinigt worden. Baber oder Tiger hieß der hochbegabte Mann, dem es mit Heldenmuth wie mit List, oft mit harten Mitteln gelang, den Widerstand der Stämme zu brechen und Mohammedaner wie Brahminen zu zwingen, ihn und seine Nachfolger als Herrscher anzuerkennen. Indien. Baber.

Baber heißt eigentlich Schireddin Mohammed und ist geboren 14. Februar 1483. Sein Vater Omer Schech war ein Häuptling der Turkmanen, der in Ferghana, Uratippa, Taschkend und Seiram waltete; seine Mutter war eine Mongolin, aus dem Hause Timur's, die Schwester eines Nachkommen Tschagatais im eilften Glied. Baber wurde 1504 aus Ferghana von den Usbegen verdrängt und mußte mit wenigen Getreuen vor den Feinden fliehen und sein Glück in der Ferne suchen. Nur 300 arme Burschen mit Holzschuhen an den Füßen, einer Keule in der Hand, einem langen zackigen Knittel über der Schulter, folgten ihm vom Sihon nach Khorasan. Auf dem Wege durch Bochara schloß sich eine andere Truppe dem flüchtigen Timuriden an und folgte ihm nach Kabul, dessen er während der Wirren in Afghanistan sich bemächtigte. Von Kabul aus sendete er auf Kundschaft in die Nachbarländer, wo Etwas zu erobern sei. Hindostan reizte ihn besonders und er machte mehrmals einen Versuch, über den Indus zu gelangen, sah sich aber immer durch Gefahren im Rücken bedroht: 1526 lud ihn der Vicekönig des Pendschab ein, zu kommen und den Grausamkeiten des Sultans Ibrahim Lody in Delhi ein Ende Lody.

---

*) Vgl. B. III 747—48.

Panipat. zu machen. Baber kam und siegte in der Ebene von Panipat und machte der Dynastie der Lody, welche seit 1450 hier geherrscht hatte, ein Ende. Der Gründer dieser Dynastie, Bheilole Lody, stammte von einer reichen afghanischen Kaufmannsfamilie ab, die zwischen Kabul und Indien Handel trieb.

Baber hat selber seine harten Jugendschicksale einfach beschrieben*) in einem Buche, das für seinen gesunden Blick und zugleich für seinen feinen Sinn für die Schönheiten der Natur Zeugniß gibt. Hier sagt er: „Seit der Zeit des Propheten bis auf den heutigen Tag haben einige fremde Fürsten das Land unterjocht und die Herrschaft über Hindostan erworben. Einer war Sultan Mahmud, der zweite Schahabeddin Guri, dann schwangen die Sclaven und sein Hausgesinde viele Jahre lang das Scepter über diese Reiche. Ich bin der dritte Eroberer. Aber meine That darf nicht mit der ihrigen auf gleiche Linie gestellt werden, denn sein Heer belief sich über 100.000 Mann, und Schahabeddin rückte mit 120,000 gepanzerten Pferden ins Land. Mein Heer dagegen belief sich auf nicht mehr als 12,000 Mann, während Sultan Ibrahim 100,000 Mann hatte und die Zahl seiner Elephanten auf 1000 angeschlagen wurde. Und dennoch, meine alten Feinde die Usbeg im Rücken, ziehe ich gegen einen so mächtigen Fürsten wie Sultan Ibrahim — im Vertrauen auf Gott. In Erwägung meines Vertrauens gefällt es dem Allerhöchsten, die Gefahren und Mühseligkeiten, denen ich mich unterzogen, zu belohnen; er vernichtet die furchtbaren Feinde und macht mich zum Eroberer des edlen Landes Hindostan. Nicht meiner eigenen Kraft verdanke ich diesen Erfolg, noch das Glück den eigenen Anstrengungen, sondern aus der Gnadenquelle und Barmherzigkeit Gottes ist es geflossen." So gründete er das Reich
Großmogul. der Mongolen und hieß der Großmongole, obschon er ein Türke war, aber die Inder nannten damals alle Krieger, welche von Norden kamen, Mongolen. Sie erwarteten, Baber werde nach der Weise Timur's mit Beute beladen rasch wieder heimkehren, doch er blieb, und als sie gegen ihn wieder in Waffen sich
Sikri. erhoben, trat er trotz ihrer Ueberzahl ihnen muthig bei Sikri entgegen (16. März 1527). Seine Mahnung vor der Schlacht: „Jeder Mensch in der Welt ist dem Tode verfallen. Wir verschwinden und vergehen, Gott allein ist unwandelbar. Da dem so sein muß, ist es da nicht besser, mit Ehren zu sterben, als mit Schande und Schmach zu leben" — trieb die Seinen zum Siege. — Fortan waltete er, obschon unumschränkt, doch durch sein Rechtsgefühl geleitet, gerecht und gut, er stellte Ordnung und Recht im Lande her, er schützte den Bauer und Kaufmann, er brachte durch die Posteinrichtung die entlegensten Theile des Reiches mit einander in Verbindung. Fern von Hochmuth, sah er es als seine Pflicht an, für das Gedeihen seiner Untergebenen zu sorgen. Sein Herz war gut, sein Kopf klar, in freien Stunden pflegte er sogar zu dichten und seine Lieder gehören zu dem Besten in der türkischen Poesie. Sein Lieblingsaufenthalt war Kabul, es sollte auch immer unter seinen Nachkommen zum kaiserlichen Hausgut gehören, dort ward er auch 1530 begraben und dahin wallfahrten heute noch Tausende zu seinem einfachen Grabmal wie zu einem Heiligthume. —

Humaiun. Nasireddin Mohammed Humaiun, der ihm als ältester Sohn folgte, hatte nicht den hellen Blick, noch die Thatkraft des Vaters und wußte die Großen nicht wie jener im Zaume zu halten. Der Bruder Kamran, den

*) Erskine übersetzte sie ins Englische.

Baber bloß als Statthalter über Kabul und Kandahar zu setzen befohlen hatte, wollte und erhielt auch das Pendschab. In Kohistan erhob sich die Dynastie der Ghoriden und der mit ihnen verwandten Sur. Schir-Schah, der Löwenfürst, reizte zum Kampf gegen diese Turki und trieb bei Todesstrafe alle Afghanen unter die Waffen. Humaiun mußte nach zwei verlornen Schlachten nach Persien fliehen und flehte den Schah Tahmasp um Hilfe an. Dieser versprach Alles, wenn sein Gast Schiite werde, grollte ihm aber, als er sich dessen weigerte, und sann darauf, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen: nur die Mahnung der Schwester an die Heiligkeit des Gastrechts und an die bösen Folgen, wenn er die Söhne Babers zur Blutrache reize, brachte ihn auf bessere Gedanken. „Willst du den Padischah nicht mit Heeresmacht unterstützen, so lasse ihn wenigstens ziehen, damit er bei andern Höfen Hilfe suche!" Tahmasp gab ihm dann 12,000 Mann, wofür ihm Humaiun Kandahar und Umgebung für ewige Zeiten abtreten mußte, und mit dieser kleinen Macht begann der Flüchtling nach und nach sein väterliches Reich wieder zu erobern, was ihm der Tod seines großen Gegners Schir-Schah und Uneinigkeit unter dessen Nachfolgern erleichterte. 1554 schlug er die Afghanen bei Sirhind aufs Haupt und hielt dann seinen feierlichen Einzug in Delhi. Doch war seine zweite Regierung von kurzer Dauer — er starb schon 1556.

Akber, sein Sohn, besaß den wagenden Geist und das Glück Babers, aber auch seinen tiefen Sinn. Er hat die Herrschaft durch glückliche Kriege erweitert und die Schwierigkeiten, welche ihm die Gegensätze des Glaubens boten, durch ein neues Religionssystem zu heben gesucht. — Akber.

Eine Art Deismus sollte alle Bekenntnisse vereinigen — ein Gedanke, der sich schon in den Tagen Babers Bahn brach in der Lehre der Sikhs. Ihr Gründer ist Nanak*), von seinen Anhängern Baba und Guru (Lehrer), auch Nirinkar, der Allgegenwärtige, genannt, 1469 geboren im Dorfe Rayapur am Ufer des Hyphasis, in einer Gegend, wo Hinduismus und Islam von je sich feindlich berührten, der Sohn des Kalu Werdi, eines Salzhändlers, der ihn vergebens zu einem Leben des Erwerbens und Genießens anzuhalten suchte. Der fromme Nanak nährte die Armen mit dem Gelde, das ihm der Vater zum Salzhandel auswarf: — dadurch erwerbe er sich ein ewiges Verdienst, während der Gewinn dieser Welt vorübergehend und werthlos sei. Der Dorfschulze beschwichtigte den Zorn des Vaters und dieser ließ den Sohn gewähren. Nanak begab sich nun, begleitet von einem Diener und einem Musikanten, auf Reisen, besuchte die berühmten Orte, Tempel, die gefeierten Heiligen und Büßer, auch Mekka und Medinah, wo er mit den Gelehrten des Islam verkehrte. Immer mehr tauchte in ihm der Glaube auf, er sei bestimmt den Islam mit dem Brahmanismus zu versöhnen. Wahrscheinlich bestärkte ihn auch der Verkehr mit Dschnyani Kabir viel in seinen Anschauungen, vielleicht ist er auch mit Juden und Christen zusammengekommen, denn seine Hauptvision, wie seine Schüler sie erzählen, erinnert an die Berufung des Moses. Nanak zog sich

Deismus. Nanak. Reisen.

*) Malcolm, Sketch of the Sikhs. Asiat. Res. XI. 197.

nämlich in die Bergeinsamkeit zurück und da hörte er eines Tages eine Stimme vom Himmel herab, die da rief: „Nanak komm herbei.“ — Wie hätte ich Macht, in deiner Gegenwart aufrecht zu stehen! — „So schließe die Augen und gehe dann hin und verkünde Meinen Namen auf Erden! — Ich will dein Lehrer sein, damit du der Lehrer der ganzen Menschheit werdest. Mich zu verehren, allgemeine Menschenliebe und Reinlichkeit — das sind die drei Gebote, welche deine Jünger befolgen sollen. Sie sollen die Welt nicht verlassen, keine Einsiedler und Mönche werden, sondern darin leben und handeln zum Heil aller Wesen, denn meinen Athem habe ich Allen eingeblasen. Was ich bin, bist auch du; zwischen uns waltet kein Unterschied, die ganze Welt ist bloß ein Schein ohne Wesen. Alle Körper und alle Götter sind bloß gehaltlose Schatten des höchsten Wesens, des einzigen Gottes, und dieser einzige Gott ist die Zeit, das Wesen ohne Ende, der Schöpfer und Zerstörer *)“. — Also praktischer Deismus: die Bestimmung Gottes aber wenig tief; Wahrheit, Tugend, Gerechtigkeit ist hier die Losung. Nicht Büßungen, nicht Gebete, nur Werke zählen.

Berufung.

Lehre von Gott.

Moral.

Nanak will alle Religionen in dem Glauben an Gott und im Handeln nach diesem Glauben vereinigen. Das Lesen der heiligen Schriften ist ohne Gehalt, wenn man der Lehre nicht folgt. Gott werde dereinst nicht fragen, welchem Stamm oder Glauben man angehangen, sondern welche Thaten man gethan. Nur der ist ein wahrer Hindu, dessen Herz gerecht ist; nur der ein wahrer Muslim dessen Leben rein ist. Vor Gott stehen Geister genug, die er als seine Boten aussenden kann, Hunderttausende von Mohammeden und Brahmas. — Nanak will eine Religion des Friedens: Gottes Wort, sagt er, sei deine einzige Waffe, Vernunft sei dein Panzerhemd. Als ihn ein Türke schlug, weil er dasitze und seine Füße gegen Mekka gerichtet habe, sagte er: „wohin kann ich meine Füße wenden, wo Gott nicht ist?“ — Sein Leben verfloß in der Stille, das Häuflein seiner Jünger (Sikscha = Jünger, daher der Name Sikh) war klein, als er zu Kirtipur an den Ufern des Rawi starb. Seinen Lieblingsschüler Lehana ernannte er mit Umgehung seiner Söhne zu seinem Stellvertreter. Nanak hinterließ seine Lehre in Schriften, welche im Adi Granth, d. h. dem vorzüglichsten Buch, enthalten sind. Diese Bibel der Sikh bildet einen Band von 1232 Seiten, jede mit 24 Linien, und jede Linie mit 35 Buchstaben. Die Sprache ist das Hindi, die Lieder sind im Sanskrit. Die Schriftform, Guru Muchi (aus des Lehrers Mund) ist von Nanak gebildet. Die Form der Darstellung sind Gespräche: der Schüler fragt, der Lehrer antwortet. Der Gottesdienst ist einfach, es werden Lieder zum Lobe des Höchsten gesungen und zum Lobe der Lehrer; Gebete werden gesprochen um die Gnade, das Gute zu thun, die heilige Schrift wird darauf herumgereicht und ihr Geld, Blumen und Früchte geopfert. Diese gehören dann dem den Gottesdienst abhaltenden Priester, welcher hinwieder Süßigkeiten unter die Mitglieder austheilt. Die Kirchenlieder sind im Sanskrit, ihr poetischer Werth gering, wie überhaupt die ganze Religion nüchtern. Die Tempel sind schmucklose Gebäude, aus denen jede Abbildung der Gottheit verbannt ist. Der Wallfahrtsort ist die Stadt Tschak, wo inmitten eines heiligen Teiches ein prachtvoller Tempel steht. — Nach und nach gestalteten sich die Anhänger dieser Lehre zu einer eigenen Religionsgesellschaft, an deren Spitze ein Guru steht, welcher statt der früher üblichen Geschenke einen regelmäßigen Gehalt bezieht. Von den Vedas wollten die Sikhs so wenig wissen, als von dem Koran, und dieß ist der Grund, warum Hindus und Moslimen sie zu verfolgen begannen **). —

Sikhs.

Adi Granth.

Cult.

*) The Dabistan. II. 255—277. Cunningham, History of the Sikhs. London 1849. Neumann, Das englische Reich in Asien. II. 536 ff.

**) Neumann, Geschichte des engl. Reiches in Asien. II 545—47.

Nanak oder Nanakas war ein Hindu, aber auch unter den Bekennern des Islam tauchten damals verwandte Ansichten auf, die übrigens zugleich eine politische Tendenz hatten. Ein Afghane, Bajesid, ein Anhänger der Lehre der Bateniten oder Innerlichen, so sich nennend, weil sie lehrten, jedes Aeußere müsse ein Inneres, jede Offenbarung ihre allegorische Deutung haben, verkündete unter den Afghanen, deren erster Schriftsteller er durch sein Buch Cheir al bien oder die freudige Botschaft wurde, seine Lehre, wornach Gott mit der Menschheit eins sei, und die Materie bloß äußerliche Erscheinung: Alles, was man höre, was man sehe, sei Gott, am vollkommensten aber zeige sich Gott in ihm, ihrem Lehrer (Pir), ihm sei daher ein unbedingter Gehorsam zu leisten, und wer sich Gottes Ausspruch durch ihn widersetze, solle wie ein Thier vertilgt werden. Gott bedürfe keiner Opfer, keiner Kasteiung, keiner Anbetung — er sei Alles, was da ist, der allenthalben im Raum und in der Zeit Seiende. Alles sei nur er, in allem Wechsel beharre nur er; Auferstehung und Gericht, Himmel und Hölle seien bloß bildliche Ausdrücke für den Wandel der Seele in andere Körper. Die Vorschriften des Gesetzes seien bloß Mittel der Erleuchtung, Stufen der Erkenntniß: wer eine Last trägt und endlich den Herrn findet, werfe sie ab. Wer die wahre Einsicht habe, könne nicht mehr sündigen, Alles sei ihm erlaubt — er könne plündern, rauben und morden, ihm gehöre die Herrschaft über die Erde*). Diese Lehre schmeichelte dem kampf- und raublustigen Volke der Afghanen. Bajesid wurde ihr Häuptling und seine Schaaren setzten sogar über den Indus und siegten öfter über die Truppen des Padischah von Delhi; als sie aber sich in die Ebene hinabwagten, wurden sie geschlagen und der Prophet erlag dem Gram darüber. Seine fünf Söhne setzten seine Arbeit fort, zuerst der älteste Schech Omar, mit dem Bedeuten, der Prophet sei todt, nachdem er ihm die Herrschaft über die Welt übertragen. Nach Omars Tode nahm der dritte Sohn Dschelaleddin den Titel eines Padischahs der Afghanen an und gewann um 1600 sogar Ghasna. Doch fiel mit ihm seine Macht; mit Allahdad Chan, einem Räuberhauptmann, endete um die Mitte des 17. Jahrhunderts der letzte Nachkomme Bajesids. Seine Lehre zählt aber heute noch Anhänger in Peschawer.

Bajesid.

Afghanen.

Mit diesen Kriegern hatte auch Akbar zu kämpfen — anfangs konnte er nur Burgen anlegen, um sie dadurch in ihre Berge einzuschließen. Ueberhaupt war die erste Zeit seiner Regierung eine kriegerisch bewegte. Doch Akbar siegte und zwang von Delhi aus einen Volksstamm nach dem andern, ihm sich zu unterwerfen, und vereinte nach und nach ein Reich von 150 Millionen. Und es war eine Regierung so mild und versöhnend, so menschlich, daß das Auge gern auf ihr weilt wie auf einem milden Sterne in stürmischer finsterer Nacht. Die Moslimen hatten nur verfolgt und zerstört, die Hindu und Guebern nur geduldet. Jetzt ward es anders und taucht der Gedanke der Gleichberechtigung auf. Die Kopfsteuer, welche die Hindu als Ungläubige bisher den Moslimen, obschon sie die Mehrzahl waren ($^5/_6$ Hindu, $^1/_6$ Mohammedaner), wurde wie die Steuer auf Wallfahrten aufgehoben und die Besteuerung eine

Akbar.

Regierung

*) Schahrastani's Religionsparteien und Philosophenschulen von Theodor Haarbrücker. Halle 1850.

gleiche. Das Reich wurde in 18 Kreise, 103 Bezirke und 2737 Aemter eingetheilt. Ueber jedem Kreise stand der Subahdar oder Statthalter, der bloß für das Wohl des Volkes zu sorgen hatte, und unmittelbar vom Fürsten die Befehle erhielt. Unter dem Statthalter standen die Beamten, welche die Söldner, welche die Lehnsleute befehligten, welche die Steuern erhoben, das Rechtswesen besorgten. Der Untersuchungsrichter mußte ein anderer sein als der das Urtheil sprach. Todesstrafen mußte der Herrscher selbst bestätigen, nur während eines Aufstandes konnte der Statthalter, ohne den Padischah zu befragen, sie vollziehen lassen. Die Richter selber waren wieder überwacht und eine gut vertheilte Polizei hatte nicht bloß für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, die Beamten in Ausübung ihrer Pflicht zu unterstützen, sondern auch an den Fürsten zu berichten, wenn Jemand in seinem Rechte verkürzt ward. Niemand, auch nicht Kriegsgefangene, durften als Sclaven verkauft werden. Keine Frau durfte nach dem Tode ihres Mannes wider Willen verbrannt werden. — Die Polizei hatte zu überwachen, wovon Jeder lebe. Bettler, Faulenzer durften nicht geduldet werden, Jeder mußte ein Handwerk erlernen. — Für Hebung der Gewerbe war der Padischah sehr besorgt. Die Abgabe war 5 vom Hundert, früher 10. Die Grundsteuer betrug ein Drittel des rohen Ertrages. Um eine gerechte Vertheilung dieser Steuer möglich zu machen, wurde das ganze Land vermessen und die Ertragsfähigkeit bestimmt. Wer sich überbürdet glaubte, konnte bei der Behörde Vorstellungen machen und sie war angewiesen, diese genau zu prüfen. Rentenmeister, denen Bestechlichkeit nachgewiesen werden konnte, wurden mit ewigem Gefängniß oder mit dem Tode bestraft. Die Steuer konnte in Naturalien oder in Geld erlegt werden, der Durchschnittspreis von 19 Jahren galt als Maßstab der Umwandlung der Naturalien in Geld. Das Steuererträgniß im Reiche Akbars wird auf 300.000,000 Gulden berechnet; als er starb, fand sich die Summe von 100.000,000 Gulden baar in seinem Schatze. Beamte und Soldaten wurden gut und regelmäßig bezahlt. Die Lehensmiliz soll sich auf
Hofhalt. 4.200,000 Mann belaufen haben. Der Staatshaushalt war wohlgeordnet, der Hofhalt glänzend — allein zum Ausreiten standen für den Padischah immer 101 Elephanten bereit. Der Hof war vielleicht der glänzendste, der je gewesen; was erzählt wird von der Masse der Edelsteine, Perlen, golddurchwirkten Stoffe, grenzt an's Unglaubliche. Der Padischah selber ging in diesen Herrlichkeiten, in den Genüssen, die ihm zu Gebote standen, nicht unter: er hatte ein höheres Streben — er haschte nach geistigen Genüssen und rang mit den tiefsten Fragen des Daseins.

Wir haben zwei Berichte über das Geistesleben des Kaisers Akbar, der eine ist von seinem Vezier und Verehrer, Abulfazl, der andere von einem eifrigen Anhänger des Islam, der es sehr bedauert, daß der Kaiser gegen die Religion seiner Väter nach und nach kälter wurde und zuletzt die Wahrheit des Islam vollständig bezweifelte und jeder Schmährede horchte, welche die Höflinge

gegen denselben vorbrachten. Badaoni sagt: „Der hauptsächlichste Grund ist, daß eine große Anzahl gelehrter Männer und Secten von verschiedenen Ländern her an den Hof kamen und persönliche Zusammenkünfte erlangten. Tag und Nacht that man Nichts als forschen und aufspüren; fortwährend wurde über schwierige Fragen der Wissenschaft, über die Feinheiten der Offenbarung, die Merkwürdigkeiten der Geschichte, über die Wunder der Natur, von denen große Bände nur einen zusammenfassenden Auszug geben konnten, gesprochen. Seine Majestät sammelte die Meinungen eines Jeden, besonders solcher, die nicht Mohammedaner waren, behielt zurück, was immer er billigte, verwarf Alles, was ihm nicht zusagte nnd seinen Wünschen entgegenlief. Von seiner frühesten Kindheit bis zu seiner Mannheit und von seiner Mannheit an bis zum hohen Alter hat seine Majestät die mannigfachsten Phasen und alle Arten religiöser Gebräuche und Sectirerbekenntnisse durchschritten und Alles, was man in Büchern finden kann, gesammelt mit einem eigenthümlichen Talente und einem Forschergeiste, der jedem (Islamitischen) Grundsatze entgegengesetzt war. So zeichnete sich ein auf einige elementare Grundsätze gegründeter Glaube auf dem Spiegel seines Herzens und als das Resultat aller der Einflüsse, welche man auf seine Majestät einwirken ließ, erwuchs allmälig wie der Umriß eines Steines die Ueberzeugung in seinem Herzen, daß es verständige Menschen in allen Religionen gebe und enthaltsame Denker und mit Wunderkräften begabte Menschen unter allen Nationen. Wenn wahre Erkenntniß also überall zu finden war, warum sollte Wahrheit auf eine Religion beschränkt sein, oder auf einen Glauben, wie der Islam, welcher verhältnißmäßig neu war und kaum 1000 Jahre alt; warum sollte eine Secte behaupten, was eine andere läugnet, und warum sollte eine einen Vorzug beanspruchen ohne eigene Ueberlegenheit?"

Badaoni. — Geistiges Streben. — Indifferentismus.

Badaoni schreibt diesen Erfolg den Brahmanen und den Büßern zu, welche oft zum Kaiser Zutritt fanden, und stellt ihnen dabei wider Willen ein Ehrenzeugniß aus: „Da sie andere Gelehrte in ihren Abhandlungen über Moral und religiöse Wissenschaft übertreffen und in ihrer Kenntniß der Zukunft, in geistiger Kraft und menschlicher Vollkommenheit eine hohe Stufe erreichen, so brachten sie Beweise, gegründet auf Vernunft und Zeugniß für die Wahrheit ihrer eigenen und die Täuschungen anderer Religionen, prägten ihre Lehren so fest ein und stellten Dinge, welche Ueberlegung erfordern, mit solcher Geschicklichkeit als selbstverständlich dar, daß keiner, indem er seine Zweifel ausdrückte, jetzt einen Zweifel in seiner Majestät wecken konnte, selbst wenn Berge zu Staub zerfallen oder die Himmel auseinander gerissen wären."

Brahmanen.

Badaoni bemerkt weiter, wie ein Brahmane nach dem anderen sich zum Kaiser die Mauer des Schlosses hinaufziehen ließ (vielleicht um nicht befleckt zu werden). „So aufgehängt unterrichtete er seine Majestät in den Geheimnissen und Legenden des Hinduismus, in der Art, Idole, das Feuer, die Sonne und die Sterne zu verehren und die Hauptgötter dieser Ungläubigen, Brahma, Mahâdev, Wischnu, Râma und Mahàmái anzubeten, welche Menschen gewesen sein sollen, aber sehr wahrscheinlich niemals existirten, obwohl Einige in ihrem leeren Glauben auf sie als Götter, Andere als Engel schauen. Als seine Majestät ferner hörte, wie sehr das Volk des Landes seine Einrichtungen schätzte, begann er dieselben mit Zuneigung zu betrachten. Ganz besonders tief wurzelte die Lehre von der Seelenwanderung in seinem Herzen und er billigte den Satz: „Es gibt keine Religion, in welcher die Lehre von der Seelenwanderung nicht feste Wurzel geschlagen hat."

Seelenwanderung.

Aber auch Anhänger der Feuerlehre fanden Zutritt zum Kaiser

Feuerlehre.

und Akbar lauschte begierig auf ihre Worte. „Bir Bar prägte dem Kaiser auch ein, daß die Sonne der erste Ursprung aller Dinge sei. Das Reifen des Kornes auf den Feldern, des Obstes und der Gemüse, die Erleuchtung des Weltalls und das Leben der Menschen hingen von der Sonne ab. So sei es nur angemessen, diese Lichtmasse anzubeten und zu verehren, und man sollte beim Beten das Gesicht nach dem Platze wenden, wo sie aufgeht, statt nach der Himmelsgegend, wo sie untergeht. Aus ähnlichen Gründen, sagte Bir Bar, sollten die Menschen Achtung bezeugen gegen Feuer und Wasser, Steine, Bäume und andere Gestalten des Daseins, selbst gegen Kühe und ihren Dünger, gegen das Zeichen an der Stirn und die Brahmanische Schnur. — Philosophen und Gelehrte, welche am Hofe gewesen waren, aber in Ungnade gefallen, machten sich ein Geschäft daraus, Beweise beizuschaffen. Sie sagten: die Sonne sei das größte Licht, der Ursprung königlicher Macht. — Feueranbeter waren auch von Nausâri in Duhrat gekommen und bewiesen seiner Majestät die Wahrheit der Lehren Zoroasters. Sie nannten Feuerverehrung „die große Verehrung" und machten auf seine Majestät einen so günstigen Eindruck, daß er von ihnen die religiösen Benennungen und Gebräuche der alten Parsis lernte und Abulfazl beordnete, Anordnungen zu treffen, auf daß heiliges Feuer Nacht und Tag am Hofe brennend gehalten werde gemäß der Gewohnheit der alten persischen Könige, in deren Feuertempeln es beständig brannte; denn Feuer sei eine der Kundgebungen Gottes und ein „Strahl von seinen Strahlen." — Seine Majestät war auch von seiner Jugend an gewöhnt worden, den Hom (eine Art Feuerverehrung) zu feiern, aus Zuneigung zu den Hinduprinzessinen seines Harems. — Vom Neujahrstage seines 25. Regierungsjahres an (988) betete seine Majestät öffentlich die Sonne und das Feuer durch Niederwerfungen an; und die Hofleute erhielten Befehl, aufzustehen, wenn die Kerzen und Lampen im Saale angezündet wurden. An dem Feste des 8. Tages von Virgo legte er das Zeichen an die Stirne gleich einem Hindu und erschien in der Audienzhalle, wo verschiedene Brahmanen der glücklichen Vorbedeutung halber eine Schnur mit Juwelen um seine Hände banden, während die Großen diese Vorgänge begünstigten, indem sie je nach ihren Verhältnissen Perlen und Juwelen als Geschenke brachten. Die Sitte des Rak'hi (sich Stücke Zeuges als Amulette um das Handgelenk zu binden) war ganz gewöhnlich*).

Feuercult.

Der Islam wurde dem Kaiser so zuwider, daß er ihn einen Unsinn nannte, und die arabischen Heiligen als Ehebrecher und Straßenräuber bezeichnete**). Des Kaisers eigene Ansicht in dieser Zeit drückt Abulfazl in seinem Spiegel Akbars***) in den Worten aus: „Seine Majestät als der geistige Führer des Volkes. Gott, der Geber des Verstandes und der Schöpfer der Dinge, bildet die Menschen, wie es ihm gefällt, gibt einigen Begriffsfähigkeit und anderen Beschränktheit. Daher der Ursprung zweier entgegengesetzter Richtungen unter den Menschen, von denen eine Klasse sich zu religiösen (din), die andere sich zu weltlichen Gedanken (dunya) hinwendet. Jede dieser beiden Abtheilungen wählt verschiedene Führer und gegenseitiges Zurückstoßen wird zu offenem Bruche. Dann erscheint der Menschen Blindheit und Jämmerlichkeit in ihrem wahren Lichte; dann wird entdeckt, wie selten gegenseitige Rücksicht und Barmherzigkeit angetroffen werden. — Aber haben die religiösen und die weltlichen Bestrebungen der Menschen nicht gemeinsamen Boden? Ist nicht überall dieselbe hinreißende

Akbar über Religion

*) Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. I. 88—89.
**) Stelle aus Badaoni. Ibid. 89.
***) Ain 77. Nach der Uebersetzung von Dr. Blochmann.

Schönheit (Gott), welche herausstrahlt aus so viel tausend verborgenen Stellen? Wahrhaftig, der Teppich (die Welt) ist breit, welchen Gott ausgebreitet hat, und schön sind die Farben, die er ihm gegeben. — Der Liebende und der Geliebte sind in Wirklichkeit eins. Gott ist in jedem Ding, folglich ist jedes Ding Gott. Müßige Schwätzer sprechen von dem Brahminen als verschieden von seinem Idol. — Es gibt nur Eine Lampe in diesem Hause, in deren Strahlen — wohin ich blicke, eine glänzende Versammlung mir begegnet." — Der Schriftsteller sagt, die Ansichten der Menschen in der Religion seien verschieden, wenn aber die Zeit des Nachdenkens kommt und die Menschen die Vorurtheile ihrer Erziehung abschütteln, so reißen die Fäden religiöser Blindheit und das Auge sehe die Glorie der Harmonien, aber der Strahl solcher Weisheit leuchte nicht in jedem Haus und nicht jedes Herz könne solche Erkenntniß ertragen. Wann immer aber die Zeit der Weisheit für ein Volk komme, so werde es zu seinem König emporblicken, welcher an und für sich schon den Strahl göttlicher Weisheit besitze. Ein solcher König sei Akbar. Er sehe in der Vielheit der Dinge die Harmonie und in dem, was anscheinend eine Einheit ist, sehe er eine Vielheit. Er sei jetzt der geistige Leiter der Nation und finde in der Ausführung dieser Pflicht ein Mittel, Gott zu gefallen. Er leite seine Unterthanen zum Reich der Seligkeit. Abulfazl schreibt seinem König sogar Wunderkraft zu. „Kein Tag vergeht, ohne daß man Schalen mit Wasser zu ihm bringt und ihn ersucht, darüber zu hauchen. Er, der die Buchstaben der göttlichen Befehle im Buche des Schicksals liest, nimmt, wenn er die Meldung der Hoffnung sieht, das Wasser mit seinen gesegneten Händen, stellte es in die Strahlen der welterleuchtenden Sonne und erfüllt den Wunsch des Flehenden. Viele kranken Leute von gebrochenen Hoffnungen, deren Beschwerden die hervorragendsten Aerzte als unheilbar erklärten, sind durch dieses göttliche Mittel wieder hergestellt worden" *). — Ja der Kaiser kam sogar dahin, einen eigenen Orden für Gottesverehrer zu gründen. „Wenn ein Novize auf seiner Stirn den Ernst seines Vorhabens trägt und er täglich mehr forscht, so nimmt Seine Majestät ihn an und läßt ihn an einem Sonntag zu, wenn die welterleuchtende Sonne in ihrem höchsten Glanze ist. Ungeachtet jeglicher Strenge und jeglichen Widerstrebens, die Seine Majestät bei Zulassung von Novizen zeigt, gibt es viele Tausende, Männer aus allen Klassen, welche über ihre Schultern den Mantel des Glaubens geworfen haben und auf ihre Bekehrung zum neuen Glauben, als auf das Mittel schauen, jeglichen Segen zu erlangen. Zu eben dem erwähnten Zeitpunkt von steter glücklicher Vorbedeutung legt der Novize mit seinem Turban in den Händen sein Haupt auf die Füße Seiner Majestät. Dieses ist symbolisch und drückt aus, daß der Novize, von Glück geleitet und dem Beistande seines guten Sternes, bei Seite geworfen hat — Einbildung und Selbstsucht, die Wurzel so vieler Uebel, sein Herz darbietet in Verehrung und nun kommt nachzuforschen über ein Mittel, um das ewige Leben zu erlangen. Seine Majestät, der Erwählte Gottes, streckt dann die Hand der Gunst aus, hebt den Flehenden auf und setzt ihm den Turban wieder auf sein Haupt, indem er durch diese symbolischen Handlungen sagen will, daß er einen Mann von reiner Absicht aufgehoben hat, der von einem scheinbaren Dasein nun in das wirkliche Leben eingetreten ist. Seine Majestät gibt dann dem Novizen den Shact (respective Ziel, etwas Rundes, einen Ring oder Faden, wie die brahmanische Schnur), auf den der große Name eingegraben ist, vielleicht auch das Bild des Kaisers, und Seiner Majestät symbolisches Motto: „Allahu Akbar." (Sein Name ist groß.) Dieses lehrt den Novizen die Wahrheit, daß „der reine

*) Max Müller, l. c. I 67 68.

über Gott, über die Welt.

Akbars Gaben.

Religionsstiftung.

Wunderkraft.

Orden.

Weihe.

Ordenszeichen.

Shact und das reine Auge niemals irren." Indem die aufrichtigen Jünger Seiner Majestät dessen wundervolle Sitten sehen, werden sie geleitet, wie die Umstände es erfordern, und in Folge der weisen Rathschläge, die sie empfangen, legen sie ihre Wünsche bald offen dar. Sie lernen ihren Durst im Born göttlicher Gunst stillen und gewinnen für ihre Weisheit und Beweggründe erneuertes Licht. — Anderen lehrt er Weisheit in vortrefflichen Rathschlägen, je nach den Fähigkeiten der Einzelnen. — Aber es ist unmöglich, während wir außerdem von anderen Dingen sprechen, einen vollständigen Bericht zu geben von der Art, wie Seine Majestät Weisheit lehrt, gefährliche Krankheiten heilt und Heilmittel anwendet gegen die schwersten Leiden. Sollten meine Beschäftigungen hinreichende Muße gewähren und eine weitere Lebensfrist mir geschenkt werden, so ist meine Absicht, der Welt ein besonderes Buch über diesen Gegenstand vorzulegen."

Lichtreligion und Deismus! Das „Feuer der Sonne ist die Fackel des Reiches Gottes", sagt Abulfazl. Akbar meinte, Feuer und Licht zu verehren, sei eine Lobpreisung Gottes, nur mürrische und unwissende Menschen könnten es als Vergessen des Allmächtigen und als Anbetung des Feuers bezeichnen. Sittliches Streben war unläugbar mit dieser Feuerverehrung verbunden. „Inbrünstig nach Gott fühlend*) und die Wahrheit suchend, übt Seine Majestät gegen sich selbst sowohl innere wie äußere Kasteiung, obwohl er gelegentlich sich öffentlicher Andacht anschließt, um die verunglimpfenden Zungen der Strenggläubigen der Jetztzeit zum Schweigen zu bringen. Aber der höchste Zweck seines Lebens ist die Erwerbung jener wahren Sittlichkeit, deren erhabene Höhe die Herzen denkender Weisen gewinnt und die Schmähungen von Eiferern und Sectirern verstummen macht." Der Charakter des Kaisers war unläugbar edel. Er war mäßig im Genuß von Speise und Trank; er fastete jede Woche zweimal; er war unermüdlich thätig für das Wohl seiner Unterthanen; er war freundlich und majestätisch, mild und gestreng, geliebt und gefürchtet, schrecklich für seine Feinde; er war nicht falsch, er haßte die Schleichwege; „der gerade Weg, war sein Wahlspruch, sei der leichteste und beste." Er war ein treuer Freund und, wo er Feind sein mußte, geneigt zur Barmherzigkeit. Seine ganze Persönlichkeit bezauberte. Auch seine Gestalt machte einen wohlthuenden, ehrfurchtgebietenden Eindruck: das dunkle Auge mit den schwarzen Brauen, die mächtige Brust, die kräftigen Arme, der Ernst und die Lieblichkeit, die über die ganze Gestalt ausgegossen waren. —

Lichtreligion.

Askese.

Charakter.

Aber auch bei Christen suchte der Herrscher Belehrung. Badaoni hat eine merkwürdige Stelle:**) „Ferner kamen gelehrte Mönche aus Europa, die Pádre genannt werden. Sie haben ein unfehlbares Haupt, Pápá genannt: er kann jegliche religiöse Verordnungen ändern, wie er es für zuträglich hält, und Könige haben sich seiner Autorität zu unterwerfen. Diese Mönche brachten das Evangelium und trugen dem Kaiser Beweise für die Dreieinigkeit vor. Seine Majestät glaubte fest an die Wahrheit der christlichen Religion, wünschte die Lehren Jesu zu verbreiten, befahl dem Prinzen Murad einige Lectionen in der christlichen Religion zu nehmen, da es ihm Glück bringen würde, und trug Abulfazl auf, das Evangelium zu übersetzen. Anstatt des gebräuchlichen „Bismilláh—irrahmán—irrahím (im Namen Gottes des Allbarmherzigen) werden die folgenden Zeilen gebraucht: „Ai nám i tu Jesus o Kiristo" (o Du, der Du heißest Jesus und Christus), was bedeutet: „O Du, dessen Name lieblich ist und gesegnet." Shaikh Faizi that eine andere Hälfte hinzu, um den Vers vollständig zu machen:

Verkehr mit Christen.

Verehrung Christi.

*) Ain, I 72, p. 154. Max Müller l. c. I. p. 71.
**) Nach Blochmann bei Max Müller l. c. I. 86—87.

„Subhanáka la siwáka Yá hu:“ (wir loben Dich, es gibt keinen außer Dir, o Gott!) Diese verfluchten Mönche wandten die Beschreibung des verdammten Satan und seiner Eigenschaften auf Mohammed, den besten aller Propheten an. — Gottes Segen bleibe auf ihm und seinem ganzen Hause! — Etwas, was selbst Teufel nicht thun würden.“

Diese Glaubensboten, mit welchen der Kaiser verkehrte, sind Jesuiten, Jesuiten. welche mit den Portugiesen nach Ostindien gelangten und sich hier in kurzer Zeit der Sprache und der Literatur bemächtigten und dadurch, wie durch ihren Eifer in der Askese, schnell eine große Zahl von Anhängern gewannen. In Mathura wetteiferten sie in der Kenntniß der Vedas mit den Brahminen und überwanden sie jedesmal in Disputationen. Auf Ansuchen Akbars kamen drei Jesuiten von Goa an den Hof zu Lahore und, als sie unzufrieden über des Kaisers Verlangen, die Glaubenssätze ihm zuerst zu beweisen, bald wieder abzogen, kamen auf ein neues Ansuchen des Herrschers 1593 drei andere Väter: Hieronymus Xaver, ein Neffe des berühmten Sendboten Franz Xaver, Emanuel Pigneiro und Benedict de Goeß. — Sie verschafften schnell dem Christenthum im Pendschab und in Hindostan Eingang: in Agra wurde eine Kapelle erbaut; selbst Verwandte des Herrschers traten zum Christenthum über. Der Kaiser befahl, Eingeborene in den Sprachen und Wissenschaften des Westens zu unterrichten, ein Auszug aus dem Evangelium wurde in's Persische und Indische übersetzt. Die Väter durften Akbar nach Kaschmir begleiten: sie sind die ersten Kaschmir. Europäer, welche dieses Thal besuchten und beschrieben. Akbar gab dem Benedict de Goeß jegliche Unterstützung, um durch Tibet und die kleine Bucharei glücklich nach Kataia zu gelangen, von dem die Sage so viel erzählte. Die Folge dieser Kataia. Reise war die Erkenntniß, daß Kataia kein eigenes Land sei, sondern nur der nördliche Theil des sinesischen Reiches. Doch folgte Akbar der Mahnung nicht, Glauben und Wissen. selber zum Christenthum überzutreten: er stieß sich an den Glaubenssatz der Dreieinigkeit und der Menschwerdung. Er wollte zuerst wissen und dann glauben, während nach der Lehre der Kirche der Glaube dem Wissen vorangehen soll. Auf das Andringen der Väter, sich taufen zu lassen, entgegnete Akbar immer: „ich muß der Sache erst auf den Grund kommen. Ihr habt euere Zeit deswegen nicht verloren. Ihr predigt jetzt ungestraft vor einer großen Menge die Lehre, die man in diesem Lande vor mir nur unter Lebensgefahr hätte verbreiten können*).“ Wie die Mohammedaner berichten, starb Akbar 1605, das Bekenntniß des Islam auf den Lippen.

Für Kunst und Wissenschaft hat er Vieles gethan. Seine Bauten sind Kunst und Wissen. großartig, zahlreich und geschmackvoll. Eine eigene Malerschule entstand unter ihm. Die vorzüglichsten Werke der indischen Literatur wurden auf seine Veranstaltung in's Persische übersetzt, das er im Gegensatz zum Arabischen heben wollte, auch wurde es in den Schulen gelehrt. Selbst Werken der griechischen Literatur schenkte er seine Aufmerksamkeit. Insbesondere wurde Arithmetik und Algebra gepflegt. Sein Liebling Abulfazl wurde meuchlings ermordet, weil er sagte, Abulfazl. Mohammed sei kein Prophet, sondern ein gewöhnlicher, mit großer Redekraft begabter Mann gewesen. In seinem Akber-Nameh, oder Akbar-Buch erzählt er die Geschichte der Timuriden und dann die seines Kaisers bis zu dessen 47. Regierungsjahre. Er ist ein Mann von umfassendem Geiste. Ein Bruder von ihm war der Dichter Faisi, ein Lyriker von Tiefe und Schwung. Zugleich hatte er Nal und Damajanti mit geschmackvollen Versen in's Persische übersetzt. Wir

*) Die Literatur über dieses Verhalten bei Neumann l. c. I. 262.

hören, daß er eine Bibliothek von 4600 Bänden aus verschiedenen Zweigen der Literatur besaß*).

Akbars Söhne hatten wenig von seinem Geist und seinem hohen Streben. Selim (1605—27), sein Nachfolger, nannte sich, im Gegensatz zur Bescheidenheit seines Vaters, Herr des Sieges, Licht der Religion und Welteroberer Mohammed. Unter letzterem Namen, Dschehangir, ist er in der Geschichte bekannt. Die Verordnungen, die er erließ, sind schön, z. B. daß brachliegendes Land urbar gemacht, daß auf allen Straßen Herbergen für Reisende erbaut, in allen Wüsten Brunnen gegraben werden, daß in allen größeren Städten Apotheken errichtet und Arzneien unentgeltlich verabreicht werden sollen — und noch im Geiste des Vaters. In Wahrheit aber sank das Reich schnell: die Beamten wurden bestechlich, die Stellen verkauft, die Steuern willkürlich; die Saumseligkeit des Herrschers war daran Schuld. Er widmete seine Zeit nur seinem Vergnügen. Der schönen Nurmahal zu Ehren wurden Münzen mit der Aufschrift „Licht der Welt" geprägt.

Dsche-hangir.

Von ihr mißhandelt erhob sich sein Sohn Charam, in der Regel Schah-Dschehan genannt (1627—55), gegen ihn und nahm den Vater 1620 gefangen, gab ihm die Freiheit wieder, aber Dschehangir starb bald darauf. Der Sohn regierte nicht besser als der Vater und vergeudete seine und des Reiches Kraft in den Freuden des Harems und in Schaustellung von Pracht.

Schah-Dsche-han.

Der Verband des Reiches lockerte sich und unter seinen vier Söhnen brach Krieg aus. Der listigste gewann den Sieg über alle, nämlich Aurengzeb oder, wie man den Namen aussprechen muß, Orangsib. 1658 nahm er den Vater gefangen, ließ den ältesten, hochbefähigten Bruder als Ungläubigen und Ketzer, weil er behauptet hatte, Islam und Brahmanismus lehren dasselbe, hinrichten und nahm den Titel Alamgir, Weltbeherrscher, an. Er war ein fanatischer Mohammedaner und die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse wurde unter ihm zurückgenommen. Die Hindu mußten wieder die Kopfsteuer und die Wallfahrtssteuer erlegen. Das Sonnenjahr wurde aufgehoben, nur nach Mondjahren durfte gerechnet werden. Orangsib wurde deßhalb von den Mohammedanern als der Wiederhersteller der Religion gepriesen. Vergebens mahnte ihn ein Hindu an seinen großen Ahn, „welcher der Schutzengel der Menschheit genannt wurde, weil er allen Völkerschaften Glück und Ruhe bereitete, mochten sie zu Jesus, Moses oder Mohammed sich bekennen, mochten sie dieser oder jener Secte der Brahmanen anhängen." — „Möge Eure Majestät in den Büchern nachsehen, welche man vorzüglich die göttlichen nennt, und Sie werden finden, daß Gott nicht allein Gott der Moslimen ist, sondern der Gott aller Menschen. Die Religionen und Sitten anderer Völker mißachten, heißt den Willen der

Aureng-zeb.

Sieg des Islam.

*) Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, 404.

Allmacht schänden." — Das Bild, das dieser Brief vom Zustand des Reiches entwirft, zeigt, wie sehr dasselbe dem Verfall entgegenging. „Raubsucht und Gewaltthätigkeit herrschen in den Provinzen. Das Volk wird mit Füßen getreten. Armseligkeit und Entmuthigung findet man allenthalben. Viel Volk wird dadurch dem Reich entfremdet, was leicht einen Länderverlust zur Folge haben kann." — Die Folgen dieses gedankenlosen Verfahrens traten nur zu schnell ein. Die Afghanen erhoben sich unter Chasch-Chal, dem Fürsten des Clans der Chattak, der durch seine Siege wie durch seine Freiheitslieder seine Anhänger zum verzweifelten Kampfe begeisterte. Das große Heer des Orangsib (ein europäischer Reisender schätzt dasselbe im Jahr 1665 auf 60.000 Reiter und 100,000 Fußgänger, für das Gepäck waren dabei 3000 Elephanten und 5000 Kameele) erlitt manche Niederlage. Ein Statthalter lud in der Ueberzeugung, im offenen Krieg seien die Söhne der Berge nicht zu bezwingen, die Häuptlinge zu Friedensverhandlungen und zu einem Gastmahl ein. Als die Arglosen kamen, auf sein Wort vertrauend, wurden sie trunken gemacht und dann ermordet. Aber ihre Verwandten setzten, über diese Treulosigkeit erbittert, den Kampf um so kräftiger fort. — Afghanen. Chasch-Chal.

Auch die Anhänger des friedfertigen Nanak wurden durch Verfolgung zum erbitterten Kampfe gereizt. Ein Guru wurde 1606 gefangen, grausam behandelt und starb im Gefängniß. Sein Sohn Har Gowinda nahm Rache dafür und seine Nachkommen setzten den Kampf fort, aber immer noch mehr zur Vertheidigung in den Bergen ihrer Heimat. Einer derselben, Tegh-Bahadur, ward als Ketzer kurzweg hingerichtet. Sein Sohn Guru-Gowinda suchte nun die ganze Nation zum Kampf gegen die Turki zu einigen, indem er allen Kastenunterschied aufhob: der Krieger sei gleich dem Priester, nur vereint könne man das verhaßte Joch des Islam abschütteln. Die Gottheit, lehrte er, habe sich ihm geoffenbart, er solle in die Welt hinaustreten, die Tugend erheben und das Laster verfolgen. Er spreche nicht eines Menschen, sondern Gottes Wort. Alle früheren Propheten hätten nur besondere Religionen gestiftet, aber sie hätten nicht das höchste Wesen erkannt, nicht die wahren Grundsätze der Tugend und Gerechtigkeit gelehrt. Aber die Gottheit habe ihm auch das Schwert in die Hände gereicht, um die Länder der Moslimen zu erobern, und seine Jünger sollten immer Stahl an sich tragen und nicht bloß Sikh (Jünger), sondern Sing (Löwen) heißen. Wo sie einen Moslim begegneten, sollten sie ihn erschlagen und sich seines Gutes bemächtigen, denn die Welt gehöre ihnen*). Sikhs. Guru-Gowinda. Lehre

Diese Worte tönten süß im Ohr dieser Bergvölker. Die Siege, zu welchen der Prophet die Anhänger führte, vermehrten seinen Anhang. Das Blau des Stahls ward Parteifarbe: in Blau kleideten sich die Sikhs von Kopf bis zu Fuß.

---

*) Die Lehre in Desima Padischa ka Granth. Vgl. Neumann, l. c. II. 544—60.

Stahl mußten sie immer bei sich tragen: im Kampf in jeder Hand ein bloßes Schwert, an den Armen Stahlringe, die sie mit großer Sicherheit auf ihre Gegner zu schleudern wußten. Bei der Aufnahme in der Gemeinde erhielt von da an der Neubekehrte fünferlei Waffen: ein Schwert, Bogen und Pfeil, einen Dolch, einen Spieß und eine Flinte. Eine eigenthümliche Aufnahmsceremonie
Einweihung. findet dabei statt. Zucker und Wasser werden in ein Gefäß gethan und mit einem Dolch umgerührt, während die ganze Gemeinde betet oder fromme Lieder singt. — Dann waschen sich der Neubekehrte und der Lehrer mit dem Zuckerwasser die Füße, sprechen Verse zum Lob des alleinigen Gottes und trinken dann von dem Fußwasser, während die Gemeinde ruft: „Heil der Kirche des Lehrers, Heil und Sieg dem Lehrer!" Diese Art der Aufnahme in die Gemeinde oder
Freistaat. Chalsa heißt Pahal. Gowinda verband seine Anhänger zu einer Republik, an deren Spitze ein gewählter Führer oder Herzog steht, der aber bloß im Geist
Gurumata. der Gemeinde oder Kirche amten soll. Die Versammlung der Häupter der einzelnen Gaugemeinden heißt Gurumata. Berufen wird die Versammlung von den Akali oder Unsterblichen, einer Art Ephoren, Wächtern der Kirche und
Akali. des Gesetzes, Sittenrichtern über die Häuptlinge. Diese leiten die Versammlung, während welcher alle Fehden aufhören, alle Leidenschaften schweigen sollen. Die Versammlung wird eröffnet mit einem Gebet, dann werden nach einem Gebote Nanakas, „zu essen und Anderen zu essen zu geben," Kuchen aus Weizenmehl, Butter und Zucker gebracht und unter Alle vertheilt, zum Zeichen der Einheit und Gleichheit Aller. Beim Anblick der heiligen Bücher, die hereingetragen werden, stehen Alle auf und Einer sagt zum Anderen: „Das heilige Buch ist unter uns, beim heiligen Buch laßt uns schwören, allen inneren Zwist zu vergessen und einig zu sein im Geiste." — Dann wird über gemeinsame Angelegenheiten be-
Recht und Gesetz. rathen und, was darüber beschlossen wird, ist verbindlich für Alle. — Jeder kann frei ziehen von einer Gaugenossenschaft in die andere. Minder wichtige Angelegenheiten werden vor das Gaugericht, die wichtigen vor ein Fürstengericht gebracht. Das Recht, wornach ein Urtheil gesprochen wird, ist, bloß Gewohnheitsrecht, die Gesetze sind nicht geschrieben, sondern leben bloß im Gedächtniß fort. Blut
Gottesurtheil. muß mit Blut gesühnt werden. Der Angeklagte kann zur Vertheidigung seiner Unschuld sich auf das Gottesurtheil berufen. Vermag er, ohne Schaden zu nehmen, seinen Finger in siedendes Oehl zu stecken oder mit bloßer Hand eine glühende Pflugschaar zu tragen, so gilt er für gerechtfertigt.

Guru-Gowinda meldete in einem Schreiben an Orangsib, er habe den
Guru-Gowinda. reinen Glauben der Altvorderen wieder aufgerichtet und werde aus Moslimen wieder Hindus machen, — und hat sein Wort gehalten und durch wiederholte Siege, welche er in seinem heiliggehaltenen Buch erzählt, bewährt. Einer seiner Söhne fiel tapfer kämpfend an seiner Seite, zwei wurden gefangen und grausam hingerichtet. Guru-Gowinda blieb ein unerschütterlicher Feind des Kaisers von Delhi, bis ihn 1708 der Dolch eines Meuchlers traf. Die Seinen stellen ihn Nanak zur Seite und nennen ihn die zehnte Awatara: er habe die Vedas und die Puranas, die Schastras und den Koran verworfen, das Gebet der Moslimen abgeschafft und die Sultane erschlagen, die wahre Kenntniß unter den Menschen verbreitet und die Kirche eingerichtet.

Da der Held keine Söhne hinterließ, so trat sein Freund Banda an
Banda. seine Stelle, als Leiter der Gemeinde und Führer im Kampf, jedoch mit einer unerbittlichen Grausamkeit. Den Gegnern wurde nicht Gnade gegeben und von ihnen nicht angenommen und in kurzer Zeit besaß er das Land zwischen der

---

*) Neumann, l. c. II. 547—58.

Satledsch und der Dschamna, und machte Streifzüge bis nach Mittelindien, suchte aber auch die Krone in seiner Familie erblich zu machen. Der Kaiser in Delhi mußte alle Kraft zusammennehmen, um die Sikhs zu bezwingen. 1716 wurde Banda nach einer Niederlage gefangen und grausam in Delhi hingerichtet und für einige Zeit blieben seine Anhänger ruhig und suchten Schutz in den Alpenthälern des Himalaya.

Orangsib war indeß 1707 schon den Weg alles Fleisches gegangen. Seine letzten Jahre verflossen in bitterer Stimmung. An seine Söhne schrieb er: „Ich finde, daß ich das Reich nicht gehörig verwaltete, ich habe mein kostbares Leben mit nichtigen Dingen verschwendet, nur Sünden bringe ich dem Richter entgegen und, welche Strafen meiner warten, weiß ich nicht.“ — Er befahl, ihn in Leichentücher zu hüllen, die mit dem Geld erkauft seien, welches er sich als Kappenmacher verdient habe, und den Ertrag einiger von ihm verfertigter Abschriften des Koran unter die Armen zu vertheilen, und ihn mit entblößtem Kopf, damit er gleich als Verbrecher vor der Allmacht dastehe, in geheiligter Erde aus Arabien zu begraben. Das ist das Ende Orangsibs, von dessen Reichthümern und glänzenden Festen in der Reisebeschreibung von Tavernier so viel erzählt ist, von seinen sieben glänzenden Thronen, wovon der eine mit Diamanten bedeckt sei, der eine mit Rubinen, die anderen mit Smaragden und Perlen; der kostbarste aber sei der Pfauenthron, welcher auf 160,000,000 Livres geschätzt ward. Orangsib †.

Orangsib hatte seinen dritten Sohn Asim zum alleinigen Erben des Reiches bestimmt; der älteste aber Moasim, der Statthalter in Kabul war, anerkannte dies nicht, brach in Eilmärschen nach dem Süden, schlug seine Brüder mit der Schärfe des Schwertes und beherrschte als Bahadur-Schah (= Heldenfürst) oder Schah-Alam (= Herr der Welt) das Reich 1707—1712, wo er als eifriger Schiite durch den Dolch eines Sunniten endete. Dschehandar-Schah, der älteste unter seinen Söhnen, behauptete sich einige Zeit, wurde aber gestürzt, weil er bloß dem Wein und den Weibern lebte, durch Ferochsir, einen Sprossen Babers, der in der Provinz Allahabad lebte und bei der Familie der Siud Schutz gefunden hatte. Als er sich aber von ihnen unabhängig machen wollte, wurde er abgesetzt und ermordet, 1719. Nun folgte, nachdem einige Knaben rasch nacheinander auf den Thron gehoben und ermordet worden waren, Mohammed Schah 1720—48, der in nichtigen Dingen, umgeben von schmeichelnden Höflingen, seine Zeit verbrachte und weder Einsicht noch Muth besaß, den Ehrgeiz der Fürsten zu zügeln, die in den verschiedenen Provinzen nahezu unabhängig schalteten und walteten. Nadirs Zug nach Delhi*) nahm allen Glauben an die Kraft des Mongolenreiches. Babers Nachkommen waren zu Merowingern herabgesunken. Bahadur-Schah. Dschehandar-Schah. Mohammed Schah.

Ostindien glich im vorigen Jahrhundert so ziemlich dem deutschen Reich zur Zeit seines tiefsten Zerfalles. Der Oberkönig in Delhi war der Quell der Ehren und Würden, aber ohne Gewalt. Die Länder standen unter mohamme- Vielstaaterei.

*) Vgl. oben S. 191—92.

danischen Statthaltern, Subahdars, von den Europäern Subahs genannt, oder unter Hindu, Radscha geheißen, welche für ihre erblichen Lehensherrschaften einen Zins entrichteten: sie verfügten unbedingt über ihre Beamten, Nawab, (Nabob) oder Stellvertreter, welche aber nach ihrer Ernennung der Bestätigung vom Hofe in Delhi bedurften. Dahin, an den Großmogul oder Großmongolen, sandte man Geschenke, wenn man einen Titel oder eine Würde erlangen wollte; man gehorchte ihm aber bloß, wenn es Vortheil brachte. Die Statthalter wurden nach und nach so mächtig, daß sie nicht mehr entfernt werden konnten, und dasselbe geschah mit ihren Beamten, deren Stellen erblich wurden, wie die Grafschaften und die Herzogthümer. So war Indien nur scheinbar eine große glänzende Monarchie, in Wahrheit ein Wirrsal von zahllosen Herrschaften, in welche von Zeit zu Zeit die tapferen Stämme von den Bergen her einbrachen, um Beute zu holen.

Plan des Dupleix. Diese Lage der Dinge erweckte in einem geistvollen muthigen Franzosen*), welcher die Einnahme Delhis durch die Perser miterlebt und die Schwäche des Mongolenreiches durchschaut hatte, den Gedanken, eine europäische Herrschaft an die Stelle der mongolischen zu setzen, nämlich Frankreich sollte herrschen über die riesige Halbinsel vom Himalaya bis zum Cap Comorin. Europäischen oder von Europäern eingeübten indischen Kriegern könnten die Orientalen nie widerstehen; wenn man einen indischen Fürsten gegen den anderen aufstachle, so bekomme man Mittel, ein Heer nach europäischer Art aufzubringen; dabei müsse man aber als Haupt einer europäischen Niederlassung eine unabhängige Stellung haben. Die französische Handelsgesellschaft würde jedoch überdieß wohl fahren, wenn sie tributtragende Länder habe und darin Fabriken anlege: mit dem Tribut könne sie den Arbeitslohn ihrer Waaren decken und an diesen selbst viel gewinnen, wenn sie keine Concurrenz habe, und um billigere Preise ihre Waaren losschlagen, wenn sie Concurrenz habe. Indien werde dann aufhören, das Silber Frankreichs zu verschlingen. Bisher hätten Portugal, Holland, England und Frankreich Handelsniederlassungen im Lande gehabt, Portugal sei jedoch ohnmächtig, Holland im Sinken, es seien also nur die Engländer zu fürchten, aber mit allen Mitteln zu verdrängen.

Josef Franz Dupleix hieß dieser Mann, der einen Handelsblick wie Colbert und einen staatsmännischen Sinn wie Richelieu besaß und Frankreich, wenn es ihn zu benützen verstand, zum reichsten Staat Europas gemacht hätte. — Geboren zu Landrecies 1696, wurde Dupleix von seinem Vater wegen einiger tollen Jugendstreiche nach Ostindien geschickt und hier schon 1721 Mitglied des Rathes zu Pondichery, dann bekam er die Leitung der Niederlassung zu Tschandernagor, das durch ihn aus einem kleinen Dorfe eine blühende Stadt wurde; mit 14 Schiffen, die er dort baute, trieb er Handel bis nach Westindien

*) Saint-Priest, Etudes historiques sur le 18 siècle. La perte de l'Inde sous Louis XV.

und zur Landenge von Suez. In Patna unweit von Benares, der heiligen Stadt der Brahminen, gründete er eine zweite Niederlassung und brachte so den Haupthandel in Bengalen in französische Hände. 1740 wurde er Statthalter in Pondichery, 1742 in allen französischen Besitzungen in Ostindien und jetzt ging er an die Verwirklichung seiner großen Pläne.

Da trat ihm ein anderer hochbegabter Franzose in den Weg, den die Minister Ludwigs XV. gleichfalls nicht zu benützen verstanden, Mahé de la Bourdonnais, geboren 1699 in Saint-Malo, sein Vater besaß ein Kaperschiff und nahm ihn schon mit 10 Jahren in die Südsee. Seit 1719 im Dienste der ostindischen Gesellschaft, hatte er 1724 durch die Eroberung von Mahé seinen Landsleuten einen wichtigen Haltpunkt an der Küste von Malabar gesichert; seit 1735 Statthalter auf Isle de France und Bourbon, hatte er die letztere Insel zu einer wichtigen Pflanzung, besonders für Kaffee, die erstere zu einem sicheren Hauptstapelplatze des Handels für Frankreich, Asien und Afrika gemacht, sich aber auch durch sein gebieterisches Wesen viele Feinde geschaffen. Weder die Compagnie, noch die Regierung erzeigte ihm Dank für seine großen Verdienste. Vergebens bat er 1740 in Paris um 6 Kriegsschiffe und 2 Fregatten, um den Handel der Engländer in den indischen Meeren zu Grund zu richten, — man wähnte noch, die Neutralität in Indien zu erhalten. Die Gesellschaft gab ihm 3 Kriegsschiffe und 2 kleine Fregatten. Damit schützte er 1741 die kleinen Handelsplätze gegen die Mahratten, 1743 mußte er jedoch seine Kriegsschiffe nach Frankreich zurücksenden. 1744 war der Friede zwischen Franzosen und Engländern, wie er richtig vorausgesehen, in den indischen Meeren zu Ende. 1745 bedrohten die Engländer Pondichery. Da spürte man jedoch die Folgen der Schlauheit von Dupleix: der Nabob von Arcot, in dessen Fürstenthum Madras und Pondichery lagen, erklärte, in seinem Gebiete müsse Frieden erhalten werden, und er werde Madras angreifen, wenn die Engländer nicht von Pondichery abließen. Diese gehorchten. 1746 kam aber La Bourdonnais mit einer kleinen Flotte und zwang die englischen Schiffe sich nach Ceylon zu flüchten und kam dann nach Pondichery — um an die Stelle von Dupleix zu treten — das hatte man ihm versprochen, davon wußte Dupleix. Begreiflich, daß Beide einander wenig geneigt sein konnten. Aber auch sonst gab es Dinge, welche sie zu unversöhnlichen Feinden machen mußten: die Weisungen, welche man ihnen aus Europa gesendet, waren im Widerspruch mit einander: La Bourdonnais hatte eine Art Oberleitung in allen Kriegsangelegenheiten und Dupleix eine dictatorische Macht erhalten, welche ihn vom Rath in Ostindien völlig unabhängig machte. Jener hatte den Befehl, Madras zu zerstören, dieser, es zu erhalten und dem Nabob zurückzustellen. La Bourdonnais belagerte Madras mit nur 2000 Soldaten — obschon es 100.000 Bewohner zählte und 200 Kanonen hatte, aber es war durch die Knauserei der Beamten schlecht befestigt. Der Befehlshaber rechnete auf die Einmischung des Nabob, der aber rührte sich nicht, denn er glaubte, daß die Franzosen ihm die Stadt übergeben würden. So kam es zu einer Capitulation: die Besatzung wurde kriegsgefangen, sollte aber gegen ein Lösegeld von 9,000.000 Livres wieder frei und die Stadt, mit Ausnahme der fahrenden Habe, den Engländern wieder zurückgegeben werden. Da verlangte Dupleix, der Vertrag, dessen Abschluß er nicht hatte hindern können, müsse geändert werden, Madras komme nie mehr an die Engländer und La Bourdonnais habe seine Vollmachten überschritten. Dieser aber meinte, er habe Madras erobert und zu sagen, was damit geschehen solle. Der Streit kam so weit, daß einer den anderen verhaften lassen wollte. La Bourdonnais wollte nun in Madras bleiben, bis die Frage von oben entschieden sei, indeß kam die Zeit der Moussonswinde. Ein Sturm

La Bourdonnais.

Feindschaft.

Madras.

La Bourbonnais Ende. versenkte ihm 2 Schiffe und schädigte die andern. Mit Mühe erreichte La Bourbonnais Isle de France, wo er aber schon seinen Nachfolger traf. Des Hochverraths angeklagt, suchte er unter Verkleidung nach Frankreich zu gelangen, um sich zu rechtfertigen, wurde aber von den Engländern aufgefangen, doch auf sein Ehrenwort entlassen, bis sein Proceß beendigt sei. In der Heimath ward er 16. März 1727 sogleich in die Bastille geworfen und zwei Jahre in der Stille festgehalten — seine Denkwürdigkeiten schrieb er hier auf weiße Sacktücher mit Grünspan — erst im dritten konnte er sich vertheidigen: die Anklage auf Hochverrath in ihrer ganzen Nichtigkeit nachweisen und die auf Ungehorsam durch die Befehle widerlegen, die ihm gegeben waren. Er ward 1751 unter allgemeinem Jubel freigesprochen, der Gram hatte jedoch seine Gesundheit untergraben und er starb 11. November 1753. Sein Unglück warf einen argen Schatten auf Dupleix.

Dieser gab übrigens dem Nabob Madras nicht heraus, und als dessen Sohn Dupleix. mit 10.000 Mann kam, schlug er ihn mit einer geringen Anzahl Franzosen in die Flucht. — Die so gefürchteten Mongolen waren vor einem Häuflein Europäer geflohen — welche Freude für Dupleix, welche Rechtfertigung seiner Hoffnungen! Er zerstörte Madras, verstärkte aber das englische Fort. Die Einwohner siedelte er in Pondichery an. Die Engländer hoffte er vollständig aus dem Karnatik zu verjagen, und belagerte die Veste David. Der Nabob kam den Engländern zu Hilfe und die Uebermacht der Engländer zur See hemmte die Verwirklichung der französischen Plane. Boscawen belagerte jetzt Pondichery. Dupleix leitete selber die Vertheidigung, seine Gattin unterstützte ihn mit Heldenmuth und Klugheit. Die Tochter eines Pariser Arztes, Albert, hatte Jeanne, oder, wie die Hindu Jan Begum. sie nannten, Jan Begum, sich aller Dialecte Indiens bemächtigt und im Besitze des Vertrauens der Eingebornen sandte sie ihre Getreuen auf Kundschaft bis in den Kriegsrath ihrer Feinde. Zu Lande wurden die Engländer zurückgeschlagen; der Wind, welcher einst La Bourbonnais so verderblich gewesen war, wurde es jetzt für Boscawen, 18. October 1748 mußte er die Belagerung aufheben. Der Sieg der Franzosen über die Engländer erregte nicht geringes Aufsehen, selbst der Großmogul beglückwünschte Dupleix. Uebrigens wurde Madras im Frieden zu Aachen an die Engländer zurückgegeben, aber die indische Frage nicht gelöst. In Versailles wollte man nur raschen Frieden und achtete nicht des Zunders zu neuem Kriege.

Dupleix behielt nach dem Frieden seine Mannschaft beisammen und die Engländer nicht minder. Letztere suchten sich 1749 des kleinen Königreiches Tandschaur, südlich von Karnatik, zu bemächtigen, indem sie für einen Thronanmaßer den regierenden Radschah unterstützten. Als ihnen der Letztere die Veste Dervicotta übergab, ließen sie ihren Günstling fallen. Das war ein gewinnreiches, aber gemeines Verfahren. Viel schlauer und kühner handelte Dupleix. Das Deckhan beherrschte damals der Abkömmling einer eingewanderten türkischen Der Nizam. Familie, Kamureddin, auch Asophdschah genannt, meist aber Nizam al Mulk (die Stütze des Herrschers) oder kurzweg Nizam. Schlau und thatkräftig hatte sich der Nizam*) wider den Oberkönig wie wider seine Unterthanen viele Jahre hindurch zu behaupten verstanden. Nun starb der Nizam 1748 und sein Sohn Nazir-D'schung ließ sich als Herrscher ausrufen und ward als solcher auch Mirzapha. von den Engländern anerkannt. Doch ein Enkel des Verstorbenen, Mirzapha Dschung, sprach gleichfalls die Herrschaft an, und zwar auf Grund eines Testamentes, und bat die Franzosen um Hilfe. Der Großmogul belehnte beide Be-

*) Vgl. oben. S. 191—92.

werber. Und wie es jetzt im Ganzen ging, so in einzelnen Theilen. Im Karnatik war die alte herrschende Familie vom Nizam verdrängt und eine befreundete türkische an ihre Stelle gesetzt worden. Der regierende Nabob Anaverdi-Khan war ein Feind der Franzosen, seit sie ihm das verheißene Madras nicht zurückgestellt hatten, und Dupleix stachelte ein Mitglied der verdrängten Familie, Dschunda-Sahib, an, sich gegen jenen zu erheben, und brachte ihn mit Mirzapha-Dschung in nähere Verbindung. Mit 40,000 Mann Eingebornen und 400 Franzosen griffen sie Anaverdhi Khan an, am 3. August 1749 wurde dieser im Treffen getödtet und sein Heer zerstreut. Anaverdhi. Dschunda-Sahib.

Die Sieger waren Herren vom Karnatik und zeigten sich dankbar. Dschunda-Sahib gab den Franzosen die Stadt Wilnur bei Pondichery, Mirzapha-Dschung verhieß ihnen das viel wichtigere, wegen seiner feinen Musseline und Teppiche berühmte Masulipatam. Dupleix verhalf dem Letzteren auch durch seine Kühnheit wie durch seine Kunst, die Häuptlinge der Mahratten und Patanen zu behandeln, zum Sieg und machte ihn zum Herrn des Dekhan. Am 15. Dezember 1750 zog Mirzapha-Dschung in Pondichery im Triumphzug ein, mit ihm im gleichen Palankin Dupleix; zum Zeichen der Brüderlichkeit tauschten sie vor allem Volke Kopfbedeckung und Waffen. Ein Thron war in Pondichery für Mirzapha-Dschung errichtet und Dupleix setzte sich neben ihn und leistete ihm in der Tracht eines Nabob zuerst unter 30 Nabobs und 50 Radschahs den Eid der Treue und der Subahdar ernannte ihn hierauf im Namen des Großmoguls zum Nabob über alle Provinzen südlich vom Fluße Krischna bis zum Cap Comorin, also vom ganzen Süden Indiens — einem Gebiete so groß wie Frankreich! 30,000.000 Menschen hingen von Dupleix ab, er ward mit dem Befehl über 7000 Reiter betraut, der König oder Subahdar erließ keinen Befehl, den Dupleix nicht unterzeichnet hatte, nur in Pondichery, sonst nirgends im Dekhan, durften Münzen geprägt werden. Macht der Franzosen.

Alles ist riesig in diesem Indien, auch das Steigen und Fallen. Eine Empörung brach im Heere des Mirzapha aus. Bussy-Castelnau, der Vertraute des Dupleix, schlug mit seinen Franzosen die Empörer in die Flucht, aber Mirzapha-Dschung wagte sich im Gefechte zu weit vor und fiel von vielen Stichen durchbohrt. Bussy rächte ihn und erhob einen Oheim des Gefallenen, Salabut-Dschung, auf den Thron und vertheidigte ihn siegreich gegen die Heere der Mahratten. Die französische Handelsgesellschaft erhielt zum Dank die Circars oder Kreise von Condavir, Mustapha-Nagar, Ellora, Radschamundri und Tschicacale oder die ganze Küste von Orissa als Lehen, ein Gebiet, welches ihr 15,000.000 Livres eintrug. Die Franzosen beherrschten also jetzt ein Drittel von ganz Indien. Der Großmogul bestätigte Alles, er bat sogar um die Hand der jüngsten Tochter von Dupleix. Bussy. Salabut.

Begreiflich, daß jeder solche Fortschritt für die Engländer wie ein Stoß in's Herz war; sie thaten Alles, was sie den Franzosen in den Weg legen konnten: sie unterstützten Mohammed Ali, den Gegenbewerber des Tschunda- Engländer.

Sahib, der sich noch in Tritschinapali behauptete. Der Platz war daran sich zu ergeben, als das Genie eines jungen Engländers, eines Gegenbildes von Dupleix, den Dingen eine andere Wendung gab. Damit kommen wir an die geniale Gestalt des Robert Clive.

Er stammt aus einer alten normännischen Familie, welche ein kleines
Clive. Gut in Shropshire besaß, in der Nähe von Market Drayton. Hier, 29. September 1729 geboren, zeigte Robert von früher Jugend ab einen kühnen, unruhigen, wilden und gebieterischen Geist. Kenntnisse hat er sich in der Schule wenig erworben: er galt mit Recht für faul und unbotmäßig, und in der Ver-
Jugend. legenheit, was mit „dem Taugenichts" anzufangen, verschaffte ihm der Vater eine Schreiberstelle im Dienste der ostindischen Handelsgesellschaft, und zwar in Madras. So dachte man ihn von Haus wegzubringen, damit er der Familie keine Schande mache. Die Reise währte über ein Jahr. Clive kam arm an und
Schreiber. fand die Bekannten nicht, an die er empfohlen war. Zum Schreiber und Krämer paßte sein stolzer und eigenwilliger Charakter nicht. Das Klima wirkt sehr auf die Europäer und macht sie anfangs schwermüthig und Clive war von Natur aus zur Melancholie geneigt. Ein unerträgliches Heimweh erfaßte ihn, er fühlte
Selbstmordversuch. sich in Madras so unglücklich, daß er zum Entschlusse kam, seinem Leben durch die Kugel ein Ende zu machen. Er setzte eine Pistole an die Stirn und drückte ab, doch sie versagte; er prüfte Schloß und Stein und zielte zum zweiten Male nach seinem Kopf und sie versagte wieder. In diesem Augenblick trat ein Bekannter in sein Zimmer, und er bat ihn, die Pistole zum Fenster hinaus abzufeuern. Der Schuß ging los. Da erschrack Clive vor sich selber und rief: „So bin ich gewiß zu Etwas bestimmt!" Ja, so war es, er sollte die Macht Englands in Ostindien begründen.

Da brach der Kampf im Karnatik aus und Clive griff wie viele Andere
Soldat. zum Schwert statt zur Feder; wenn der Kampf ruhte, kehrte er wieder in seine Stube zurück. Aber von Tag zu Tag wurde die Lage ernster und that sich Clive durch unerschütterlichen Muth und Scharfblick in der Gefahr mehr hervor. Er wurde Lieutenant, bald von Major Lawrence zum Hauptmann ernannt und mit der Führung eines Zuges betraut, zu dem er den Plan entworfen · durch
Arcot. einen rechtzeitigen Angriff auf Arcot Dschunda-Sahib zu zwingen, von Tritschinapali abzulassen. Die Mannschaft, die er mitnahm, bestand aus 300 Sepoys und 200 Europäern, von ihren 8 Officieren waren nur 2 einmal in einem Gefechte gewesen. Dennoch ging Clive muthig voran und überraschte während eines Gewitters die Besatzung, welche, wie von einem panischen Schrecken erfaßt, davonlief. Sobald er im Besitze der Veste war, wußte Niemand besser, Alles zur Vertheidigung einzurichten, Wälle aufzuwerfen, Lebensmittel einzusammeln, einen Ausfall zu machen und die mit Verstärkung rückkehrenden Feinde zu zerstreuen, als Clive. Bald nahte Radscha Sahib, der Sohn Dschunda-Sahibs, mit 10,000 Mann und vielem Geschütz. 50 Tage lang vertheidigte der 25jährige Hauptmann diese schwache Veste gegen 20fache Uebermacht mit einer Meisterschaft, die nur von einem in Kämpfen ergrauten Krieger zu erwarten war. Seine Ausdauer, seinen Heldensinn wußte er auch den Eingebornen einzuflößen. Malcolm erzählt in seinem Leben Clives, wie die Sepoys, als die Lebensmittel so abnahmen, daß man durch Hunger zur Uebergabe genöthigt zu werden fürchtete, den Hauptmann baten, daß er sie auf den Schleim, in dem der Reis gekocht sei, beschränken möge, das genüge für sie, die Europäer aber möchten die Körner essen. Als ein Häuptling der Mahratten, Morari Row, von Clives Helden-

muth hörte, rief er: „Bisher habe ich nie geglaubt, daß die Engländer fechten könnten; jetzt aber sehe ich, daß sie sich zu schlagen wissen" — und er brach auf, um ihnen zu helfen. Indeß hatten die Belagerer schon eine große Bresche gelegt und beschlossen, zu stürmen vor der Ankunft der Mahratten. Am 14. November, dem Jahrestage, da bei den Moslimen der unverdiente und heldenmüthige Tod Huseins auf der Ebene von Kerbela gefeiert wird, und der Glaube, daß, wer an diesem Tage falle, sogleich in die höchsten Regionen des Paradieses emporgetragen werde, sie zu tollkühnem Wagen entzündet, rückten die Sturmcolonnen an, an ihrer Spitze Elephanten, deren Stirnen mit eisernen Platten bewehrt waren, um die Thore einzudrücken. Aber die sicheren Schüsse der Engländer machten die Elephanten scheu, sie kehrten um und zertraten viele der Stürmer. Das wohlgezielte Feuer lichtete die Reihen der Angreifer, daß sie nach einer Stunde entmuthigt umkehrten, mit einem Verlust von 400 Todten, während die Vertheidiger nur 6 Todte zählten. Wo die Gefahr am höchsten war, da war Clive: als er ein Floß mit 70 Stürmern der Veste nahe kommen sah, richtete er selber das Geschütz und zertrümmerte in 4 Schüssen die Fähre.

Der junge Clive war schnell ein berühmter Mann geworden. Man glaubte, jedes Unternehmen müsse gelingen, welches er leite. Er bekam tausend Mann Verstärkung und schlug jetzt Radschah-Sahib und die Franzosen zweimal. Die Stadt, welche Dupleix an der Stelle seines Sieges mit dem Namen Siegesstadt, „Dupleix-Fatihabad", errichtet hatte, ließ er von Grund aus zerstören, um durch eine Thatsache den Eingeborenen es einleuchtend zu machen, daß die Engländer den Franzosen überlegen seien. In der That nahm der Anhang der Franzosen im Süden der Halbinsel ab und die Engländer waren im Stand, Trintschinopoli zu entsetzen. Dschunda-Sahib fiel in die Hände der Mahratten und wurde getödtet. Ueberall siegten die Engländer. Doch Dupleix war dadurch nicht entmuthigt. Im Talent zu Unterhandlungen hatte er Seinesgleichen nicht, aber er hatte keinen Officier, seit Bussy nach dem Norden abgegangen war, welchen er Clive entgegenstellen konnte. Doch wäre ihm wahrscheinlich durch seine Verhandlungen geglückt, Alles wieder zu gewinnen, zumal als der junge Clive zur Wiederherstellung seiner vom Klima angegriffenen Gesundheit nach England hatte zurückkehren müssen, hätte ihn nicht Frankreich selber geopfert. Die Mitglieder der Handelsgesellschaft zitterten für ihre Dividenden, die Regierung wollte um jeden Preis Ruhe haben. Die französische Handelsgesellschaft verhandelte in London mit der englischen um den Frieden. Dort forderte man unbedingt die Abberufung des Dupleix und diesem wurde bedeutet, er solle seine Stelle selber niederlegen: er aber weigerte sich dessen, wenn man ihm nicht den einzigen Menschen, der seine Erwerbungen in Indien retten konnte, Bussy, zum Nachfolger gebe. — Das wollte man nicht. Man begriff die Größe seiner Pläne nicht; man ahnte nicht, daß man ein ganzes Reich opfere.

Fernere Siege.

Dupleix.

Im August 1754 kam eine Flotte mit 1200 Franzosen an, mehr als genug, um Dupleix wieder zum Sieg zu verhelfen — mit ihnen aber auch einer der Directoren der Compagnie mit unbedingter Vollmacht, Godeheu, ein kleinlicher Mensch, der sich durch Ränke emporgearbeitet hatte und voll Neid war gegen Dupleix' Größe und Genie. Vergebens suchte Dieser das Gefühl der Ehre und des Nationalstolzes in ihm zu wecken: er dürfe nur die Hand ausstrecken, um ein Königreich zu gewinnen. Dupleix mußte abfahren, und zwei Tage nachher unterzeichnete Godeheu mit den Engländern einen Vertrag, in

Godeheu.

Friede.

welchem Frankreich leichtsinnig allen Länderbesitz opferte, den die jahrelangen Bemühungen des Dupleix ihm erworben hatten. Beide Gesellschaften sollten sich nie in die Angelegenheiten Indiens mischen. Keiner ihrer Beamten sollte je ein Amt oder eine Auszeichnung von einem indischen Fürsten annehmen. Alle Eroberungen sollten zurückgestellt werden und der Zustand wie vor dem Krieg sein. Die Engländer, welche übrigens den Vertrag nicht hielten, verzichteten dabei auf einige Festungen, die Franzosen auf ein Königreich. Das war der Gipfel von Thorheit und Schmach.

Während Clive in England als General überall mit Jubel begrüßt und mit dem glänzenden Geschenk eines mit Diamanten besetzten Schwertes bedacht wurde, fand Dupleix keinen Lohn für seine Dienste in Frankreich, keinen Ersatz für die Millionen, die er vorgeschossen hatte *). Seine Gattin starb 1756 in Dupleix † Paris, seine Tochter folgte der Mutter in's Grab. Er selber rang mit Noth und Elend und wurde mit Schmähungen und Kränkungen überhäuft. Als er die Millionen zurückforderte, die er der Compagnie vorgeschossen, hemmte ein Befehl des Königs den Fortgang dieses Processes. Das zehrte die Lebenskraft dieses Mannes auf: „Ich habe meine Jugend, schrieb Dupleix an einen Freund, ich habe meine Glücksgüter, mein Leben geopfert, um mein Volk mit Reichthümern zu beladen und mit Ehren zu überhäufen. Jetzt verlange ich, was man mir schuldet, und werde wie der letzte der Menschen behandelt. Meine Dienste sind Märchen, meine Forderungen Lächerlichkeiten. Man schuldet mir Millionen und ich schmachte im Elend." Der Gram machte am 11. November 1763 dem Leben dieses großen Mannes ein Ende, dem Frankreich, wie sein Geschichtschreiber Henri Martin richtig bemerkt, noch ein Ehrendenkmal schuldig ist **).

Kaum zwei Jahre vergingen, so brach im Nordosten Indiens in jenem Bengalen. Bengalen***), das zu den fruchtbarsten und reichsten Ländern der Erde und jetzt der britischen Krone gehört, der Kampf zwischen Engländern und Eingeborenen aus. Alle europäischen Handelsgesellschaften hatten hier Faktoreien, die Franzosen bei Tschandernagore, die Holländer in Tschinsura, die Engländer in Fort William, wo jetzt die Weltstadt Kalkutta ist. Die Herrschaft über dieses fruchtbare Ostland hatte ein Vicekönig, der dem Namen nach die Oberhoheit des Großmoguls anerkannte, in Wahrheit aber so viel wie unabhängig war. Vom Großmogul Ferochshir hatten die Engländer 1717 einen Befehl an die Statthalter zu Bengalen, Behar und Orissa, erlangt, wornach sie nach Belieben, wo immer sie wollten, kaufen und verkaufen und Kaufhallen errichten konnten, wozu ihnen ein Grund von vierzig Acker Landes angewiesen werden sollte. Dafür müßten sie aber jedes Jahr ein Geschenk von 3000 Rupien an den Großherrn entrichten; auch sei ihnen gestattet, in der Nähe ihrer jetzigen Besitzungen in Bengalen noch 18 andere Orte gegen die Bezahlung der darauf

*) Die Literatur über Dupleix bei Henri Martin, Histoire de France XV. 463—465.
**) Henri Martin, Histoire de France XV. 464.
***) Lassen Ind. Alt. I, 172—74.

liegenden Rente von den Grundbesitzern zu erwerben; überdies müßten ihre Münzen bei den einheimischen Kassen ohne den früher üblichen Abzug angenommen werden*). Die Statthalter wollten jedoch diesen Befehl nicht anerkennen. Dennoch erlangten die englischen Niederlassungen in kurzer Zeit eine große Bedeutung und die Gesellschaft machte gute Geschäfte, so lange der alte Nabob, Aliverdy Khan, lebte. Als dieser aber 1756 starb kam es unter seinem Enkel und Nachfolger, Seradscha Daula, zu heftigem Streit.

Seradscha Daula haßte die Engländer und unterschätzte ihre Macht, meinte er doch, ganz Europa zähle höchstens 12.000 Einwohner. Sein Charakter war wild, sein Verstand schwach: von Jugend auf hatte er Neigung zur Grausamkeit, zu hitzigen Getränken und anderen Ausschweifungen, die seinen Geist entnervten. Den Vortheil, daß die Engländer den Handel Bengalens überhaupt hoben, würdigte er nicht; es ärgerte ihn bloß, daß sie Reichthümer in seinem Land sammelten. Vorwände zu Feindseligkeiten fanden sich bald. Wegen Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatten die Engländer angefangen sich zu befestigen und den Nabob nicht um Erlaubniß gefragt. Einer seiner Zollbeamten war mit Schätzen entflohen und hatte bei den Engländern Zuflucht gefunden. 1756 besetzte Seradscha Daula ohne weitere Verhandlung einige englische Factoreien und rückte mit einem Heer vor das Fort William. Auch die demüthigsten Angebote zum Ausgleich wurden mit Hohn zurückgewiesen: die kecken Fremdlinge sollten aus dem Land. Auf einen Krieg, und zwar noch gegen ein überlegenes Heer waren diese nicht gerüstet. Der Statthalter verlor den Kopf und eilte auf das nächste Schiff. Der Befehlshaber der bewaffneten Macht folgte seinem Beispiel, ein Civilbeamter Holwell übernahm nun die Vertheidigung. Die Mittel waren schwach — 200 Europäer und 1000 Eingeborene und diese hatten nur Luntenflinten. Nach zweitägigem Widerstand ergab man sich. Seradscha Daula ließ sich von seinen Schmeichlern als Sieger preisen und diese Eroberung als die größte That ansehen, welche seit den Tagen Timurs in Indien vollbracht worden sei. Ein Erlaß verkündete, daß nie mehr ein Engländer den Fuß auf sein Gebiet setzen und daß Kalkutta zum ewigen Andenken, wie Gott seine Waffen gesegnet, Alinagore (= Hafen Gottes) heißen solle. Die gefangenen Engländer ließ er vor sich führen, sprach seine Entrüstung darüber aus, daß sie die Frechheit gehabt, das Fort gegen ihn zu vertheidigen, und daß er in ihrem Schatz eine so kleine Summe, nur 50.000 Rupien, gefunden habe, versprach ihnen aber dann „auf das Wort eines Kriegers," daß ihr Leben geschont werden solle**).

Seradscha Daula. Kalkutta.

Aber die Behandlung, die jetzt den Gefangenen widerfuhr, war schrecklicher als der Tod. Die 146 Engländer wurden in ein Gefängniß geführt, das „schwarze Loch" (The black hole), welches bisher nur für einzelne meuterische Soldaten bestimmt und blos 18 Fuß breit und 14 Fuß lang und mit zwei kleinen Fenstern versehen war. Viele meinten, es wäre ein Scherz, allein man trieb die Gefangenen mit den Säbeln in die Zelle, schloß die Thüre mit Gewalt und verriegelte sie. — Es war Hochsommer. Viele litten noch an frischen Wunden; der Dunst, der Durst, die Schwierigkeit des Athmens ward schnell unerträglich. „Wasser, Wasser," riefen die Unglücklichen in Todesängsten. Man

Die schwarze Höhle.

*) Stewart, The History of Bengal. I. 161—370.

**) Orme, der mit Clive 1742 im gleichen Schiffe fuhr und später sein Geschichtschreiber wurde, History of the military transactions in Hindostan. II. 29—70.

brachte zwei Schläuche an die kleinen Luftlöcher, konnte sie aber durch die eisernen Stangen nicht hineinschaffen. Nun entstand darin ein solches Drängen zum Fenster hin, um ein paar Tropfen Wasser zu erlangen, daß Mehrere zu Tod getreten wurden. Holwell rief dem wachhabenden Officier zu, er werde ihm am anderen Morgen 1000 Rupien zahlen, wenn er den Gefangenen noch ein anderes Zimmer verschaffe. Doch Dieser kam bald mit der Antwort zurück, der Nabob schlafe und man dürfe denselben nicht wecken. Nun drängten Andere zu der Thüre hin, um dieselbe einzusprengen, aber die Riegel waren zu fest. Manche schrieen den Wachen alle möglichen Beleidigungen zu, um sie zu reizen, in's Gefängniß zu feiern, um schnelleren Tod zu erlangen. Vergebens. Die Soldaten brachten Lichter an die Fenster und schienen Freude zu haben an dem Schmerzensgeschrei und den verzweifelten Bewegungen der Gefangenen, von denen einige wahnsinnig wurden. Auf das Heulen der Verzweiflung folgte bald Todesstille. Um zwei Uhr in der Nacht lebten nur noch 50 von 146; und als am Morgen mit Mühe die Thüre geöffnet wurde, schwankten nur noch 23 Gestalten, mehr Gespenstern als Menschen ähnlich, aus der schrecklichen Höhle, aus welcher man 123 Leichen schaffte, die schnell in eine Grube geworfen und verschüttet wurden. Muselmännische Geschichtschreiber sagen, der Nabob habe diesen Gräuel nicht angeordnet; er habe Nichts davon gewußt; allein er machte sich zum Mitschuldigen, indem er am anderen Morgen kein Wort des Mitleids oder Bedauerns für die Armen hatte, sondern ihnen nur drohte, wenn sie die verborgenen Schätze nicht herausgäben. Holwell wurde vor ihn gerufen, mußte aber von zwei Wachen getragen werden, denn er konnte nicht mehr gehen, und ward mit weiteren Mißhandlungen bedroht, wenn er die Schätze nicht anzeige, und mit zwei anderen Vorstehern in einen Kuhstall gesperrt, wo man ihnen nur Reis und Wasser zur Nahrung gab und sie mit Eisen belud. „Der Tod, äußerte Holwell später, würde mir damals als die größte Gunst erschienen sein, welche mir der Tyrann erweisen konnte."

Die Kunde von dieser schrecklichen Nacht, vom Verlust der Faktoreien kam im August nach Madras und erweckte einen Schrei nach Rache. In wenig Stunden war Alles schon angeordnet zu einem Zug nach Bengalen, 900 Mann englisches Fußvolk, 1500 Sepoys, und Clive zum Befehlshaber ernannt. Er war nämlich 1755 wieder nach Asien gesegelt, nachdem er von der Compagnie zum Gouverneur der Festung St. David und vom König zum Oberstlieutenant ernannt worden war. Unterwegs hatte er dem Seeräuberstaat Angria an der Küste von Koromandel ein Ende gemacht und reiche Beute gewonnen.

Clive

Im Dezember traf Clive mit seinem kleinen Heer in Bengalen ein, nahm Kalkutta wieder (2. Januar 1757) und erstürmte die Stadt Hugly. Seradscha Daula schwankte zwischen Schrecken und Wuth. Er brach mit 40.000 Mann gegen das Häuflein Engländer auf, er machte den Franzosen den Antrag, mit ihrer Streitmacht sich ihm anzuschließen. Er sandte aber auch an Clive und versprach Entschädigung. Dieser unterhandelte, rückte aber zugleich unaufhaltsam vor. Es war sein Grundsatz, die Inder hätten kein Gefühl für Ehre, man dürfe ihnen gegenüber Bestechung, Meineid und Fälschung unbedenklich anwenden, man habe keine Verbindlichkeit gegen Leute, die selber nie ihr gegebenes Wort hielten; die Asiaten seien treu- und gewissenlose Menschen, die man mit gleicher Münze

Unterhandlung

bezahlen müsse. *) — Was der Nabob anbot, war viel, nicht blos alle früheren Privilegien, das Recht, Kalkutta zu befestigen, die Befreiung englischer Waaren von allen Gebühren und Zöllen, die Zurückgabe von allen geplünderten Gegenständen, ja sogar inniges Schutz- und Trutzbündniß. Von der schwarzen Höhle aber war dabei keine Rede und dennoch nahm der Rath von Kalkutta dieses Angebot ab. — Clive sah dies als günstige Gelegenheit an, der Stellung der Franzosen in Tschandernagore ein Ende zu machen, was ihm in wenig Tagen gelang, den Nabob aber sehr erbitterte, denn es sei auf seinem Gebiet geschehen und er habe es nie gebilligt. Auf einmal schlug der Nabob um, schrieb an Bussy um schleunige Hilfe gegen die Engländer, was diesen wieder bekannt wurde, so daß sie Ausweisung der Franzosen von seinem Gebiet verlangten. All' dies brachte Clive zur Ueberzeugung, daß nur in einem Schlage Heil zu finden sei. Einen solchen hatte er gleich im Beginne versucht und war während eines dichten Nebels in das feindliche Lager eingedrungen und hatte dasselbe in etwa zwei Stunden unter großem Gemetzel durchkreuzt. Nur der Umstand, daß der Nebel nicht fiel, wie es gewöhnlich um acht Uhr zu geschehen pflegt, und daß die Engländer sich in Folge dessen verirrten, war Schuld, daß die Schlacht keine entscheidende wurde, und daß Clive einen für sein kleines Heer bedeutenden Verlust von 120 Europäern und 400 Sepoys erlitt. Doch hatte seitdem Seradscha eine große Angst vor der verzweifelten Thatkraft des „Tapferen im Krieg", wie er Clive zu nennen beliebte. Aber die Maßregeln des Mannes waren schwankend und das mußte ihn verderben; denn außer der Kühnheit Clives hatte er Verrath im eigenen Lager zu fürchten. In Murschidabad bildete sich eine Verschwörung, den verhaßten und unfähigen Seradscha Daula abzusetzen und dessen General Mir-Dschaffir auf den Thron zu erheben. Der letztere versprach den Engländern eine glänzende Entschädigung und Lohn für ihre Soldaten und verhieß mit einer Abtheilung des Heeres zu ihnen überzugehen. Clive dagegen versprach, Mir-Dschaffir auf den Thron zu erheben. Ein reicher Hindukaufmann Omichund, welcher viele Geschäfte mit den Engländern bisher gemacht hatte, war der Unterhändler. Auf einmal drohte Omichund jedoch, er werde die Verschwörung dem Nabob mittheilen, wenn man ihm nicht als Belohnung 3 Millionen Gulden zusichere und einen ihn betreffenden Artikel in den Vertrag zwischen den Engländer und Mir-Dschaffir aufnehme. Das Leben aller Verschworenen stand in Gefahr, der Ausschuß war in Verlegenheit, was zu geschehen habe. Clive aber fand rasch ein Auskunftsmittel: man solle Omichund versprechen, was er verlangt, und diesen Schurken mit seinen eigenen Kunstgriffen schlagen; bald werde Omichund von ihnen abhängen und dann brauche man das Versprechen nicht zu halten. Der Rath wurde befolgt und, um den schlauen Hindu zu täuschen, ein echter und ein falscher Vertrag geschrieben: im falschen war Omichund mit seiner Forderung genannt, im echten nicht, und als der Admiral Watson aus persönlicher Ehrenhaftigkeit sich weigerte, den falschen Vertrag zu unterzeichnen, trug Clive kein Bedenken, die Handschrift des Admirals fälschen zu lassen, denn es sei gerecht, einen Betrüger zu betrügen.

Verschwörung.

Mir-Dschaffir.

Jetzt war das Netz gestellt und Clive begann in einem Schreiben den Nabob des Verrathes zu bezichtigen und zu bedrohen, worauf der Nabob mit 15.000 Reitern und 35.000 Mann zu Fuß, 40 großen Kanonen und einigen kleineren Geschützen gegen die Engländer aufbrach. Clive hatte nur 3000 Mann, bennoch überschritt er den Hugly, obschon er überzeugt war, daß keiner der Seinen über denselben zurückkehren werde, wenn er eine Niederlage erleide.

Sieg bei Plassey.

*) Orme. B. 6, 7 und 9. Malcolm, The life of Lord Clive. London 1836. I. 310.

Gegen die Ansicht des Kriegsrathes faßte Clive den festen Entschluß, Alles zu wagen, und so kam es am 23. Juni 1757 zur Schlacht bei Plassey, welche über den Besitz von Bengalen entschied. Die Hindu griffen an, aber ohne rechten Erfolg, obwohl sie in 18facher Ueberzahl waren. Von Verräthern erhielt der Nabob den Rath, sich zurückzuziehen. Er befahl es und die Engländer griffen die sich wendenden Truppen an und zerstreuten sie und nahmen sämmtliches Geschütz und Gepäck und zwar blos mit einem Verlust von 22 Todten und 55 Verwundeten. —

Während der Schlacht hatte Mir Dschaffir sein Versprechen, zu den Engländern überzugehen, nicht gehalten; sobald aber der Sieg entschieden war, ging er zu ihnen über und Clive that kluger Weise, als ob er von diesem Verrath Nichts merkte, und begrüßte den Zitternden als Freund und Nabob von Bengalen, Orissa und Behar. Beide brachen dann nach Murschidabad auf, wohin Serabscha Daula schimpflich geflohen war. Hier riethen dem Unglücklichen Einige zum Widerstand, Andere zur Flucht. Das Letzte entsprach seinem feigen Charakter am besten und Serabscha Daula floh mit den kostbarsten seiner Edelsteine und der schönsten seiner Frauen auf einem kleinen Boot über den Ganges, wurde jedoch von einem Landmann, dem er vor Kurzem hatte die Ohren abschneiden lassen, erkannt und nach Murschidabad gebracht. Hier flehte er auf den Knieen um sein Leben. Mir Dschaffir empfand Mitleid; sein Sohn ließ aber den Unglücklichen in der Nacht tödten.

Mir Dschaffir Nabob.

Serabscha Daula.

Sofort setzte Clive Mir Dschaffir unter großen Feierlichkeiten als Nabob von Bengalen ein, der dafür den Siegern das freie Eigenthum über alles Land innerhalb des Mahrattengrabens und alle Gefälle des Bezirks zwischen Kalkutta und dem Meere, als Entschädigung für Verluste und Bezahlung für Heer und Flotte die Summe von 27,500,000 Gulden verlieh. Clive bekam 2,000,000. Später erklärte er, als man ihm die Annahme im Parlamente vorwarf: „Wenn ich mich erinnere, wie ich in die Schatzkammer des Nabob eintrat, wo rechts und links Haufen von Gold und Silber lagen und obenauf Juwelen, so staune ich noch heute über meine Bescheidenheit.“ Und in der That wäre es ihm ein Leichtes gewesen, das Doppelte und Dreifache zu erlangen, wenn er gewollt hätte. Als Schah Alum, der älteste Sohn des Großmoguls, in Bengalen einfiel und Mir Dschaffir schon verzagen wollte, machte ihm Clive wieder Muth und sprengte mit 450 Europäern und 2500 Sepoys die 40.000 Mann betragende Armee des Gegners auseinander. Der dankbare Mir Dschaffir schenkte ihm nun Ländereien, die jährlich 300.000 fl. abwarfen. Clive war nun eigentlicher Statthalter der englischen Besitzungen in Bengalen und so mächtig, daß der Nabob Nichts wider seinen Willen zu thun wagte. Als Mir Dschaffir, um nur einige Selbständigkeit zu erlangen, insgeheim mit den Holländern unterhandelte und diese 7 große Schiffe mit 1400 Mann den Hugly hinaufsandten, schlug Clive diese zu Land wie zur See so schnell zurück, daß die holländische Behörde die Handlungsweise ihres Admirals tadelte und den Engländern ihre Kriegskosten ersetzte. So war Clive durch seine Unerschrockenheit, durch seinen kühnen Muth und sein Feldherrntalent Sieger über

Sohn der Engländer.

die Franzosen, Statthalter von Bengalen und Begründer der englischen Macht in Ostindien geworden und kehrte, weil das Klima wieder seine Gesundheit angriff, mit hohem Siegesruhm und einem Vermögen, das ihm ein Jahreseinkommen von 400.000 fl. abwarf, ungefähr eine Million nach heutigem Geldwerth, in seine Heimat zurück, wo er von der Regierung als ein vom Himmel gesandter Heerführer, der ohne alle militärische Vorbereitung ein ausgezeichnetes kriegerisches Genie bewiesen, begrüßt, zum Lord Clive, zum Baron von Plassey, zum irischen Pair ernannt und mit einem Sitz im Unterhaus versehen wurde. So lohnte England die Verdienste seiner Söhne und die Begründung von Kolonien.

Wie ganz anders handelte Frankreich! — Im Jahre 1757 hatte im Karnatik der Krieg wieder begonnen und die Franzosen hatten Arkot und selbst Madras wieder eingenommen. Machault hatte kurz vor seinem Fall einige Schiffe nach Ostindien gesendet, die im April 1758 an der Küste des Karnatik erschienen, — 1200 Mann regelmäßiger Truppen und ein neuer Statthalter, der Generallieutenant Graf von Lally, waren darauf, der Abkömmling einer irischen Familie, die Jakob II. in die Verbannung gefolgt war, eigentlich Lally von Tully-Dale genannt, was die Franzosen in Tolendal verwandelten. Lally hatte sich bei Dettingen und Fontenoy ausgezeichnet, er war ein tapferer Officier, aber ohne jeden politischen Takt, hitzig, eigensinnig und unbändig wie ein echter Irländer. Wie Labourdonnais, verfolgte auch er den Plan, die britischen Niederlassungen zu zerstören. Mit Mitteln und Vollmachten, zu Land wie zur See zu handeln, ausgestattet, welche man Dupleix verweigert hatte und welche unter ihm Indien an Frankreich gebracht hätten, ließ der eifrige Lally in derselben Nacht noch, da er das Land betrat, die Truppen gegen das Davidsfort abgehen, und betrieb die Belagerung mit solchem Eifer, daß die Besatzung schon am 2. Juni sich ergab. Das war ein schöner Anfang, aber Lally verfuhr dabei mit einer Rücksichtslosigkeit gegen den Glauben und die Vorurtheile der Eingeborenen, daß diese fortan den Franzosen sich abgeneigt erwiesen. Aus Mangel an Pferden ließ er neben einander Brahminen und Paria vor die Kanonen und Pulverwagen spannen. Er ließ das Davidsfort dem Boden gleich machen und dieser Name verschwindet fortan aus der Geschichte. Er ließ aber auch eine sehr berühmte Pagode zerstören und einige Brahminen, die um den lieben Tempel herumirrten, als englische Spione aufgreifen, vor die Mündung der Kanonen binden und diese abschießen. Dadurch erregte er eine weit größere Bestürzung, als wenn er die Stadt in Brand gesteckt und die Einwohner bis auf den letzten Mann niedergehauen hätte. Die Abneigung der Eingeborenen war schuld, daß er mit einem Versuch auf Tandschur scheiterte; bagegen gelang ihm der Angriff auf Arkot und jetzt wagte er sogar die Belagerung von Madras (Dezember 1758) und, um die Briten vollständig aus dem Karnatik zu vertreiben, rief er Bussy aus dem Dekhan zurück, wo dieser mit so glänzendem Erfolg bisher gekämpft hatte. Es war dies eine verhängnißvolle Maßregel für die Sache Frankreichs in Ostindien. Es gelang ihm, die sogenannte schwarze Stadt von Madras einzunehmen, aber die weiße Stadt oder das Georgsfort vertheidigte sich zwei Monate hindurch mit größter Hartnäckigkeit und siegreich. Im Februar 1759 kam ein englisches Geschwader und jetzt mußte Lally die Belagerung aufheben. Indeß ging auch die ganze Küste von Orissa für die Franzosen verloren und das Dekhan, wo 10 Jahre hindurch so viele Erfolge errungen wurden, und er-

Frankreich.

Lally Tolendal.

Krieg im Karnatik

Madras.

litten die Franzosen zur See, am 2. September 1759, durch Pococke eine Niederlage. Im Oktober erschien Eyre Coote mit einem kleinen Heer im Karnatik und eroberte am letzten November Wandewasch. Alsbald eilte Lally herbei, um den Ort wieder zu nehmen. Alle Warnungen Bussys waren vergebens. Am 22. Januar 1760 kam es bei Wandewasch zur Schlacht, welche die Franzosen trotz ihrer Unerschrockenheit und der Tapferkeit Lallys verloren; Bussy, ihr fähigster Officier, wurde gefangen. Die Engländer wurden jetzt Herren des Karnatik. So sehr war der patriotische Geist, den Dupleix zu wecken verstanden hatte, verschwunden, daß die Franzosen sich selber über ihre Niederlage freuten. Nun gab es noch einen Kampf um Pondichery, welches die Franzosen muthig vertheidigten. Am 16. Januar 1761 mußte sich die Stadt ergeben. Lally nebst 2000 Franzosen wurden kriegsgefangen aus Mangel an Lebensmitteln. Alle trugen die Züge des Hungers, der Ermattung und der Krankheit im Gesicht, als sie die Mauern verließen. Auch die anderen Plätze mußten sich im Laufe des Jahres ergeben und so verschwand die französische Fahne aus dem Karnatik.

Wandewasch. Pondichery.

Nach so ruhmreichen Erwerbungen ein solches Ende! Die Entrüstung war in Paris groß; die öffentliche Meinung verlangte ein Opfer und die Regierung warf ihr Lally hin. Als dieser in England, wohin er als Kriegsgefangener gebracht wurde, hörte, daß die Regierung alle Schuld des Verlustes von Indien auf ihn werfe, der eigentlich Folge ihrer eigenen Kopflosigkeit war, so bat er um Freilassung auf Ehrenwort, bis er in Paris sich gerechtfertigt habe. Er hatte Frankreich immer redlich gedient, wenn er auch in seiner Heftigkeit sich hatte Unbesonnenheiten zu Schulden kommen lassen. Kaum hatte er Paris erreicht, so wurde er in die Bastille geworfen. 19 Monate blieb er hier, ohne daß man ihn verhörte. Seine Feinde waren unerbittlich; sie klagten ihn vor dem Parlament der Bestechlichkeit und des Hochverraths an und dieses verurtheilte den Mann am 6. Mai 1766 wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt und weil er die Interessen des Königs verrathen habe. „Ist das der Lohn für 45jährige Dienste!" rief der Aermste und griff nach einem Zirkel, um sich die Brust zu durchbohren. Am 9. Mai wurde er auf einem Düngerwagen, mit einem Knebel im Mund, nach dem Grèveplatz geführt und enthauptet. Auf Betrieb seines Sohnes nahm sich Voltaire der Sache des Unglücklichen an und seiner Bemühung gelang es, daß das Urtheil des Gerichtshofes 1778 aufgehoben und der Familie alle Ehren und Würden zurückgegeben wurden.

Prozeß Lallys.

Im Frieden zu Paris wurde Pondichery nebst einigen anderen Plätzen den Franzosen zwar zurückgegeben, allein sie durften keine Festungswerke mehr errichten und nicht mehr als 150 Mann Besatzung dahin verlegen. 1770 ging die ostindische Compagnie vollständig zu Grunde. Dagegen gewann England immer mehr Boden. Allmälig und sicher schritt seine Herrschaft über Ostindien voran, wenn sie auch von Zeit zu Zeit durch Fehler der Behörden bedroht schien. Was die Habsucht der Beamten verschuldete, das wendete immer wieder ein außerordentlicher Mann zum Besseren und so hat auch Clive bei einem dritten Aufenthalt nicht blos durch Siege, sondern durch schwierige und heilsame Reformen die Grundlage der englischen Macht in Ostindien neu befestigt.

Englands Erfolge.

Nach seiner zweiten Abreise suchten die Beamten in Bengalen sich rasch zu bereichern. Ein besseres Mittel gab es nicht, als einen Nabob abzusetzen und sich von einem anderen für das Geschenk des Thrones bezahlen zu lassen. So

Clive Statthalter.

umstellten die Engländer in einer Nacht den Palast Mir Dschaffirs und zwangen ihn, die Regierung niederzulegen und in Wilhelmsfort unter dem Schutz der britischen Waffen zu leben, und riefen dessen Schwiegersohn, Mir Kossim, als Nabob aus. 9,000.000 Gulden mußte Mir Kossim der Gesellschaft zahlen und doch hatte sie bald Grund, argwöhnisch sein Verfahren zu beobachten, denn er sann auf Abfall: er vermehrte seine Truppen. Der Grund war, daß ihm seine Lage unerträglich schien. Die Engländer wollten keine Binnenzölle mehr zahlen, sie wollten die Preise der Lebensmittel und Waaren selbst festsetzen, sie mißhandelten seine Beamten. Die Unterhandlungen mit ihm scheiterten und die Unterhändler wurden von den Truppen des Nabob ermordet. Jetzt beschloß der Rath in Kalkutta, Mir Kossim abzusetzen und Mir Dschaffir wieder auf den Thron zurückzuführen. Major Adams nahm mit 600 Europäern und 1200 Sepoys Murschidabad, schlug die Truppen des Nabob auf den Feldern von Geriah, eroberte Mongir, nur Patna blieb noch dem Nabob, der hier, seinen Haß gegen die Engländer zu befriedigen, 150 Gefangene, darunter meist friedliche Kaufleute und ein kleines Kind, mit kaltem Blut am 5. Oktober 1763 niedermetzeln ließ (Massacre of Patna) und dann nach Oudhe zum Fürsten Sudschah ed Daula floh, welcher vom Namenskaiser zu Dehli, Schah Alum, zu seinem Vezir ernannt war. Alle drei Fürsten zogen an der Spitze von 50.000 Mann gegen die Engländer, wurden aber von Major Munro bei Buxar am Ganges, obschon dieser nur 1200 Europäer und 8000 Sepoys zur Verfügung hatte, auf's Haupt geschlagen und ließen 4000 Todte und 130 Geschütze auf dem Felde zurück. Schah Alum bat um Frieden und wurde als der rechtmäßige Herrscher von Hindostan anerkannt und erhielt Allahabad und die andern Staaten des Nabob von Oudhe, weil er ein gefügiges Werkzeug zu werden versprach. Mir Dschaffir starb indeß. Zwischen seinem Sohn und Enkel entstand aber Streit wegen der Nachfolge und die Beamten des Rathes ließen sich 1,400.000 Gulden von jenem zahlen, wofür sie ihn dann als Nabob anerkannten. —

Mir Dschaffir. Mir Kossim. Geriah. Gemetzel zu Patna. Sudschah ed Daula. Buxar.

Die Nachrichten aus Ostindien galten in England für bedenklich. Aller Augen richteten sich auf Clive, der allein die Verwirrung ordnen und den Sturm beschwichtigen könne. Man beschwor ihn in einer Versammlung des Indiahauses das Reich zu retten, das er gegründet habe. Er nahm es an unter der Bedingung, daß sein Feind Sullivan, der ihm so oft entgegengetreten, Vorsitzender der Handelsgesellschaft zu sein aufhöre. Nach einem heftigen Kampf wurde es zugestanden. Clive wurde zum Statthalter in Bengalen und zum Obergouverneur der britischen Besitzungen mit außerordentlicher Vollmacht ernannt: er sollte vom Rath unabhängig sein, nur von einem Ausschuß unterstützt, dessen Mitglieder er aber selber ernennen könne. Im Mai 1765 langte er in Kalkutta an, entschlossen die bürgerliche Verwaltung gründlich umzuändern und den Augiasstall zu reinigen. „Jedermann möchte reich werden, ohne sich durch lange Bemühungen verdient gemacht zu haben; und aus diesem unaufhörlichen Wetteifer entspringt ohne Zweifel jene Unordnung, die wir heilen müssen, wenn wir nicht untergehen wollen, denn das Uebel ist nicht blos bösartig, sondern es steckt auch an." — „Wie tief ist doch, schreibt er in einem anderen Brief, der englische Name gesunken. Ich konnte mich nicht enthalten, Thränen zu vergießen über den verlorenen Ruhm der britischen Nation, der un=

rettbar verloren, fürchte ich. Ich schwöre aber bei dem großen Wesen, welchem wir Alle Rechenschaft ablegen, wenn es eine Zukunft gibt, ich schwöre, daß ich jetzt mit einer Seele nach Indien gekommen bin; die erhaben ist über alle Bestechung. Ich schwöre, daß ich diese großen über unserm Haupte schwebenden Uebel vernichten oder in dem Bestreben, dies auszuführen, zu Grunde gehen werde, zu Grunde gehen will." Clive fand die Mißstände ärger, als er sie sich gedacht hatte, löste aber auch entschlossen sein Wort ein. Er zwang die Mitglieder des Raths, sich seinem Willen zu fügen. Sein Name hatte einen so furchtbaren Klang, daß Sudscha-Daula unbedingte Unterwerfung anbot und selber zu Clive kam, welcher ihm den Rang und Titel eines Vezirs fortzuführen erlaubte und den größeren Theil von Oudhe zurückgab. Die Bezirke Korah und Allahabad gab er als kaiserliches Krongut dem Schah Alum zurück und versprach ihm zugleich im Namen der Gesellschaft eine jährliche Zahlung von 26 Lack Rupien, wofür dieser aber als Kaiser eine Urkunde ausstellen mußte, welche der englischen Gesellschaft die ganze Verwaltung der Provinzen Bengalen, Orissa und Behar übertrug, also ein Jahreseinkommen von 20,000.000 Gulden sicherte. Wie ein Alarich oder Orestes in der Völkerwanderung, so ernannte also Clive Kaiser und Könige in Ostindien. Der Nachkomme Babers und Akbers hieß noch immer Großmogul, war aber ein Schützling der englischen Gesellschaft, und so tief war sein Sinn gesunken, daß er, erfreut über den hohen Gehalt, den ihm die Gesellschaft auszahlte, zu Clive sagte: „Gott sei gedankt, jetzt kann ich mir so viele Tänzerinen halten, als ich will." —

Mißstände.

Nachdem er die indischen Angelegenheiten geordnet, führte Clive einige Grundsätze durch, welche die Herrschaft Ostindiens seither bewahrten. Er verbot die Annahme von Geschenken von Seite der Eingeborenen, er stellte den Privathandel von Seite der Beamten ab, er entschädigte sie dafür durch einen Antheil am Salzmonopol. Mit anderen Worten: er erhöhte den Gehalt der Beamten, welche bisher wegen der schlechten Bezahlung, die sie bekamen, genöthigt waren, von unlauterem Gewinn zu leben, wodurch die furchtbare Unterdrückung und Verderbniß entstanden war; hielt aber nun streng auf die Ehrenhaftigkeit und entließ unerbittlich Jeden, der sich dagegen verfehlte. Nicht minder entschlossen griff er auch bei den Soldaten durch, welche in Bestechlichkeit und in Erwerbsucht mit den Beamten wetteiferten. Ein furchtbarer Bund bildete sich gegen ihn. 200 Officiere, die darauf rechneten, daß die englische Armee ohne ihren Arm nicht aufrecht erhalten werden könne, boten an einem Tag ihre Entlassung an, wenn ihnen nicht eine gewisse Summe ausbezahlt werde.

Grundsätze. Beamte. Heer.

Clive war aber durch keinen Widerstand zu beugen, er kannte keine Furcht, obschon zwei Officiere versprochen hatten, sie würden ihn niederschießen. Er erklärte den Verschworenen, er glaube, er habe es mit Engländern zu thun und nicht mit Meuchelmördern; er werde im Nothfall Schreiber zu Soldaten machen, wie er selber einst Schreiber gewesen. Er stützte sich auf einige treue Officiere und auf die Hindusoldaten, die laut erklärten, sie würden den Helden

nie verlassen, unter dem sie bei Arkot gesiegt hätten. Die Meuterer sahen bald, daß sie sich verrechnet hatten; die Rädelsführer wurden verhaftet und aus dem Dienst gejagt; die jüngeren Officiere bezeugten ihre Reue und die Gemeinen gar keine Neigung, ihren Officieren in der Meuterei zu folgen. So war denn der Widerstand der Armee besiegt.

Clive selber zeigte sich unbestechlich. Er kehrte sogar ärmer nach England zurück, als er gekommen war, aber er blickte immer mit Stolz auf seinen dritten Aufenthalt in Ostindien zurück, und Macaulay stellte in seinem Versuch über Clive den schönen Grundsatz auf, daß Ehrlichkeit die beste Politik sei, nicht blos für die Einzelnen, sondern auch für die Gesellschaft, weil das Leben der Gesellschaft länger währe, als das der Individuen. Es könnten wohl Einzelne durch Treulosigkeit großes weltliches Glück machen, aber nie könne ein Staat durch Bruch der öffentlichen Treue begründet oder befestigt werden. — Die wirksamste Waffe gegen Falschheit sei die Wahrheit, denn Aufrichtigkeit und Redlichkeit seien die höchste politische Weisheit. „Englischer Muth und englische Intelligenz haben weniger gethan, unser orientalisches Reich zu erweitern und zu erhalten, als englische Wahrhaftigkeit. Alles, was wir hätten gewinnen können, wenn wir die Doppelzüngigkeiten, die Ausweichungen, die Erdichtungen, die Meineide hätten nachahmen wollen, welche gegen uns angewendet worden sind, ist Nichts im Vergleich mit dem, was wir dadurch gewonnen haben, daß wir die einzige Macht in Indien sind, auf deren Wort Verlaß gesetzt werden kann. Kein Eid, welchen Aberglaube erfinden kann, kein, wenn auch noch so werthvoller, Geisel flößt den hundertsten Theil des Vertrauens ein, das durch das „Ja, Ja" und „Nein, Nein" eines englischen Gesandten hervorgebracht wird. Keine Festung, wie stark auch durch Kunst und Natur, gibt ihren Insassen eine solche Sicherheit, wie der Häuptling genießt, der auf der Reise durch die Gebiete mächtiger und tödtlicher Feinde mit der britischen Bürgschaft gerüstet ist. Die mächtigsten Fürsten des Ostens können kaum gegen das Erbieten enormer Verzinsung irgend einen Theil des Reichthums hervorlocken, der unter dem Heerde ihrer Unterthanen verborgen ist. Die britische Regierung bietet wenig über 4 Percent und der Geiz beeilt sich, Rupien zu zehn Millionen aus seinen geheimsten Behältnissen hervorzubringen. Ein feindlicher Monarch mag unseren Sepoys Berge von Gold versprechen, wenn sie die Fahne der Compagnie verlassen wollten. Die Compagnie verspricht nur eine mäßige Pension nach langem Dienste. Aber jeder Sepoy weiß, daß das Versprechen der Compagnie gehalten werden wird; er weiß, daß ihm, wenn er hundert Jahre lebt, sein Reis und Salz so sicher sind, wie der Gehalt des Generalgouverneurs, und er weiß, daß es keinen andern Staat in Indien gibt, der ihn nicht den feierlichsten Gelübden zum Trotz in einem Graben Hungers sterben lassen würde, sobald er aufgehört hätte, brauchbar zu sein. Es ist die vortheilhafteste Lage einer Regierung, wenn sie als die einzig vertrauenswürdige inmitten von Regierungen steht, denen Niemand trauen kann" *). —

Ehrlichkeit die beste Politik.

Während seines ersten Aufenthaltes hat Clive die Besitzungen der Gesellschaft vertheidigt, während seines zweiten ihr Bengalen erworben, während seines dritten die Verwaltung geordnet und die Grundlage der Herrschaft gelegt. Wäre er länger geblieben, so wäre es von noch größerem Vortheil für die Gesellschaft gewesen.

*) Macaulay Essays. Tauchnitz Edit. IV. p. 51.

Allein das Klima griff wieder seine Gesundheit derart an, daß er Ende Januar 1767 nach Europa zurückkehren mußte. Er fand aber dießmal den Lohn seiner Verdienste nicht, obschon er während seines dritten Aufenthaltes Nichts für sich erworben, sondern sein Vermögen vielmehr verringert hatte. All' die Diebe und Bedrücker, die er aus Indien vertrieben hatte, sowie seine alten Feinde im Indiahaus waren jetzt in England thätig gegen ihn. Der rasch erworbene Ruhm und Reichthum, welch' letzteren er auch gern zur Schau stellte, erweckten den Neid. Die Nabobs, so nannte man die Engländer, die in Ostindien schnell zu einem Vermögen gekommen waren, dienten schon länger den Pamphletisten und Lustspieldichtern zur Zielscheibe des Spottes und Clive galt als der erste unter den Nabobs. Dazu kamen Unglücksfälle in Indien. 1770 blieb der gewöhnliche Regen in Bengalen aus; die Reisfelder konnten die erwartete Ernte nicht liefern und eine schreckliche Hungersnoth begann, die in vielen Orten die Hälfte oder ein Drittheil der Einwohner vernichtete. In England hieß es, Diener der ostindischen Gesellschaft hätten allen Reis aufgekauft, um ihn nachher zehnmal theurer wieder zu verwerthen, und derart alles Elend verschuldet. Der allgemeine Haß richtete sich jetzt gegen Clive, der an der Hungersnoth vollkommen unschuldig war, und die indischen Angelegenheiten kamen zur Verhandlung im Parlament und Clive wurde dabei zum besonderen Gegenstande des Angriffs gemacht, zumal Sullivan alles Ungemach, alle Verlegenheiten der letzten Jahre seinen selbstherrischen, einsichtslosen Maßregeln und seinem Raubwesen zugeschrieben hatte. Der Angeklagte vertheidigte sich nach seiner eigenthümlichen Art, indem er zum Angriffe überging, in einer glänzenden Rede, die selbst den Beifall Pitts erlangte: die Regierung habe gefehlt; sie hätte den Freibrief der Compagnie längst genau untersuchen und eine diesen großen Besitzungen angemessene Regierungsform aufstellen sollen; statt dessen habe sie Nichts, gar Nichts gethan, im Gegentheil, dieses ganze indische Gemeinwesen wie eine Südseeschwindelei behandelt und nur darauf gesonnen, so viel daraus zu ziehen, als im Augenblick nöthig war, bloß an die Gegenwart und nie an die Zukunft gedacht. Ihm habe man in der höchsten Noth, wo die Leitung voll Gefahr war, diese Leitung übertragen und er habe sie übernommen und seine glückliche Lage verlassen („denn ich war glücklich in der Erinnerung meiner Thaten und Verdienste, glücklich in meiner Familie, glücklich in meiner gesellschaftlichen Stellung, glücklich in allen Dingen, ausgenommen in der Gesundheit, die ich im Dienste der Compagnie verloren habe und nicht mehr gewinnen werde"), verlassen, um in ein fernes ungesundes Land zu gehen und dort das undankbare Geschäft der Verbesserung aller Art zu übernehmen. Das große Geschenk, das er von Mir Dschaffir angenommen, behandete er als eine Kleinigkeit nach dem Maßstab dortiger Verhältnisse. Clive selber beklagte sich später, man habe ihn im Parlament wie einen Schafdieb behandelt und man hätte lauter Blasenpflaster angewendet, um ihn bis auf den Grund zu sondiren. Doch vermochte er weder die Anklage des an Omichund begangenen Betrugs, noch die wegen der Fälschung der Handschrift Watsons abzuweisen. Es waren dies allerdings große Flecken. Allein Clive hatte auch unläugbar große Verdienste. Das fühlten sehr ehrenwerthe Mitglieder des Parlaments und demgemäß fiel auch das Urtheil seiner Richter aus. Das Parlament beschloß nämlich (21. Mai 1773), Lord Clive, Baron von Plassey, habe zur Zeit der Absetzung des Seradscha ed Daula und der Erhebung Mir Dschaffirs auf den Thron von Bengalen allerdings eine Summe von 234.000 Pfund Sterling für sich erworben und das sei durch Mißbrauch der ihm anvertrauten Macht und zum bösen Beispiel der übrigen öffentlichen Diener geschehen; zu gleicher Zeit habe Lord Clive dem Vaterland große und wichtige Dienste geleistet. Das hieß den Mann, welchen

Clive in England angegriffen

im Parlament.

Vertheidigung.

Urtheil.

seine Gegner als einen neuen Verres hinstellten, freisprechen. Uebrigens wurde beschlossen, alle Erwerbnisse und Besitzungen, welche durch die bewaffnete Macht oder durch Verträge mit fremden Fürsten erworben wurden, seien Staatseigenthum. Die Verwendung solcher Erwerbnisse zum Vortheile eines im bürgerlichen und Kriegswesen Angestellten sei ungesetzlich und müßten diese Erwerbnisse zurückgestellt werden.

Clive war also so viel als freigesprochen und hatte fortan keine parlamentarischen Angriffe mehr zu leiden. Aber diese Angriffe und Beleidigungen hatten auf seine stolze Seele einen tiefen Schatten geworfen. Von Jugend auf hatte er Hang zur Schwermuth, die jetzt in der Ruhe, wo die reichen Kräfte seiner Seele nicht gespannt waren, nur stärker hervortrat; dazu kamen noch Anfälle einer Krankheit, die er sich in Ostindien geholt hatte, und deren Schmerzen er nur durch Genuß von Opium betäuben konnte. Zum dritten Male kam der Entschluß zum Selbstmord und diesmal wurde er vollzogen, gerade in der Zeit, als ihn die Regierung zum Oberbefehlshaber des Heeres ernennen wollte, welches den Aufstand der Nordamerikaner niederschlagen sollte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre dann die englische Regierung Siegerin über die Kolonien geworden.

Clives Schwermuth.

Selbstmord.

Was Clive angebahnt, setzte der nächste Statthalter, Warren Hastings, fort — eine geniale Natur, doch weniger Krieger als Staatsmann, eifrig für englisches Interesse wie Clive, und nicht weniger rücksichtslos, wenn es die Durchführung seiner Pläne galt.

Warren Hastings

Warren stammt von einem Seitenzweig der Familie der Grafen von Huntingdon, welche ihren Ursprung vom normannischen Seekönig Hastings ableiteten *). Seine Familie war heruntergekommen. Das Gut Daylesford hatte sie verkaufen müssen. Der Anblick des Schlosses seiner Ahnen, das in die Hände Fremder gekommen war, erweckte in seiner jungen Seele den Wunsch, es zu erwerben, und nie ist ein Plan entschiedener festgehalten worden, als dieser und nach einem Leben voll Kampf, voll kühner und verwegener Thaten, ist Warren Hastings in der That als Herr von Daylesford gestorben. Hastings sagte später selber: „es war eine meiner Lieblingsunterhaltungen, am Ufer jenes Baches zu liegen und zu träumen. Ich erinnere mich, daß ich dort an einem schönen Sommertage, als ich kaum 7 Jahre alt war, zuerst den Entschluß faßte Daylesford zurückzukaufen; ich hing damals ganz von Leuten ab, welche selbst kaum gegen Mangel geschützt waren, und doch ist der Traum des Knaben, der ihm damals schon nicht als unvernünftig erschien, nie wieder aus seinem Geist entschwunden. Gott weiß, daß es in meiner Laufbahn Zeiten gegeben hat, wo die Erreichung dieses oder irgend eines anderen Zieles eines ehrenhaften Ehrgeizes unmöglich zu sein schien, und doch habe ich die Erfüllung meines Wunsches erlebt." — Warren wurde als armer Knabe in der Dorfschule erzogen. Ein Oheim sandte ihn dann in eine gelehrte Schule, wo Warren rasche Fortschritte machte, aber schlecht genährt wurde, so daß er später die Dürftigkeit seiner Gestalt der schlechten Kost zuschrieb. In der Westminsterschule dagegen wurde er bald der erste. Zugleich zeichnete er sich aus als Schwimmer und Bootführer und wurde der Liebling und der Tonangeber seiner Mitschüler, unter denen der jetzt noch so berühmte Dichter Cowper und Impey, später Oberrichter in Ostindien, waren; beide bewahrten ihm ihr ganzes Leben hindurch eine warme An-

Jugend.

Schule.

*) Vgl. B. II. dieses Werkes, S. 648.

hänglichkeit. Gern hätte Warren sich dauernd den Studien gewidmet, allein sein Wohlthäter starb und der nächste Verwandte, der für ihn zu sorgen hatte, suchte sich dieser Sorge um ihn so schnell als möglich dadurch zu entledigen, daß er ihm eine Schreiberstelle in der ostindischen Compagnie verschaffte. Vergebens erbot sich der Rector der Schule, die Erziehung seines besten Schülers auf eigene Kosten zu vollenden, da er einer der ersten Gelehrten seiner Zeit zu werden verspreche. — Warren wurde rasch in die nöthigen Kenntnisse in der Arithmetik und Buchhalterei eingeweiht und 1750 nach Bengalen geschickt und in einem Bureau in Kalkutta verwendet. Zwei Jahre später kam er nach Murschidabad und als Seradscha-Daula den Engländern den Krieg erklärte, fügte es sein glücklicher Stern, daß einige Beamte der holländischen Compagnie sich seiner annahmen und daß er nicht mit den anderen Unglücklichen in die schwarze Höhle gesteckt wurde. Unter Clive war er dann einige Zeit Soldat, doch bemerkte der Feldherr, welcher den Engländern Bengalen erwarb, schnell die hervorragenden diplomatischen Talente des jungen Mannes und stellte ihn am Hofe des neuen Fürsten Mir Dschaffir als den Vertreter der Compagnie an. Warren blieb in Murschidabad bis 1761, wo er als Mitglied des Rathes nach Kalkutta versetzt wurde. Im Jahre 1764 kehrte er, nachdem er sich ein mäßiges Vermögen erworben hatte, nach England zurück, wo er mit seinem Erwerb arme Verwandte unterstützte, aber auch bei der Universität Oxford die Gründung eines Lehrstuhls zur Pflege persischer Literatur zu erreichen suchte, denn der Sinn für Wissenschaft verließ ihn sein ganzes Leben nicht und als Statthalter von Bengalen hat er für das Aufblühen orientalischer Studien sein Mögliches gethan.

Nach Bengalen. *Wieder in England.*

Nach vierjährigem Aufenthalt in England fühlte sich Hastings wieder arm und bewarb sich bei den Directoren der Compagnie um eine Anstellung und wurde alsbald, unter Belobung seiner Geschicklichkeit, zum Mitglied des Rathes in Madras ernannt 1769. Dort leistete er der Gesellschaft große Dienste, so daß er 1772 die Stelle eines Statthalters von Bengalen erhielt. Hatten Clives Siege den Engländern dieses große Gebiet unterworfen, so verschaffte jetzt Warren Hastings durch seine Maßregeln ihrer Herrschaft Dauer. Er machte zunächst der kostspieligen Doppelregierung, welche Clive hatte bestehen lassen, ein Ende. Bisher hatte die Compagnie die wirkliche Herrschaft und der Nabob ihren Schein; ein Minister desselben besorgte die Rechtspflege, die Erhebung der Steuern und die Aufrechterhaltung der Ordnung. Er hatte ein Einkommen von 100.000 Pfund. Der Nabob war eine bloße Staatspuppe, dessen Name auf den Münzen und öffentlichen Urkunden prangte. Dabei hatte er ein Einkommen von 320.000 Pfund und er konnte Tänzerinnen halten, so viel er mochte. Die eigentliche Regierung saß in Kalkutta und nicht in Murschidabad.

Statthalter in Bengalen. *Einheit der Gewalt.*

Als Clive die Regierung einrichtete, hatten sich zwei Eingeborene um die Stelle eines Ministers beworben: ein geschickter, ehrenhafter Mohammedaner, R h e z a - K h a n, und ein reicher Brahmine, N u n k o m a r. Da der letzte zwar talentvoll und erfahren, aber ein Meister in allem Lug und Trug war, so gab Clive dem Mohammedaner den Vorzug. Der schlaue Hindu konnte seine Zurücksetzung nicht verwinden und verstand durch seine Werkzeuge bei den Directoren in London Verdacht gegen Rheza-Khan zu erwecken. Warren Hastings bekam auf

Rheza-Khan.

einmal Befehl, den Minister zu verhaften und eine Untersuchung über seine ganze Verwaltung anzustellen. Es geschah. Rheza-Khan wurde in der Nacht verhaftet, und Schitab-Rai, ein Afghanenhäuptling, der mit der Verwaltung von Behar beauftragt war, kam mit in die Untersuchung. Nunkomar machte den Ankläger, vermochte ihnen aber kein Verbrechen zu beweisen: sie wurden freigesprochen und mit geziemenden Ehren behandelt, aber nicht mehr in ihre Stellung eingesetzt, überhaupt kein Minister mehr ernannt: dieses Amt vielmehr abgeschafft, die Handelsgesellschaft übernahm die ganze Verwaltung. Das war wohlfeiler als die bisherige Doppelregierung. Desgleichen wurde dem Großmogul in Delhi der bisherige Gehalt gestrichen, zumal er den Engländern sich feindselig gezeigt und den Mahratten Allahabad und Korah, mit denen er früher Lord Clive belehnt, abgetreten hatte. Warren ließ durch die englischen Truppen beide Bezirke rasch besetzen und trat sie um die Summe von 50 Lack Rupien an den Nabob von Oudhe ab und half so den finanziellen Bedrängnissen der Gesellschaft ab. — Nunkomar.

Das war ein Handel, durch den dieser Statthalter der Gesellschaft, deren eifriger Diener er war, aus ihrer Geldverlegenheit half. Schlimmer war ein anderer, obschon er nur den gleichen Zweck hatte. Der Nabob von Oudhe war im Streite mit den Rohillas, jenem tapferen, edlen Afghanenstamme, der ein Jahrhundert zuvor für Hülfe, die er den Baberiden leistete, mit Speerlehen in dem Gebiete zwischen dem Himalaya und dem Ganges belohnt worden war. Rohilkund (Gebirgsland), wie das Gebiet seitdem hieß, blühte auf unter der milden Herrschaft dieser tapferen Männer, das fruchtbare Land glich einem fortdauernden Garten. Sie hatten nie Etwas gegen die Engländer gethan, dennoch schloß der Statthalter von Bengalen einen Vertrag, wornach eine englische Truppenabtheilung, deren Erhaltung der Nabob bestritt, ihm bei der Eroberung des Landes beistehen und dafür die Gesellschaft, wenn das Ziel erreicht, die Summe von 40 Lack Rupien erhalten sollte. Der Kampf begann im Jahr 1774. Die Rohillas stritten mit dem Muth von Löwen, erlagen aber der europäischen Kriegskunst und Disciplin in der Schlacht bei Kattara (23. April 1774). Ihr Fürst, dessen Tapferkeit selbst seine Feinde bewunderten, fand in der Schlacht den Tod. Der Nabob führte den Krieg mit Feuer und Schwert in barbarischer Weise. Die Frauen des Gefallenen baten die Engländer heimlich um Reis mit Wasser: „Hafis ist erschlagen und seinen Kindern bleibt keine Spanne dieses Landes. Sie sind herausgerissen aus ihren Wohnungen, nackt und entblößt wurden sie der Hitze, dem brennenden Sand und allen Winden ausgesetzt. Gestern war ich noch die Gebieterin über Hunderttausende und jetzt fehlt mir ein Schluck Wasser; wir sind alle unschuldig, und hat Jemand gefehlt, so ist es der Fürst. Weshalb züchtigt man nun die Familie und die Kinder für die Vergehen des Vaters? Besser ist der schnelle Tod durch den Dolch, als die lange Pein durch Hunger und Durst." — Hastings hatte Nichts gethan, um das Loos der Besiegten zu sichern. Das Land, das einst ein fortlaufender Garten war, wurde eine ungesunde Sumpf- und Moorgegend. Begreiflich, daß der englische Name beim ganzen Volke verhaßt wurde und daß Viele den Glauben der Väter verließen und sich den Sikhs zuwandten, nur um an den Engländern einst Rache nehmen zu können. Rohillas.

Daß britische Truppen verwendet wurden, um eine freie Bevölkerung der Laune und Grausamkeit eines asiatischen Despoten zu überliefern, mußte jedes englische Herz empören. Gerade jetzt landeten die Mitglieder des Obergerichtes und des Rathes, welche die Regierung zur Ordnung der Angelegenheiten Ostindiens entsendet hatte. 1773 hatte nämlich Lord North die Regulirungs- Regulirungsacte.

acte durchgesetzt, nach welcher der Statthalter von Bengalen die Aufsicht über die anderen Besitzungen der Compagnie führen und vier Räthe zur Seite haben und ein oberster Gerichtshof, aus einem Oberrichter und drei unteren Richtern bestehend, in Kalkutta errichtet werden sollte. Im Rathe hatte der Statthalter nur eine Stimme, in Ausführung der vom Rathe gefaßten Beschlüsse dagegen war er unumschränkt. Der Statthalter wie die Räthe sollten ihren Posten 5 Jahre innehaben. Einer der Räthe, Barwell, war schon Beamter in Ostindien, die drei anderen kamen aus England, unter ihnen Philipp Francis, wahrscheinlich der Verfasser der Briefe des Junius, ein stolzer schonungsloser Mann, der gerne Alles schlecht und verächtlich fand. Unterwegs hatten die Räthe viele Klagen wider Hastings gehört und waren, durch mangelnde Empfangsfeierlichkeiten überdies noch gereizt, zum Voraus bereit über den Statthalter zu richten und ihn schuldig zu finden. Da nur Barwell mit Hastings hielt, hatten sie im Rathe die Mehrheit und verwarfen alsbald die Unterhandlungen mit dem Nabob von Oudhe, riefen die englischen Regimenter aus Rohilkund zurück und griffen die wichtigsten Maßregeln des Statthalters an, die richterlichen, wie die finanziellen, brachten aber auch Alles in ihrer gänzlichen Unkenntniß der Verhältnisse in Verwirrung.

Francis. Unordnung.

Die Inder schlossen schnell aus dem, was vorging, daß Hastings ein gefallener Mann und alle Gewalt bei den Räthen sei. Alsbald liefen eine Menge Beschwerden über den Statthalter ein. Nunkomar, welcher Hastings längst grollte, und ihn noch mehr haßte, seit er ihm alle Aussicht benommen, Minister zu werden, trat sogar mit einer schriftlichen Anklage vor die Räthe: der Statthalter habe Aemter verkauft und Bestechung angenommen, um Schuldige, wie Rheza-Khan, entrinnen zu lassen. Der Statthalter weigerte sich die Räthe als seine Richter anzuerkennen und läugnete, daß sie gegen ihn den Prozeß beginnen dürften: sie könnten höchstens als Ausschuß die Zeugen abhören und über das Ganze an die Directoren in England berichten. Uebrigens beruhe die Anklage auf grober Lüge. Die Mehrheit aber wollte den Prozeß beginnen und Nunkomar vorlassen. Da verließ Hastings mit Barwell die Sitzung.

Hastings angeklagt. Nunkomar.

Ehe nun die Sache weiter schritt, geschah ein Schlag wider Nunkomar. Ein eingeborner Kaufmann klagte Nunkomar der Fälschung an und vermochte vor englischen Geschworenen seine Anklage zu beweisen und der oberste Gerichtshof, dem Impey vorsaß, verurtheilte den Schuldigen zum Tod durch den Strang. Keine Verwendung der drei Räthe vermochte den Unglücklichen zu retten. Der 70jährige Nunkomar, das Haupt der Brahminen, endete am 5. August 1775 am Galgen. Ein Brahmine sollte jedoch wegen keinerlei Verbrechen nach indischer Ansicht hingerichtet werden. Ein Schrei der Verzweiflung erhob sich daher unter den Eingebornen, als das Brett unter den Füßen des Verurtheilten weggezogen wurde und er am Galgen baumelte. —

Eines war den Hindu aus der Hinrichtung Nunkomars klar geworden: der Statthalter war doch mächtiger als die Mehrzahl der Räthe, er konnte jeden Gegner zermalmen, und sicher schrieben sie die Anklage wider Nunkomar dem Betriebe von Hastings zu. Fortan war der Statthalter von keiner Anklage von

Seite eines Eingebornen weiter belästigt. Die Engländer in Ostindien waren ohnehin für ihn, denn er förderte ihre Sache. Bald starb einer der drei gegnerischen Räthe und jetzt hatte Hastings, dessen Stimme die entscheidende war, das Uebergewicht: unbedingt herrschte er nun in Ostindien. Er ließ zur Gleichmäßigkeit der Besteuerung eine neue Vermessung vornehmen, er machte den Diebsbanden ein Ende, er führte Bezirksgerichte für geordnete Rechtspflege ein, er hielt die öffentliche Ruhe aufrecht, er hob die drückende Steuer auf Heirathen auf, er verschaffte England durch Subsidienverträge mit den einheimischen Fürsten das Uebergewicht. Seiner Thatkraft verdankt es England, daß Frankreich während des amerikanischen Befreiungskrieges keinen Angriff auf Ostindien wagte; den Ausfall, den England in der westlichen Welt erlebte, suchte Hastings mit Erfolg in der östlichen auszugleichen.

Uebrigens wurde vom Parlament 1784 wegen der Mißstände, welche im Streite zwischen Hastings und seinen Räthen sich offenbarten, bestimmt, daß der oberste Gerichtshof über den Statthalter und seine Räthe keine Gewalt habe, noch über die Beamten, welche im Auftrage der indischen Regierung handeln. Die indische Regierung allein habe das Steuerwesen zu ordnen, wider Rückständige zu verfahren und Streitigkeiten zwischen Hindu und Moslimen nach ihren besonderen Gesetzen zu begleichen. Seien die Parteien verschiedenen Glaubens, so gelte das Gesetz des Beklagten. Das Recht und Ansehen der Familienoberhäupter solle gewahrt, eine Sitte der Eingebornen nicht als Verbrechen betrachtet werden, wenn sie es auch nach englischem Gesetze wäre. Ueberhaupt solle auf Sitten, Gebräuche, Ansichten der Eingebornen möglichst Rücksicht genommen werden. Das Parlament.

Das hieß sich den Eingebornen nähern und die eigene Herrschaft befestigen. Uebrigens ließ sich die Compagnie doch nur von ihrem Krämergeist leiten und sind manche Schritte, zu welchen sich der muthige, umsichtige Hastings fortreißen ließ, nur ihrem steten Drängen auf Geld zuzuschreiben. Einsichtsvolle sahen schon damals, daß die Regierung selber einschreiten und Ostindien übernehmen müsse. In den glänzenden Reden, welche später gegen und für Hastings im Parlamente gehalten wurden, brach sich diese Ansicht immer mehr Bahn und Pitt*) äußerte 1784, es sei ein Unsinn, ein Reich von 30.000 Quadratmeilen und 100,000.000 Einwohnern von Kaufleuten regieren zu lassen, die sich in ihren Ansichten und Maßregeln von den augenblicklichen, oft scheinbaren Handelsvortheilen leiten und nach monopolistischen Grundsätzen das schwankende Schicksal von Millionen Menschen und Menschenrechten bestimmen wollten. Aber der Eigennutz ist zäh und der Kampf währte in England lange. Man denkt unwillkürlich an das, was Strabo über das Geheimthun der Phöniker und Karthager mit ihren Handelswegen und ihrem Waarenabsatz Krämergeist. Pitt.

*) Pitts India-Bill.

sagt, wenn man in Malcolm liest, die indischen Verhältnisse seien nicht nur dem größten Theil des englischen Volkes, sondern auch den Ministern, Lords, Parlamentsmitgliedern, selbst den englischen Geschichtschreibern unbekannter als die Verhältnisse des Negerreiches Timbuktu. Die indischen Besitzungen hätten ihre eigene Regierung, die für Indien bestimmten jungen Leute erhielten eine eigene Erziehung, die aus Indien Zurückgekehrten hätten ihre eigenen Geschäfte, Gewohnheiten, Genossen, Gesellschaften, von denen sie wie von einem Spinngewebe umzogen wären *).

*) Strabo III. am Schlusse. Malcolm, The life of Robert Lord Clive collected from the Family-papers, communicated by the Earl of Powis. London 1836. Preface.

Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Druck von Hirschfeld in Wien.

Historische Werke

aus dem Verlage

von **W. Braumüller,** k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in **Wien.**

Prokesch, A., Oberlieutenant im k. österr. Generalstabe. **Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg.** Neue Ausgabe. Mit einem einleitenden Vorworte des Verfassers, des jetzigen k. k. Feldmarschall-Lieutenants und Internuntius Anton Freiherrn von Prokesch-Osten. Mit Porträt. 8. 1861. 2 *fl.* — 4 *M.*

— — **Mehmed Ali,** Vice-König von Aegypten. Aus meinem Tagebuche. 1826—1841. 8. 1877. 2 *fl.* — 4 *M.*

Radics, P. von. Herbard VIII., Freiherr zu Auersperg. (1528—1575), ein krainischer Held und Staatsmann. Mit einer Einleitung: Die Auersperge in Krain, einem Porträt und der facsimilirten Handschrift Herbard's. gr. 8. 1862. 4 *fl.* — 8 *M.*

Thürheim, Graf A. Feldmarschall Karl Josef Fürst de Ligne, die „letzte Blume der Wallonen." Eine Lebensskizze. gr 8. 1877. 3 *fl.* 50 *kr.* — 7 *M.*

Vivenot, Dr. Alfred Ritter von, weil. k. k. Legationsrath. **Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen** als Reichs-Feldmarschall. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverfalles und des Baseler Friedens. Nach Original-Quellen bearbeitet. 3 Abtheilungen. Mit 2 Porträts und 1 Karte. gr. 8. 1864—1865. 18 *fl.* — 36 *M.*

— — **Thugut, Clerfayt und Wurmser.** Original-Documente aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archive und dem k. k. Kriegs-Archive in Wien, vom Juli 1794 bis Februar 1797. Mit einer historischen Einleitung. gr. 8. 1869. 6 *fl.* 50 *kr.* — 13 *M.*

— — **Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut,** österr. Ministers des Aeußern. Beiträge zur Beurtheilung der politischen Verhältnisse Europas in den Jahren 1792—1801, nach den Original-Quellen der k. k. österr. Staats- und mehrerer Privat-Archive ausgewählt. 2 Bände. Mit dem Medaillon-Porträt Thugut's. gr. 8. 1872. 10 *fl.* — 20 *M.*

Walther, Dr. Ph. A. F., Geheimrath, Director der großh. Hofbibliothek und der Cabinet-Sammlungen in Darmstadt. **Briefwechsel der „Großen Landgräfin" Caroline von Hessen.** Dreißig Jahre eines fürstlichen Frauenlebens. Nach den im großh. Haus-Archive zu Darmstadt befindlichen Papieren herausgegeben. 2 Bände. Mit einem Bildnisse und einem Facsimile. gr. 8. 1877. 10 *fl.* — 20 *M.*

Weyhe-Eimke, Arnold Freiherr von. Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Buquoy, Retter der habsburgisch-österreichischen Monarchie. Eine Episode aus dem dreißigjährigen Kriege. Quellen-Studie aus dem Schloßarchive zu Gratzen. Mit dem Bildnisse des Grafen von Buquoy nach dem Originalbilde von P. P. Rubens. gr. 8. 1876. 1 *fl.* 20 *kr.* — 2 *M.* 40 *Pf.*

Wolf, Adam. Fürst Wenzel Lobkowitz, erster geheimer Rath Kaiser Leopold's I. 1609—1677. Sein Leben und Wirken. Mit Porträt. gr. 8. 1869. 6 *fl.* — 12 *M.*

— — **Die Aufhebung der Klöster in Inner-Oesterreich.** 1782—1790. Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Josef's II. gr. 8. 1871. 1 *fl.* 50 *kr.* — 3 *M.*

— — **Lukas Geizkofler** und seine Selbstbiographie. 1550—1620. gr. 8. 1873. 2 *fl.* — 4 *M.*

Wien. Druck v. Hirschfeld.